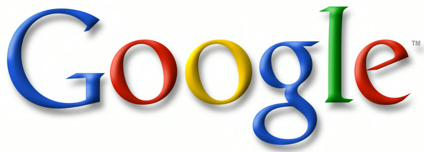


Blätter für Volksbibliotheken

*

NEUE FOLGE DER BLÄTTER F. VOLKSBIBLIOTHEKEN UND LESEHALLEN

*

Herausgegeben von

Gottlieb Fritz u. Richard Oehler

1. Jahrgang



LEIPZIG OTTO HARRASSOWITZ
1920

Inhaltsverzeichnis.

Von Ch. Martin.

Als Beilage findet sich mit besonderer Paginierung ein Blatt „Mitteilungen der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen" hinter Heft 1—9; der Inhalt ist in dem Namen- und Sachregister nicht berücksichtigt.

Blätter für Volksbibliotheken

Jahrgang 1 1920 Heft 1

117. 1920

Die Pflege des neueren Dramas in der Volksbibliothek.

Von Dr. Hans Knudsen, Berlin-Steglitz.

Verleger und Bibliothekare werden es im allgemeinen bestätigen, daß, wenn man einmal von einschlagenden Werken wie Gerhart Hauptmanns „Versunkene Glocke" oder K. Schönherrs „Glaube und Heimat" absieht, das Verlangen des Publikums nach dramatischer Literatur ganz außerordentlich zurücktritt gegen die Bevorzugung erzählender Bücher. (Die Lyrik teilt freilich noch das Schicksal des wenig gelesenen Dramas.) Es gibt der Gründe dafür eine ganze Menge: Ein naives Publikum, aber nicht nur dieses, sondern auch intellektuelle Kreise, können das Drama nicht von der Theateraufführung trennen; so sehr aber die Mehrzahl der Dramatiker zur lebendigen Bühne strebt und dann erst am Ziel zu sein glaubt, wenn ihr Werk aufgeführt ist und damit die erhoffte weite Wirkung ausübt, so muß doch an der Erkenntnis festgehalten werden, daß man ein Drama auch ganz außerhalb der (entstehungsgeschichtlich durchaus anders gearteten) Theatersphäre würdigen kann. Einem durch die Illusionsbühne so ungemein verwöhnten Publikum fehlt dann auf der anderen Seite zu sehr die Möglichkeit, das gelesene Drama im eigenen Kopf lebendig werden zu lassen; fehlt die Möglichkeit, zwischen den Zeilen zu lesen und das alles selbst zu sehen und tätig zu leisten, was der epische Erzähler sonst als Aufgabe übernimmt. Das stoffliche Interesse ist beim Publikum durch Nur-Unterhaltungsbücher oft so in Anspruch genommen, daß es, formalen Problemen ohnehin schwer zugänglich, schon an der Form-Angelegenheit des Dramas stutzig wird; und namentlich das neuere Drama stellt hier nicht unerhebliche Forderungen.

Nun ist im Augenblick die Pflege des neueren und neuesten Dramas an den Bühnen bemerkenswert stark und lebhaft; nicht etwa bloß an den für die Theater leider immer noch viel zu maßgeblichen Berliner oder an anderen hauptstädtischen Bühnen; auch die kleineren Provinztheater werden in Zukunft jährlich zu mindestens einer Uraufführung kommen. Es wird dadurch mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit im Publikum, das heute wie nie zuvor die Theater füllt, doch wohl die Anteilnahme am neueren Drama etwas steigen, und die strebsamen und bildungsfreudigen unter den Theaterbesuchern werden auch mehr zum gedruckten Drama greifen; es weniger vielleicht kaufen, als es aus ihrer Bibliothek zu holen versuchen.

In dem Ankauf neuer Dramen, der Schönen Literatur überhaupt, hat naturgemäß eine Staats-Bibliothek ganz andere Ziele und Aufgaben als die Volks- und Bildungs-Bibliotheken; während jene die Verpflichtung hat, der Nachwelt das Dichtungsgut der Zeit aufzubewahren und zu erhalten, und dem allgemeinen Verleihen solcher Bücher einen Riegel

vorschieben muß, liegt es im Wesen dieser Bibliotheken, ihre neuere Dramatik möglichst stark unterwegs zu wissen.

Für die Ankaufs-Politik ist jüngst von dem Vorsitzenden der Berliner „Gesellschaft für deutsche Literatur", Universitäts-Prof. Dr. Max Herrmann, in einem programmatischen Vortrag über die Aufgaben einer solchen Gesellschaft ein bemerkenswerter Vorschlag gemacht worden. Bei der großen Verantwortung, die die Leiter aller Bibliotheken in der zu leistenden literarischen Erziehungs-Arbeit haben, sollten eigentlich alle der Literatur Nahestehenden von den Ankaufs-Grundsätzen Genaueres erfahren, sollten Dichter und Forscher und Bibliotheksleiter in ergänzender Aussprache Möglichkeiten und Wege erörtern; denn Dichter und Forscher haben beide ein großes Interesse daran, was als Dichtung angesehen und durch die Bibliothek dem lesenden Publikum zugeführt wird. Die „Gesellschaft für deutsche Literatur" hat beschlossen, diese Anregungen, die natürlich nur eine von den vielen von Herrmann aufgeworfenen wichtigen Fragen darstellten, allmählich durchzuführen; und so ist in absehbarer Zeit auch für die Bibliotheken, auch für die Frage nach der dramatischen Literatur unserer Tage in den Bibliotheken eine zweifellos fruchtbare neue Erörterung zu erwarten.

Es fragt sich heute vorerst: wie hat die Volksbibliothek zu der Pflege des neueren Dramas an unsern Bühnen zu stehen? Man darf wohl das Wort eines Mannes beachten, der dem Theater wie der forschenden Kritik gleich nahe steht: Ferd. Gregori fordert und klagt in seinem kürzlich erschienenen Buche „Der Schauspieler": „Der Zuschauer hat sich . . . durch Lektüre vorzubereiten, wenn er mehr als den Tatsacheninhalt erfahren will. Daß er es in der Regel nicht tut, ist das Glück für die Halbbegabten der Bühne, ist die Qual der großen Verkannten . . ." Ich führe es nicht deswegen an, weil Gregori überhaupt den vorbereiteten Zuschauer fordert; denn das forderten wir immer schon; sondern weil ihm die Angelegenheit auch vom schauspielerischen Standpunkt aus am Herzen liegt und die Folgen nach dieser Richtung beleuchtet werden. Die Vorbereitung des Zuschauers ist ohne Schwierigkeit möglich, wenn es sich um die im Spielplan stehenden Dramen etwa von Gerh. Hauptmann handelt. Sobald aber Wedekind gespielt wird oder B. Shaw, Hofmannsthal, O. Wilde, A. Holz, A. Schnitzler, Schmidtbonn, wird das schon schwieriger; denn von ihnen werden die Volksbibliotheken im allgemeinen nicht allzuviel besitzen. Nun aber gar, wenn die betreffenden Theater junge und jüngste Dramatiker spielen: Burte, Essig, Eulenberg, Goering, Hasenclever, Kaiser, Lauckner, Sorge, Sternheim, Stucken, Unruh, Wildgans — um nur eine Reihe der hervorstechendsten Namen zu nennen. Nur wenn die Bibliotheken sich auf den weitherzigen Standpunkt stellen würden: mit dem Augenblick, wo bei uns die Aufführung eines neuen Dramas angekündigt wird, schaffen wir es in einer größeren Anzahl von Exemplaren an und sorgen dafür, daß es sogleich verleihbar wird — nur dann wird der „vorbereitete Zuschauer" möglich werden auch für ganz moderne Stücke. Das wird oft schon dadurch seine großen Schwierigkeiten haben,

daß allerneueste Dramen oft erst mit oder wenige Tage vor der Aufführung im Buchhandel erscheinen.

Es wird also die so sehr zu fordernde Vorbereitung des Zuschauers in solchen Fällen vielleicht in eine nachträgliche Rückschau und Kontrollierung der Eindrücke gewandelt werden, gewandelt werden müssen. Diese besonderen Fälle werden aber so sehr häufig gar nicht sein; und wenn nur irgend das Drama Qualität hat, so mag es angeschafft werden und wird seine Schuldigkeit getan haben, wenn es einer größeren Anzahl interessierter Zuschauer und Leser diese Rückschau ermöglicht hat und vielleicht noch eine weitere Anzahl Späterer gefördert hat. Wird es nach einem oder zwei Jahren nicht mehr gefordert, so hat jedenfalls die Volksbibliothek ihre Pflicht erfüllt, wofern sie sich eben entschließt, diesen Zusammenhang mit den Theaterbesuchern zu erstreben. Der Volksbibliotheks-Leiter wird über die Qualitätsfrage in solchen Fällen leichter entscheiden können, als der Leiter eines staatlichen Büchermagazins, der, wie schon angedeutet, sub specie aeternitatis kauft. Moderner Paul Lindau, Ludwig Fulda oder ähnliche Theater-Marktware, also alles, was nur Theaterstück, nicht Drama ist, wirkt schon auf dem Theater geschmackverderbend genug, und der Bibliotheks-Leiter tut gut, dem Publikum nicht auch noch das gedruckte Buch bereit zu halten.

Es kann sich freilich nicht bloß darum handeln, in dieser Weise, sozusagen für den Augenblick zu arbeiten; denn wenn die Volksbibliothek die außerordentlich wichtigen Aufgaben lösen will, das Publikum für das neuere Drama zu interessieren (und in vielen Fällen wird das soviel heißen wie: überhaupt erst zu dieser Lektüre zu erziehen), dann muß sie doch wohl dazu kommen, von den wichtigsten neuesten Vertretern die bemerkenswertesten Dramen anzuschaffen; das brauchen nicht bloß die guten und besten zu sein, sondern ein schlechteres kann mitunter starke Schlagkraft haben und Erkenntnis-Möglichkeit bieten. Ich nannte eben ein Dutzend der bezeichnendsten Namen. Es ist damit durchaus nicht gesagt, daß das alles große Dichter sind; Hasenclever z. B. gehört keineswegs dazu, aber die Erkenntnis, daß es sich hier um einen arg Überschätzten handelt, dringt nur langsam durch. Trotzdem: das Bibliotheks-Publikum soll sich selbst mit der Frage auseinandersetzen, und dazu gehört das Vorhandensein seiner Dramen in der Bibliothek. Man wird also geradezu fordern dürfen, daß eine Volksbibliothek die Dramen dieser besonders herausragenden Persönlichkeiten besitzt. Und gewiß auch ein paar mehr; ich würde noch nennen: Barlach, O. Erler, Paul Ernst, H. W. Fischer, Bruno Frank, W. Harlan, Carl Hauptmann, Eberh. König, Wilh. v. Scholz, Leonh. Schrickel, W. Stücklen, ohne daß auch damit alle genannt wären. Hat man aber diese im Bücherbestande, so hilft man schon manchem weiter. Man wird nötigenfalls auch vielleicht ein besonderes Drama absichtlich beiseite lassen dürfen; ich kann es mir sehr wohl denken, daß man z. B. F. v. Unruhs „Geschlecht" den einfacheren Lesern nicht ohne weiteres in die Hand geben möchte.

Für die Anschaffung selbst hat der Bibliotheks-Leiter mancherlei Handhaben. Es ist ganz gewiß nicht nötig, daß jeder junge Dramatiker,

dem etwa ein so ganz auffallend mit dramatischem Instinkt begabter Kritiker wie Hans Franck im „Literarischen Echo" eine anerkennende oder Hoffnung erweckende Analyse widmet, sogleich den Eingang in die Volksbibliothek finden sollte. Immerhin wird ein aufmerksamer Leiter gerade auf das „Literarische Echo" besonders zu achten haben. Er hat aber, wenn er heute seinen vielleicht recht lückenhaften Bestand an junger Dramatik durchgeht und seine Ergänzungs-Notwendigkeit erkennt, einen ganz ausgezeichneten Führer in Julius Babs wichtigem Buche „Der Wille zum Drama" (Berlin 1919), der Fortsetzung seiner gleich wichtigen und wertvollen früheren dramaturgischen Chroniken. Das Buch hat in diesem Zusammenhange deswegen seine unübersehbare Bedeutung, weil der sehr kluge und strenge Kritiker Bab vom gedruckten Drama, vom Buchdrama ausgeht. Insofern ist seine Kritikensammlung Büchern wie S. Jacobsohns „Jahr der Bühne", das nur das aufgeführte Drama berücksichtigt, und zwar nur das in Berlin gespielte, weit überlegen. Allerdings läßt Bab seine Kritiken nur in weiten Zeitabschnitten von mehreren Jahren erscheinen. Für die Anschaffung neuerer Dramen ist Babs Buch, obgleich er manchen beachtbaren Dramatiker ausscheidet, der denkbar beste Führer. Er kommt aber nicht bloß für den Bibliothekar in Betracht, sondern muß auch in die Hand der Bibliotheks-Benutzer gebracht werden.

Damit ist dann schon die letzte Frage dieser Erörterungen berührt: es scheint mir durchaus nötig, den Lesern nicht einfach damit zu dienen, daß man ihnen nun eine große Anzahl der neueren Dramatiker zur Verfügung hält. Vielmehr wird es erforderlich sein, ihnen auch den Weg zum wirklichen Verständnis der jüngsten Dichtung zu weisen und zu ebnen. Das kann eigentlich nur geschehen durch Anschaffung kritischer Literatur. Selbst geistig geschulte Leser stehen den neuen Strömungen unserer Dichtung, für die ich einmal das fast bis zur Unkenntlichkeit abgebrauchte Schlagwort „Expressionismus" anwende, solange verständnislos gegenüber, bis ihnen durch irgendeine kritische Studie das Wesen, die theoretischen Grundlagen und die Ziele der neuen Kunst klar geworden sind. Gewiß werden die expressionistischen Dramatiker strengster und einseitigster Richtung, wie etwa August Stramm, kein sehr langes Leben fristen. Einem voraussetzungslosen Leser indes solche Dramenlektüre in die Hand geben, hieße, ihn ganz verwirren, ihn abschrecken, ihm das jüngste Drama von vornherein verleiden. Er wird, wenn überhaupt, so nur dann ein gewisses Verhältnis zu dieser Kunst gewinnen können, wenn er vorher darüber unterrichtet wird, daß die expressionistische Kunstrichtung die dem Genießenden anfangs so ungeheuerlich dünkende Forderung vertritt, daß Kunst mit Natur nichts gemein hat, daß beide nach ganz anderen Gesetzen leben und wirken, daß der Expressionist hinter die Dinge schauen will, daß sein Erlebnis, nicht der Stoff das Wesentliche ist, daß es auf die Vision des ekstatischen Künstlers und auf die mehr oder minder große Befähigung der Mit- oder Nach-Erlebenden ankommt, diese Vision bei sich selbst nachzuschaffen. Wird ihm dergleichen klar gemacht,

dann kann er — vielleicht, sehr vielleicht! — etwas von der Lektüre Kokoschkas oder ähnlicher Dramatiker haben. Aber von den ganz extremen abgesehen, gibt es doch noch eine ganze Anzahl expressionistischer Dramatiker, die anspruchsloser und erfaßbarer sind: Max Brod, Sternheim, Kaiser, Heinrich Mann, Arnold Zweig sind auch irgendwie Expressionisten (wie es denn Expressionismus lange vor unserer Generation gegeben hat), und für manches auch in ihrem Schaffen würde eine grundsetzliche Auseinandersetzung über den Expressionismus beim Publikum klärend wirken.

Aber auch für die unter den neueren und neuesten Dramatikern, die jener traditionslosen Kunst fernstehen und an die große Überlieferungslinie: Schiller, Kleist, Hebbel, Hauptmann anknüpfen, die also, im hoch gegriffenen künstlerischen Sinne Epigonen sind, — und es gibt unter ihnen so kraftvolle Könner wie z. B. Hermann Burte! — auch für sie gilt die Forderung: wenn möglich ist nicht nur ihr Dramenwerk anzuschaffen, sondern auch, und namentlich dann, wenn man ihre Werke nur in einer wohlüberlegten Auswahl kauft, eine kritische Studie über ihr Schaffen. Ich verspreche mir nicht viel davon, wenn man etwa den Leser auf ein Buch wie Osk. Walzels „Die deutsche Dichtung seit Goethes Tod" hinweist. Die Übergeschäftigkeit, mit der Walzel in der Tagespresse mit vielfach recht seichten Feuilletons als Herold der jüngsten Dichter auftritt, beeinträchtigt auch eine solche wissenschaftliche Buchveröffentlichung ungünstig; von ein paar charakterisierenden Beiworten und der geschichtlichen Einordnung hat der Leser nicht viel. Dagegen wird ihm die Heranziehung einer kleinen monographischen Darstellung nützlich sein. Das braucht nicht immer ein Büchlein zu sein; ein guter Zeitschriften-Aufsatz tut dasselbe. Die Schwierigkeit wird nur die sein: wie soll man dem Entleiher einen solchen zuführen? Es wird nicht überall der Brauch und die Möglichkeit so sein, wie z. B. in der Berliner Stadt-Bibliothek, die von vielen Zeitschriften-Aufsätzen Sonderabdrücke einstellt. Es wäre, wenn sich dieser nachahmenswerte Brauch für das neuere Drama nicht durchführen läßt, aber gewiß möglich, daß man in bestimmten Nebenkatalogen für das Publikum einen oder zwei größere Zeitschriften-Aufsätze und natürlich etwa vorhandene monographische Darstellungen über den Dichter, über sein Gesamtschaffen oder über ein einzelnes, besonders herausragendes Einzelwerk mit aufnimmt. Es müßte freilich schon jemand mit besonderer Liebe diese ganze Angelegenheit unter sich haben.

Es ist eigentlich nur noch eine Selbstverständlichkeit, wenn ich hinzufüge, daß da, wo die nun schon überall eingerichteten sogenannten „Volks-Hochschulen" irgendwie ein Thema behandeln, das zu dem neueren und neuesten Drama hinführt, die Volks-Bibliotheken mit aller nur möglichen Kraft diese Gelegenheit ausnützen, um nicht nur für den gegebenen Anlaß mitzuwirken, sondern vielleicht von hier aus dem Interesse des Publikums einen neuen Impuls zu geben.

Das scheinen mir Forderungen, Wege und Möglichkeiten zu sein, wie von der Volks-Bibliothek aus im Publikum, das viel zu sehr

nur die erzählende Literatur als Lektüre kennt, eine Neigung zum neuen Drama vielleicht nicht, wohl aber ein Mitbedenken der jüngeren dramatischen Erscheinungen, ein sanftes Heranzwingen an das Problem erreicht werden kann. Und kommen sie nicht gleich in großen Scharen nach neuen Dramen fragen, so wird der Aufwand schon belohnt sein, wenn erst einmal wenige einen Wunsch äußern. Der gute Volks-Bibliothekar hat ja die Möglichkeit, selbst das Interesse der Benutzer ein wenig in die Bahn zu lenken, in die er sie gern hinein haben möchte.

Probleme der Bildungspflege im neuen deutschen Osten.

Denkschrift der Stadt Frankfurt a. O. unter Zugrundelegung des an die Regierung gerichteten bibliothekarischen Initiativantrages und Gutachtens des Leiters der Lübecker Stadtbibliothek Dr. W. Pieth.

Der gewaltige Aufschwung, den die Bestrebungen der Volksbildungspflege gerade in der heutigen Zeit des militärischen und wirtschaftlichen Zusammenbruchs Deutschlands genommen haben, zeigt, daß im deutschen Volke trotz aller Schicksalsschläge der feste und ernste Wille zum Wiederaufbau vorhanden ist, und gibt zugleich die Wege zur Erreichung dieses Zieles an. Das neue Deutschland wird ein Schulstaat sein, und die Erhaltung und der Ausbau bestehender und die Schaffung neuer Bildungsmöglichkeiten die wichtigste der kommenden friedlichen Aufgaben des Staates und der Gemeinde. Dem neuen Osten Deutschlands aber, bestehend aus dem Regierungsbezirk Frankfurt a. O., den beim Reiche verbleibenden Teilen von Westpreußen und Posen, dem nördlichen Schlesien und den südöstlichen Teilen Pommerns wird hinfort der Schutz und die Pflege deutscher Bildung und deutschen Geisteslebens gegen das Slawentum anvertraut sein, und an seinen Bildungsstätten wird die deutsche nationale Minderheit in den abgetretenen Landesteilen den Halt suchen müssen, der sie vor dem Aufgehen im Polentum bewahrt. Deshalb darf das große Bildungswerk, welches das alte Reich an seinen Ostgrenzen geschaffen hat, nicht restlos der Vernichtung durch das Polentum anheim gegeben werden, sondern es muß mit allen Mitteln erstrebt werden, zu retten, was zu retten ist, und das Geborgene, wenn auch in veränderter Form, seiner alten Bestimmung wieder zuzuführen. Zu den wertvollsten Bildungseinrichtungen im einstmals preußischen Polen gehören die Kaiser-Wilhelm-Akademie und die Kaiser-Wilhelm-Bibliothek in Posen.

Die Kaiser-Wilhelm-Bibliothek in Posen gehörte der Provinz. Der preußische Staat hat jedoch die Hälfte des jährlichen Aufwandes der Bibliothek bestritten und insgesamt 790000 Mark an Zuschüssen geleistet. Auch ist mehr als die Hälfte des Bücherbestandes durch Geschenke deutscher Verleger zusammengebracht worden. Im Jahre 1912 zählte die Bibliothek ohne Restbestände 180000 Bände, sie wird gegenwärtig nach einer Schätzung des Leiters der Lübecker Stadtbibliothek Dr. Pieth, der mehrere Jahre an ihr tätig war, 230000—250000 Bände betragen. Von diesen Bänden sind nur 50—60 % rein wissen-

schaftliche Werke, der Rest besteht in populär-wissenschaftlicher und schön-geistiger Literatur. Die Polen haben aus der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek ihre Universitäts-Bibliothek gemacht und nur die rein wissenschaftlichen Werke für die Benutzung vorgesehen; den Kreis der Benutzer bilden nur noch Behörden, Professoren und Studenten. Damit fallen drei Vierteile der bisherigen Benutzer fort und die riesigen Bestände an nicht rein wissenschaftlicher Literatur bleiben unbenutzt. Zu dieser zu rettenden Büchermenge tritt noch die sehr gut organisierte Posener Wanderbibliothek mit etwa 35000 Bänden hinzu. Die Polen werden zur Abgabe der bezeichneten Bücherbestände von mehr als 125000 Bänden umso eher geneigt sein, als durch das Bestehen einer solchen deutschen, nicht rein wissenschaftlichen Bibliothek das Deutschtum, das ja gerade von ihnen unterdrückt werden soll, gestärkt und gefördert wird; war doch bereits früher die Provinzial-Wanderbibliothek national-polnischen Kreisen ein Dorn im Auge. Zudem ist der preußische Staat sehr wohl in der Lage, Rechte auf einen Teil des Bücherbestandes geltend zu machen, weil einmal mehr als die Hälfte des Bücherbestandes aus Staatszuschüssen und Geschenken deutscher Verleger beschafft ist, und weil andererseits ja auch Teile der Provinz Posen bei Preußen bleiben, die ebenfalls einen begründeten Anspruch auf die Bibliothek haben. Da nun der Wert der rein wissenschaftlichen Werke den Wert einer gleichen Anzahl von Bänden sonstiger Literatur etwa um das Doppelte übersteigt, so dürfte nicht nur ein Anspruch auf Herausgabe dieser Werke, sondern auch darüber hinaus ein Anspruch auf Herausgabe der reichlich vorhandenen Dubletten wissenschaftlicher Werke gerechtfertigt sein und bei den Verhandlungen mit Aussicht auf Erfolg vertreten werden können.

Gelingt es, diese gewaltigen Werte zu bergen, so sind sie ihrer bisherigen Bestimmung, der Förderung und Erhaltung deutschen Geisteslebens im Osten zu dienen, erneut zuzuführen. Das ist bei der Zusammensetzung des Bücherbestandes, bei dem das rein wissenschaftliche Element stark in den Hintergrund tritt, nur möglich durch Schaffung einer Volksbücherei größten Stils, einer „Ostdeutschen Landesbücherei", der für die neuen ostdeutschen Landesteile und darüber hinaus in das abgetretene Gebiet hinein die Bildungspflege durch das Buch im Sinne der deutschen Bücher- und Lesehallenbewegung übertragen wird.

Frankfurt a. O. ist seiner Bedeutung, seiner Lage und seinen Eisenbahnverbindungen nach der gegebene Sitz der Zentrale dieser Bücherei, die dem Volksbibliothekswesen der zu umfassenden Bezirke künftig die Richtung geben wird. Da die Stadtgemeinde Frankfurt a. O. aber für ein Bildungswerk von solchem Umfange allein nicht tragkräftig genug erscheint, so muß der früher durch die Provinz Posen verwirklichte Gedanke, die ganze Ostmark zum Träger dieser Volksbildungsbestrebungen zu machen, aufs neue in die Tat umgesetzt werden, und das ist möglich durch die Schaffung eines Zweckverbandes unter den beteiligten Landkreisen und kreisfreien Städten. So wird die Bücherei, der Zusammensetzung ihres Bücherbestandes entsprechend, nicht Standort- sondern Wan-

derbibliothek sein und den Kreis ihrer Benutzer über den Stadtbezirk Frankfurt a. O. hinaus auf die gesamte Ostmark und darüber hinaus ins abgetretene Gebiet hinein ausdehnen. Die Bücherei wird dadurch auch für die unter polnische Staatshoheit geratene deutsche Bevölkerung viel wertvoller werden, als wenn sie in Posen unter polnischer Verwaltung verbliebe, die natürlich alles unterdrücken wird, was dem Deutschtum an ihren Westgrenzen zum Halt und zur Stütze gereichen könnte. Die in Oberschlesien, Posen, Düsseldorf und an anderen Stellen gemachten Erfahrungen werden bei der Organisation des Unternehmens verwertet werden. Die Bibliothek wird als Wanderbibliothek einmal den Zweck verfolgen, diejenigen kreisfreien Städte, Kreisstädte und kleineren Orte, welche eigene kleine Büchereien bereits besitzen, mit sorgfältig zusammengestellten, periodisch abwechselnden neuen Bücherbeständen zweckmäßig zu ergänzen, zum andern: jenen in den einzelnen Kreisen gelegenen Orten, die aus den verschiedensten Gründen noch nicht im Besitze einer eigenen Gemeindebücherei sind, von jenen Kreisstädten aus Bücher zuzuführen und sie gleichzeitig zur Gründung eigener kleiner Büchereien, die als fester Stamm neben jenen periodisch wechselnden Bücherbeständen bestehen bleiben, anzuregen. Der Bücherverkehr wird innerhalb des Zweckverbandes zwischen der Zentrale Frankfurt a. O. und den angeschlossenen Städten unmittelbar stattfinden, wobei die guten von Frankfurt a. O. ausgehenden Bahnverbindungen die Arbeit wesentlich erleichtern werden. Die weitergehende Leitung der Bücher innerhalb der einzelnen Kreise wird von der jeweiligen Kreisstadt aus nach einem von der Gesamtleitung zu entwerfenden Plane stattfinden und der Zentralleitung unterstellt sein. Auf diese Weise wird innerhalb der unbedingt notwendigen Einheitlichkeit doch eine Dezentralisation erreicht, welche selbst solche Probleme, „wie die Dorfbücherei", einer Lösung zuzuführen geeignet ist. Die Organisation des Zweckverbandes schließt die Einordnung der bereits bestehenden Ortsbüchereien (auch für ihren engeren Wirkungskreis) in das Ganze dieses einheitlichen Gefüges ein. Es kann und wird nicht so sein, daß durch eine solche Zentralwanderbücherei die Initiative einzelner Gemeinden in Bildungsfragen etwa herabgemindert wird; diese Art der Organisation verspricht vielmehr die Weckung und Stärkung des Bewußtseins für die bedeutenden Pflichten, die heute mehr als je den Gemeinden als den vorzüglichsten Trägern der Bildungspflege erwachsen sind. Daß die neue Gründung des geplanten Unternehmens eine Reform der in den einzelnen Bezirken bestehenden Büchereien mit sich bringen muß, steht außer Frage. Überdies wird eines der wichtigsten Arbeitsgebiete des Leiters der Wanderbibliothek und seiner fachmännischen Mitarbeiter darin bestehen, eine wirkliche Bildungspflege durch das Buch und nicht lediglich die bisher nur zu häufig einseitig und kurzsichtig betonte Verbreitung von Literatur zu organisieren. Die Vereinigung der Städte und Kreise zu dem geplanten Zweckverbande wird um so weniger auf Widerstand stoßen, als den beteiligten Verbänden aus dem geplanten Unternehmen nur Vorteile erwachsen. Die Schaffung und selbst nur die allen Anforderungen

entsprechende Unterhaltung kleiner und mittlerer in sich abgeschlossener Büchereien ist bei den heutigen Verhältnissen auf dem Büchermarkte nahezu eine Unmöglichkeit. Durch die Übernahme eines großen vorhandenen Bücherbestandes und die gemeinsame Tragung der laufenden Aufwendungen im Wege des Zweckverbandes wird auch den weniger leistungsfähigen Gemeindeverbänden des neuen deutschen Ostens die Möglichkeit gegeben, die großen Volksbildungsaufgaben der nächsten Zukunft restlos zu erfüllen. Gelingt das geplante Werk aber, so kann dadurch, daß der Gedanke eines großen Verbandes, einer Genossenschaft zu gemeinsamer Förderung deutschen Geisteslebens und deutschen Wissens in der Ostmark sich durchsetzt, ein Bildungswerk von den größten Ausmaßen geschaffen werden. Jetzt ist die alte Hochschulstadt Frankfurt a. O. mit der Schaffung der Volkshochschule vorangegangen und hat als erste Stadt den Gedanken der Schaffung einer Austauschgemeinschaft für Volkshochschullehrer unter den Städten des Ostens angeregt. Neue Fachschulen sind im Entstehen (das landwirtschaftliche Kaiser-Wilhelm-Institut soll aus Bromberg hierher verlegt werden) und an der mustergültig geleiteten volkstümlichen Stadtbücherei finden jetzt schon regelmäßig mit staatlicher Beihilfe praktische Lehrgänge zur Ausbildung haupt- oder nebenamtlicher Verwalter von Volksbüchereien statt. Sollte sich der Zweckverband zur Förderung der Volksbildungspflege im deutschen Osten auf dem Gebiete der Volksbücherei bewähren, so führt der nächste Schritt notwendig zur Schaffung der gemeinsamen pädagogischen Hochschule, der ein Seminar zur Ausbildung von Volkshochschullehrern und die Lehrgänge für Volksbibliothekare anzugliedern sein würden. In dieser Hochschule könnte die alte Posener Kaiser-Wilhelm-Akademie mit ähnlichen Zielen, wie sie bisher erstrebt wurden, im neuen Osten wieder erstehen und neuen Segen verbreiten. Zugleich aber würden die Männer, die bisher ihre Lebensarbeit in den Dienst der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek und der Kaiser-Wilhelm-Akademie gestellt hatten, ihrer Aufgabe erhalten bleiben und eine neue Stätte ihrer Wirksamkeit finden zur Hebung und zur Pflege deutscher Bildung und deutschen Wissens in den Ostgrenzen des Reiches.

Wir glauben deshalb erwarten zu dürfen, daß die Bergung der bezeichneten Bücherbestände auf deutsches Gebiet mit allen Mitteln versucht werden wird, und daß unsere Stadt als die künftig führende Stadt des deutschen Ostens zum Sitze der neu zu schaffenden Ostdeutschen Landesbücherei ausersehen wird. Wir sind dagegen gern bereit, unsere bereits bei der Vorbesprechung im Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung abgegebene Erklärung nochmals zu wiederholen, daß wir die Verpflichtung:

1. die deutschen Minderheiten in Polen auf jede Weise zur Mitbenutzung der Bibliothek zuzulassen und
2. die Posener Bibliotheksbeamten bei der Anstellung zu bevorzugen,

voll anerkennen und unseren gesamten Einfluß in dem zu gründenden Zweckverbande zur Erfüllung dieser übernommenen Verpflichtungen einsetzen werden.

Kursus für die Verwalter von Volksbüchereien in der Provinz Pommern.

Von Dr. Hans Joachim Homann.

In der Stettiner Stadtbücherei hat am 2., 3. und 4. Oktober ein Lehrgang für die Leiter und Leiterinnen der Volksbüchereien der Provinz Pommern stattgefunden, der von Büchereidirektor Dr. Ackerknecht, als dem Leiter der Beratungsstelle für das Volksbüchereiwesen der Provinz Pommern, eingerichtet war. Der Lehrgang bildete die Fortsetzung und Erweiterung eines ähnlichen Kurses, der im Frühjahr 1916 abgehalten wurde (vgl. den Bericht in Jahrg. 17, S. 129 dieser Zeitschrift). Ein Vergleich der beiden zeigt einen erfreulichen Fortschritt im Lauf der letzten Jahre. Mag auch die geringere Zahl der Teilnehmer im Jahre 1916 (28) teilweise auf den Krieg und die damit verbundene Inanspruchnahme mancher Büchereileiter zurückzuführen sein, so bedeutet doch die Teilnahme von 85 Leitern am Kurse 1919, daß die Zahl derer, die dem Büchereiwesen ihr ernsthaftes Interesse und ihre Arbeit zuwenden, auch in Pommern bedeutend gewachsen ist. Dies ist gewiß weithin eine Wirkung der Zeitumstände, die viele von denen, die für unser Vaterland eine neue Entwicklung anbahnen helfen wollen, mit Notwendigkeit darauf führt, sich jetzt der Volksbildungspflege, der unerläßlichen Vorarbeit für jeden Aufbau, zuzuwenden. Zum andern Teil aber, und nicht zum geringsten, ist dieser Fortschritt in Pommern dem persönlichen Wirken Dr. Ackerknechts und seiner unermüdlichen Arbeit zu danken. Es ist ihm gelungen, mit einer großen Anzahl besonders eifriger und praktisch erfahrener Büchereileiter persönlich Fühlung zu nehmen und sie untereinander in Verbindung zu bringen, so daß diese, als Sauerteig gleichsam, die Büchereibewegung in der ganzen Provinz stärken und befördern.

Einen ganz wesentlichen Fortschritt in dieser Richtung bedeutet die förmliche Begründung eines „Verbandes pommerscher Büchereien", die am letzten Tage des Lehrganges vor sich ging. Dieser Verband soll in Anlehnung an die Beratungsstelle und in engster Verbindung mit ihr arbeiten. Er wird als Arbeitsgemeinschaft ihre Tätigkeit überall da ergänzen, wo sie durch ihren behördlichen Charakter in ihrer Wirksamkeit eingeschränkt ist; er wird als Zweckverband eine wirtschaftliche Stütze aller Mitglieder, besonders der kleinen sein, und er wird den Zusammenschluß aller am Büchereiwesen und der Bildungspflege der Provinz Interessierten zu einer wirklichen Arbeitsgemeinschaft befestigen. — Von der Organisation des Verbandes sei nur soviel mitgeteilt, daß er durch Personalunion der Leiter mit der Beratungsstelle dauernd eng verbunden sein wird, und daß zur Vermeidung einer überspannten und schwerfälligen Zentralisierung in jedem Kreise ein Vertrauensmann als Vermittler zwischen dem Kreise und dem Verbande aufgestellt wird.

Für alle die Aufgaben, die der Verband und die Beratungsstelle zu erledigen haben, konnte der jetzt abgehaltene Lehrgang der Natur

der Sache nach nur einige allgemeine Richtlinien und praktische Winke geben. — Konrektor Koeppen (Pyritz) sprach über „Kostenbeschaffung und Haushaltplan der kleinen Volksbücherei". Ohne sich bei Normierungen, die gerade auf diesem für die kleine Bücherei allerschwierigsten Gebiete zwecklos sind, aufzuhalten, gab er viele drastische und ermutigende Beispiele, wie der mit der Wünschelrute wirtschaftlichen Scharfsinns Begabte auch in der beschränktesten Lage immer neue Hilfsquellen erschließen kann. — Dr. Ladewig (Berlin) besprach „Räume und Einrichtung der Volksbücherei" und betonte besonders, daß in der Sauberkeit, Freundlichkeit und Ordnung auch der einfachsten und kleinsten Räume ein sehr wichtiges erziehliches Moment liegen könne, durch das auch bei geringen Mitteln viel zu erreichen sei. — Stadtbibliothekar Dr. Angermann (Stettin) erörterte in seinem Vortrag über „Literarische Hilfen zur Beurteilung der schönen Literatur nach Stoffkreisen" die Psychologie des Durchschnittslesers und fand als häufigste Wünsche der Leser einmal den nach etwas Spannendem, das den Reiz der Neuheit und Überraschung habe, dann aber auch den nach etwas Ähnlichem wie das schon Gelesene, der auf die Freude am Wiedererkennen, das Verwandtheitsgefühl zurückzuführen sei. Diesem zweiten Wunsch, der für die Kunst- und Lebenserziehung weitaus wichtiger sei als der erste, zu dienen, helfe dem Ausleihenden ein Verzeichnis der wichtigsten vorhandenen Bücher in der Anordnung nach Stoffkreisen. — Stadtbibliothekar Plage (Frankfurt a. O.) gab praktische Ratschläge in seinem Vortrage über „Buchpflege" und wies überzeugend nach, wie wichtig eine konsequente und peinlich genaue Durchführung der Kontrolle des Zustandes der Bücher und eine pünktliche Abstellung der Schäden sei, nicht nur aus wirtschaftlichen sondern vor allem aus erziehlichen Gründen und um das Ansehen der Bücherei der Leserschaft gegenüber zu stärken. — Diese ganze Reihe von Vorträgen über Einzelfragen wurde eingeleitet und beschlossen durch allgemeine Erörterungen von Dr. Ackerknecht. In einem einleitenden Vortrag, der auf das Kommende vorbereiten und den richtigen Gesichtspunkt dafür weisen sollte, führte er u. a. aus, daß auch in der kleinsten, nebenamtlich geleiteten Volksbücherei die Arbeit jetzt nicht mehr geleistet werden könne ohne „ein dem Umfange des jeweiligen Wirkungskreises angemessenes Quantum büchereitechnischer, bildungspfleglicher und literarischer Kenntnisse", daß „im Hinblick auf die gegenwärtige Zeit in erster Linie zu beachten sei, daß, wie alle Bildungspflege, so insbesondere alle Volksbüchereiarbeit letzten Endes der Vertiefung und Stärkung unserer Volksgemeinschaft dienen solle" und daß „dabei dem durch die Vergroßstadtung unseres Volkes vielfach verkümmerten und verwahrlosten Gefühlsvermögen weiter Volkskreise besondere Pflege zuzuwenden sei, nicht zuletzt durch entwicklungsgemäße Befriedigung des „bloßen Unterhaltungsbedürfnisses". — In dem abschließenden Vortrag suchte Dr. Ackerknecht besonders von den Einzelfragen zum Allgemeinen überzuleiten, den bildungspfleglichen Gesichtskreis des Volksbibliothekars zu erweitern, d. h. in diesem Falle, das Volksbüchereiwesen einzugliedern in den großen Organismus der Bil-

dungspflege, der ja freilich jetzt noch nicht viel mehr als ein ideales Ziel sei. Hier stehe der Büchereileiter vor einer Menge von Aufgaben, die z. T. noch nicht einmal anerkannt, geschweige denn in Arbeit genommen seien. Die Volksbüchereien als fachmännische öffentliche Einrichtungen der Bildungspflege seien die gegebenen Geschäftsstellen für alle Fragen gemeinnütziger Lesestoffversorgung (z. B. auch der Anregung zum Bücherverkauf durch Bereitstellung billiger guter Bücher, der billigen Reihenschriften etwa), und ihre Leiter seien die berufenen Vertrauensmänner ihrer Mitbürger in Sachen der Bildungspflege. An der Erweiterung seines Wirkungskreises durch Angliederung von Vorlesestunden, Volkshochschulkursen, Lichtspielvorführungen u. a. m. habe der Büchereileiter selbst ein Interesse, da er nur so die in seiner Bücherei schlummernden Bildungswerte sicher und nachhaltig erwecken und nutzbar machen könne. Ebenso wie in der Regel die Volksbücherei selber seien alle diese Einrichtungen am besten der Obhut der Gemeindeverwaltungen anzuvertrauen, da sie die richtige Mitte zwischen zentralisierender Beengung und dezentralisierender Zersplitterung am ehesten gewährleiste.

Die freie Zeit zwischen den Vorträgen wurde zum Teil durch Vorführung von Anschauungsmaterial aus der Stettiner Stadtbücherei und Volksbücherei ausgefüllt. Dr. Ackerknecht besprach eine Ausstellung der wichtigsten billigen Reihenschriften, die z. T. für die Volksbücherei selbst, z. T. auch nur für die freihändige Lesestoffversorgung (im Anschluß an Vorlesestunden etwa) dienen. — Ein Vorleseabend gab ein — für diese Zuhörer besonders zugeschnittenes Muster, wie solche für die Werbetätigkeit der Bücherei und die Erziehung zum richtigen Lesen ungemein wichtigen Dinge angefaßt werden müssen.

In einer abschließenden Aussprache über alle Darbietungen des Lehrganges äußerte sich die allgemeine Befriedigung der Teilnehmer und die warme Zustimmung zu allen weiteren Plänen des Leiters. Alles, was noch an Einzelfragen offen geblieben war, wird die Beratungsstelle zusammen mit dem Verbande jetzt zu bearbeiten haben. Jedenfalls war den Büchereileitern und -leiterinnen von neuem deutlich geworden, wie groß und verantwortungsvoll, aber auch wie lohnend und zukunftsreich die ihnen gestellten Aufgaben sind, und sie sind wohl alle in dem stärkenden Gefühl, der gegenseitigen Unterstützung und Mitarbeit sicher zu sein, mit frischem Zutrauen an ihre Arbeit zurückgegangen, die von dem Einzelnen, oft nur allzu sehr Vereinzelten, auch unter den günstigeren Verhältnissen der neuen Arbeitsgemeinschaft immer noch viele Opfer und zähe Ausdauer verlangt.

Bücherschau.

A. Wissenschaftliche Literatur.

Bertram, Ernst, Nietzsche. Versuch einer Mythologie. Berlin, Bondi, 1918. VIII, 368 S.

Um es gleich mit einem Wort zu sagen: Bertrams Werk ist das beste Nietzschebuch, das bisher erschienen ist, und — wird es wohl lange Zeit bleiben. Sein Hauptwert besteht darin, daß der Verfasser die gewaltigste Persönlichkeit des Geisteslebens der letzten Jahrzehnte nicht, wie die anderen taten, von einem einzigen Richtungspunkt aus zu erfassen sucht, sondern: Nietzsche barg eine Fülle von Möglichkeiten in sich, solche der Geistestypen, der Lebensrichtungen, der Gefühlsstimmungen, der Begabungen usw.; allen gab er einmal Ausdruck; meist sogar nicht nacheinander, sondern neben- und durcheinander; will ihn also jemand erschöpfend erfassen, muß er zur Aufnahme, zur Eindringung in diese prächtige Mannigfaltigkeit befähigt sein; das aber ist Bertram in seltenem Maße; er löst seine Aufgabe meisterhaft. Kühn wirft er Stichworte aus, die einen ganzen Komplex derartiger Einheiten charakterisieren. An ihnen entwickelt er den lebenglühenden Inhalt der Persönlichkeit. Immer aus dem Großen schöpfend. Hoch erhaben über kleinliche Nebendinge. Mit vollkommener Beherrschung des Belegmaterials, so, daß Frühestes und Spätestes des Gesamtwerkes in jedem Augenblick zu überzeugender Verwendung der Erinnerung zur Verfügung steht. Wie einer der großen reproduzierenden Künstler schafft er, macht er sich zum Übermittler des Werkes, das ihn ganz ausfüllt. Einen Grundzug erkennt und betont er bei aller Anpassung an die unterschiedliche Fülle der Erscheinungen innerhalb der Persönlichkeit: daß ihr Kampf gegen Personen und Sachen immer Kampf gegen sich selbst war; daß Liebe und Haß zuletzt aus der gleichen Quelle in ihr stammten; daß die Verwandlung glühender Zuneigung in wilde Feindschaft einen Sieg innerhalb ein und desselben Wesens bedeutete, das unbewußt Sichwidersprechendes als ebenbürtige Kräfte in sich trug. So finden die sogenannten „Widersprüche“, die meist blöde oberflächlich als Anlaß zu achselzuckender Abwendung von Nietzsche benutzt werden, ihre Rechtfertigung aus großartiger Gesamtüberschau heraus. Eins nur könnte man als nicht restlos ausgeschöpft in diesem Werk fühlen: die Würdigung der tatsächlichen Gedankeninhalte Nietzsches. Aber derartiges zu geben, war auch nicht die Absicht. Um die Erfassung der Gesamtpersönlichkeit allein und ihre Veranschaulichung handelte es sich dem Verfasser. Übrigens gibt er zu Anfang des Werkes in allgemeinen Ausführungen über Legende und Mythus sehr fein zu verstehen, daß jede solche Darstellung einer Persönlichkeit sich von vornherein jenseits absoluter historischer „Wahrheit“ stellt. Das ist sicher richtig, darf aber gewiß nicht zum Nachteil des Verfassers selbst in dem Sinne mißverstanden werden, als gäbe er damit an die Hand, seine eigene Darstellung nun nur als beliebige „subjektive“ Ausstrahlung zu nehmen, die Allgemeingültigkeit nicht beanspruchen könne. Im Gegenteil weckt sie eben dadurch allgemeines Interesse, daß sie mit der Glut persönlicher Durchdringung des Gegenstandes die klarkühle Besinnung des wissenschaftlich forschenden Geistes zu verbinden weiß. Bertrams Nietzsche ist wirklich ein Buch, in das sich jeder vertiefen sollte, der überhaupt zu seiner Aufnahme fähig ist. Oe.

Bülow, Hans von, Ausgewählte Briefe. Volksausgabe. Herausgegeben von Marie von Bülow. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1919. (600 S.) Geb. 10 Mk u. 20 %.

Die umfangreiche Gesamtausgabe der Briefe und Schriften Bülows (1895 bis 1908. 8 Bände), biographisch und musikgeschichtlich eine Veröffentlichung ersten

Ranges, hat seit langem den Wunsch nach einer weiteren Kreisen zugänglichen Auswahl rege werden lassen. Die Art und Weise, wie Marie v. Bülow, die Gattin des 1894 verstorbenen bedeutenden Menschen und Künstlers ihrer Aufgabe gerecht geworden ist, muß als vorbildlich gelten. Die in pietätvollster Gesinnung und mit sorgsam sichtender Hand zu der vorliegenden Auswahl zusammengestellten Briefe, stellen uns das Charakterbild Bülows besser und eindringlicher vor Augen, als eine Biographie es vermocht hätte. Seine wahrhafte heroische, in den Stürmen eines reichbewegten Daseins bewährte Lebensführung, sein gottbegnadetes Künstlertum, sein unversiegbarer Mut, sein kernhaftes Deutschtum, sein sprühender, oft sarkastisch derber Humor, der witzigen Einfällen sorglos und unbekümmert bis zu goldenen Rücksichtslosigkeiten die Zügel schießen ließ: das alles und noch anderes mehr lernen wir aus den Briefen kennen, die neben dem Persönlichen einen überaus wertvollen Beitrag zur Musik- und Kulturgeschichte des abgelaufenen Jahrhunderts geben. Ihr Wert als Zeitspiegel ist um so größer, weil Bülow, weit von der Einseitigkeit mancher Musiker entfernt, gründlich gebildet und von vielseitigen Interessen erfüllt, alles was er sah und erlebte, mit offenen Augen in sich aufnahm und als geborener, man kann sagen leidenschaftlicher Briefschreiber ausströmen ließ. So nehmen wir teil an Bülows reichen künstlerischen Erfolgen als Klavierspieler und Dirigent, an den Erfahrungen, die er in seinen häufig wechselnden Stellungen machte und an seinen Konzertreisen mit ihren Triumphen und Sorgen. Im Mittelpunkt des Interesses steht begreiflicherweise das der Tragik nicht entbehrende Verhältnis zu Liszt, zu seiner ersten Gattin Cosima und zu Richard Wagner, später zu Brahms, dessen berufener Interpret Bülow geworden ist. „Eine große Persönlichkeit aus einer großen Zeit" ist Hans von Bülow gewiß gewesen, der wie kein zweiter unter der Unrast seines Lebens und der Mißgunst der Verhältnisse, sowie unter Verkennung und Verdächtigung seiner Absichten als Mensch und als Künstler gelitten hat. Seine Bedeutung als Meister der Briefkunst und der Zauber seiner einzigartigen Persönlichkeit würden allein schon genügen, ihm einen dauernden ehrenvollen Platz im Herzen des deutschen Volkes zu sichern. G. Fr.

Hocks, Jakob. Was will der Sozialismus? Breslau, Priebatsch 1919. (54 S.)

Der Verfasser hat die Absicht, in einem recht kurzen Abriß, der aber auch den Anforderungen der Wissenschaft genügen soll, die Ziele des Sozialismus darzulegen. Er stellt den Sozialismus als eine bessere Weltordnung gegenüber bürgerlicher und kapitalistischer Staatsordnung hin und legt die Grundsätze und Hauptrichtungen der sozialistischen Bewegung in kurzen programmartigen Abschnitten vor. Das Heft ist im Januar 1919 geschrieben: als es im August 1919 in die Hände des Referenten kam, waren bereits viele Schlüsse, die der Sozialist früher glaubte ziehen zu dürfen, als Trugschlüsse erwiesen. Aber auch sonst enthält das Buch viele Schiefheiten, und der Aufbau der sozialistischen Weltordnung zeigt manche mürbe Stellen: man darf annehmen, daß diese Punkte jedem, der mit einigem Nachdenken das Heft liest, klar werden. Barer Unsinn ist, was der Verfasser über die Bestrafung der Faulen, über das Streben im sozialistischen Staat und über die wirtschaftliche Lage der Bauern — die er offenbar für die Sozialdemokratie einfangen will — sagt. Le.

Hollmann, A. H., Die Volkshochschule und die geistigen Grundlagen der Demokratie. 2. neu bearb. Aufl. der „Dänischen Volkshochschule". Berlin, Parey 1919. (143 S.) Ungeb. 6 Mk.

Zuerst im Jahre 1909 erschienen, hat dies ausgezeichnete Buch nicht wenig dazu beigetragen, den Volkshochschulgedanken, für den sich gleichzeitig mit Hollmann, Fr. Paulsen und Fr. Lembke einsetzten, zu klären und in seiner Bedeutung für eine

von wahrhaft demokratischem Geiste erfüllte Bildungspflege aufzuzeigen. Der Titel der neuen Auflage darf nicht irre führen: der Verfasser hält daran fest, lediglich die Zahl und die Organisation der dänischen Volkshochschule zu untersuchen. Er tut dies in vorbildlicher Weise, indem er sich zuerst über die in Grundtvigs Persönlichkeit wurzelnde Entstehung des dänischen Volkshochschulgedankens verbreitet und in den folgenden Kapiteln die Entwicklung, die äußere Organisation, den Bildungsstoff und die Methode der Volkshochschule schildert, um mit nicht weniger interessanten und den Kern der Sache berührenden Darlegungen über die Grundgedanken der Volkserziehung und die Entwicklung der Demokratie in Dänemark abzuschließen. Vorzüglich herausgearbeitet ist die große nationale Persönlichkeit und der Ideenkreis Grundtvigs, dessen hellsichtige Prophetennatur das Grundproblem der Volksbildung so unvergleichlich klar erfaßt hat, wenn auch die Verwirklichung seiner Gedanken noch andere, historisch gegebene Grundlagen vorausgesetzt hat. Tritt so die außerordentlich hohe und folgenschwere Leistung der dänischen Volkshochschule durch Hollmanns Ausführungen in das hellste Licht, so gib das Buch doch auch auf viele Fragen, welche die vielfach überstürzte Volkshochschulbewegung bei uns zu Lande berühren, wenn auch nicht unmittelbar, eine unzweideutige Antwort. Man kann bei uns noch sehr viel daraus lernen, wie das Gründungsfieber und die Broschürenwut mit ihrer häufig sehr oberflächlichen Stellungnahme zu dem Hollmannschen Buche beweist. Unsere Volksbibliotheken aber mögen dafür sorgen, daß es in recht viele Hände gelangt und zur Klärung der Ansichten über volkserzieherische Arbeit beiträgt.

G. Fr.

Oehlke, Waldemar, Geschichte der Deutschen Literatur. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1919. (441 S.) 13,50 Mk.

An umfassenden Betrachtungen der Deutschen Literatur ist ebensowenig ein Mangel wie an kürzeren Grundrissen in der Art Kluges, Klees oder Wilh. Kentlers, um nur drei der gangbarsten Schriften dieser Art herauszugreifen. Das vorliegende Werk des trefflichen Lessing-Biographen hält sich auf einer mittleren Linie und er verzichtet keineswegs — wie die letzteren — auf eine zusammenhängende Darstellung der Zusammenhänge, wohl aber erlaubt sich der Verfasser in manchen Fällen, wo es ihm zweckmäßig erscheint, eine kürzende Behandlung auch hervorragender Dichter, „zumal wenn die Auswirkung ihres Talentes aufgegangen ist in ungeheuren künstlerischen Strömungen, die ohnehin breit ans Licht treten." Oder um es kurz zu sagen, der Verfasser vermeidet das Monotone, um Raum auszusparen für das Charakteristische und, wie er es ausdrückt, Typische. Dafür aber teilt er, statt sich in wiederholender Aufzählung und Betrachtung gleichartiger Werke desselben Poeten zu erschöpfen, lieber besonders wirkungsvolle Stücke aus den hervorragendsten darunter mit. Was sein Buch dadurch an Brauchbarkeit zum Nachschlagen verliert, gewinnt es durch dies Verfahren an Lesbarkeit und Gefälligkeit. Von allem wissenschaftlichen Beiwerk sieht Verfasser ab, doch deutet er im Vorwort darauf hin, daß der wissenschaftliche Apparat vielleicht einer besonderen Veröffentlichung vorbehalten bliebe. — Wie bei allen Programmen, kommt es auch hier vornehmlich auf die Ausführung an, und da möchte man diese neue Literaturgeschichte ihrer flüssigen Erzählung und übersichtlichen Stoffverteilung wegen nur loben und für Bildungszwecke in Bibliothek, Schule und Haus angelegentlich empfehlen. Der Verfasser, der recht weit ausholt, und in seinen ersten Kapiteln von der „Erde und ihren Bewohnern", von den „Indogermanen", vom „Vorgeschichtlichen Deutschland", vom „Deutschland im griechischen Altertum" und von den „alten Germanen in der römischen Kaiserzeit" berichtet, endet mit eignen Abschnitten über „Buch und Presse", über „Jugendliteratur" und „Literaturwissenschaft". Bei aller Knappheit wird eine Fülle von Material beigebracht, wenn auch gerade diese letzten an sich dankenswerten Mitteilungen im Gegensatz zu seinem Programm wieder

kompendienartig wirken. Erwähnt seien zum Schluß noch die vierundzwanzig gut ausgewählten farbigen Einschaltbilder, die dem Leser, meist auf photographischer Grundlage die Gesichtszüge namhafter Dichter und Schriftsteller darbieten. E. L.

Pannwitz, Rudolf, Die Krisis der europäischen Kultur. Nürnberg, Hans Carl, 1917. (261 S.)

Noch bevor die deutsche Revolution wirklich kam, haben prophetisch veranlagte Geister vorausgeahnt, daß Umwälzungen in großem Maßstab in Europa eintreten würden. Nicht nur das Bild der politischen Abgrenzung der Staaten sah man sich ändern, vielmehr der Wandel bis in die Tiefe des Volks- und Einzellebens hinein mußte kommen. Das konnte man wittern. Die feinfühligen Geister sogen diese Zukunftsluft ein, beschrieben sie, jeder in seiner Art. So veröffentlichte auch Pannwitz schon 1917 seine „Krisis der europäischen Kultur". Das Werk ist durchtränkt mit dem Geiste Nietzsches. Aber ein selbständiges Buch ist es, keine sklavische Anlehnung. Nietzsche ist für Pannwitz fruchtbarer Anreger geworden. Die glänzende Gabe geistreicher Beleuchtung von Kulturerscheinungen, die einen Nietzsche auszeichnet, diese historischen Rückblicke und die kritischen Streifzüge durch die Gegenwart, die immer zugleich werten, indem sie Kritik üben und damit also für die Zukunft schaffen — sie hat bei Pannwitz gezündet. Sie hat seine Individualität günstig erregt, die europäische Kultur der jüngsten oder fernen Vergangenheit zu durchwandern, sie zu prüfen, zu wägen, zu werten, mit der unerbittlichen Strenge Nietzschescher Art, selbstsicher, stolz und weitblickend wie von hoher Warte aus, und immer mit dem festen Willen, für die Zukunft zu gewinnen aus dem, was die Vergangenheit lehrt. Ob wir nun von Bismarck, dem großen Friedrich, Napoleon oder der französischen Revolution lesen, ob wir mit dem Verfasser durch Griechentum, römisches Reich, Renaissance wandern, ob wir mit ihm den französischen Moralisten, der englischen Dichtung, der isländischen Sagenwelt usw. nachgehen, immer bleibt sich des Verfassers glänzende Fähigkeit, eigenartige wertvolle Beleuchtungen spielen zu lassen, gleich. Die kritische Musterung der großen europäischen Kulturerscheinungen gipfelt in dem Ergebnis, daß eine wesentliche fernere Anteilnahme der europäischen Welt an den Zukunftskulturaufgaben der Menschheit nur dann erhofft werden kann, wenn sie über sich hinaus will und sich fruchtbare Elemente des Orients einverleibt. Dieses Erste Buch von des Verfassers Werk „Die Freiheit des Menschen" ist noch vorwiegend auflösend. Es wird in den folgenden Bänden darauf ankommen, daß der Verfasser erkennen läßt, was nach seiner Ansicht werden wird, was werden *soll*. Darauf dürfte er die Antwort nicht schuldig bleiben. Oe.

Spengler, Oswald, Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte. Bd. I. Wien und Leipzig, Braumüller, 1918. (XVI, 636 S.) Ungeb. 24 M.

„Die größten Ereignisse" — heißt es in Nietzsches: Also sprach Zarathustra — „das sind nicht unsre lautesten, sondern unsre stillsten Stunden. Die stillsten Worte sind es, welche den Sturm bringen. Gedanken, die mit Taubenfüßen kommen, lenken die Welt." Trotzdem während des letzten Jahres natürlich das äußere und innere politische Leben — der „große Lärm" — im Vordergrund von unser aller Interesse stand, hat doch ein umfangreiches grundwissenschaftliches Werk, also ein Erzeugnis stillster Stunden, ein solches Aufsehen erregt, daß man es als geistiges Ereignis bezeichnen muß: Spenglers Untergang des Abendlandes. Und mit Recht. Spengler bezeichnet es selbst als eine „kopernikanische Entdeckung im Bereich der Historie", daß er den Vorhang weggezogen hat von unsrer durch die Geschichtswissenschaft im weitesten Sinne des Wortes sich hindurchziehende Einseitigkeit, Geschichte und Kultur des Abendlandes als *die* Menschheitsgeschichte überhaupt anzusehen. Statt dessen,

das ist der Sinn seines Werkes, stellt er ein neues System geschichtsphilosophischer Betrachtungsweise als Forderung hin, die ebenso wie Westeuropa auch Indien, Babylon, China, Ägypten, Arabertum, Mayakultur usw. hineinzieht in die Darstellung des einen großen Lebens der Menschheit mit allen seinen Sonderanschauungen. Das falsche, weil ganz einseitige Schema unsrer geschichtsphilosophischen Anschauung Altertum — Mittelalter — Neuzeit hat uns immer wieder dazu verführt, sogar die weltgeschichtliche Betrachtung, die Gesamtgeschichte der Menschheit nur auf die abendländische Entwicklung einzustellen. Das unter großer allgemeiner Menschheitsperspektive gesehene Winkelhafte dieser beschränkten Anschauungsweise legt Spengler mit einer geradezu grausamen Folgerichtigkeit und Überzeugungskraft dar. Wie Schuppen fällt es von den Augen. Man ist verblüfft über die Einfachheit dieses Gedankens und darüber, daß er nicht früher schon aufgetaucht ist; man kann sich diesen im besten, d. h. geistigen Sinne umstürzlerischen Ausführungen gegenüber der Zubilligung nicht verschließen: sie sind wahr, sie sind nur zu wahr! Das Werk ist eins von den seltenen, die einen geistigen Ruck verursachen. Man muß, nachdem man es als geistigen Besitz aufgenommen, alles mit anderen, neuen Augen ansehen. Das ist das Ereignismäßige an dem Werk. — Das übereuropäische geschichtsphilosophische Auge, mit dem Spengler Vergangenheit, Gegenwart und auch Zukunft überschaut, läßt ihn erkennen, daß Westeuropa abgewirtschaftet hat, vor allem kulturell. Zivilisation ist eingetreten und die wird es auch immer noch geben, aber keine Kultur mehr. Was so aussieht, oder erscheinen möchte, sind Künstlichkeiten, verzweifelte und vergebliche Bemühungen, noch etwas großes Neues zu schaffen, trotzalledem. Diese ganzen Bestrebungen werden auf eine fast schauerlich anmutende Weise vernichtender Kritik erledigt, sei es nun Architektur, Plastik, Malerei, Musik, Dichtkunst, Religion, Philosophie, Wissenschaft, Wirtschaftsleben usw. Alles nur absterbende Regungen, überall Untergang, Abgrund, der Untergang von Westeuropa! Unwillkürlich wehrt man sich mit Trotz gegen diese Anschauung. Mit einem wertvollen Trotz, der sich sagt: so wollen wir doch zunächst versuchen, die bisherigen Fehler zu beseitigen und als Abendländer, oder obwohl wir es sind, die ganze Menschheitskultur mit ihren Vollerscheinungen in uns aufzunehmen und auf diesem Wege nicht nur Menschheitsgeschichte in ganz großem Sinne zu erfassen, sondern auch Menschheitskultur allergrößten Stils zu schaffen. Sollten wir wirklich so abgewirtschaftet sein, daß wir das nicht mehr könnten? Wenn wir es uns aber schon zutrauen, sind wir vielleicht bereits auf dem Wege, es zu erreichen. So wirkt Spenglers Werk trotz seines kritischvernichtenden Charakters doch fruchtbar. Man kann sich tatsächlich vorstellen, daß diese fabelhaft gedankenreichen und allumfassenden Ausführungen der Ausgangspunkt einer ganz neuen Geistesentwicklung werden, daß sie für eine Reihe von Jahrzehnten einfach von bestimmendem Einfluß sein werden auf die gesamten Geisteswissenschaften. Mit der allergrößten Spannung sehen wir daher dem Erscheinen des zweiten Bandes „Welthistorische Perspektiven", dessen einzelne Kapitelüberschriften bereits mitgeteilt werden, entgegen. Oe.

Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Eduard Mörike. Mit 25 bisher unveröffentlichten Bildnissen und 17 weiteren Beigaben. Herausgegeben von Hanns Wolfgang Rath. Stuttgart, Julius Hoffmann, 1919. (190 S.) Ungeb. 6.— Mk.

Der zuerst im Jahre 1891 von Jacob Bächtold veröffentlichte Briefwechsel zwischen Storm und Mörike, der seit Jahrzehnten völlig vergriffen ist, erscheint hier um wertvolle Stücke vermehrt und berichtigt in einer Neuausgabe und bietet mit dem Keller-, Storm- und Mörike-Schwind-Briefwechsel ein kostbares Vermächtnis aus einer dem heutigen Geschlecht leider so weit entrückten Zeit beschaulicher Ruhe und gemütvoller Bildung. Die in den Briefen der beiden Dichter niedergelegten

Selbstzeugnisse werden in der glücklichsten Weise durch biographische Verbindungen ergänzt, die von dem verdienstvollen Herausgeber nach den Ergebnissen der literarischen Forschung hergestellt sind und die für das Verständnis der beiden in ihrem innersten Wesen so grundverschiedenen Persönlichkeit als außerordentlich aufschlußreich bezeichnet werden müssen. Von den 60 mitgeteilten Briefen rühren nur 4 von Mörike her, außerordentlich bezeichnend für die beschauliche Art des Schwaben, welcher nach eigenem Geständnis der vielleicht allzu regen Mitteilsamkeit, dem liebevollen Verweilen bei allerhand kleinen Zügen aus dem persönlichen und häuslichen Leben des Holsteiner Dichters doch mit einiger Verlegenheit gegenüberstand. So bildet der vornehme, gütige Ton Mörikes, der bei äußerlicher Zurückhaltung das aufstrebende Talent des Jüngeren mit aller Herzenswärme begrüßte, einen reizvollen Gegensatz zu der enthusiastischen Bewunderung Storms, die bei seinem Besuch in Stuttgart im Jahre 1855 ihren Höhepunkt erreichte und auch in den köstlichen „Erinnerungen an Eduard Mörike" (Storms Sämtl. Werke, Westermann, Band 8) ihren Niederschlag erfuhr. Sehen wir von den mannigfachen persönlichen Beziehungen ab, die für die Korrespondenz kennzeichnend sind, so interessieren insbesondere auch die feinsinnigen Bemerkungen beider Dichter über ihr poetisches Schaffen wie z. B. die freimütigen Äußerungen Storms über „Maler Nolten", auf der anderen Seite Mörikes Eingehen auf die Novelle „Ein grünes Blatt"; hier wie im Keller-Storm-Briefwechsel erhalten wir einen wertvollen Einblick in die Genesis des poetischen Schaffens und den der höchsten Vollendung zustrebenden künstlerischen Ernst, welcher beide Dichter auszeichnet. 1865 hört der so ungleich verlaufene, letzten Endes durch die „unverbesserlich beharrliche" Schweigsamkeit Mörikes ins Stocken geratene Briefwechsel auf. Sein Tod bot für Storm Veranlassung, in einer mit Margarete Mörike mehrere Jahre hindurch unterhaltenen Korrespondenz das Andenken des heimgegangenen Freundes pietätvoll zu pflegen. Die große Anzahl von Bildbeigaben, zum Teil Schattenrisse, tragen dazu bei, uns die Welt, in die uns der Briefwechsel einführt, liebwert und heimisch zu machen. G. Fr.

Walzel, Oskar, Die deutsche Dichtung seit Goethes Tod. Berlin, Askanischer Verlag, 1919. (348 S.) Geb. 15 Mk.

Wie seiner Zeit Vilmars Geschichte der deutschen Nationalliteratur durch Adolf Stern eine ebenbürtige Fortsetzung von Goethes Tod bis zur Gegenwart erhielt, so führte neuerdings O. Walzel W. Scherers allbekannte „Geschichte der deutschen Literatur" fort. Wie aber Sterns Anhang auch als besonderes Buch herausgegeben wurde, so hat auch Walzel sich dem Wunsch des Verlags seinen Anhang in Sonderausgabe erscheinen zu lassen, sich nicht entzogen. Im Gegensatz aber zu Stern handelt es sich hier um eine wesentliche Erweiterung, die der Verfasser dahin charakterisiert, daß aus „einer Skizze eine ausführliche Darstellung" geworden sei, die nicht mehr als Ergänzung Scherers angesehen sein will, sondern als eine durchaus selbständige Arbeit, für die in einem einleitenden Kapitel die maßgebenden allgemeinen Gesichtspunkte auseinandergesetzt werden. Eben diese Begründung des eigenen Standpunktes in ihrer Geschlossenheit wird niemand ohne reiche Anregung in sich aufnehmen. Walzel zeigt, wie vornehmlich in den Tagen des Klassizismus und vollends der Romantik sich eine fundamentale Umwandlung im deutschen Geist einsetzte. Durch die Demütigungen, mit denen Napoleon unser armes Vaterland heimsuchte, wurde unser Schrifttum dazu gedrängt, in ganz anderer Weise als bisher am bewegten politischen Leben des Tags teilzunehmen. Trotz allem Rückschritt nach 1815 treten Dichtung und öffentliches Leben in ein neues engeres Verhältnis. Die Höhepunkte politischer Vorgänge, die Julirevolution von 1830, die Märzrevolution von 1848 und die Gründung des Neuen Deutschen Reiches bedeuten ebensoviele Wendepunkte auch in unserem literarischen Dasein. Wie alle Welt vorwärts drängt, um im Wettlauf der Nationen nicht zurückzubleiben, so nahm auch unser kulturelles

Leben seit 1871 ein rasendes Tempo an, das ganz andere Wege einschlug als ehedem. Hand in Hand mit dem überhitzten geschäftlichen Betrieb auf allen Gebieten ging eine steigende Gleichgültigkeit gegen die Auffassung des Auslands über uns und die von uns befolgte Politik. Die Hauptträger des Aufschwungs in Deutschland lebten der Überzeugung, daß sie aus eigner Kraft sich schon auf dem Weltmarkt durchsetzen könnten und müßten. Aber schon seit 1900 dringt allgemach die Überzeugung durch, daß eine lediglich naturwissenschaftlich gerichtete Weltanschauung auf die Dauer unbefriedigend bleibe und daß man wieder übergehen müßte zur Erkundung des menschlichen Geistes in seiner Bedeutung für die Gestellung der letzten und höchsten Bedingungen menschlichen Daseins. „Jüngste deutsche Dichtung stellte sich — der reinen Wirklichkeitskunst längst überdrüssig — sofort in den Dienst der neuen Aufgabe. Sie ist der Herold der Wiedererweckung des Geistes. Sie wagt es endlich wieder, die Dinge vom Standpunkt des Ewigen zu nehmen, nachdem gerade die Dichtung jahrzehntelang sich begnügt hatte, bei der Diesseitswelt vorsichtig haltzumachen". Vornehmlich um den Zusammenhang dieser deutschen Kunst mit der unserer Nachbarn im Norden und Westen kommt es Walzel auf unser „Verhältnis zum Ausland" an. Seinen Stoff legt er in zwei Hauptteilen dar. „Vom jüngsten Deutschland bis zum Naturalismus" und vom „Eindruck zum Ausdruck". In diesem letzten Abschnitt wird nach einem allgemeinen Ausblick über „die Entwicklungsbahn" in besonderen Kapiteln — wie man es von Scherer her gewohnt ist — über „Lyrik und Verslyrik" über den Roman und das Drama behandelt. — Schon aus diesen Andeutungen geht hervor, daß das Buch nicht als Einführung gedacht ist, sondern Leser voraussetzt, denen der Tatsachenbestand schon geläufig ist, die ihn aber gern sich deuten und in den großen Zusammenhang europäischen Kunst- und Kulturlebens eingerückt sehen möchten. E. L.

B. Romane, Novellen, Erzählungen usw.

Frank, Leonhard, Der Mensch ist gut. Zürich, Rascher, 1918. (207 S.)

Den Krieg mit seinen furchtbaren seelischen Wirkungen — Millionen haben ihn am eigenen Fleisch und Blut erfahren. Aber noch mehr Millionen haben ihn nur mehr als Zuschauer miterlebt, wenn sie auch Jahre hindurch frühmorgens beim Erwachen gepackt wurden von dem Schreckgespenst: es ist Krieg, es ist immer noch Krieg! Sie alle sollten das Buch von Frank in sich aufnehmen. Denn hier ist die Schauerlichkeit der Folgen des jahrelangen Menschenmordens auf das Seelenleben der Masse mit so faszinierender Gewalt geschildert, daß es sich von Zeile zu Zeile tiefer der Überzeugung einbrennt: nein, es konnte in der Tat nicht mehr so weitergehen! Und hier wird zugleich durch kraftvoll lebendige Darstellung der Gedanke übertragen, daß der Völkermassenmord Wahnwitz war, vom allgemeinmenschlichen Standpunkt aus, da der Mensch dem Menschen Bruder ist, wenigstens sein sollte, da der Mensch von Hause aus gut ist. Das Buch hat daher nicht nur den Wert eines aufklärenden Rückblicks, sondern es wirkt auch für die Zukunft, entgegen dem Völkerhaß, für die Wiederhochbringung der Vernunft im Menschen- und Weltverkehr. Das Gleiche will und kann es leisten mit dem zweiten Gegenstand, den es wenn auch nur andeutend behandelt, mit der seelischen Motivierung der Revolution; lange Zeit vor ihrem Ausbruch geschrieben (1916 bis Frühling 1917) zeigt es, wie notwendig die ganze Entwicklung auf sie hindrängte. Diese Voraussicht ist an sich interessant. Wichtiger aber ist, daß die durchleuchtenden Grundanschauungen auch hier wieder warm die sinnlosen Gegensätze des Augenblicks in den Gesellschaftsklassen zu überbrücken lehren. So wird das Buch mit seiner hinreißenden Kraft und dem mutigen Eintreten für Wahrheit und Vernunft zweifellos in Zukunft noch größere Bedeutung gewinnen, als es bisher schon hatte. Oe.

Hamsun, Knut, Segen der Erde, Roman. Übers. von Pauline Klaiber. München, Langen, 1918. Geb. 9 M.

Der Bauer Isak geht ins Ödland, um dort Land zu roden und eigenen Besitz zu gründen. Eine Magd, die ihm zuläuft, wird seine Lebensgefährtin. Wie beide in unermüdlicher Arbeit ihren Besitz vorwärts bringen, finden sich die verschiedensten Elemente in ihrer Nachbarschaft ein, die ihr Beispiel nachahmen. Unter mannigfachen Schicksalen wächst die Siedelung zu einem stattlichen, geordneten Gemeinwesen. Diese Entwicklung wird in durchaus wahrheitsechter, häufig derb naturalistischer Weise, ohne jede Spur von Schön- oder Tendenzfärbung, dargestellt, die um so höher einzuschätzen ist, als das ganze von echt idealistischem Geist erfüllt ist, der sich in dem Titel ausspricht. Die Schädigung des Bauerncharakters und der Bauerntüchtigkeit durch Berührung mit dem Stadtleben, Neid, Engherzigkeit, Leichtsinn, Dummheit und Faulheit, dann wieder die Gesundung der kräftigen Naturen in der harten, einförmigen Arbeit des Ödbauern werden mit fast wissenschaftlicher Sachlichkeit und Folgerichtigkeit und doch zugleich so greifbar lebenswahr dargestellt, wie es eben nur dem Meister gelingt. Der Stil ist dem Gegenstand angepaßt: eckig, abgerissen, knorrig bis zu scheinbarer Unbeholfenheit wie der Ödbauer selbst, und gerade dadurch von einer Unmittelbarkeit, die nur dem wahren Dichter eigen ist. Wenn je ein Werk, so atmet dieses Erdgeruch aus jeder Zeile. Selbstverständlich eignet es sich nur für reife Leser. — Die Übersetzung, die im allgemeinen dem Dichter wohl gerecht wird, bedarf im einzelnen einer scharfen, gewissenhaften Nachprüfung mit Rücksicht auf den deutschen Sprachgebrauch. Wörtliche Nachahmungen fremdsprachlicher Eigenheiten erschweren hier und da das Verständnis, ohne die örtliche Färbung zu beleben. Stiewe.

Huch, Rudolf, Komödianten des Lebens. Roman. Berlin, W. Borngräber (1919). (449 S.) Geb. 10 M.

Wie in seinem letzten Roman „Wilhelm Brinkmeiers Abenteuer“ so leuchtet auch hier Rudolf Huch hinein in die Untiefen kleinstädtischer, gewinnsüchtiger Philisterseelen, die von einem schurkischen Spekulanten, dem Kommerzienrat Kahlert und seinem plötzlich aufgetauchten Jugendfreunde, van der Meulen, einem dunklen Ehrenmanne, zum Tanz ums goldne Kalb verleitet, sich an zweifelhaften Unternehmungen beteiligen, um schließlich, um Ehre und Geld geprellt, als armselige Narren dazustehen. Van der Meulen, der die ihm von der snobistisch angekränkelten guten Gesellschaft des Städtchens aufgezwungene Komödiantenrolle satt hat und sich nach den Fehlschlägen der von ihm mitangezettelten Kalispekulation durch die Flucht in ein solideres Dasein zu retten versucht, gehört neben der unglücklichen Gattin Kahlerts und der prachtvoll gezeichneten Gestalt des geistvollen, aber völlig weltfremden Professors Bollmann zu den wenigen, deren Schicksal wir mit menschlicher Teilnahme begleiten; was sich im übrigen auf der von Huch aufgeschlagenen figurenreichen Weltbühne bewegt, sind Typen, deren innerstes Wesen nicht minder lebensecht mit dem Seziermesser eines unbarmherzigen sarkastischen Humors bis auf die letzte Fiber bloßgelegt wird. Die herbe, verstandeskühle norddeutsche Art, die ihm eignet, hat der Dichter hier unzweifelhaft bis zur Meisterschaft entwickelt, das zeigt sich besonders in der Beherrschung des schwierigen Kunstmittels des Dialogs. Man fühlt sich versucht, Heinrich Manns „Kleine Stadt“ dem Huchschen Romane gegenüberzustellen, der sich auf gewissen ähnlichen seelischen Voraussetzungen aufbaut. Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß Rudolf Huch als der größere Künstler und Menschendarsteller jenes übermäßig gepriesene Werk in den Schatten stellt. Gegenüber der bunten impressionistischen Mosaik Heinrich Manns baut sich doch bei R. Huch das Ganze schließlich auf der echt Raabeschen Grundstimmung auf

bei welcher der Pessimismus eine Umkehrung erfährt und in einem dritten Reich, dem der wahren Vornehmheit und Güte, innerlich überwunden wird. G. Fr.

Stucken, Eduard, Die weißen Götter. Roman. 3. Aufl. Berlin, Erich Reiß, 1918. (550 S.) Ungeb. 18 Mk.

Dieser Band, der erste Teil einer Trilogie, hat zum Gegenstande die Eroberung Mexikos durch Cortez und schließt mit der Einnahme von Tlascala, dem Vorspiel zu jenem ewig denkwürdigen Zuge nach der feindlichen Hauptstadt. Gestützt auf gründliche Quellenkenntnis und mit einer Phantasie begabt, die manchmal an Flauberts Salambo gemahnt, bringt Stucken eine Fülle von Charakteren und Geschehnissen vor unser geistiges Auge, die gleichsam in ein blutrotes Licht getaucht, bald heroisch, bald dämonisch-fratzenhaft wie ein drückender Alp auf unser Phantasieleben wirken. Cortez und die übrige buntgemischte, fanatische goldgierige Konquistadorengesellschaft auf der einen, Montezuma, die Angehörigen der aztekischen Dynastie, die Würdenträger, Priester, Frauen, das mexikanische Volk und seine Kultur auf der anderen Seite: den grausigen Zusammenprall dieser beiden Welten führt uns St. in einer Weise vor, die an objektiver Ruhe, epischer Gelassenheit nichts zu wünschen übrig läßt. Aber er weiß mit diesen Kunstmitteln zu wirken: tragische Ergriffenheit, ein verhaltenes Aufbäumen gegen die pseudogöttliche Weltordnung geht durch das Buch, das uns eine grauenvolle Welt auf beiden Seiten enthüllt. Wenn auch der Verfasser sehr viel aus zeitgenössischen Quellen schöpfen konnte, so wirkt doch seine gestaltende Phantasie durch tausend kleine Einzelzüge überaus farbig, seine Einfühlung in die mexikanische Kulturwelt insbesondere ist erstaunlich suggestiv. Bei alledem geht indes die Darstellung manchmal zu sehr in die Breite und wirkt hier und da ermüdend, eine straffere Komposition hätte dem Buche als Kunstwerk sicherlich genützt. Auch das Nebeneinander der Gestalten stört die große Linie, die trotzdem die Darstellung beherrscht. Alles in allem: eine bedeutende Leistung, die dadurch nicht herabgewürdigt werden darf, daß man das Buch in den Dienst kulturgeschichtlicher Belehrung stellt. Für diesen Zweck gibt es genug andere Werke, außerdem gehört der Roman wegen der darin geschilderten grausigen Opferszenen und wegen seiner übermäßig krassen Erotik nur in die Hände sehr reifer Leser. Kleinere Büchereien werden auf seine Anschaffung wohl verzichten. G. Fr.

C. Neuerscheinungen des Büchermarktes.

1. Wissenschaftliche Literatur.

Bethmann-Hollweg, Theobald von. Betrachtungen zum Weltkriege. Berlin, R. Hobbing, 1919. 2 Bde. Geb. 18 M.

Bode, W. Goethes Leben, Lehrjahre 1749—1771. Berlin, Mittler, 1920. (455 S.) Geh. 13 M.

Bücher, Karl. Lebenserinnerungen. 1. Band. 1847—1890. Tübingen, Laupp, 1919. (462 S.) Ungeb. 15 M.

Bürgel, Bruno H. Vom Arbeiter zum Astronomen. Berlin, Ullstein, 1919. (206 S.) Brosch. 4 M.

Burckhardt, Jacob. Vorträge. 1844—1887. Hrsg. v. Emil Dürr. 3. Aufl. Basel, B. Schwabe & Co., 1919. (485 S.) Geb. 35 M.

Dehmel, Richard. Zwischen Volk und Menschheit. Kriegstagebuch. Berlin, S. Fischer, 1919. (494 S.) Ungeb. 12 M.

Deppe, Ludwig. Mit Lettow-Vorbeck durch Afrika. Berlin, Scherl, 1919. (505 S., 1 Kt.) Geb. 20 M.

Eckardstein, H. Freih. v. Lebenserinnerungen u. politische Denkwürdigkeiten. Bd. 1. Leipzig, List, 1919. (324 S.) Geb. 17 M.

Engel, Eduard. Deutsche Sprachschöpfer. Ein Buch deutschen Trostes. Leipzig, Hesse & Becker, 1919. (221 S.) Ungeb. 3 M.

Erdberg, R. von. Freies Volksbildungswesen. Gedanken u. Anregungen. Berlin, Carl Heymann, 1919. (259 S.) Ungeb. 16 M.

Ernst, Paul. Der Zusammenbruch des Marxismus. München, G. Müller, 1919. (209 S.) Ungeb. 5.50 M.

Fendrich, Anton. Die Kluft. Ergebnisse, Briefe, Dokumente aus d. Kriegsjahren 1914—19. Stuttgart, Franckh, 1919. (97 S.) Ungeb. 3.60 M.

Fischer, Karl. Deutsche Eigenart und deutsche Schicksale. Zwölf Bücher Geschichte. (2. u. 3. Abt.) Berlin, Schwetschke, 1919. (S. 161—455.) Ungeb. 8 M.

Frey, Adolf. Erinnerungen an Gottfried Keller. 3. ern. Aufl. Leipzig, Haessel, 1919. (180 S.) Ungeb. 4 M.

Freytag-Loringhoven, A. v. Geschichte der russischen Revolution. 1. Teil. München, Lehmann, 1919. (211 S.) Ungeb. 6 M.

Friedjung, Heinrich. Historische Aufsätze. Stuttg., Cotta, 1919. (547 S.) Ungeb. 20 M.

Günther, L. Die deutsche Gaunersprache und verwandte Geheim- und Berufssprachen. Leipzig, Quelle & Meyer, 1919. (238 S.) Geb. 9 M.

Havenstein, Martin. Die alten Sprachen und die deutsche Bildung. Berlin, Mittler, 1919. (VI, 92 S.) Ungeb. 3 M.

Helfferich, Karl. Der Weltkrieg. Berlin, Ullstein. 1. Die Vorgeschichte des Weltkrieges. 1919. (229 S.) 2. Vom Kriegsausbruch bis zum uneingeschränkten U-Bootkrieg. 1919. (429 S.) Bd. 1 geb. 7.50 M., Bd. 2 geb. 15 M.

Hertling, Georg von. Erinnerungen aus meinem Leben. Kempten-München, Kösel, 1919. Bd. 1. (384 S.) Geb. 10 M.

Hoffmann, Anton. Die Eroberung von Mexiko durch Ferdinand Cortez. Nach geschichtlichen Quellen in Wort und Bild geschildert. Diessen vor München, Jos. C. Huber, 1919. (277 S.) Geb. 10 M.

Huch, Ricarda. Der Sinn der Heiligen Schrift. Leipzig, Inselverlag, 1919. (354 S.) Geb. 6 M.

Huysmans, J. K. Geheimnisse der Gotik. Drei Kirchen und drei Primitive. München, G. Müller, 1918. (199 S.) Geb. 21 M.

Jaspers, K. Psychologie der Weltanschauungen. Berlin, Springer, 1919. (428 S.) Ungeb. 22 M.

Jaurès, Jean. Die Stimme aus dem Grabe. Reden. Gesammelt und besprochen von V. Schiff. Berlin, Vorwärts, 1919. (36 S.) Br. 1.50 M.

Jentsch, Carl. Volkswirtschaftslehre, populär dargestellt. 5. verm. Aufl. Hrsg. v. A. H. Rose. Leipzig, Grunow, 1919. (391 S.) Ungeb. 5.50 M.

Kaftan, J. Berlin wie es war. Berlin, Mosse, 1919. (276 S.) Geb. 12 M.

Knoke, A. Was soll unsere Tochter werden? Leipzig, Quelle & Meyer, 1919. (124 S.) Ungeb. 3 M.

Koßmann, R., u. Jul. Weiß. Die Gesundheit, ihre Erhaltung, ihre Störungen, ihre Wiederherstellung. 2. neubearb. Aufl. Hrsg. v. Jul. Weiß. Mit Abbildgn. Bd. 1. Stuttgart, Union, 1918. (898 S.) Geb. 24 M.

Kurz, Isolde. Hermann Kurz. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte. 2. erweiterte Aufl. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1919. (256 S.) Geb. 9 M.

Langewiesche, Wilhelm. „Wolfs“. Geschichten um ein Bürgerhaus. In 2 Büchern. München-Ebenhausen, Langewiesche-Brandt, 1919. 2 Bde. (304, 277 S.) Kart. 6 M.

Lessing, Theodor. Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen. München, O. Beck, 1919. (299 S.) Geb. 9 M.

Ludendorff, Erich von. Meine Kriegserinnerungen. 1914—1918. Berlin, Mittler u. Sohn, 1919. (VIII, 628 S.) Geb. 30 M.

Ludendorff, Erich von. Das Scheitern der neutralen Friedensvermittelung. Das Friedens- und Waffenstillstandsangebot. Das Verschieben der Verantwortlichkeit. 3 Entgegnungen auf das amtliche Weißbuch. Berlin, Mittler, 1919. 1, 2, 2, 2.50, 3, 3.80 M.

Mahrholz, Werner. Deutsche Selbstbekenntnisse, ein Beitrag zur Geschichte d. Selbstbiographie von d. Mystik bis zum Pietismus. Berlin, Furche-Verlag 1919. (VII, 254 S.) Ungeb. 8 M.

Meinecke, Friedrich. Preußen und Deutschland im 19. u. 20. Jahrhundert. Historische und politische Aufsätze. München, Oldenbourg, 1918. (552 S.) Geb. 17.60 M.

Müller-Freienfels, Richard. Persönlichkeit und Weltanschauung. Psychologische Untersuchungen zu Religion, Kunst und Philosophie. Leipzig, Teubner, 1919. (274 S.) Geb. 8.80 M.

Müller-Lyer. Der Sinn des Lebens und die Wissenschaft. Grundlinien e. Volksphilosophie. 2. Aufl. München, Langen, 1919. (352 S.) Ungeb. 7.50 M.

Oppenheimer, F. Kapitalismus, Kommunismus, wissenschaftlicher Sozialismus. Berlin u. Leipzig, de Gruyter & Co., 1919. (226 S.) Ungeb. 10 M.

Pascal. Blaise. Größe und Nichtigkeit des Menschen. München, G. Müller, 1919. (209 S.) Pappbd. 13 M.

Paquet, Alfons. Der Geist der russischen Revolution. Leipzig, Kurt Wolff, 1919. (VI, 109 S.) Ungeb. 2.50 M.

Picht, Werner. Die deutsche Volkshochschule der Zukunft. Leipzig, Quelle & Meyer, 1919. (34 S.) Ungeb. 1.20 M. u. 10%.

Pretzsch, Paul. Die Kunst Richard Wagners. Ein Führer durch seine Werke. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1919. (IX, 712 S.) Ungeb. 12 M.

Rathenau, W. Die neue Gesellschaft. Berlin, S. Fischer, 1919. (102 S.) Ungeb. 2 M.

Reisen und Abenteuer. Illustr. Volks- u. Jugendbücher berühmter Weltreisenden und Entdecker. 1 ff. Leipzig, Brockhaus, je 5 M.
- 1. Hedin, S. Abenteuer in Tibet. (Auszug aus „Im Herzen von Asien". 159 S.)
- 2. Transhimalaja. (Auszug. 159 S.)
- 3. Kapitän Scott, Letzte Fahrt. Tagebuch. (Auszug. 159 S.)

Riedler, A. Wirklichkeitsblinde in Wissenschaft und Technik. B., J. Springer, 1919. (198 S.) Br. 5 M.

Ritter, Moriz. Die Entwicklung der Geschichtswissenschaft an den führenden Werken betrachtet. München, Oldenbourg, 1919. (461 S.) Geb. 19.80 M.

Rodenberg, Julius. Aus seinen Tagebüchern. Berlin, Fleischel, 1919. (XXXIII, 191 S.) Ungeb. 5 M.

Rohrbach, M. P. Armenien. Mit Abb. Stuttgart, Engelhorn, 1919. (144 u. 80 S.) Ungeb. 6 M.

Schauerte, H. Hermann Löns. Dortmund, Leufting, 1919. (117 S.) Geb. 6 M.

Scheffler, Karl. Bismarck-Studie. Leipzig, Inselverlag, 1919. Geh. 3.50 M.

Schemann, Ludwig. Paul de Lagarde. Leipzig, Matthes, 1919. (XII, 410 S.) Ungeb. 15 M.

Schmarje u. Henningsen. Die Nordmark. Ein Heimatbuch für Schleswig-Holstein, Hamburg u. Lübeck. 3. Aufl. Leipzig, Brandstetter, 1919. (389 S.) Pappbd. 5.50 M. u. 20%.

Schücking, L. L. Das Charakterproblem bei Shakespeare. Leipzig, Tauchnitz, 1919.

Silberer, H. Der Traum. Einführung in die Traumpsychologie. Stuttgart, Enke, 1919. (123 S.) Br. 4 M.

Schmidt, H. Deutsche Romfahrer von Winckelmann bis Böcklin. Ein Jahrh. röm. Lebens in Tagebuchblättern und Briefen. (Neue Titel-Ausg.) (XVI, 295 S.) Leipzig, Dyk, 1919. Ungeb. 6 M. u. 30%.

Spickernagel, W. Ludendorff. Berlin, Staatspolitischer Verlag, 1919. (142 S.) Geb. 6.50 M.

Stein, von, Kriegsminister a. D. Erlebnisse und Betrachtungen aus der Zeit des Weltkrieges. Leipzig, Koehler, 1919. (196 S.) Geb. 14.50.

Sternberg, A. v. Erinnerungsblätter aus der Biedermeierzeit. Potsdam, Kiepenheuer, 1919. (XII, 467 S.) Pappbd. 8 M.

Stier-Somlo. Die Verfassung des Deutschen Reichs vom 11. August 1919. Ein systematischer Überblick. Bonn, Marcus & Weber, 1919. (160 S.) Kart. 6 M.

Storck, Karl. Deutsche Literaturgeschichte. 8. verm. Aufl. Stuttgart, Muth, 1919. (XII, 654 S.) Ungeb. 7 M.

•**Thoma, Hans.** Gedichte und Gedanken. Hrsg. v. K. K. Eberlein. Konstanz, Reuß & Itta, 1919. (123 S.) Geb. 3 M.

— Im Winter des Lebens. Aus acht Jahrzehnten gesammelte Erinnerungen. Mit 12 Abb. Jena, Diederichs, 1919. (144 S.) Pappbd. 13 M.

Tirpitz, Alfred von. Erinnerungen. Leipzig, Koehler, 1919. (XII, 526 S.) Geb. 25 M.

Taylor, Fr. W. Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung. Dt. Ausg. von R. Roesler. München u. Berlin, Oldenbourg, 1919. (156 S.) Br. 5.50 M.

Die deutsche Volkshochschule. Samml. von Beiträgen hrsg. von W. Rein. Langensalza, Beyer, 1919. 8⁰. (Pädagogisches Magazin.)

1. Rein, W. Die dänische Volkshochschule. 2. u. 3. Aufl. (38 S.) 2,05 M.
3. Maß, Konrad. Die städtische Volkshochschule. 2. u. 3. wesentlich verm. Aufl. (25 S.) 1.35 M.
4. Clemenz, Bruno. Frieden — Heimat — Volkshochschule. 2. Aufl. (37 S.) 2.15 M.
5. Buchenau, Artur. Die deutsche Volkshochschule nach Idee und Organisation. 2. u. 3. verm. u. verb. Aufl. (42 S.) 2.40 M.
6. Harms, Heinrich. Die deutsche Volkshochschule. Lehrplan und Lehrweise. 2. Aufl. (33 S.) 2 M.
12. Muhs, Karl. Volkshochschule und Volkswirtschaft. (49 S.) 2 M.
13. Pestalozza, August Graf v. Die Kulturaufgaben der Volkshochschule. 1. u. 2. Aufl. (94 S.) 3 M.
14. Weinel, Heinrich. Die Religion in der Volkshochschule. 1. u. 2. Aufl. (31 S.) 1.80 M.

Vorländer, Margarete. Unserer Kinder deutsche Geschichte. Erzählung. Gotha, F. A. Perthes, 1919. (368 S.) Pappbd. 12 M.

Wandrey, C. Theodor Fontane. München, Beck, 1919. (412 S.) Pappbd. 15.50 M.

Wegener, Georg. Der Zaubermantel. Erinnerungen eines Weltreisenden. Auszug. Leipzig, Brockhaus, 1919. (180 S.) Ungeb. 5 M.

Wilbrandt, Robert. Sozialismus. Jena, Diederichs, 1919. (339 S.) Geb. 18 M.

Winter, G. Das Taylor-System und wie man es in Deutschland einführt. Leipzig, Findeisen, 1919. (99 S.) Kart. 3 M.

Wrede, Adam. Rheinische Volkskunde. Leipzig, Quelle & Meyer, 1919. (237 S.) Geb. 11 M.

Würtz, Hans. Sieghafte Lebenskämpfer. Mit Geleitwort von A. v. Harnack und Abb. München, Fr. Seybold, 1919. (259 S.) Geb. 8 M.

2. Romane, Novellen, Erzählungen usw.

Avenarius, Ferdinand. Faust. Ein Spiel. München, Callwey, 1919. (133 S.) Geb. 5 M.

Babillotte, Arthur. Irrfahrten des Lebens und der Liebe. 2. Aufl. Leipzig, Grunow, 1919. (497 S.) Geb. 14.50 M.

Bartsch, Rudolf Hans. Heidentum. Die Geschichte e. Vereinsamten. Roman. Leipzig, Staackmann, 1919. (363 S.) Ungeb. 7 M.

Couperus. Die Komödianten. Roman aus der Zeit Domitians. Aus dem Holländischen von Else Otten, 1919. (429 S.) 13 M.

Bley, Fritz. Von freiem Hochlandwilde. Acht Tiergeschichten. Leipzig, Voigtländer (1919). (273 S.) Pappbd. 7.25 M.

Dauthendey, Max. Das Schönste von M. Dauthendey. Ausgew. u. eingel. v. W. v. Hold. München, Langen, 1919. (224 S.) Geb. 5 M.

Enking, Ottomar. Claus Jesup. Erz. aus dem alten Wismar. Dresden, Reißner, 1919. (VIII, 430 S.) Ungeb. 7 M. u. 10%.

Federer, Heinrich. In Franzens Poetenstube. Umbrische Reisekapitel. Freiburg i. Br. Herder, o. J. (90 S.) 1.75 M.

Flake, Otto. Die Stadt des Hirns. Roman. Berlin, S. Fischer, 1919. (567 S.) Ungeb. 10 M.

Flex, Walter. Wolf Eschenlohr. Erzählung. München, C. H. Beck, 1919. (XXVII, 92 S.) Kart. 2.80 M.

Freksa, Friedrich. Freiheit. Roman. Berlin, Ullstein, 1919. (282 S.) 6 M.

Geiger, Albert. Mutter. Roman. Konstanz, Reuß & Itta, 1919. (344 S.) Geb. 5.50 M.

Haas, Rudolf. Michel Blank und seine Liesel. Roman. Leipzig, Staackmann, 1919. (376 S.) Ungeb. 8 M.

Hesselbacher, Karl. Das Marienkind und andere Erzählungen. Heilbronn, Salzer, 1919. (135 S.) Ungeb. 4 M.

Hofer, Klara. Alles Leben ist Raub. Der Weg Friedrich Hebbels. 7.—8. Aufl. Stuttgart, Cotta, 1919. (551 S.) Ungeb. 8 M.

Hofmannsthal, Hugo von. Die Frau ohne Schatten. Erzählung. Berlin, S. Fischer, 1919. (181 S.) 7 M.

Huch, Ricarda. Erzählungen. 2 Bde. Leipzig, Haessel, 1919. (276 u. 279 S.) Geb. 14 M.

1. Fra Celeste. Der arme Heinrich. Der Weltuntergang. Die Maiwiese.
2. Haduvig im Kreuzgang. Der Mondreigen von Schlaraffis. Teufeleien. Lügenmärchen.

Jacques, Norbert Landmann Hal. Roman. Berlin, S. Fischer, 1919. (286 S.) Ungeb. 6 M.

Kneip, Jakob. Der lebendige Gott. Jena, Diederichs, 1919. (115 S.) Ungeb. 7 M. u. 20%.

Lagerlöf, Selma. Das heilige Leben. Roman. München, Langen. (352 S.) 9 M.

Lilienfein, Heinrich. Und die Sonne verlor ihren Schein. Drei Erzählungen aus dem 30jähr. Kriege. Heilbronn, Salzer, 1919. (120 S.) Pappbd. 1.50 M.

Lucka, Emil. Heiligenraft. Ein Roman aus alter Zeit. Berlin, Schuster & Löffler, 1919. (250 S.) Ungeb. 3.50 M.

Plaichinger, Leop. Dämonen des Schweigens. Novellen, München, G. Müller, 1919. (167 S.) Pappbd. 3 M.

Ponten, Josef. Der babylonische Turm. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1919. Ungeb. 6 M.

— Die Bockreiter. Novelle. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1919. (135 S.) Ungeb. 3 M.

Rosegger, Peter. Abenddämmerung. Rückblicke auf den Schauplatz des Lebens. Leipzig, Staackmann, 1919. (308 S.) Ungeb. 7 M.

Sack, Gustav. Ein Namenloser. Roman. Berlin, S. Fischer, 1919. (250 S.) Ungeb. 5 M.

Sick, J. M. Kaspar Zinglers Herz. Aus dem Dänischen. Stuttgart, Steinkopf, 1919. (102 S.) Pappbd. 2 M.

Schäfer, Wilhelm. Erzählende Schriften. 3. u. 4. Band. München, G. Müller, 1919. Ungeb. 15 M.
3. Eine Chronik der Leidenschaft. (282 S.)
4. Lebenstag eines Menschenfreundes. (411 S.)
Scharrelmann, Wilhelm. Rund um Sankt Annen. Neue Pickbalge-Geschichten. Leipzig, Quelle & Meyer, 1919. (258 S.) Geb. 7.70 M.
Scheff, Werner. Die wandernde Seele. Roman. Leipzig, Grethlein (1919). 360 S. Br. 6.50 M., geb. 9 M.
Scholz, Wilhelm von. Die Beichte. Erzählungen. München, G. Müller, 1919. (316 S.) Ungeb. 6 M.
Seeliger, E. G. Die Abenteuer der vielgeliebten Falsette. Roman. München, G. Müller, 1919. (458 S.) Ungeb. 9 M.
Strauß und Torney, Lulu v. Reif steht die Saat. Neue Balladen. Jena: Diederichs 1919. (107 S.) Ungeb. 5 M.
Strobl, K. H. Bismarck. Roman. Bd. 3. Die Runen Gottes. Leipzig, Staackmann, 1919. (440 S.) Ungeb. 8 M.
Vershofen, W. Tyll Eulenspiegel. Jena, Diederichs, 1919. (81 S.) Ungeb. 3.50 M. u. 20%.

D. Bibliographie des Volksbüchereiwesens und der allgemeinen Bildungspflege.

Von Dr. W. Pieth.

1. Bildungspflege im allgemeinen.

Der Groß-Berliner Ausschuß zur Bekämpfung der Schundliteratur. (Soziale Praxis 28, 4.)
Baberadt, K. Durch Volksunterhaltung zur Volksbildung. (Bildungspflege 1, 1.)
Batocki, v. Rede über die Bedeutung des Volksbildungswesens im neuen Deutschland. (Volksbildungsarchiv 6, 3.)
Bauprogramm für ein Volkshaus in einer Stadt von 40—50000 Einwohnern. (Das Volkshaus I, 1.)
Bäuerle, Th. Die Aufgaben der freien Volksbildungsarbeit nach dem Kriege. (Volksbildungsarchiv 6, 5.)
Bergsträsser, L. Volkshochschulen und Halbbildung. (Soziale Praxis 28, 34.)
Bildungsarbeit an Erwerbslosen. (Volksbildungsarchiv 6, 3.)
Buch, R. Volksbücherei und Volksmuseum. (Der Bibliothekar II, 5/6.)
Bücherei und Volkshochschule. (Blätter f. Volksbibl. u. Leseh. 20, 7/8.)
Erdberg, R. v. Freies Volksbildungswesen. Gedanken und Anregungen. Berlin, Heymann, 1919.
— Tagung für Volksbildungswesen in Wien am 1. u. 2. Nov. 1918. (Volksbildungsarchiv 6, 3.)
Die neue Erziehung. Eine sozialistisch-pädagogische Zweiwochenschrift hrsg. von M. H. Baege. Berlin, Verl.-Gesellsch. u. Erziehung.
Fournier, A. Bildungswertung. (Deutsche Rundschau 45, 12.)
Deutsche Gesellschaft f. Volkshochschulwesen. (Volksbildungsarchiv 6, 3.)
Göhler, G. Städtebünde für Aufgaben der Volksbildung. (Der Türmer 21, 11.)
Günther, V. H. Volksbildung und Auslandskunde. (Volksbildungsarchiv 6, 3.)
Hamdorff, G. Aus der Geschichte der Volkshochschulen. (Die Volksbildung 49, 7.)
Gurlitt, L. Deutschlands Erzieher. (Das freie Wort 1919, 1. u. 2. Febr.-Heft.)
Heinen, Meine Erfahrungen in der Volksbildung. (Volksbildungsarchiv 6, 5.)
Herrigel, Hermann. Erlebnis und Naivetät und das Problem der Volksbildung. (Die neue Rundschau, Heft 11 (Nov.) 1919 (S. 1303—1316.)

Hofmann, B. Das deutsche Bildungswesen und der Sozialismus. (16 S.) Berlin-Zehlendorf, Kalkhof. („Deutschlands Wiederaufbau", T. 4.)
H[ofmann], W. Volkstümliche Bücherei, Vortragswesen und Volkshochschule. (Die Bücherhalle I, 1.)
— „Vom Geschmack des Publikums." (Die Bücherhalle I, 1.)
Körner, Th. Volksbildung und deutsche Zukunft. (Die Glocke V, 14.)
Kumpmann, K. Volkshochschule und Volksbildung im Rahmen der deutschen Stadt. Eine Denkschrift. (I, 46 S.) Tübingen, J. C. Mohr.
Landsberg, Hans. Bücherpreise und Bildung. (Deutsche Allgem. Ztg. v. 20. 3. 19.)
Lohmann, R. Grundsätzliches zur Volkshochschulfrage. (Die Neue Zeit 37, II, 10.)
Marckwald, H. Philosophie und Bildungsarbeit. (Die Neue Zeit 37, II, 11.)
Menzel, G. Staatsumwälzung und Volksbildung. (Die neue Erziehung 1919, 1.)
Moritz, A. Zukunftsaufgaben der Volksbildungsvereine. Ein Vortrag (15 S.). Fürstenwalde, J. Seyfarth.
Natorp, P. Volksbildungsarbeit auf dem Lande. (Das Volkshaus I, 2/3.)
Pieth, W. Das Bildungsamt der Großstadt. Berlin, Gesellschaft u. Erziehung. 1919. (23 S.)
— Bücherei und Volkshochschule. (Vorwärts v. 12. 3. 19.)
— Neue Wege zur Volksbildung (Neue Woche 1919, 3.)
Plage, F. Bildungsausgleich und Bildungspflege. (Die Glocke 1919, 1. März.)
— Öffentliche Bildungspflege. (Bl. f. Volksbibl. u. Leseh. 20, 7/8.)
— Volkshaus und öffentliche Bildungspflege. (Bildungspflege 1, 1.)
Samuleit, P. Frankfurter Verband zum Schutze der Jugend gegen Schundliteratur und die „Berliner Liste". (Volksbildungsarchiv 6, 1.)
Schriften des Vereins zur Förderung der Volksbildung Bd. 1: Otto, Wilh.: Von der deutschen Volkshochschule (51 S.) 1918. Stuttg., Die Lese.
Schulz, Heinrich. Volksbildung und Weltanschauung. (Volksbildungsarchiv VI, 4.)
Seidel, R. Erziehung fürs Vaterland oder für die Menschheit? (Die neue Erziehung. 1919, 1.)
Sickel, P. Aristokratische und demokratische Bildungsbegriffe. (Die Grenzboten, Jahrg. 78, 25.)
Staatsbürgerkunde. Arbeiten der 2. Kriegsvolksakademie d. rhein.-mainischen Verbandes f. Volksbildung (VII, 202 S.). 8°. Berlin 1919. C. Heymann.
Stapel, W. Das Hamburger Volksheim. Das Volkshaus I, 2/3.
Storck, K. Der Aufbau der musikalischen Volkskultur. (Der Türmer 21, 11.)
Süersen, Elisabeth. Das freie Volksbildungswesen im Haushaltsplan der Gemeinden. (Volksbildungsarchiv VI, 2.)
Tagung des Ausschusses der deutschen Volksbildungsvereinigungen in Rothenburg o. d. T. vom 27. Sept. bis 1. Okt. 1919. (Volksbildungsarchiv 6, 3.)
Tews, Joh. Begriff und Aufgabe der freien Volksbildungsarbeit. (Volksbildungsarchiv VI, 4.)
Ulich, R. H. Erste Tagung des Ausschusses der deutschen Volksbildungsvereinigungen in Rothenburg o. Tauber. (Volksbildungsarchiv 6, 3.)
Verein zur Förderung der Volksbildung in Württemberg. (Volksbildungsarchiv 6, 1.)
Volksbildungsfragen in England. (Soziale Praxis 28, 13.)
Vietzke, G. Dienst am Volk. (Volksbildung 49, 1.)
Zur Volkshochschulfrage. Amtliche Schriftstücke. Hrsg. v. Ministerium f. Wiss., Kunst und Volksbildung. (28 S.) Leipz., Quelle & Meyer.
Weitsch, Ed. An den geistigen Adel deutscher Nation. Neue Wege zum Aufbau Deutschlands. Jena, Diederichs, 1919. (1. Beih. zu „Die Tat".)
— Zur Sozialisierung des Geistes. Grundlagen und Richtlinien für die deutsche Volkshochschule. Jena, Diederichs, 1919.

2. Bücherei und Bildungspflege.

Ackerknecht, E. Bedeutung und Aufgabe der Volksbücherei. Fünf Leitsätze. (Bildungspflege 1, 1.)
— Das Lichtspiel in seinem organischen Zusammenwirken mit den anderen Einrichtungen der Bildungspflege. (Bildungspflege 1, 1.)
— Was Herrn Hofmann und mich beruflich unterscheidet. (Blätt. f. Volksbibl. u. Leseh. 20, 5/6.)
Böttcher, P. Ausblicke. (Der Bibliothekar. 11, 1/2.)
Die Büchererzeugung in der Kriegszeit. (Deutscher Kurier v. 15. 1. 1919.)
Doren, Alfred. Die Aufgaben der volkstümlichen Bücherei. (Akademische Rundschau. Jahrg. 7, S. 141 ff.)
Fritz, Gottlieb. Bücherei und öffentliche Bildungspflege. (Akademische Rundschau. Jahrg. 7, S. 358 ff.)
Heimbach, H. Volksbüchereitypen. (Blätt. f. Volksbibl. u. Leseh. 20, 1/2.)
Krimmer, Th. Auch ein Kapitel öffentlicher Bildungspflege. (Blätt. f. Volksbibl. u. Leseh. 20, 5/6.)
Ladewig, P. Bildungspflege durch kleinste Bücherei. (Blätt. f. Volksbibl. u. Leseh. 20, 3/4.)
Pieth, W. Die Bibliothekskurse der Zentrale für Volksbücherei und die öffentliche Bücherei. (Blätter f. Volksbibl. u. Leseh. 20, 5/6.)
Plage, F. Wiedertäufer. (Blätter f. Volksbibl. u. Leseh. 20, 5/6.)

3. Einzelne Probleme der Bücherei.

Angermann, R. Weite oder enge Systematisierung? (Blätter f. Volksbibl. u. Leseh. XX, 9/10.)
Plage, F. Eine deutsche Büchereihandschrift. (Blätt. f. Volksbibl. u. Leseh. 20, 3/4.)
Plate, O. Ackerknechts „Deutsche Büchereihandschrift". (Blätter f. Volksbibl. u. Leseh. 20, 7/8.)
— Volksschüler in der Bücherhalle. (Blätter f. Volksbibl. u. Leseh. 20, 5/6.)
Eine Verfügung d. Preuß. Regierung in Oppeln über ordnungsmäßige Verwaltung größerer Volksbüchereien. (Blätter f. Volksbibl. u. Leseh. 20, 1/2.)

4. Büchereiwesen einzelner Länder, Städte, Vereine usw.

Anemüller, Volksbildungspflege in Lippe. (Blätt. f. Volksbibl. u. Leseh. 20, 5/6.)
Pieth, W. Um das Schicksal der volkstümlichen Bücherbestände der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek. (Blätter f. Volksbibl. u. Leseh. XX, 9/10.)
— Eine öffentliche Stadtbücherei für Wilmersdorf. (Wilmersdorfer Ztg. v. 2. 4. 1919.)
Schmidt-Wilmersdorf: Wissenschaftliche Zentralbibliothek oder Volksbibliothek? Ein Vorschlag. (Wilmersdorfer Ztg. v. 25. 3. 1919.)
Verzeichnis d. Knockaloe-Bücherei 1.—3. Tausf. Den zivilgefangenen Deutschen in Knockaloe (England) gewidmet. (209 S.) 8°. Großborstel 1918. D. Dicht. Ged. Stiftung.
Städtische Volksbüchereien in Hannover. [Grundsätzliches zum Aufbau.] (Blätt. f. Volksbibl. u. Leseh. XX, 9/10.)

5. Spezialbüchereien.

Marsop, P. Von der Aufgabe und der Einrichtung öffentlicher Musikbüchereien. (Bildungspflege 1, 1.)
— Die öffentlichen Musikbüchereien. (Volksbildungsarchiv 6, 1.)

6. Literatur- und Leserberatung.

Ackerknecht, E. Deutsche Belletristik in der wissenschaftlichen Bibliothekspraxis. (Literarisches Echo 1919, 19.)

Hofmann, W. Vom Leseinteresse im deutschen Feldheere. (Volksbildungsarchiv 6, 1.)

Horn, R. Wie und in welcher Reihenfolge unterrichtet man sich aus Büchern über den Sozialismus? (Der Bibliothekar 11, 1/2.)

Nathan, H. Ein neues Hilfsmittel zur Bücherauswahl. (Volksbildungsarchiv 6, 3.)

Ratgeber, Literarischer, für die Katholiken Deutschlands. Kriegsjahr 1918/19. 16. Jahrg. Hrsg. v. Dr. Max Ettlinger (IV, 54 S. m. 6 [1 farb.] Taf.) Gr. 8°. Kempten, J. Kösel.

Schultze, E. Die „hundert besten Bücher." (Der Bibliothekar II, 7/8.)

Fachkunde der Bücherhalle.

Auf Anregung von Dr. O. Plate, Oberbibliothekar der Öffentlichen Bücherhalle in Hamburg, hat eine Gruppe von Leitern größerer städtischer Bücherhallen den Plan entworfen, Erfahrungen und Gedanken über städtisches Büchereiwesen in einer Reihe zwangloser Abhandlungen niederzulegen. Die Schriftleitung der „Blätter für Volksbibliotheken" hat sich bereit erklärt, diese Abhandlungen später der besonderen Überschrift:

Fachkunde der Bücherhalle
Erfahrungen und Vorschläge

in ihren Spalten zu veröffentlichen. Sie sollen das ganze Gebiet unserer Fachkunde nach den Ergebnissen der *größeren* städtischen Bücherhallen, *in erster Reihe zum Zweck praktischer Anwendung* behandeln. In ihrer Gesamtheit werden sie hoffentlich mit der Zeit alle wichtigen Vorarbeiten für ein Handbuch des Bücherhallenwesens umfassen. Um eine handliche Vereinigung zu ermöglichen, soll den großen deutschen Bücherhallen die Sammlung durch Zustellung von Sonderabzügen ermöglicht werden. Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft ist Dr. *Otto Plate*, Hamburg, Öffentliche Bücherhalle, Kohlhöfen. Zu seiner laufenden Unterstützung hat sich Dr. A. Heidenhain, Bremen (Lesehalle) erboten.

Kleine Mitteilungen.

Stadtbücherei Berlin-Steglitz. Die Gemeindeverwaltung zu Berlin-Steglitz einem der größten westlichen Vororte Berlins, hat sich entschlossen, eine moderne Einheitsbibliothek nach dem Vorbild der Charlottenburger Städtischen Volksbücherei ins Leben zu rufen. Die Bücherei wird den Titel „Stadtbücherei" erhalten und mit einem Stammbücherbestand von etwa 20000 Bänden voraussichtlich am 1. April 1920 ihren Betrieb eröffnen. Als Personal sind zunächst ein leitender Bibliothekar mit akademischer Vorbildung und Fachausbildung, sowie 7 oder 8 mittlere und mechanische Kräfte in Aussicht genommen, die sämtlich hauptamtlich tätig sein sollen.

Der Stadtbücherei wird ein Lesesaal und eine Jugendbücherei angegliedert werden. Engste Verknüpfung mit der bereits bestehenden Volkshochschule und den sonstigen Volksbildungsbestrebungen und -Veranstaltungen der Gemeinde ist geplant.

Als Heim für die neue Stadtbücherei ist eine ehemalige Turnhalle vorgesehen die zweckmäßige Umbauten erfahren wird, so daß auf eine gute Lösung der Raum-

gestaltungsfrage zu hoffen ist. Im Erdgeschoß, der eigentlichen Turnhalle, wird der Ausleiherraum in genügender Größe mit Zugang von der Straße und einer heizbaren Wartehalle für das Publikum sowie in engster räumlicher Verbindung mit ihm das Büchermagazin untergebracht. Das Magazin setzt sich auf einer Galerie und im 1. Obergeschoß fort und ist durch geeignet angeordnete Treppen und Fahrstühle verbunden. Im 1. Obergeschoß sind außerdem 1 Amtsraum für den Bibliothekar und Arbeitsräume für die übrigen Kräfte vorgesehen.

Das 2. Obergeschoß wird den Lesesaal und die Handbücherei nebst Zeitschriften und Zeitungen aufnehmen. Der Lesesaal wird einen besonderen Zugang erhalten, so daß eine Störung durch die Besucher der Ausleihe vermieden wird. Ein Anbau des Erdgeschosses wird als Buchbindereiwerkstatt Verwendung finden.

Die Erwärmung wird durch Zentralheizung, die Belichtung durch Elektrizität erfolgen. Die Kosten für den Umbau sind auf etwa 160000 Mark veranschlagt worden. Auf eine gediegene und behagliche Ausgestaltung der Inneneinrichtung wird besonderer Wert gelegt werden.

Man darf wohl hoffen, daß die Gründung der Steglitzer Stadtbücherei der Groß-Berliner Büchereibewegung einen neuen kräftigen Anstoß geben wird. Wie wir hören, plant auch Berlin-Wilmersdorf die Errichtung einer Stadtbücherei, der die dort bereits bestehenden kleineren volkstümlichen Büchereien als Zweigstellen angegliedert werden sollen.

Tagungen.

Berlin. Deutscher Volksbildungstag der Gesellschaft für Volksbildung vom 3.—5. Oktober 1919. Von den zahlreichen Referaten der Tagung seien erwähnt: Über Wanderbühnen (Dr. J. Klaudius). Das märkische Wandertheater (Dr. Lewin-Traeger). Das freie Wort als Bildungsmittel (Dr. Pohlmeyer). Volkshochschulen (J. Tews). Vorträge über das Lichtbild im Dienste der Volksbildung (Prof. Fr. Goerke, Prof. Dr. Schwahn, Dr. A. Koeppen u. a.). In der Versammlung der Büchereileiter am 4. Oktober sprachen Dr. P. Ladewig, Frl. Bona Peiser, Prof. Dr. Brunner, Frau Dr. Erna Feder und Geh. Rat Siegismund. — Die 49. Hauptversammlung der Gesellschaft fand am 5. Oktober statt. Es sprachen über „Die freie Volksbildungsarbeit im Volksstaat" Dr. H. Pachnicke, über die „Volkshochschule in Stadt und Land" Prof. Dr. O. Gramzow und Schulrat H. Otto.

Merseburg. Lehrgang für Leiter und Mitarbeiter von Jugend- und Volksbüchereien im Regierungsbezirk Merseburg am 24. und 25. Oktober 1919. Über Fragen der Büchereiverwaltung und Büchereitechnik, Jugendbücherei und Jugendpflege sprachen Rektor Mühlner-Helfta, Dr. P. Ladewig-Berlin, Fräul. Schlesinger-Halle a. S., Rektor Mehlhase-Elsterwerda, Seminaroberlehrer Hemprich-Merseburg, Dr. Buchwald-Jena, Mittelschullehrer Thielsen-Merseburg.

Sächsischer Verband für Volksbildung. Volksbildungsfragen der Gegenwart. Erörterungstage in Leipzig vom 27. September bis 1. Oktober 1919. Die Referate gliederten sich programmäßig folgendermaßen: I. Grundfragen der Volksbildungsarbeit. Walter Hofmann: Grenzen der Volksbildungsarbeit. Dr. Heinz Marr: Das Problem der Masse und seine Bedeutung für die Volksbildung. II. Bildungsmuseum und öffentliche Bücherei. Lehrer Buch: Das Bildungsmuseum. Walter Hofmann: Die öffentliche Bücherei. III. Bildende Kunst, Theater und Musik. Dr. v. Erdberg: Bildende Kunst und Volksbildung. Dr. Ernst Martin: Bildungsaufgaben des Theaters. Karl Adler: Musik im Dienste der Volksbildung. IV. Volksunterhaltung und Volkserholung. Pastor Fritz Jahn: Der Lebenswert des Spieles. Prof. Frey: Kino, Puppentheater und Schattenspiele. V. Volks-

hochschule. Dr. Ludo Hartmann: Das volkstümliche Vortragswesen und die Universitätsausbreitung. Ed. Weitsch: Die Methode der Volkshochschule.

Borromäus-Verein. Der 8. Kursus für Leiter und Mitarbeiter von Volksbüchereien fand am 7., 8. und 9. Oktober 1919 in Bonn statt. Es wurden folgende Vorträge gehalten: Die Bibliothek des Borromäus-Vereins als Mittelpunkt der katholischen Volksbildungsarbeit (Rumpf-Bonn); Grundlagen einer modernen Volksbibliothek (Braun-Bonn); Die verschiedenen Katalogformen (Rumpf); Der Aufbau der Bibliothek (Braun); Zielbewußte Ausleiharbeit (Braun); Erzählen und Vorlesen (Bibliothekarin E. Francke-Berg. Gladbach); Einfluß des Zeitgeistes auf die Schöne Literatur (seit den 80er Jahren) (Dr. J. Froberger-Bonn); Wie gewinnen wir Einfluß auf Produktion und Verbreitung der guten Literatur? (Braun); Bibliotheks-Statistik (Rumpf). — Im Anschluß an die Referate fanden Führungen und Besichtigungen statt.

Schließung der Öffentlichen Bibliothek und Lesehalle, Berlin. Herr Hugo Heimann teilt mit: „Die Öffentliche Bibliothek und Lesehalle zu unentgeltlicher Benutzung für jedermann, Berlin SO, Adalbertstr. 41, wird demnächst geschlossen werden. In der Ausleihbibliothek werden am 24. Oktober zum letzten Male Bücher ausgegeben werden. Die Lesehalle mit ihren 520 Zeitungen und Zeitschriften jeder Art und Richtung und einer Nachschlagsbibliothek von 2448 Bänden wird dem Publikum bis zum Ende des Jahres in den Abendstunden offen stehen. In den 20 Jahren ihres Bestehens sind von der Ausleihbibliothek rund 1300000 Bände verliehen worden. Die Lesehalle wurde in dieser Zeit von 1100000 Personen benutzt. Im ganzen hatte das Institut 2400000 Besucher aufzuweisen. Ich muß die Öffentliche Bibliothek und Lesehalle, die ich am 25. Oktober 1899 gegründet und seitdem erhalten habe, zu meinem Bedauern schließen, weil ich infolge der veränderten Zeitverhältnisse nicht mehr in der Lage bin, das Institut weiterzuführen." Hoffentlich finden sich Mittel und Wege, um die Öffentliche Bibliothek, die so lange Jahre segensreich gewirkt hat, der Einwohnerschaft von Berlin zu erhalten. Vor allem aber gebührt dem Begründer, der die Anstalt mit großen Opfern 20 Jahre lang unterhalten hat, der wärmste Dank.

Die „Akademische Rundschau" enthält in Jahrg. 1918/19, 2. Halbband, Seite 141 ff. einen bemerkenswerten Aufsatz von Prof. Dr. Alfred Doren (Leipzig) über die Aufgaben der volkstümlichen Bücherei, geschrieben in der Absicht, die akademischen Kreise für moderne sozialpädagogische Arbeit zu interessieren. Prof. Doren vergleicht darin u. a. die sogenannte „Leipziger Richtung" (Walter Hofmann) mit den gegnerischen Anschauungen und kommt dabei zu Ergebnissen, die auf weitere Kreise unter allen Umständen irreführend wirken müssen und von den Bibliothekaren, die nicht auf dem Hofmannschen Standpunkt stehen, als ungerecht empfunden werden. Darauf bezieht sich eine Erwiderung, die Prof. Dr. Fritz unter dem Titel „Bücherei und öffentliche Bildungspflege" in der gleichen Zeitschrift (1918/19, S. 358 ff.) veröffentlicht hat. Vor allem wird darin betont, daß die auf seiten der sogenannten „älteren Richtung" geübte bibliothekarische Praxis, die W. Hofmann immer wieder zu verdächtigen unternimmt, letzten Endes mit denselben Mitteln und in demselben Sinne arbeitet wie die „Leipziger Richtung". Darauf und auf nichts anderes kommt es schließlich an, um so mehr, als kein einziger aus der Zahl der Leipzig fernstehenden Bibliothekare gesonnen ist, sich auf irgend eine sozialpädagogische Theorie oder Lehrmeinung irgendwie festlegen zu lassen.

Unter der Überschrift „Unsittliche Literatur" veröffentlicht der Ausschuß für das Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel (Nr. 236 vom 27. Oktober 1919)

eine Mahnung, die in ihrer eindringlichen Sprache weitester Beachtung wert ist. Männer, die über die neueste Entwicklung unseres Schrifttums von Berufs wegen auf das beste unterrichtet sind, stellen hier mit Bedauern fest, daß seit dem Zusammenbruch unseres Reichs eine Literatur ins Kraut schießt, die weder im Einklang steht mit dem Wohle unseres Vaterlands noch mit den Aufgaben des deutschen Buchhandels in einer Zeit, da es gilt „alle Kräfte zu Sittlichkeit, Zucht und Ordnung aufzurufen, um wieder zu erträglichen Zuständen zu gelangen". Statt in diesem Sinne zu handeln, glauben einige Verleger, den Fäulnisprozeß . . . auch in die Literatur hineintragen zu müssen, ohne zu bedenken, daß, wer Wind säet, Sturm ernten wird". Besonders biete die Betonung des Geschlechtlichen, in der sich viele zeitgenössische Autoren gefallen, Gelegenheit zu einer Reklame, die in Hervorkehrung des Indezenten unzüchtig oder anstößig wirkt. Unter voller Rücksicht auf die Buntheit und Vielgestaltigkeit unseres Lebens und das Recht des Schriftstellers müsse gegen solche anstößigen Anzeigen, einerlei ob hinter ihnen ein unzüchtiges oder anstößiges Buch stehe, eingeschritten werden. Mit Recht hebt diese Mahnung hervor, daß der Begriff der Unsittlichkeit, der an sich fließend sei, sich nicht ausschließlich auf das sexuelle Gebiet beschränke. Auch die Herabsetzung unseres Volks oder aber die „Beschimpfung (nicht Beurteilung) einzelner, vieler Deutschen noch heute verehrungswürdiger Männer" durch Bücheranzeigen sei zu bekämpfen, sofern sie lediglich den Zweck verfolge, „Deutschland noch tiefer in den Sumpf zu ziehen und seinem Ansehen in der Welt zu schaden". — Viel zu der eingetretenen Verwilderung der Literatur habe die irrtümliche Meinung beigetragen, daß die Zensur aufgehoben sei. Aber auch unabhängig von dieser sollte der Buchhändler kraft eigener Verantwortung prüfen, ob Fluch oder Segen aus der von ihm vertriebenen Literatur für unser Volk erwächst. „Oder ist die moralische Vergiftung, die sich auf Hunderttausende Volksgenossen erstrecken kann, etwa damit zu entschuldigen, daß sie, wenn überhaupt, schwer durch Gesetz zu fassen ist, als leibliche Beschädigung?"

Idyll aus einer „Lesebibliothek" in Würzburg im Jahre 1800.

Heinrich von Kleist schreibt am 14. September 1800 an Wilhelmine von Zenge:

„Nirgends kann man den Grad der Kultur einer Stadt und überhaupt den Geist ihres herrschenden Geschmacks schneller und doch zugleich richtiger kennenlernen als — in den Lesebibliotheken.

Höre, was ich darin fand, und ich werde Dir ferner nichts mehr über den Ton von Würzburg zu sagen brauchen.

„Wir wünschen ein paar gute Bücher zu haben." — Hier steht die Sammlung zu Befehl. — „Etwa von Wieland." — Ich zweifle fast. — „Oder von Schiller, Goethe." — Die möchten hier schwerlich zu finden sein. — „Wie? Sind alle diese Bücher vergriffen? Wird hier so stark gelesen?" — Das eben nicht. — „Wer liest denn hier eigentlich am meisten?" — Juristen, Kaufleute und verheiratete Damen. — „Und die unverheirateten?" — Sie dürfen keine fordern. — „Und die Studenten?" — Wir haben Befehl, ihnen keine zu geben. — „Aber sagen Sie uns, wenn so wenig gelesen wird, wo in aller Welt sind denn die Schriften Wielands, Goethes, Schillers?" — Halten zu Gnaden, diese Schriften werden hier gar nicht gelesen. — „Also Sie haben sie gar nicht in der Bibliothek?" — Wir dürfen nicht. — „Was stehen denn also eigentlich für Bücher hier an diesen Wänden?" — Rittergeschichten, lauter Rittergeschichten, rechts die Rittergeschichten mit Gespenstern, links ohne Gespenster, nach Belieben. — „So, so." —."

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Blätter für Volksbibliotheken

Jahrgang 1 1920 Heft 2

Der Roman und die moderne Seele.

Von Dr. Max Wieser.

Die Geschichte des Romans hängt innig mit der Entstehung der modernen Seele zusammen. Die hervorragende Bedeutung, die der Roman in unserem heutigen Schrifttum hat, beruht auf der Beschaffenheit der modernen Seele.

Das verzwickte Seelenleben einer ausreifenden, wenn nicht ausgereiften Kultur, die Mannigfaltigkeit unseres Seelenlebens, seine persönliche Zersplitterung bei dem Mangel eines wirklichen Gemeinschaftsgeistes, ihre Massenansteckung ohne rechte Vertiefung seelischen Geschehens des Einzelnen, weiter der Gefühlsüberschwang und gleichzeitige selbstzersetzende Rationalismus: all das hat zugleich dem Roman die überragende Stellung innerhalb unseres Schrifttums angewiesen. Die Grundkraft des Romanlesers: das Bedürfnis nach Unterhaltung, demgegenüber die Geringachtung des Buches als wirklichen Bildungsmittels ist ebenfalls nicht ohne den Blick auf die Gesamtentwicklung des menschlichen Seelenlebens innerhalb einer ständig unmenschlicher werdenden Mechanisierung der Welt zu betrachten. Im Zusammenhange einer solchen Betrachtung erscheint der Roman als eine wesentliche Ausdrucksform der modernen Seele im allgemeinen und interessiert nicht bloß als literarische Form, sondern auch als Buch. Man möchte daher ebenso die Bücherei und ihre Praxis im Auge haben, wenn man den Roman als ein Symptom für die Art der modernen Gefühls- und Gedankenwelt ansieht.

Keine Literaturgattung, kein Schrifttum erfreut sich heute so allgemeiner Beliebtheit wie der Roman. In der Eisenbahn, im Straßenbahnwagen, auf Bänken städtischer Anlagen, auf dem Diwan der herrschaftlichen Wohnung wie auf der Ofenbank der einsamen Heidjerhütte findet man Romanleser. Zeitungen, Papierhandlungen bieten Romane an. Die Volksbücherei hat als Hauptbestandteil die Unterhaltungsliteratur und befriedigt mit Romanen das natürliche Bedürfnis der Masse heutiger Leser. Das geht so weit, daß das breite Publikum in den Volksbüchereien Novellen und Erzählungen ablehnt: so sehr hält sich die nicht überdurchschnittliche Seele moderner Leser an den Roman. Er empfängt daraus ein Stück seiner Menschenkenntnis von früher Jugend an bis ins hohe Alter. Wie viel wirre Gedanken sind durch Tendenzromane von Literatenseelen in die Köpfe der Menschen getragen worden! Selbst der Gebildete liest nicht nur zur Ausspannung oder Anspannung seiner Seele Romane: oft ist es die Freude am Menschenstudium, die ihn zum Romane lockt. Las doch selbst ein Mensch wie Bismarck zu diesem Zwecke Romane. So wird Gefühl,

Verstand und Willen des modernen Menschen durch das romanhafte Schrifttum geleitet, mehr als es vielleicht dem unmittelbaren Blicke bekannt wird. Und beginnt der Mensch bereits durch andere Werkzeuge seines Geistes, wie durch das „Kino“ sich die Umwelt und Innenwelt, ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft räumlich und zeitlich in anderer Weise näher zu bringen, so sind doch nächst Zeitungen Romane die Brille, durch die der „moderne“ Mensch die Welt, soweit sie der Buchstabe beherrscht, ansieht, das Mittel, durch das sich die moderne Seele gestaltet.

Und doch war es nicht immer so, daß der Mensch Werkzeuge seines Geistes hatte, die ihm gestatteten, die Welt der Vielseitigkeit in sich aufzunehmen: mag dies auch die Verzwicktheit des eignen Seelenlebens sein. Er fand an den nackten Tatsachen der Wirklichkeit Gefallen, oder er gab sich einer reinen Fabulierlust hin. Er mochte viel lieber die Welt im Scheine der Ewigkeit betrachten und in der geschlossenen Persönlichkeit anschauen. Ein lebendig philosophischer Geist konnte ihm den einheitlichen Anblick der Welt verschaffen, und er brauchte nicht, wie der moderne Psycholog, den Kern seines Wesens aufzulösen, um in der Seele des andern zu leben, denn er besaß dessen Seele selber.

Wie verschieden demgegenüber ist die Seele beschaffen, die sich den Roman als Form ihres literarischen Lebens schuf.

Man hat meines Wissens noch niemals die Geschichte des Romans im Zusammenhange der Entwicklung des Psychologismus betrachtet. Dabei dürfte eine solche Betrachtungsweise nicht nur den Wissenschaftler interessieren, dem Literarhistoriker neue Anblicke verschaffen, neue Methoden einer veralteten Schule an die Hand geben: auch der Büchereipolitiker nähme Anteil daran, denn sie läßt ihn den Standpunkt erkennen, den er selber, der unmittelbare Förderer des jeweils gegenwärtigen menschlichen Seelenlebens, innerhalb der gesamten kulturellen Entwicklung einnimmt. Er sieht die Grenzen und die Möglichkeiten seiner Wirksamkeit, wenn er die verschiedenen Ausprägungen seelischen Lebens in den literarischen Formen sich ablösender Epochen erblickt.

Wie jede Kulturepoche seine Ausdrucksform in den verschiedenen Lebensmächten wie Religion, Kunst, Politik, Wissenschaft hat, so ist der Roman die literarische Ausdrucksform für die im besonderen moderne Seelenwelt im Gegensatz zu ihren älteren Formen des Mittelalters und Altertums. Nicht so, als wäre der Mensch zu verschiedenen Zeiten ein anderer. Es gibt zu allen Epochen, sie mögen noch so verschieden sein, große Männer, die sich über die Epochen hinweg berühren in dem gleichen Geiste, in derselben Seele. Doch ist das Seelenleben von Zeiten und Kulturen unterschieden, so wenn die Menschheitsentwicklung historische und ahistorische Sehformen kennt; in Wirklichkeit ist es so mannigfaltig wie das Leben selbst. Wir sind in eigener Kulturwelt noch allzusehr befangen, um Menschen, Völker und Kulturen typisch verschieden genug und doch um so einheitlicher zu sehen. So wenden wir das Wort Roman auf die altisländischen Sagas so gut

an, wie auf orientalische Erzählungen, und meinen damit romanhafte Erzählungen zu allen Zeiten und bei allen Völkern zu finden. Heldenhafte Erzählungen gab es freilich in heroischen Urzeiten der Völker eher als zu unserer. Die Fabulierlust spielte bereits bei den Ägyptern eine große Rolle. Aber das, was wir gegenwärtig unter Roman verstehen, was ihn jetzt so beliebt macht, schließt gerade das aus, was jene heldenhaften Erzählungen und jene Unterhaltungsliteratur der alten Kulturvölker kennzeichnet: die reine Erzählungskunst ohne den Überschwang des Gefühls und den Rationalismus des Verstandes, der die moderne Seele auszeichnet, und der erst mit der Entdeckung des Ichs, dem modernen Wirtschaftsleben, kurzum mit der modernen Kultur einsetzt. Die Romanen oder Romainen, wie sie ursprünglich hießen, sind nicht bloß ihrem Namen nach, sondern gerade in dem, was sie für den modernen Leser bedeuten: nämlich Unterhaltungsliteratur im gewöhnlichen Sinne, französischen Ursprungs und haben sich erst allmählich unter z. T. heftigem kirchlichen und staatlichen Widerstande gesellschaftliche Geltung verschafft. Es bestätigt diese Tatsache, daß unsere mittelalterlichen Epen, die noch am ehesten Ansätze zum modernen Roman in Reflexionen und Schilderungen von Gefühlswallungen (vgl. Gottfried v. Straßburg, Wolfram) enthalten, fast ausnahmslos französische Vorbilder haben: jene französischen Epen, die im Verein religiöser Kräfte die moderne Romanseele vorbereiteten.

Die Quelle aller europäischen Heldenpoesie freilich, die zum banalen, spannenden Prosaroman geführt hat, liegt im oströmischen Reiche in der ersten Hälfte des 1. Jahrtausends. Es fällt nicht schwer, von hier aus die Anfänge des modernen Romans im griechischen sentimentalen Roman zu finden. Wie die Griechen fast alle Erlebnisse der späteren europäischen Menschheitsentwicklung, insbesondere auf philosophischem, künstlerischem und politischem Gebiete vorweggenommen haben: so griffen sie zur Zeit ihres Niedergangs künftiger Entwicklung ebenfalls weiter vor in der Ausbildung des sentimentalen Romans. Man lese darüber das ausgezeichnete Werk Erwin Rhodes über den griechischen sentimentalen Roman. Das ist aber eine Ausnahme. Der antike wie der mittelalterliche Mensch kennt nur die reine Kunstform. Er hat von Natur Form und fremd ist ihm der Widerspruch des Geistigen und Sinnlichen, der die erste Voraussetzung für das Zustandekommen des Psychologismus ist.

Erst mit der Spaltung des Ichs, die zu seiner Entdeckung führte, mit der Mechanisierung des Lebens auf der einen, seiner Forcierung auf der anderen Seite setzt auch die Entwicklung des Romans ein. Das beginnt zu Zeiten der Renaissance. Es ist kein Zufall, daß der erste Ichroman italienischen Ursprungs ist. Wo überall später sich Ansätze zur Spaltung von Kopf und Herz finden, dazwischen das Ich als solches hervordringt und sich mit aller Offenheit oder Verstecktheit seiner Triebe bloßstellt, taucht auch der Roman auf. Man kann daher sagen: der Roman, soweit wir seine bisherige Geschichte kennen, ist die literarische Form des Ichs. Daran ändern nichts die verschiedenen

Stoffarten des Romans: der Abenteuer-, der Reiseroman, der Gesellschafts- und Liebesroman, der Bildungsroman, der historische Roman, der Detektivroman u. a. m.; denn überall ist es die moderne Seele, die sich darin spiegelt und sich an verschiedenen Stoffarten betätigt. Von allen Romanarten ist dem Roman als Literaturgattung — gerade in unserem Gesichtspunkte — wesentlichste der autobiographische Roman, der Selbstbekenntnisroman. Denn in ihm stellt sich das Roman-Ich als solches, aber auch in seinen mannigfaltigen Eindrücken von Mensch und Welt dar. Immer aber gibt die Beziehung zur belebten und unbelebten Umwelt auf die Vorgänge des menschlichen Innern nächst der Lyrik dem Roman das eigentümlich moderne Gepräge in allem Schrifttum. Nirgends wird die Ichentwicklung, die Geschichte des menschlichen Herzens, der intimen Seelenregungen durchgehend besser studiert als im Roman. Und man kann wohl sagen: die Technik, das menschliche Seelenleben grade in seinen untersten Regionen bloßzulegen, hat ihren Gipfel in Romanen, wie denen von Strindberg und russischen Dichtern wie Dostojewski erreicht. Drum locken *sie* besonders den modernen Leser, der Freude am Menschenstudium, an einer verzwickten Seele hat, an der vielbelebten Wirklichkeit mit ihren Absonderlichkeiten.

Es ist kein Zufall, daß es eine umfassende Geschichte des Romans nicht gibt und daß die wenigen, die es gibt, nicht tief in das Geschehen dringen. Ganz abzusehen von den volkstümlichen Abrissen der Geschichte des Romans, ebenso von den philologisch scharfen Untersuchungen Scherers über die Anfänge des deutschen Prosaromans, insbesondere Wickrams: Was will eine solche Materialsammlung, wie sie die bedeutenste „Geschichte des deutschen Romans" von Bobertag ist, besagen; sie dringt nicht in die Tiefe der Entwicklung. Und wo wäre eine alle europäischen Länder umfassende, dabei völkisch durchsichtige Geschichte des Romans, zu der gewiß die einstige Schererschule viel wertvolles Material in Quellenuntersuchungen geliefert hat? Es ist eben unmöglich, eine Geschichte des Romans zu schreiben, ohne die gesamte Entwicklung der menschlichen Seele in ihren intimen Regungen zu überschauen. Sind doch kaum Versuche gemacht, die Entwicklung der innersten und untersten Seelenkräfte, wie sie sich in den Romanen zeigen, eigenst in ihrem typischen Wechsel und Verlauf zu beobachten.

Man hat wohl eine Geschichte der Psychologie geschrieben, aber man hat sich dabei auf die Lehre von der Seele, auf die Geschichte der Ansichten der Menschen über die Seele beschränkt und ist nur selten, wie etwa Dessoir in seinem „Abriß der Geschichte der Psychologie" auf die Erfassung des allgemeinen seelischen Inhaltes einer Zeit eingegangen. Das menschliche Bewußtsein, die Entwicklung der philosophischen Ideen der europäischen Menschheit hat Windelband durchsichtig und klar mit meisterlicher Beherrschung des Stoffes zur Anschauung gebracht. Mit Herrschergeistesblick hat u. a. Hegel seine „Philosophie der Geschichte der Menschheit" verfaßt und aus innerer Anschauung das Wesen jedes Volkes in der Gesamtentwicklung mensch-

lichen Bewußtseins als religiöses, sittliches und staatliches erfaßt. Hat man je Ähnlichem eine Geschichte des menschlichen Herzens an die Seite gestellt? Sie wäre zugleich eine Geschichte des Romans in seinen typischen Formen.

Es hat sich bislang nur die von der reinen Philologie sich lösende Literarhistorie der intimen Seelenentwicklung des Menschen angenommen. Das war zuerst Erwin Rhodes Verdienst. Aber Erwin Rhode war Altphilologe; und die seelische Ichentwicklung beginnt erst eigentlich mit den mystischen Strömungen des Mittelalters, mit seiner politischen Befreiung in der Renaissance, mit der wirtschaftlichen Sorge um das Ich. Die seelische Loslösung des Ichs hat in Deutschland erst von seiten Frankreichs nachhaltige Anregung erhalten. So hat die seelische Ichentwicklung in feinspürigen Darstellungen französischer Romane Waldberg verfolgt in seiner „Geschichte des empfindsamen Romans in Frankreich“. Aber seine Darstellung weist nicht die typische Entwicklung der modernen Seelenschilderung und damit der modernen Seele auf. Erst jüngst ist ein bedeutsamer Schritt getan von W. Mahrholz in seinem Buche „Deutsche Selbstbekenntnisse. Zur Geschichte der Autobiographie von der Mystik bis zum Pietismus“. Hierin wird die seelische Loslösung, wie sie in der Selbstbeschreibung der Autobiographie zum Vorschein kommt, geschichtlich verfolgt und im Zusammenhange des Bevölkerungswesens, selbst wirtschaftlicher Bedingungen und geschichtlicher Katastrophen, wie des 30jährigen Krieges, betrachtet. Die Autobiographie ist zwar nicht der Roman; doch hat sie den Roman in der Schilderung seelischer Vorgänge vorbereitet. Wer eine Geschichte des Romans und seiner Seelenwelt schreiben will, hat daher mit diesen intimen Aufzeichnungen persönlichen Lebens zu beginnen.

Man fragt sich: warum das moderne Publikum das seelische Leben nicht mehr in religiösen Büchern, in geschlossenen Werken reifer Kunst und gediegenen Wissens, statt dessen in Romanen aufsucht? Nun, die religiösen Selbstschilderungen der Mystizisten besonders des 16./17. Jahrhunderts: wie die Schilderung ihres religiösen Innenlebens zunehmend der psychologischen Analyse des eigenen Seelenlebens weicht, bis endlich statt der theologischen Vorstellungswelt (etwa bei einem Adam Bernd im 18. Jahrhundert) die medizinisch-naturwissenschaftliche Platz greift — das enthält den Schlüssel für die Entstehung der modernen Romanseele.

Schon der Kreuzritter zog hinaus in die Welt, geleitet von gewiß nicht weniger phantastisch-religiösen Vorstellungen, aber sie waren umgebrochen, weil sie handelnd verwirklicht werden sollten, es sich bei ihm um das ganze Leben beanspruchende Ideen handelte; und so ist auch seine Fabulierlust, seine romanhafte Welt unmodern.

Auch die persönlichen Aufzeichnungen von Kaufleuten aus der Jugendzeit des Individualismus (wie Ulrich Kraffts und Leonhard Rauwolfs) beherrscht zu sehr die frohe Sinnenfreudigkeit, dabei tiefe Frömmigkeit, als daß ihr Individualismus die moderne Seele hätte bilden können.

Wie nüchtern ist noch ein Künstler wie Albrecht Dürer verglichen mit einem späteren wie Feuerbach in seinen Briefen und Tagebüchern. Und man beobachte die nicht minder sehnsüchtige Leidenschaft, aber wie anders große Wahrheit der Empfindung, die Dürer inmitten der Aufzeichnungen täglicher Bilanzen und Sehtatsachen bei der Gefangennahme Luthers durchbrechen läßt. Derartig unmittelbare Empfindung findet sich zahlreich noch in den bürgerlichen Selbstbiographien des 16. Jahrhunderts: bei einem Burkhard Zink, Thomas und Felix Platter; gleichwohl ist ihre Seelen-, Schicksal- und Sachschilderung reich und bunt. Völlig fehlt die modern-romanhafte Seelenwelt der Memoirenschreibung, den Selbstverteidigungsschriften, wie sie u. a. im 16. Jahrhundert Kazmair, Arnecke, Götz von Berlichingen geschrieben haben; dabei spricht sich in ihnen doch auch das Ich aus, wenn auch als öffentlicher Charakter, als Politiker. Das gilt bezüglich der politischen Rechtfertigungsschrift bis auf den heutigen Tag. Wenn einmal die Geschichte der literarischen Formen der Gegenwart auf dem Grunde seelischer Ichentwicklung geschrieben wird, so dürfte dabei auch die moderne Memoirenschreibung zu berücksichtigen sein; und man wird hinsichtlich ihrer festzustellen haben, daß sie, die ihre Entstehung ebenfalls Tagesforderungen verdankt, noch am ehesten über der Zeit stand in dem, was man als moderne Äußerungen des Ichs anspricht.

Das sind aber Dokumente einer gesunden Ichäußerung, wie sie das 16. Jahrhundert nicht bloß in der Rechtfertigungsschrift aufweist. Es finden sich auch Denkmäler einer goethischen Selbstbeschauung, wie in der groß Welt, Mensch und Staat betrachtenden Selbstbiographie des Bartholomäus Sastrow.

Dann aber beginnt mit dem noch so wenig erschlossenen 17. Jahrhundert die Entwicklung der insbesondere modernen Seele, gleichzeitig mit ihr gewinnt der Prosaroman immer weitere Gebiete der literarischen Erzeugung.

Hielt er sich in Deutschland noch bis ins 18. Jahrhundert in den Grenzen humanistischer und „teutsch"-mythologischer Gelehrsamkeit, schloß sich dem Vorbilde antiker Epen oder fremdländischer Romane an und zeichnete sich durch ungeschickte Darstellung seelischer Vorgänge aus, so hatte er in Frankreich bereits die Höhe der Seelenschilderung erreicht. Die Feinheit der Seelenbeobachtung und Seelenzergliederung, welche hier die höchsten weltlichen und geistlichen Herren und Damen in mitunter recht schlüpfrigen Romanen trieben, ist auf die religiöse Selbstbeobachtung zurückzuführen, die ihre Anregung nicht geringen Teils der religiösen Bewegung Spaniens schon um die Zeit der Reformation verdankt. Es ist interessant, würde aber hier zu weit führen, die Entstehung der modernen Romanseele mit ihrem rein weltlich gesinnten Psychologismus aus der raffiniert ausgebildeten religiösen Selbstbeobachtung näher zu verfolgen. Wie etwa bereits im 15. Jahrhundert bei der Santa Theresa, einer von der katholischen Kirche so hoch verehrten Heiligen, die religiöse Phantasie sich in modern-romanhafte Einbildungskraft umsetzt, u. a. gegen Ende des 17. Jahrhunderts

der sozial-pädagogische Roman eines Fénélon daraus erwächst, noch die edelsten Erscheinungen wie Rousseau und die schöne Seele damit zusammenhängen. Von der Fülle religiös völlig verweltlichten, mitunter auf niedere Instinkte eingestellten Psychologismus französischer Hofkreise des 17. Jahrhunderts kann man sich aus dem Buche Waldbergs ein Bild machen.

In Deutschland hat der Psychologismus im 17. Jahrhundert lange nicht diese Raffiniertheit erreicht. Er blieb hier mehr religiöser Natur; aber gegenüber der Mystik, wie sie die religiöse Selbstbeobachtung des 12. und 13. Jahrhunderts, ein Seuse und die mystischen Frauen noch besaßen, hatte die Barockmystik oder der Mystizismus des 17. Jahrhunderts ein weit gefühlvolleres, überschwängliches Innenleben erzeugt. Ihm verdankt dann das 18. Jahrhundert eine Fülle noch keineswegs erschlossener kleinbürgerlicher Autobiographien. Sie bilden in Deutschland die Vorstufe für das ganze Romanwesen des 18. Jahrhunderts. Die literarischen Vorbilder des Romans im 18. Jahrhundert sind freilich nicht bloß französischen, sondern wie bekannt auch englischen Ursprungs; aber selbst in England hatte sich die französische Psyche, nicht zuletzt mittels englischer Sekten verbreitet, was noch lange nicht genügend beobachtet ist. Trotzdem — der fruchtbare Boden, auf den die Romane z. B. eines Gellert stießen, war vorbereitet worden durch das Zeitungswesen des 18. Jahrhunderts: die moralischen Wochenschriften; und sie sind geradezu ein (als solches noch keineswegs erkanntes) Spiegelbild der französischen Romanseele.

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, die auf solchen Grundlagen sich immer stärker entwickelnde deutsche Romanseele zu verfolgen: über die Romantiker und etwa die naturalistischen Romane des 19. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart: all das liegt zu sehr im Bereiche der allgemeinen Kenntnis, um sich davon ein Bild in diesem Zusammenhange zu machen. Spielen bereits im 16. und 17. Jahrhundert äußere Verhältnisse, wie Krieg, Wirtschaft, bei der Entstehung der literarischen Ware eine Rolle, so hängt noch in ganz anderer Weise der Wert des modernen Buches an der inzwischen gewaltig gestiegenen Rationalisierung und Mechanisierung, Literarisierung und Politisierung der Welt. Wir erleben täglich die Wechselwirkung, die insbesondere die Organisation mit ihrem lebenertötenden Bürodienst auf die Nachfrage nach Romanen ausübt. Sie schafft in dem Leser die seelische Welt, deren Anfänge hier beleuchtet wurden, um sich über ihren Gehalt klar zu werden, um die Stellung zu betrachten, die sie in umfassender kultureller Entwicklung einnimmt.

Hervorgehoben sei nur, daß wir uns auch Goethe, den Altmeister des modernen deutschen Romans, in diesen Zusammenhang hineingestellt zu denken haben. Goethes Seele in ihrer merkwürdigen Versinnlichung war die Romanseele von Natur geneigt. Nicht zufällig gilt der Altmeister des deutschen Romans so vielen Hochgebildeten, wie jener größeren Zahl von Menschen, die das kulturelle Durchschnittsniveau unseres Volkes darstellen, als der erste eigentlich große moderne Deutsche. Wer nun

möchte die Anziehungskraft, die Goethe, der Menschenbildner, auf Hoch und Niedrig ausübt, für die Kultur unseres Volkes missen? Sie ist uns gegenwärtig fast deren Inbegriff geworden, denn Goethe scheint keine menschliche Regung ferngeblieben zu sein, und der moderne Mensch findet alle Gefühle in ihm wieder: die starken und die schwachen. Es wäre auch verkehrt, Goethes Romane in die moderne, selbst beste Unterhaltungsliteratur einzureihen, obwohl man Goethe im Gesamtbilde der Menschheitskultur mit ihren so verschiedenen Seeleninhalten erst verstehen lernt, wenn man den Untergrund kennt, auf dem er gewachsen ist, die Luft atmet, die seine Persönlichkeit in kleinen goethischen Vortypen bildet. Die Welt eines Michael von Loën, seines Großoheims, unterschied sich in nichts, anbelangend Romane, Neigungen, Triebe, Lebensgestaltung von Goethes Welt: es sei denn durch die Persönlichkeit innerhalb derselben, die uns Goethe grade zu dem macht, was wir an ihm schätzen. Dies beiseite gelassen. Wer aber sich ein Bild machen will von der modernen Romanseele grade in ihrem besten und edelsten Goethe-Erzeugnis, der lese einmal ein paar Faust-Verse, — ich empfehle z. B. II. Teil 3. Akt, Schattiger Hain — und lese unmittelbar darauf Luther (z. B. „An die Ratsherrn aller Städte . . .", 1524, „Die Ander" dritter Absatz: „Lieben Deutschen, kauft, weil der Markt für der Thür ist; sammlet ein, weil es scheinet und gut Wetter ist" usw.), noch besser umgekehrt. Vielleicht, die Gunst des Augenblicks vorausgesetzt, geht ihm ein neues Licht auf, nicht bloß in bezug auf Goethe und Luther, ihre beiden Welten, sondern grade in dem, was eigentlich moderne Seele, Romanseele heißt und demgegenüber harte, doch warme Empfindung.

Über die Belastung der Büchereiwirtschaft durch viel- und weniggelesene Werke.

Von A. Heidenhain, Bremen.

Die nachfolgende Erörterung mag den Eindruck von Spekulation machen; sie beruht gleichwohl auf Praxis, und hat ein sehr praktisches Ziel; nämlich Einsicht in die Tragweite vieler alltäglicher Entscheidungen beim Bücherkauf für eine volkstümliche Ausleihbücherei, und zwar namentlich der Entschlüsse auf die Frage: „Soll der Bibliothekar sich zur Anschaffung und Doublierung dieses Werkes bestimmen lassen durch den Umstand, daß es große Nachfrage zu erwarten hat?" und die andere: „Lohnt die Benutzung, welche dies Werk finden kann, die Kosten der Erwerbung und Verwaltung?" Bekanntlich drängt die erste sich auf, wenn es sich um ein Werk handelt, dessen Verbreitung dem Bibliothekar als Volkspädagogen nicht gerade am Herzen liegt, die zweite, wenn er dem Werk viele Leser wünschen müßte, aber nur wenige erwarten kann. Die Fragen sind an sich geeignet, ihm das Herz zu beschweren, und die Entscheidung mag oft in unsicherer Stimmung erfolgen, auch wenn er volle Verfügungsfreiheit hat. Wo

aber Liebhaber Kritik üben — z. B. als Mitglieder eines Aufsichtskörpers — kann ihm auch widerfahren, daß, wo er selbst mit Zweifeln kämpft, Nicht-Bibliothekare mit Autorität entscheiden wollen. Namentlich Geschäftsleute werden leicht geneigt sein, Gedankenwendungen aus dem Warenhandel und Leih-Geschäft herbeizubringen. Da kann er zu hören bekommen: „Dies oder jenes Buch zu kaufen, das doch nur Wenige lesen werden, ist Vergeudung; wir müssen unsere Mittel sparsamer verwenden". Vielleicht fallen auch Wendungen, wie: „unpraktischer Idealismus" oder: „geschäftlich denken". — Aber Geschäft und Bücherei können nur mit höchster Vorsicht verglichen werden. In ihrer Finanzgebahrung schlagen die Entscheidungen vielfach ganz verschieden aus. So ist im „Geschäft" selbstverständlich, daß der vielbegehrte Artikel eine finanzielle Stärke ausmacht; aber dies Urteil auf die Bücherhalle anzuwenden, ist verkehrt; das sieht ein jeder, der selbst an der Theke Dienst tut, mit Augen. Nur die ganze Schwere, mit der die vielbegehrte Literatur auf dem Etat einer Bücherei lastet, und damit die Tragweite der Entscheidungen beim Bücherkauf sich deutlich vorzustellen, ist nicht ganz einfach, und deshalb will ich versuchen, eine aufklärende Berechnungsart anzugeben. Dabei beanspruche ich nicht, gemeingültige Ziffern zu bringen; die maßgebenden Ziffern muß vielmehr jeder Betrieb aus seinen eigenen Rechnungen und Statistiken holen; nur das Rechnungsschema und das Hauptergebnis sollen brauchbar sein.

Vervielfältigung des Umsatzes bringt in der Überschußwirtschaft (dem „Geschäft") Vervielfältigung des Überschusses mit sich, wie im ganzen, so bei jedem einzelnen Artikel, der umgesetzt wird. Was hier vom Gewinn, das gilt in der Zuschußwirtschaft vom Fehlbetrag. Auf die Ausleihwerke einer Bücherei als „umgesetzte Artikel" angewandt, bedeutet dies, daß die Rechnung durch vielgelesene Werke stärker belastet wird, als durch minder begehrte. Die Mittel in Werken anzulegen, die stark umgesetzt werden, ist kein Weg, die Wirtschaft zu erleichtern; dieser Schein entsteht nur, wenn man mit der Rechnung beim Anschaffungsjahr stehen bleibt. Die finanzielle Bedeutung der Anschaffungspolitik kann nicht nach Etatsjahren, sondern nur nach längeren Perioden beurteilt werden, weil in der Regel jedes Buch an den Mitteln der Anstalt zehrt, bis es abgenutzt oder veraltet ist, und weil es dann Ersatz verlangt. Anschaffung und Ausleihe eines Buches ergeben nicht einmalige Kosten, sondern eine durchschnittliche Belastung für eine Reihe von Jahren. Diese entsteht aus den Gesamtkosten des Werkes im Laufe seiner Gebrauchsperiode, d. i. der Zeit, in der es sich abnutzt oder veraltet, und ausgemerzt wird, oder (sofern die rechtzeitige Ausmerzung versäumt wird) sich zum toten Bestand gesellt. Je kürzer die Gebrauchsperiode, je höher die durchschnittliche Belastung des Gebrauchs-Jahres. Dazu kommt, daß Beliebtheit eines Werkes zur Doublierung zwingt, und der Belastungssatz sich mit den Doubletten vervielfacht. Am Schluß der Gebrauchsperiode beginnt für jedes Werk und jedes Exemplar die

Reihe der Ausgaben von neuem. Das gilt auch für Werke, die nicht eigentlich ersetzt werden, denn an ihre Stelle müssen andere von gleichem Gebrauchswert treten, wenn der Bücherschatz nicht verarmen soll. (Die Verjüngung des Bücherschatzes gehört zum Ersatz, nicht zur Vermehrung, selbst in den Fällen, in denen sie im voraus, vor der Ausmerzung des veraltenden Werkes, vollzogen wird.)

Um sich die Verschiedenheit der Kosten zu verdeutlichen, die verschiedenartige Werke mit sich bringen, kann man den Teil der allgemeinen Unkosten, der auf ein einzelnes Werk entfällt, außer Betracht lassen, und ebenso die Arbeitskosten, die bei der Auswahl, Bestellung, Verrechnung und Katalogisierung erwachsen, weil diese Kosten keine für verschiedenartige oder verschieden teure Werke typischen Unterschiede begründen, sondern einen Normalbetrag ausmachen, oder nur zufällige Verschiedenheiten aufweisen, wie z. B. den größeren oder geringeren Zeitaufwand bei der Auswahl. Die charakteristischen Kosten des einzelnen Werkes erwachsen im Laufe der Gebrauchsperiode aus Kosten 1. für die Anschaffung (Kauf und Bindung); 2. für die Instandhaltung (Reparaturen und Umbindung); 3. für die Arbeit beim Ausleihen und den zugehörigen Verrichtungen (Ausleihstatistik, Einmahnen, Wiedereinordnen der rückkehrenden Bücher usw.). Zur Veranschaulichung stelle ich in dies Rechnungsschema Ziffern ein, wie sie in grundverschiedenen Fällen auftreten, nämlich bei einem beliebten Roman (Beispiel A), und bei einem sehr teuren belehrenden Werk, das wenig Leser findet, aber lange Jahre Dienst tut (Beispiel B). Da diese Beispiele nicht nur als Rechnung verstanden, sondern auch wirtschaftlich gewürdigt werden sollen, ist festzuhalten, daß auf die Anschaffung, Bindung, Einstellung des Ausleihwerkes die Entwertung folgt. Aus der Entwertung der Bücher durch Abnutzung und Veraltung entsteht Geldbedarf für Erhaltung und Ersatz des Vorhandenen; also dasselbe Erfordernis, für das in jedem ordentlichen Erwerbsgeschäft Abschreibungen vom Wert des Sachvermögens berechnet und Rückstellungen zur Deckung gemacht werden. Die Deckung, für die das Geschäft durch Rückstellungen vom Gewinn im voraus sorgt, muß die Bücherei nachträglich, bei den Einnahmen der Folgezeit, finden.

Die Ansätze für den Preis eines Romans und für Arbeitskosten [1]) sind in den Beispielen aus den Rechnungen der Lesehalle in Bremen vor Eintritt der Kriegsteuerung entnommen.

---

[1]) Die Arbeitskosten der Ausleihe können aus den Gehältern der Mitwirkenden berechnet werden, indem man eines jeden Gehalt mit seiner jährlichen Dienststundenzahl dividiert und den Quotienten mit der Zahl der Stunden multipliziert, die er bei Ausleihe, Ausleih-Statistik und täglichen Ordnungsarbeiten zu leisten hat. Die Summe der Ergebnisse gibt die Arbeitskosten der Ausleihe an. Sie betrug an der Hauptstelle der Lesehalle in Bremen im Jahr 1913 bei einer Ausleihe von 166870 Bänden rund 5000 Mk, also auf den Band rund 3 Pf. Mit einem Anschaffungs- und Buchbindereietat von 12000 Mk. ergibt das 17000 Mk. als Aufwand für Bücher und Ausleiharbeit. (Beiläufig: die Mehrkosten der Ausleiharbeit für ein mehrbändiges Werk sind verschwindend klein und können vernachlässigt werden.)

A. (Roman von einem Band.)

Anschaffung und Bindung	Mk.	4.—
Reparaturen und Umbindung bis zur Abnutzung	„	1.30
140 Ausleihungen „ „ „	„	4.20
Zusammen	Mk.	9.50

Bei 7 Jahren Dienstzeit belastet ein Exemplar dieses Werkes den Etat der Anstalt mit durchschnittlich Mk. 1.36 im Jahr. Vielbegehrte Romane kommen aber **niemals** in einem einzelnen Exemplar in Betracht, sondern ihre Beliebtheit erzwingt in einer Bücherei von den Verhältnissen unserer Hauptstelle die Vermehrung bis auf 10, 15, ja 20 und mehr Exemplare. **Der einfache Belastungssatz multipliziert sich mit der Zahl der Doubletten!**

B. (Sehr teures, nicht leichtes Werk von zwei Bänden.)

Anschaffung und Bindung	Mk.	24.—
Reparaturen bis zur Veraltung	„	1.40
60 Ausleihungen bis zur Veraltung . . .	„	1.80
Zusammen	Mk.	27,20

Das Beispiel würde passen auf eine ausführliche, nicht sensationelle Biographie, die einen kleinen Leserkreis unter den Gebildeten hat. Solche Werke behalten ihren Wert im allgemeinen sehr lange; es liegt in ihrer Art, daß sie selten vor Ablauf langer Zeit durch neuere außer Kurs gesetzt werden. Viele Bücher dieser Gattung sind noch nach einem oder zwei Menschenaltern auf dem Büchermarkt und in den Händen des Publikums. Nur um für den Zweck dieses Beispieles eher ungünstig als günstig zu rechnen, wird angenommen, daß das Werk veraltet, ehe es abgenutzt ist, und darum die Zahl der Ausleihungen und die Gebrauchsperiode verhältnismäßig gering angesetzt. Dieser Annahme entsprechen aber auch mäßige Instandhaltungskosten. Das Beispiel ergibt bei 20 Jahren Dienstzeit auf jedes Gebrauchsjahr die gleiche Belastung wie das erste: 1.36 Mk. **Das ist aber das Ganze:** Vervielfältigung des Satzes durch Doubletten kommt nicht in Betracht.

Zwischen diese beiden Beispiele läßt sich eine lange Reihe einordnen, die das Ergebnis des Vergleichs bestätigt: nämlich, daß ein minderbegehrtes Werk zu den ungewöhnlich teuren gehören oder rasch veralten muß, um die Wirtschaft der Bücherei so schwer zu belasten, wie ein einziges Exemplar eines wirklich vielgelesenen Buches von einem Bande, oder gar schwerer. Das sind also verhältnismäßig seltene Bücher. Die Vertreter großer Gruppen unter den weniger gelesenen Büchern ergeben im allgemeinen weit niedrigere Belastungen[1]). Eine Kurve, die

[1]) Man erinnere sich, daß — verständige Auswahl vorausgesetzt — die kurzlebigen, rasch veraltenden Bücher nur in Naturwissenschaften, Technik, Medizin, Rechtskunde, Politik und Volkswirtschaft, sowie bei den Zeitschriften, die meist aus den Lesesälen der Büchereien stammen, häufig sind, während Bücher aus den Gebieten Mathematik, Geographie, Geschichte, Sprachkunde, Literaturgeschichte, Musik, Kunst, Religion, Philosophie, Pädagogik, Kriegswesen, Hauswirtschaft, Handelskunde, Landwirtschaft, Sport und Spiel meist lange im Umlauf bleiben können.

den Lauf der Reihe verbildlichen soll, wird sich ausnehmen wie der Schnitt eines Tales zwischen gleichen Randhöhen. Ihre Zifferngrundlage ist leicht zu gewinnen durch Abänderungen der Sätze für Gebrauchszeit, Ausleihungen und Preis des Werkes, die stufenweise vom ersten zum zweiten Beispiel führen. Die Ergebnisse aller Abänderungen, die man vornehmen kann, ohne die kurze Brauchbarkeitsdauer eines sehr rasch veraltenden Werkes oder eine seltene Verbindung von hohem Preis mit beschränkter Gebrauchsdauer anzusetzen, reihen sich in die Linie ein, aber die Kosten der vielbegehrten Werke in Doubletten führen steil über sie hinaus in die Höhe [1]). Für die einzelne Ausleihung entstehen zwar am Anfang der Reihe vergleichsweise geringe Kosten, die bis zum andern steigen (nach unseren Beispielen von 6,8 Pf. auf 52,4 oder für den einzelnen Band 26,2 Pf.); aber aus jenen relativ niedrigen Kosten erwachsen in der Bücherei durch die Kürze der Gebrauchsdauer und den Zwang zum Doublieren absolut hohe, denn das beliebte Buch erzeugt große Nachfrage. Es muß betont werden: es erzeugt sie: es lenkt nicht nur Nachfrage von andern Werken auf sich ab, sondern es steigert die Gesamtnachfrage. Aus jenen relativ hohen Einzelkosten hingegen erwachsen absolut geringe. Das vielbeliebte Werk erschwert also, und das weniger begehrte erleichtert die Wirtschaft. Das ist alles, was die Rechnung lehren kann; auf die Frage, ob sich die Anschaffungskosten eines Werkes lohnen, gibt sie keinen Bescheid. Findet ein Werk gar keine Liebhaber, oder bleibt die Benutzung dauernd verschwindend gering, so ergibt sich nachträglich auch ohne Rechnung, daß mit der Auswahl des Werkes ein Fehlgriff getan wurde; in jedem andern Fall kann Antwort nur vom Wert der Lektüre hergenommen werden — der denn freilich nur nach dem Zweck einer volkstümlichen Bildungsanstalt beurteilt werden darf. Wenn man dies im Auge behält, führen von den beiden Bei-

---

[1]) Man ändere zuerst nur die Zahl der Ausleihungen, und im Verhältnis dazu die Instandhaltungskosten ab, das nächste Mal auch die Gebrauchsdauer, und fahre mit diesen Änderungen abwechselnd fort, bis die Sätze des zweiten Beispiels erreicht sind. Alsdann lasse man den Preis (ersten Posten) stufenweise wachsen, und bei einer mittleren Preislage die Verdoppelung der Bände und zugleich der herabgesetzten Instandhaltungskosten eintreten. Rechnet man die entstandenen Ansätze aus, so erhält man aus denjenigen, in denen der Preis unverändert geblieben ist, den sinkenden, aus den anderen den steigenden Ast der Kurve. Geht man dann vom Tiefpunkt, der bei rund 32 Pf. Jahresbelastung — bei unverändertem Preis aber höchster Gebrauchsdauer und geringster Ausleihziffer — liegt, in der Folge der gebildeten Ansätze wieder rückwärts unter Einfügung von Preiserhöhungen, so wird man für jeden dieser Ansätze einen Maximalpreis finden, bis zu dem man gehen kann, ohne daß der höchste Satz der Reihe (1,36 Mk.) überstiegen wird. Die Fortsetzung der Kurve bilden über den Anfang hinaus die Jahres-Kostenraten vielgelesener doublierter Werke und solcher, die ungewöhnlich rasch veralten, über das Ende hinaus diejenigen der selten teuren Werke. Die Länge jedes Kurvenstückes entspricht der Häufigkeit der Werke, die in den Rechnungsansätzen des Kurvenstückes charakterisiert sind. Die Enden sind also steiler als die mittleren Teile.

spielen naheliegende Schlüsse auf praktische Fingerzeige für die Geldverwertung.

Erstens: Ein beliebtes Erzählungswerk, dem Publikum bereit gehalten in soviel Exemplaren, daß der Ausleihdienst unter der unbefriedigten Nachfrage nicht empfindlich zu leiden hat, belastet den Aufwand für Bücher und Ausleiharbeit leicht mit mehr als 1‰ seines Gesamtbetrages. Den Bücheretat durchweg in vielbegehrten Werken anzulegen, würde also im äußersten Fall dazu führen, daß die Auswahl der Bücherei keine tausend Werke umfassen könnte. Umgekehrt ergibt sich, daß die durchschnittliche Belastung durch ein einzelnes Werk niemals auch nur denjenigen Bruchteil betragen sollte, der durch die Anzahl von Werken angegeben wird, die für die Fortentwickelung der Bücherei wünschenswert erscheint; also bei einem Bedürfnis von 15000 Werken weniger als $^{1}/_{15}$‰. Das würde z. B. bei einem Etat für Bücher und Buchbinderei von 12000 Mk. und Arbeitskosten von 4500 Mk. den Satz von 16500 : 15000 = 1.10 Mk. ausmachen. Diesen Quotienten kann man als Grenze der erträglichen Belastung bezeichnen, denn, übersteigt die Jahres-Kostenrate des einzelnen Werkes diesen Satz, so werden Arbeitskosten der Ausleihe und laufende Entwertung des Bücherschatzes im Betrag des gesamten Aufwandes entstehen, ehe noch die wünschenswerte Größe der Auswahl erzielt ist. Erreicht sie ihn auch nur, so müssen Arbeitskosten und Entwertung die Höhe des verfügbaren Aufwandes erreichen, sobald die Zahl der Werke am vorläufigen Ziel ankommt. In beiden Fällen führt dann jede weitere Bereicherung des Bücherbestandes schon zur Überlastung der verfügbaren Mittel. Die Unzulänglichkeit des Etats wird jahrelang verschleiert bleiben, weil Abnutzung und Veraltung sich nur allmählich in Geldforderungen umsetzen, aber kann er inzwischen nicht erhöht werden, so ist die Geldklemme unvermeidbar. Dies Schicksal kann, beiläufig gesagt, einem Betrieb, der vor zwei Jahren[1]) noch unbedenklich seiner Entwickelung durch Bereicherung der Bücherauswahl nachstreben durfte, bereitet werden durch die neuerdings eingetretene Bücherteuerung.

Um nach diesen allgemeinen Kriterien eine einzelne Büchereiwirtschaft rechnerisch (in der Praxis wird meist Beobachtung genügen) zu prüfen, müßte man nun freilich die wirkliche Größe jener durchschnittlichen Belastung und diejenige der wünschenswerten Auswahl feststellen können. Unmittelbar ist diesen Größen aber überhaupt nicht beizukommen, und mittelbar, auf Umwegen durch eine auf Statistik und Rechnung gegründete Schätzung, nicht nahe genug um Ziffern aufzustellen. Die Annäherungswerte würden, namentlich für die Belastungsgröße, unsicher zwischen sehr verschiedenen Maximal- und Minimalschätzungen in der Schwebe bleiben. (Siehe den Anhang.) Aber auch ohne die Schätzung durchzuführen, kommt man zu einem Ergebnis von praktischem Wert mit der Folgerung: Da allerhand Werke, die das Vielfache der erträglichen Durchschnittsbelastung in Anspruch nehmen,

---

[1]) Der Aufsatz entstand im Herbst 1918.

in einer Bücherei nicht zu entbehren sind, ergibt sich auch, daß eine noch weit größere Anzahl weit unter dem erträglichen Durchschnittssatz zurückbleiben muß, wenn die Bücherei vermehrungs- und entwickelungsfähig bleiben soll [1]). Von hier aus läßt sich ohne weiteres übersehen, daß auch eine große Anzahl von Werken, die nur in einem Exemplar geführt werden, und dennoch im jährlichen Durchschnitt nur wenig Benutzungen aufweisen, in der Büchereiwirtschaft zum Ausgleich unentbehrlich ist, und keineswegs Vergeudung bedeutet. Ist der Ausgleich ungenügend, so wird mehr Benutzung gezüchtet als der Etat verträgt. Zu brennenden Notständen wird es ja nicht leicht kommen: das Steigen der Ausleih-Dienstlast, der Reparatur- und Ersatzkosten wird die nahende Gefahr rechtzeitig ankündigen, und wenn nicht Etatserhöhung, so wird Vorsicht in der Bibliotheks-Ergänzung sie beschwören. Daß diese Vorsicht eine Beschränkung im Vielbegehrten verlangt, ist wohl jedermann geläufig. Wird aber auch immer beachtet, daß diese Beschränkung um so größer sein muß, je mehr man das Werk von geringem Leserkreis scheut? Und daß nur ausreichender Bestand von weniger gelesenen Werken Krankheiten des Etats und die Gefahr des Raubbaus am Vorhandenen fernhalten kann? Vielleicht doch nicht, denn eine Dringlichkeit, die Aufmerksamkeit erzwingt, erhält diese Erkenntnis doch erst durch den Überblick über die ganze Gefräßigkeit des vielbeliebten Buches. Dies führt zu einer weiteren Betrachtung.

Zweitens: Die große Höhe, zu der die Kosten eines einzelnen vielbegehrten Werkes anwachsen können, wirft erst klares Licht auf die Verantwortung, die der Bibliothekar sich bei der Auswahl solcher Werke zu machen hat. In der Tat kann ein Roman, dessen Wert als Gegenstand der Geistesbeschäftigung Null ist, ein, ja mehrere Tausendstel des ganzen Aufwandes für Bücher und Leihdienst fressen, während die Bücherei eine Auswahl von zehn-, fünfzehn- oder zwanzigtausend Werken braucht, um sich weiter zu entwickeln oder doch auf der Höhe zu halten. Ein Beispiel: Freytags „Soll und Haben“, das zwei Bände umfaßt, und an der Hauptstelle der Lesehalle in Bremen in neununddreißig Exemplaren eifrig gelesen wird, verbraucht zur Zeit ein reichliches Viertelprozent des ganzen Aufwandes. Ebensoviel, vielleicht mehr, könnte aber auch „Winnetou“ von Karl May verzehren, wenn man aus der Nachfrage nach solchen Büchern im Ernst ein „Bedürfnis“ herleiten und danach handeln wollte. Man kann die Frage sparen, ob ein solches Buch eine „schlechte“ Lektüre sei [2]).

[1]) Unter Entwicklung eines Büchereibetriebes darf niemals die bloße Größenentfaltung verstanden werden. Vergrößerung ist nicht einmal unerläßliches Merkmal der Entwicklung, wohl aber ist es bei der Buchausleihe in erster Reihe die Vermannigfaltigung und „Spezialisierung“ der geistigen Interessen, denen sie dient; also eine Sache der Bücherauswahl, die dem Publikum zur Verfügung gestellt wird. Sie liegt nicht nur im Zweck der Bücherei, sondern ist auch unentbehrliches Mittel der Werbetaktik.

[2]) Um Mißverständnisse zu verhüten: ich würde sie bejahen!

Es müßte ein großes Wertstück der Volksbildung sein, um den Aufwand zu rechtfertigen; das kann keine Variation der Ziffern in dem gegebenen Rechnungsansatz widerlegen. Man versuche es mit einem billigen Ansatz für den Preis des gebundenen Romans und die Kosten der Instandhaltung, einem hohen für die Zahl der Ausleihungen und die Gebrauchsdauer, und mache sich klar, wieviel gute und nützliche Werke eine Bücherei sich versagen muß, um die notdürftige Anzahl von Exemplaren dieses einen in Umlauf zu halten!

Drittens: Es ist zwar falsch, die Kosten eines Werkes nach dem Anschaffungswert zu berechnen; es darf aber auch nicht übersehen werden, daß die Kosten des Anschaffungsjahres die höchsten sind, und daß die Belastung, für den Schluß des zweiten, dritten Jahres usf. berechnet, eine fallende Skala ergibt. Nur im Jahr einer teuren Reparatur — z. B. Umbinden — steigt der Satz wieder, um dann weiter zu sinken. Scheidet das Werk durch Veraltung, oder weil es keine Liebhaber mehr findet, aus dem Umlauf aus, ehe die jährliche Durchschnittsbelastung auf den Gesamtdurchschnitt gefallen ist, so ist es relativ hoch zu stehen gekommen. Bleibt zu fragen, ob Werke seiner Art für den Zweck der Bücherei wichtig seien. Anzuwenden ist die Frage beispielsweise auf manche Werke aus dem Gebiet der Naturwissenschaften und noch mehr der Technik, die teuer sind und rasch veralten; ebenso auf viele Schriften, deren Interesse dieser Kriegszeit entsprungen ist. In Betracht kommt neben dem Wert der Lektüre die Werbung für den gemeinnützigen Zweck der Anstalt, und darum auch die Eigenschaft, gebildete Elemente der Bevölkerung mit heranzuziehen; denn ohne Teilnahme dieser Schicht wird eine Bücherei auf die Dauer nicht die Unterstützung finden, die sie braucht. In der „Werbetaktik" muß auch die Bücherei eine Art von Nutzenrechnung anwenden, und diese ergibt, daß unter Umständen auch einmal eine abnorm hohe Belastung nicht gescheut werden darf. Müssen aber zu den kostspieligen Wertstücken der Volksbildung, für deren Verbreitung wir keine Ausgaben und keine Arbeit scheuen, teure Werke bildenden und nützlichen Inhalts, aber kurzer Aktualität, und ausgewählte Seelenfänger von schwerem Gewicht sich gesellen, so darf der Ausgleich dieser Lasten durch Werke von langsamem Umlauf und langer Gebrauchsdauer um so weniger vernachlässigt werden.

Viertens ergibt sich das Maß der berechtigten Anwendung für einen Einwurf, der sich aufdrängt. Nämlich:

„Liegt die Grenze der erträglichen Belastung in einer Bücherei so tief, daß man mit beliebten Büchern sparen muß, um nicht in die Enge zu geraten, so ist eben der Etat zu gering und muß erhöht werden, um die Grenze höher zu setzen. Unsere Büchereien sollen sich ja doch auswachsen; sie müssen also mit Erfolg zu werben verstehen. Jede andere Werbung als die Leistung der Bücherei versagt mit der Zeit; darum, wenn man sich von der Sorge um die Zukunft in der Versorgung des Publikums lähmen läßt, so ist das nicht besser, als die Flinte ins Korn zu werfen."

Diese Betrachtung ist nur auf einzelne Büchereien im besondern anzuwenden — auf manche dürftig ausgestattete Anstalt wird sie zutreffen. Es muß in der Tat auch eine untere Grenze für den durchschnittlichen Anspruch des einzelnen Werkes geben, unter der keine Bücherei mit Erfolg wirtschaften kann. Wo blieben wir mit unserem Kampf um Anerkennung und Unterstützung, wenn wir — um nur einige Beispiele anzuführen — Werke von Cooper, Gerstäcker, Bret Harte, Sealsfield, Auerbach, Dahn, Heyse, Spielhagen, Jensen, Fontane, Wilbrandt, Raabe, Reuter, Storm, Eyth, Rosegger, Heer, Stegemann, Marie v. Ebner-Eschenbach. Louise v. François, Helene Böhlau (man denke an ihre Ratsmädelgeschichten), Hermine Villinger, Clara Viebig, Anna Schieber, Agnes Sapper, Agnes Günther, nicht mutig doublieren dürften? Eine Bücherei, die mit Werken knausern wollte, in deren Wertschätzung Volkserzieher und Publikum übereinkommen, könnte nur den Weg der wissenschaftlichen Bibliothek einschlagen; als volkstümliche Anstalt wäre sie zur Stagnation verdammt. Nur darf auch die volkstümliche Anstalt ihr Heil nicht schlechtweg in der Größenentfaltung des Betriebes suchen. Sie muß auch das mannigfaltigste Publikum heranziehen, die mannigfaltigsten geistigen Regungen an ihrer Tätigkeit interessieren, um fortschreitenden Gedeihens — das Wort in jedem Sinn genommen — teilhaftig zu werden. Aber bei jeder, auch der günstigsten Finanzlage kann der Reichtum der Auswahl sich nur im umgekehrten Verhältnis zur Höhe der vielgenannten durchschnittlichen Belastung entwickeln, und Zahl und Zusammensetzung der Leserschaft gestalten sich auf die Dauer unter anderm auch nach der Größe und Mannigfaltigkeit der Bücherauswahl. Das ist nun freilich der Stoff für eine Abhandlung, die so groß oder größer werden könnte wie die vorliegende. Ich gebe in Kürze die Gedanken, die im Mittelpunkt stehen müßten. Die Opfer, die wir mit Recht dem Vorzugsgut der Literatur bringen, darf das Nur-Beliebte nicht fordern. Zum Nur-Beliebten gehört neben wirklich Schlechtem (weil Verbildendem) auch viel schlechthin Wertloses, und viel Leichtes ohne eigenen Gehalt, Bücher, die den Leser nur in den Genuß leicht erweckbarer Affekte versetzen, ohne eine Saat geistiger Werte auszustreuen. Diese Schichten der Literatur haben vor anderen die Eigenschaft, die Leselust zur Ausschweifung zu reizen und Viel-Leser zu züchten. Schon darum darf eine werbende Versorgung des Publikums nicht mit ihnen rechnen. Die Sippe der Viel-Leser ist dem Zweck, viele Leser zu haben, so abträglich wie das vielbegehrte Werk dem Zweck, reiche Auswahl zu führen, und ihre Züchtung ist dem Ziel, Beifall zu verdienen durch Hegung mannigfaltigen geistigen Lebens in der Bücherei so zuwider, wie das Allerweltsbuch dem Ziel, den Bücherschatz vielseitig auszugestalten. Die Rechnung ist der oben durchgeführten ganz ähnlich.

Zum Schluß sei das Rechnungsergebnis auf den einfachsten sachlichen Ausdruck gebracht: Die Politik, mit dem jeweils verfügbaren Anschaffungsetat soviel Ausleihe als möglich zu bestreiten, dient zur unmittelbaren Förderung der Betriebsgröße; aber sie beengt die Mittel, die Verfügungsfreiheit und das Gelingen der Folgezeit.

Nun, wir gehen Jahren entgegen, die uns weniger als die vergangenen erlauben werden, im Gesichtskreis einer Jahresrechnung und zweier oder dreier Betriebsjahre stecken zu bleiben. In den Zeiten, die heraufkommen, dürfte derjenige, der durch Treibhauswirtschaft vermeidbaren Notstand schafft und dann um Hilfe ruft, eine schwache Position haben, wenn die Beobachter der Anstalt nicht blind sind. Etwas ganz anderes ist es um die spontane, mit der Gesetzmäßigkeit einer natürlichen Dynamik sich vollziehende Ausbreitung des Erfolges, die auch bei der besonnensten Anschaffungspolitik jede Bücherei unaufhaltsam an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit drängt [1]). Wer sich auf sie berufen kann, darf Anspruch auf Gehör erheben.

Anhang.

Die Betrachtung, daß es für jede Bücherei einen erträglichen Durchschnitt der Kostenbelastung durch das einzelne Werk gibt, dessen Überschreitung zur Not führen muß, lenkt die Aufmerksamkeit auf eine Menge von Beobachtungen, kleinen Einzeluntersuchungen und Stichproben in den Ergebnissen der Leihstatistik, Abnutzung, Veraltung und Ausgabenrechnung, die in ihrer Gesamtheit für die Anschaffungspolitik von Wert sind; aber die jeweilige wirkliche Größe dieser Belastung ist noch weniger genau zu erfassen als die Größe der wünschenswerten Bücherauswahl, von der die Höhe der erträglichen Durchschnittsbelastung abhängt. Solche Untersuchungen müßten tote Bestandteile des Bücherbesitzes als nicht vorhanden ansehen und rein vom lebenden Bestand ausgehen. Ferner: die Berechnung durchschnittlicher Jahreskosten ist nur für das einzelne Werk nach Ablauf der Gebrauchsperiode möglich; für einen lebenden Bücherbestand müßte sie in jedem bestimmten Zeitpunkt ungewisse Zukunftsergebnisse vorwegnehmen. Es läßt sich also nur vom einzelnen abgelaufenen Jahr ausgehen, und nach den Ergebnissen eine Schätzung versuchen. Nun ist für ein Jahr, dessen Rechnung und Statistik vorliegen, der Betrag an Arbeitskosten, der auf ein einzelnes Werk entfällt, durch den Quotienten aus den gesamten Arbeitskosten und der Zahl der umlaufenden Werke gegeben. Für die eingetretene Entwertung hingegen läßt sich eine ähnliche Berechnung nicht aufstellen. Der Betrag an Abnutzung, der auf einmalige Benutzung eines Bandes entfällt, ist nach dem Durchschnittspreis der Bände mit Hilfe einer Reihe von Stichproben genügend bestimmbar, aber das Produkt aus dieser Ziffer und dem Jahresergebnis der Ausleihe ergibt nicht die Entwertung des Bücherschatzes; diese wird vielmehr in verwickelter und unberechenbarer Weise durch die Veraltung beeinflußt. Eine Schätzung dieses Einflusses kann nur Wahrscheinlichkeiten ergeben, die innerhalb großer Beträge schwanken. Wie sich die wirkliche Belastung zur erträglichen verhält, läßt sich also nicht aus-

[1]) Walther Hofmanns Idee, daß man durch gediegene Auswahl des Bücherschatzes die Bücherei vor der Überlastung schützen könne, bleibt utopisch, solange das grobe Mißverhältnis zwischen der Größe unserer volkstümlichen Büchereien und derjenigen der auf sie angewiesenen Bevölkerungen nicht überwunden ist.

rechnen, und mit Rechnungsmitteln auch bestenfalls nur sehr ungenügend abschätzen. — Genügend beurteilen läßt sich immerhin die praktische Frage, ob die Belastung noch den wünschenswerten Spielraum läßt, oder die Grenze des Erträglichen erreicht (überschritten) hat. Die Arbeitsbelastung durch Ausleihe steht an der Grenze des Erträglichen, sobald die andern Dienstzweige keine Arbeit mehr abgeben können ohne Mangel zu leiden; die laufende Entwertung hingegen hat im normalen Gang der Dinge, d. i. bei wachsendem Betrieb, die Grenze schon überschritten, wenn die Reparatur- und Ersatzkosten den Vermehrungsetat auf das Unentbehrliche zusammendrängen; denn Reparatur- und Ersatzkosten erwachsen aus der Entwertung in der Vergangenheit, und die gegenwärtige ist stets größer. Eine „rationelle" Büchereiwirtschaft darf den Eintritt der beiden angegebenen Warnungszeichen nicht abwarten, sondern muß ihn zu verhindern suchen. Wie in Deutschland die Dinge liegen, wird man dabei nicht nur mit Etatserhöhungen rechnen dürfen, sondern auch wirtschaftliche Umsicht üben müssen. — Etwas besser als mit der Schätzung des Entwertungsverlustes steht es mit der Schätzung der zur Betriebsentwicklung nötigen Auswahl: man wird sie nicht unmittelbar, auf eine selbständige Ziffer, aber mittelbar, im Vergleich mit der vorhandenen Auswahl, auf ein Weniger, das Gleiche, oder ein Mehr ansetzen können. Das Mehr wird die Regel sein, aber auch mit dem Gleichen oder sogar bei sinkender Auswahl kann ein Bücherschatz auf Jahre hinaus wachsendem Betrieb und steigender Mannigfaltigkeit der Ansprüche genügen durch bloße Reform der Zusammensetzung, sofern zur Zeit der Prüfung die Zusammensetzung den Interessen der Leserschaft schlecht angepaßt, und darum die durchschnittliche Benutzung schwach ist. Das kann vorkommen, wenn bei der Entstehung des Bücherschatzes der Zufall eine erhebliche Rolle spielte (Begründung mit Hilfe von Geschenken oder veralteten Beständen oder solchen, die andere Zwecke verfolgten, als die der volkstümlichen Bücherei), oder wenn er sich längere Zeit nicht genügend verjüngt hat, und darum den Bedürfnissen der Gegenwart nicht mehr gerecht wird.

Erfahrungen aus der Studentenbücherei in Bonn a. Rh.

Von Dr. Richard Oehler.

Während wir noch glaubten, siegreich aus dem Kriege hervorzugehen, entstand in Bonn ein wundervoller Büchereiplan: Rheinprovinz und Stadt Bonn beschlossen, der Universität zu ihrem hundertjährigen Jubiläum eine Studentenbücherei zu stiften. Die Studierenden sollten nach ihrer Rückkehr aus dem Felde irgendwo behagliche und bequem eingerichtete Räume vorfinden, in denen zur Verfügung stände einmal, was einen vollen Eindruck geben kann von der Entwicklung des geistigen Lebens in Wissenschaft, Religion, Kunst, Politik, Wirtschaftsleben, auf dem Gebiete der schöngeistigen Literatur usw. wäh-

rend des Krieges, sodann, was überhaupt auf diesen Gebieten geeignet ist zum Lesen, zur genußreichen Aufnahme. Hier sollte also der Student nicht in erster Linie schwer wissenschaftlich arbeiten, „hart Holz bohren“, hier sollte er sich vielmehr einmal mit Vergnügen, mit Lust versenken in das ganze flutende geistige Leben der Gegenwart, hier sollte er vorfinden, was er immer schon gern mal gelesen hätte, nur nie bekommen konnte, weil es an der Universitätsbibliothek stets ausgeliehen oder belegt war, alle die schönen berühmten Werke aus der eigenen wie aus anderen Wissenschaften, hier sollte er auch wertvolle Romane, Dramen, Gedichte nach Herzenslust genießen dürfen, hier sollte er die neuesten Nummern der führenden allgemeinen Zeitschriften und auch der großen Zeitungen zur Hand haben. Nach den Kriegswirren wieder den Zusammenhang finden mit seiner eigenen Wissenschaft, Berührung suchen mit anderen Wissenschaften, das geistige Leben der Gegenwart, wie es in der Literatur, in allgemeinen Zeitschriften und der Flut der Tagesflugschriften emporstrudelt, auf sich wirken lassen, das sollte der heimkehrende Student in der Studentenbücherei.

Ohne Zweifel ein glänzender Plan, der seine Entstehung Geheimrat Clemen in Bonn verdankt! Man braucht ihn nur zu skizzieren, um bei jedem Vernünftigen sofort Entzücken zu erregen.

Das Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung unterstützte den Plan mit lebhaftem Interesse und mit allen Mitteln. In meine Kriegsaufgaben hinein erhielt ich von dorther den Auftrag, die Einrichtung und Leitung der Studentenbücherei in die Hand zu nehmen. Während die Verhandlungen noch hin und her gingen, wie das unter Beibehaltung meiner Tätigkeit durchgeführt werden könne, ging der Krieg plötzlich zu Ende. Damit stand ich für die neue Aufgabe ganz zur Verfügung und konnte unverzüglich ans Werk gehen. Denn trotz des schlimmen Ausgangs des Krieges hielten Provinz und Stadt nach wie vor unverrückt an dem Plane fest.

Schon die bei der Vorbereitung des inneren Aufbaus der Bücherei gemachten Erfahrungen waren interessant und lehrreich. Es ist klar, daß der ganze Plan wie seine Ausführung in jetziger Zeit heftig bekämpft wurden. Wann hätte es eine noch so herrliche Unternehmung gegeben, die nicht angefeindet worden wäre! Von diesen Versuchen der Verhinderung — den trüben Erfahrungen — soll indessen hier nicht die Rede sein. Wir wollen uns nur mit dem beschäftigen, was aus den positiven Förderungen des Gedankens für die Allgemeinheit, für die Gründung ähnlicher Einrichtungen gelernt werden kann.

Geheimrat Milkau hatte einen ausführlichen Kostenanschlag ausgearbeitet; er enthielt Grundlinien über den inneren Aufbau der Bücherei, die Aufstellung eines Haushaltsplan und einen Katalog der anzuschaffenden Werke. Dieser letztere wurde zunächst eingehend bearbeitet, indem die einzelnen Wissenschaften den betreffenden Fachvertretern der Universität Bonn vorgelegt wurden mit der Bitte, sich zu den Milkauschen Vorschlägen zu äußern. Das geschah durchweg in ausführlichen schriftlichen Gutachten, in denen gebilligt, verworfen,

neue Vorschläge gemacht, Ergänzungen bis in die jüngsten Tage aufgestellt wurden. Schließlich wurde das ganze Material nochmals durch den Leiter der Studentenbücherei, dem die letzte Entscheidung über die Anschaffungen vorbehalten bleibt, bearbeitet und dann wurden die Bestellungen ausgeführt. Auf diese — man kann gewiß sagen — im höchsten Grade vorsichtige und gewissenhafte Weise ist die Auswahl des Bestandes der Studentenbücherei zustande gekommen. Das bei der erstmaligen Anschaffung geübte Verfahren wird auch fernerhin fortgesetzt; dauernd bleibt der Leiter hinsichtlich Anschaffungsfragen in Fühlung mit Fachvertretern der Universität. Auch die Studenten selbst werden mit herangezogen: möglichst sichtbar liegt in der Bücherei ein Desideratenbuch aus, in das die Studierenden ihre Wünsche betreffs der Neuanschaffungen eintragen; es wird sehr eifrig davon Gebrauch gemacht; von Zeit zu Zeit werden die Wünsche der Studenten wieder den Fachvertretern unterbreitet, und nachdem sie sich geäußert haben, entscheidet der Leiter über Anschaffung oder Ablehnung. Diese bei dem ersten Aufbau und dem weiteren Ausbau der Bücherei befolgte Methode, daß Anschaffungsfragen nicht lediglich dem Urteil eines einzelnen überlassen bleiben, sondern mehrere wirklich Berufene mitberatend dabei beteiligt werden, hat sich durchaus bewährt.

Hinsichtlich der äußeren Organisation untersteht die Studentenbücherei einem Verwaltungsrat. Dieser besteht aus einem Vertreter der Provinzialverwaltung der Rheinprovinz und einem Vertreter der Stadt Bonn, die aus den Kreisen der Dozenten der Universität gewählt werden, ferner aus fünf weiteren Dozenten und sieben Studenten der Universität. Der Verwaltungsrat tritt in Sitzungen zusammen, zu denen der Landeshauptmann der Rheinprovinz, der Oberbürgermeister von Bonn, der Rektor und der Kurator der Universität Bonn, der Direktor der Universitätsbibliothek und der Leiter der Studentenbücherei eingeladen werden; die Eingeladenen haben beratende Stimme. Der Verwaltungsrat hält Sitzungen ab, die nach Bedürfnis vom 1. Vorsitzenden einberufen werden; sie sind erfahrungsgemäß stets fruchtbar gewesen für den Ausbau der Bücherei.

Die Studentenbücherei war von vornherein streng als Präsenzbibliothek gedacht. Danach ergab sich ihre Aufstellung und Anordnung im einzelnen von selbst. Die verfügbaren Räume entsprachen zwar bei weitem noch nicht dem Ideal, das ursprünglich dem Plane zugrunde lag. Auch machten sich die Nachwehen des Kriegs bemerkbar, insofern die Besatzungsbehörde das für die Bücherei bereits fertig hergerichtete Stockwerk in dem Hause Poppelsdorfer Allee 25 für sich in Anspruch nahm. So konnten nur zwei Säle, allerdings unmittelbar gegenüber der Universität gelegen, die Räume der früheren Lese und späteren Kunstausstellungssäle in der Cohenschen Buchhandlung gemietet werden. Immerhin, es ließ sich hier unter Anpassung an das Gegebene etwas machen. Ein vorderer kleinerer Saal, der geräuschvollere Raum, wurde hergerichtet für die immer neu ergänzte Flugschriftenliteratur des Tages sowie für die politischen und wirtschaftlichen

Zeitschriften. Die Flugschriften sind nach Gegenständen geordnet frei auf den Tischen ausgebreitet. Wir haben folgende Abteilungen aufgestellt, die natürlich aus rein praktischen Gründen entstanden sind: Universitäts- und Schulwesen, Wirtschaftsleben, Krieg und Frieden, Völkerbund, Politik, das neue Deutschland, Verfassung, Sozialisierung, Revolution, Bolschewismus. Für die Zeitschriften wurde das Marburger Gestell mit den schräg stehenden Brettern verwendet. In dem Hauptsaal, der die ganze Buchliteratur und die allgemeinen Zeitschriften enthält, mußte natürlich gemäß dem Zwecke der Bücherei die systematische Aufstellung durchgeführt werden. Weit sichtbare Aufschriften über den Gestellen geben den Gegenstand an. Auch hier sind natürlich nicht streng wissenschaftliche, sondern rein praktische Gesichtspunkte befolgt worden. So sind folgende Hauptabteilungen herausgekommen: Nachschlagewerke, Altertumswissenschaft, Religionswissenschaft, Deutsche Nationalliteratur, Schöngeistige deutsche Literatur, Nordische, Niederländische, Englische, Französische, Italienische, Russische Literatur, Literaturgeschichte, Philosophie, Kunstgeschichte, Musikwissenschaft, Geschichte, Weltkrieg, Erdkunde, Naturwissenschaften, Technik, Staatswissenschaft, Politik und Rechtswissenschaft. Um dem geräumigen Saal einen behaglichen Charakter zu geben, wurden die Gestelle so angeordnet, daß sich vier gesonderte Teilräume ergaben, innerhalb deren möglichst verwandte Wissenschaften zusammengestellt wurden. Innerhalb der Wissenschaftsabteilungen selbst ist meist einfach die alphabetische Anordnung, nur selten wie z. B. bei Philosophie, Kunstwissenschaft, Geschichte die systematische befolgt worden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß diese Art der Aufstellung und Anordnung einer immerhin bereits nahezu 6000 Bände umfassenden Bücherei einen Katalog für die Benutzer fast überflüssig macht. Er ist zwar angelegt worden, wird aber seitens des Publikums nur selten benutzt. Die Benutzung der Bücherei vollzieht sich natürlicherweise so, daß man nach den Aufschriften an die betreffenden Gestelle herantritt, sieht, was da ist und nun das Gewünschte selbst herausnimmt, nach Benutzung es wieder zurückstellt. Selbstverständlich entsteht bei einem täglichen Besuch der Bücherei von gegen dreihundert Studenten Unordnung in der Aufstellung. Da aber die Bücherei nur nachmittags und abends geöffnet ist, läßt sich am Vormittag die Ordnung leicht wiederherstellen.

Eine Hauptfrage war die, wie Verluste an Büchermaterial durch Entwendungen seitens des Publikums verhindert werden könnten. Es war zu bedenken, daß die Benutzer frei an die Bücher herankonnten. Zudem lehrten die Erfahrungen der Universitäts- und Seminarbibliotheken, daß zweifellos infolge des Krieges mit ganz anderen Möglichkeiten als vor dem Kriege zu rechnen sei. Der Verwaltungsrat der Studentenbücherei stellte sich auf den Standpunkt, man sollte den vornehmen Charakter der Stiftung nach Möglichkeit wahren. Mappen z. B. sollten keinesfalls nachgesehen werden; daran konnte bisher auch festgehalten werden. Die Benutzer tragen ihren Namen sowie die Zeit des Betretens der Bücherei in ein am Eingange ausliegendes Buch ein;

ebenso wiederum beim Verlassen die Zeit. Sie zeigen dem aufsichtführenden Beamten ihre Erkennungskarte vor, weil aus Raummangel streng daran festgehalten werden muß, daß nur immatrikulierte Studierende die Bücherei benutzen. Andere Maßnahmen wurden zunächst nicht getroffen. Die Erfahrungen waren anfangs auch günstig. Im Laufe der Zeit stellte sich aber doch heraus, daß dem vornehmen Charakter der Stiftung nicht durchweg mit der gleichen vornehmen Gesinnung entsprochen wurde. Die Verluste an Büchern mehrten sich. Deswegen wurde eine Verschärfung der Bestimmungen dahin getroffen, daß Mappen und Bücher in der Garderobe zurückgelassen werden müssen. Das entspricht im übrigen auch dem Zwecke der Bücherei; sie soll nicht als Arbeitsstätte ausgenutzt werden, sondern das in ihr vorhandene Material soll in freiester Weise aufgenommen werden. Seit der Durchführung strengerer Maßnahmen sind weniger Verluste beobachtet worden.

Es kann schon jetzt nach verhältnismäßig kurzem Bestehen der Bücherei — sie wurde eröffnet am 24. Februar 1919 — gesagt werden, daß die Stifter ohne Zweifel ihre Absicht mit dieser Einrichtung in vollem Maße erreicht haben. Dank für die Wohltat, lebhaften Dank, das drücken die Benutzer immer wieder aus, mündlich wie schriftlich, auch öffentlich. Auch der ständig noch zunehmende Besuch ist ein Beweis dafür, daß die Stiftung einem wichtigen geistigen Bedürfnis der studierenden Jugend entspricht. Es wäre nur zu wünschen, daß sich auch an anderen Universitäten die Möglichkeit fände, ähnliche Einrichtungen zu schaffen. Ansätze dazu sind bereits in Frankfurt a. M. und in Hamburg gemacht worden. Einstweilen aber hat zweifellos die Bonner Studentenschaft vor der anderer Universitäten mit ihrer Bücherei immer noch einen ungeheueren Vorteil voraus.

Bücherschau.

A. Wissenschaftliche Literatur.

Curtius, Ernst Robert, Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich. Potsdam, Kiepenheuer, 1919. 275 S.

Ein erquickendes Buch für Menschen feiner Geisteskultur hat Professor Curtius gegeben. Obwohl aus Vorlesungen entstanden (vor dem Weltkrieg), liest es sich doch wie ein Roman. Sprühend, funkelnd von Geist und Gedankentiefe, mit jedem Satz gegründet auf genaueste Sachkenntnis, auf fachmännisches Wissen, bietet es sich dar als ein Werk, das weder vom Fachmann als zu „populär“, noch vom Nichtfachmann als zu spezialistisch, „professoral langweilig“ bezeichnet werden könnte. Es weiß akademische Gründlichkeit und volle Reife mit eleganter Beweglichkeit des Geistes zu vereinen und schon insofern, in rein methodischer Hinsicht, muß man ihm Nachahmung wünschen. — Curtius will mit dem allerdings weitverbreiteten Vorurteil aufräumen, als bestehe das moderne Frankreich nur aus oberflächlichem Esprit und Dekadenz. Das gelingt ihm vollständig. Denn die Vertreter der neueren französischen Literatur, die er als Gegenbeweise vorführt, konkret, so, daß wir ein klar umrissenes Bild ihrer Persönlichkeiten und des Inhaltes ihres Schaffens erhalten,

erscheinen in seiner Darstellung als Männer von tiefem Ernst, hohem Wollen und mächtigem Können, wurzelnd in religiösem oder philosophischem Boden (Bergson): André Gide, Romain Rolland, Paul Claudel, André Suarèz, Charles Péguy. Sie berühren uns Deutsche fast wie Blutsverwandte. Und so kann die Wirkung von Curtius' Buch, obwohl sie an sich, weil es schon vor dem Krieg entstanden, nicht beabsichtigt war, die sein, daß damit eine Brücke geschlagen wird hinweg über den Völkerhaß, um zunächst wieder die geistig Schaffenden aller Völker zu verbinden, ein Ziel, das teilweise von eben den genannten Männern selbst in allerjüngster Zeit angestrebt wird. Oe.

Dehmel, Richard, Zwischen Volk und Menschheit. Kriegstagebuch. Berlin, S. Fischer, 1919. 493 S. 15 M.

Dehmels Kriegstagebuch darf man nicht literarisch beurteilen wollen, man muß es vom rein menschlichen Gesichtspunkt aus aufnehmen. Die meisten Kritiker haben darin gefehlt. Auf der Höhe seines Lebens, mit 51 Jahren entschließt sich der Dichter, freiwillig mit in den Krieg zu ziehen, obwohl er nie Soldat gewesen ist. Mitten hinein in den Schützengraben. Jahrelang steckt er in dieser Atmosphäre. Und er zwingt sich dazu, zunächst täglich, später abschnittweise seine Eindrücke, Erlebnisse, Stimmungen aufzuzeichnen. Natürlich ohne die Absicht, daraus „Literatur" zu machen; der Entschluß zur Veröffentlichung ist erst später gekommen. Um so dankbarer müssen wir dafür sein Denn ohne Zweifel ist es von großer Bedeutung für uns, an diesen vertraulichen, durch und durch ehrlichen Aussprachen des Dichters mit sich selbst oder zu seinen Nächststehenden teilzunehmen. Wie hat der Krieg vorne, der wirkliche ungeheuerliche Frontkampf mit allen seinen Begleiterscheinungen auf einen unserer ersten Dichter gewirkt, das erfahren wir aus dem Buch. Aus erster Hand, unmittelbar, nicht durch nachträgliche Betrachtungen. Deshalb ist das Werk ein Zeugnis echtester höchster Menschlichkeit aus dem Kriege heraus, wie es ein zweites wohl nicht gibt. Immer sagen wir uns: so also hat das alles auf einen Dehmel gewirkt! Wir lesen das Buch von der ersten bis zur letzten Seite mit Spannung. Denn auch die Wiederholungen von Ereignissen und ihren seelischen Wirkungen fesseln uns deshalb, weil sie uns zeigen, wie das gewaltsame Sicheinhämmern der fürchterlichen Eindrücke in die Seele des Dichters ihn allmählich dazu umbog, sich immer wieder in dem gleichen Kreis von außen an ihn herangebrachter Dinge herumzubewegen. So spielt sich vor unseren Augen eine Art seelisches Drama ab: mit übermenschlicher Kraft stemmen sich die in einem langen Leben gefestigten Innenwerte eines großen Dichters gegen die Wucht der ihnen fremdartigen Eindrücke von außen, sie suchen sich dagegen zu behaupten, aber die äußere Umgebung ist so gewalttätig mit ihrer selbstverständlich und zäh herrschenden Form, daß die feine Innenwelt zeitweise ganz von der umringenden Macht verschlungen wird, bis schließlich doch — trotz alledem — der bedeutende Mensch wieder hervortaucht und nun — siegt, siegt mit der ganzen Pracht seiner höchsten Seelenwerte. Und damit kommen wir zu dem, was das Werk zu einem hochwichtigen Dokument unserer Zeit stempelt, zu ihrer Ehrenrettung: den Schlußabschnitten „Ausgang", die das Buch krönen. In den Tagen, als der Krieg übel für uns auszugehen scheint, meldet sich Dehmel von neuem an die Front. Gleichzeitig schickt er einen Aufruf „Einzige Rettung" an alle großen Zeitungen, in dem er Auslese aller Besten durch freiwillige Meldung für die Front und Zurückschicken der Frontmüden verlangt. „An der Front dürfen nur noch Männer stehen, die in der Tat lieber sterben wollen, als einen schmachvollen Frieden erleben." „Hundert mutige Männer sind stärker allein, als mit tausend Memmen zusammen." Die meisten Zeitungen druckten den Aufruf nicht ab, die Militärbehörde erteilte Dehmel einen Verweis. — Sodann versuchte er in den Tagen der Revolution die Ablehnung der Waffenstillstandsbedingungen durch

die neuen Volksführer zu erreichen, in einem rhythmischen Aufruf „Sieg“ und einem Programm für den Völkerbund. Der Ruf verhallte geräuschlos in dem Revolutionslärm. — Endlich sagt Dehmel: „Ich habe auch in der konfusen Zeit, die dem ersten Revolutionstaumel folgte, noch einigemal meine Stimme erhoben.“ Unter anderem sandte er einen eindringlichen „Warnruf“ zur Mitunterzeichnung an 60 deutsche Dichter; nur die Hälfte etwa unterzeichnete, nur etwa 30 von 50 Zeitungen, an die der Warnruf geschickt wurde, druckten ihn ab. — Dies alles, die wirklich prachtvollen Taten Dehmels in der Zeit der Verwirrung, sein einerseits tapferes und auf der anderen Seite männlich-reifes, von Vernunft und Glut des Herzens zugleich getragenes Handeln, sowie die Mißerfolge, die er mit jedem seiner Schritte hatte, sind leuchtende Dokumente unserer Zeit. Der heroische Mensch erhebt sich hier monumental empor aus dem Chaos. Das Werk sollte hoch auf den Sockel gestellt werden. Es ist, wie gesagt, ein Ehrendenkmal für unser Geschlecht: von einem wenigstens ist es nun für alle Zukunft bezeugt, daß er im allgemeinen Strudel seine Mannhaftigkeit, Besonnenheit und Tatkraft beisammen behielt und versuchte, der Unvernunft Sinn und Verstand einzuzwingen. Oe.

Havenstein, Martin, Vornehmheit und Tüchtigkeit. Berlin, Mittler & Sohn, 1919. VIII, 212 S.

„Wir sind ein Volk, dem es im ganzen an persönlicher Kultur beträchtlich mangelt und das daher in eine Schule der Vornehmheit genommen werden muß, wenn es auf die ihm erreichbare Höhe der Gesamtkultur gelangen soll.“ Dieser Satz bezeichnet den Hauptzweck des Havensteinschen Buches. Das Aristokratisch-Individualistische und das Utilitaristisch-Sozialistische, Vornehmheit und Tüchtigkeit sollen in unserem Volke zur Einheit verschmolzen werden, so wie wir es an dem größten Deutschen der Vergangenheit, an Goethe, sehen. Dafür will die Schrift arbeiten. Daß diese Verschmelzung bisher bei der Menge des Volkes so selten vorhanden war, ist ein wesentlicher Grund unserer Unbeliebtheit bei anderen Nationen gewesen. Hier mit Wandel schaffen zu helfen, ist einer der Entstehungsgründe des Buches. Natürlich aber ist es nicht nur um unsrer Wirkung in der Welt draußen willen geschrieben. Zu einer Zeit verfaßt, in der wir noch auf Sieg hoffen konnten, vor dem Zusammenbruch, vor der Revolution, kann es trotzdem in der Gegenwart noch weit wertvollere Dienste leisten, als der Verfasser selbst damals ahnen konnte. Vor allen Dingen das erste Kapitel „Persönliche und sachliche Kultur“ wirkt so, als sei es jetzt eben erst „dem deutschen Volke zur Einkehr“ zugerufen. Ähnliches gilt von den Kapiteln 3 und 4, „Schulerziehung zur Vornehmheit und Tüchtigkeit“ und „Aufgaben der Volkserziehung“, in denen lauter einschneidende Fragen der Gegenwart behandelt werden, immer mit klarem Weitblick, sachlicher Überzeugungskraft und dem warm-eindringlichen Ton, den dem Verfasser sein echtes Fühlen für unser Volk eingibt. Oe.

Mayer, A. L., Mathias Grünewald. München, Delphin-Verlag. Ungeb. 9.50 M.

Die Literatur über Grünewald ist im letzten Jahr anläßlich der Ausstellung des Isenheimer Altars in der Münchener Pinakothek um einige namhafte Werke vermehrt worden. Zu den älteren Werken von Schmid, Bock und Josten hat sich eine Monographie von Magen und eine Sonderveröffentlichung Kehrers über den Isenheimer Altar gesellt. Als neuestes Werk ist im Delphin-Verlag eine Arbeit aus der Feder August L. Mayers erschienen, die auch weiteren Kreisen einen guten und bei aller Knappheit vollständigen Überblick über das Schaffen des Meisters vermittelt. Das hervorragend illustrierte Buch ist wissenschaftlich trotz gelegentlich hervortretender Subjektivitäten unbedingt zuverlässig und verdient in den Bestand größerer Volksbibliotheken eingereiht zu werden.

Delphin-Kunstbücher. Delphin-Verlag, München. Jeder Band —.90 M.

Die bei ihrer hübschen Ausstattung und ihrem reichen Bilderschmuck erstaunlich billigen kleinen Kunstbücher des Delphin-Verlages haben sich um die Pflege des Kunstgefühls ein unzweifelhaftes Verdienst erworben. Die bisher erschienenen Bändchen sind folgenden Meistern gewidmet: Spitzweg, Schwind, Waldmüller, Feuerbach, Richter, Oberländer, Rethel, Rubens, Thoma, Menzel, Grünewald, Corinth, Leibl, Murillo, Busch. Die aus dieser Zusammenstellung hervorgehende Bevorzugung solcher Künstler, die im besten Sinne volkstümlich sind, ist aufs wärmste anzuerkennen. Für die Volksbibliothek empfiehlt es sich, jede der aus sechs Bändchen bestehende Folge zusammenzubinden. Sie dürften dann auch hier ausgezeichnete Dienste tun. Kemp.

Nowak, Karl Friedrich, Der Weg zur Katastrophe. Berlin, Erich-Reiß-Verlag. (299 S.) 13.50 M.

Ein Feind aller Kriegsliteratur, griff ich erst nach wiederholtem Drängen eines Bekannten zu diesem Buche, von äußerstem Mißtrauen erfüllt. Doch von der ersten Seite an war ich so gefesselt, daß ich ohne Pause in großer Spannung bis zum Ende las. Wertvoll ist die Mitteilung des Verfassers, daß Conrad von Hötzendorff, von dem ein Brief beigegeben ist, das Manuskript Wort für Wort durchgelesen und korrigiert hat. Das erste Kapitel gibt einen kurzen Überblick über die österreichische Politik bis August 1914, von da ab beschäftigt sich Verf. fast ausschließlich mit dem Feldmarschall Conrad. Abgesehen von dem bedeutenden Inhalt wirkt das Werk fesselnd durch den vorzüglichen Stil. Die Gestalt des großen Feldherrn gewinnt so an Leben, daß man darüber fast übersieht, wie auch hier wieder die traurige und lächerliche Eitelkeit und Gespreiztheit verbündeter Führer eine solche Persönlichkeit schließlich zu Fall brachte. Auf knapp 300 Seiten eine Darstellung des österreichischen Krieges, die in Meisterschaft der Darstellung ihres Gleichen sucht und hoch über anderen Kriegsberichten steht. von Witzleben.

B. Romane, Novellen, Erzählungen usw.

Frey, Adolf. Bernhard Hirzel. Züricher Roman, Zürich: Rascher 1918. (207 u. 186 S.) L. 17 M.

Der Streit um die Herrschaft zwischen Stadt und Land, der 1830 bis 1840 in Zürich ausgefochten wurde und nach der Berufung von David Friedrich Strauß an die junge Universität zu einem heftigen Kampf zwischen Radikalen und Gläubigen ausartet, bildet den wirkungsvollen Hintergrund zu dem tragischen Schicksal Bernhard Hirzels. Wie Hirzel auch wählen und handeln mag, immer führt der von ihm eingeschlagene Weg nicht zu seinem Heil: seine orientalischen Studien und Übersetzungen führen zu keinem Lehrstuhl an der heimischen Universität; von der einsam gelegenen Pfarre wird er nicht befördert; eine früh geschlossene Ehe wird unglücklich. Als begeisterter Anhänger des Glaubenskomitees gibt er in fanatischem Übereifer das Zeichen zum Putsch gegen die Regierung und erwartet nach deren Rücktritt Dank und Auszeichnung. Statt dessen zürnt man ihm, weil bei dem Aufruhr Blut vergossen wurde, und zwingt ihn, vom Großrat und Erziehungsrat zurückzutreten. „Die vaterländische Chronik kann an mir nicht vorübergehen" bildet seinen Trost. Als er auf einem Schützenfest, das politische Färbung angenommen hat, für die Sache der Gläubigen reden will, wird er verlacht. Seelisch gebrochen, schleicht er sich fort, um in dieser Stimmung der aus gütigen Augen blickenden Maria Welti zu begegnen, die in das einsame Leben Hirzels ein wenig Glück bringt. Er legt

sein Amt als Geistlicher nieder, noch einmal träumt er von Erfolgen seiner gelehrten Studien, die Unterstützung vom Elternhause bleibt aber aus, er gerät in die Hände von Wucherern und muß schließlich ins Ausland fliehen. In Paris findet er nach erfolglosen Bemühungen auf schriftstellerischem Gebiet ein bescheidenes Auskommen als Lehrer in einer Familie. Maria folgt ihm nach, aber leider verliert er durch hartherzige Gläubiger seine Stellung, und beide Liebende suchen gemeinsam den Tod.

In Deutschland dürfte bedauerlicherweise der Leserkreis des etwas fernliegenden Stoffes wegen nicht groß sein, aber man kann sich wohl denken, daß der bekannte Literarhistoriker und Gottfried Keller-Kenner, der schon mit einem geschichtlichen Roman „Die Jungfer von Wattenwil" seine Begabung als Romanschriftsteller bewiesen, sein Thema zu meistern verstanden hat. Die politisch religiösen Kämpfe sind mit ihren Versammlungen und Aufständen wirkungsvoll geschildert. Das Auftreten des jungen Gottfried Keller, des Juristen Bluntschli und anderer bekannter Persönlichkeiten tragen dazu bei, die Erzählung lebensvoller zu machen. Das Interesse für den zwischen Träumerei und Fanatismus schwankenden Titelhelden erwärmt sich aber erst, als Maria Welti, das von heimatlosen Eltern stammende Mädchen aus dem Volke in sein Leben tritt, die durch ihre hingebende Liebe das Mitleid des Lesers für beide Unglückliche erweckt. A. Reicke.

Mann, Thomas, Herr und Hund. Gesang vom Kindchen. Zwei Idyllen. Berlin, S. Fischer, 1919. (190 S.) 8.25 M.

Zwei Idyllen aus seinem häuslichen Leben hat Thomas Mann als Weihnachtsgabe für 1919 dargereicht. Sie wirken wohltätig entspannend in der Zeitnot. Namentlich der behagliche Plauderton von „Herr und Hund" nimmt schnell für sich ein. Man lebt in „Bauschans" wechselnden Hundestimmungen und in der humorvoll drüberschwebenden Art seines Herrn mit, man fühlt sich bald in dessen köstlicher Kleinmalerei, in seiner gesunden Freude an den einfachsten Dingen dieser Welt vollständig zu Hause. Die Fähigkeit, auch das einzelne Geringe des Lebens in seinen besonderen Merkmalen liebevoll zu erfassen und darzustellen, beweist Mann hier in hohem Maße, er, der sonst in der Regel die erhabensten Dinge dieser Welt sich zum Gegenstand wählt. Bis an die Grenzen des Möglichen allerdings, so weit, daß die Trivialität schon nahe in Sicht kommt, ist die Kleinmalerei in der mit „Herr und Hund" innerlich nur lose zusammenhängenden Hexameterdichtung „Gesang vom Kindchen" getrieben. Sie ist weit weniger gelungen, und nur die wertvollen Einzelheiten darin, mit denen sich der echte Thomas Mann wieder zu bedeutenden Gedanken emporhebt, versöhnen mit der Unbefriedigung, die der Gesang im allgemeinen zurückläßt. Denn unmöglich kann das getragene Pathos des Hexameters in gesundem Einklang stehen mit Gegenständen, die der Sphäre der allzu alltäglichen Kleinigkeiten entnommen sind. — Immerhin, als Ganzes wirkt die Gabe wohltuend: wir haben derartige beschauliche Bücher mehr als je nötig; wir brauchen die Freude am Einfachen und Kleinen rings um uns, um im Großen wieder gesunden zu können. Oe.

Schäfer, Wilhelm, Erzählende Schriften. München, G. Müller, 1918. 4 Bde. Ungeb. 30 M., geb. 42 M.

Bd. 1. Anekdoten und Novellen. Bd. 2. Rheinsagen. Die Halsbandgeschichte. Die Mißgeschickten. Die unterbrochene Rheinfahrt. Bd. 3. Eine Chronik der Leidenschaft. Bd. 4. Lebenstag eines Menschenfreundes.

In der zum fünfzigsten Geburtstag des rheinischen Dichters erschienenen Jubiläumsschrift wird, wenn wir von seinem etwa gleichzeitig veröffentlichten Selbstzeugnis (Lebensabriß 1918) absehen, von berufenster Seite eigentlich alles gesagt, was dazu dienen kann, dem deutschen Volke die bedeutende künstlerische Persönlichkeit Wilhelm Schäfers nahe zu bringen. Nun liegt auch die Summe seines bisherigen Schaffens in der geschlossenen Reihe von vier Bänden kostbarster Erzählungs-

kunst vor, von den seit 1901 allmählich entstandenen, aber erst 1908 veröffentlichten Anekdoten bis zu der epischen Höchstleistung, dem 1912 erschienenen Pestalozziroman, aber auch das, was sich in chronologischer Folge dazwischenschiebt, die „Rheinsagen", eine köstliche Umformung alten volkstümlichen Erbguts, die „Halsbandgeschichte", die künstlerische Neuschöpfung jener schicksalsschweren historischen Begebenheit, die Tragik der aus persönlichem Erleben geschöpften Novelle „Die Mißgeschickten", ebenso wie die „unterbrochene Rheinfahrt", jene bei allem Lebensernst behagliche, vom Dichter erfundene Episode aus dem Leben des jungen schweizerischen Studenten, der aus allzu sorglich behüteter Jugend durch ein von ihm herausgefordertes Erlebnis Schicksal und Wirklichkeit an sich erfährt, und zuletzt der tragische, typisch-symbolische Lebensweg des Malers Karl Stauffer-Bern: überall gewahren wir eine Meisterschaft der künstlerischen Darstellnng, deren Höhe fast durchweg gleichgroß ist. In eiserner Selbstzucht hat W. Schäfer, dessen geistige Ahnen in erster Linie Johann Peter Hebel und Heinrich von Kleist sind, sich eine ihm so ganz eigentümliche epische Form geschaffen, wobei nach seinen eigenen Worten jeder Satz klanglich wie gedanklich ein selbständiges Gebilde und doch dem Ganzen rhythmisch untertänig ist.. Dieser Formwille, der seinen Stil bei aller Bildhaftigkeit und sinnlichen Ausdrucksfähigkeit so außerordentlich sachlich, von epischer Ruhe erfüllt erscheinen läßt, fließt am Ende aus derselben Quelle wie die strenge Stoffwahl, „bei der es nicht auf Unterhaltung, auch nicht auf die Darstellung zeitgenössischer Konflikte in denen die moderne Novellistik mit Vorliebe schwelgt, ankommt, sondern darauf, daß der Schatz der Menschheit an bedeutsamen Handlungen vermehrt werden soll". Und so bezeichnet es ein hohes Maß künstlerischer Reife und Kraft, wenn der Dichter fast immer davon absieht, Abenteuer und Begebenheiten zu erfinden, sondern sich sinnbildlich-geschichtlichen Helden zuwendet und damit den „Schicksalsbericht der Menschheit" gibt, wie es unsere Größten, ein Shakespeare, Goethe, Schiller, Kleist, Hebbel getan haben. Das ist volkstümliche Kunst im höchsten und reinsten Sinne. Als ein Führer auf dem Wege zur Selbsterziehung und Selbstbesinnung, abseits von dem Geschrei und der Laune des Alltags, bietet er uns einen Hort edelster Prosadichtung, der gerade in unserer Zeit wie ein heller Strahl echter deutscher Kraft und Würde leuchtet und erwärmt. Unseren Volksbibliotheken aber erwächst die schöne, verheißungsvolle Aufgabe, der Kunst Wilhelm Schäfers recht viele verständnisfreudige Leser und Freunde zu gewinnen. G. Fr.

Zahn, Ernst, Lotte Eßlingers Wille und Weg. Erzählung. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1919. (290 S.) Geb. 8 M.

Lotte Eßlinger, eine starke, reine Frauennatur, reicht nach harten seelischen Kämpfen einem reichen, ungeliebten Bewerber die Hand, nachdem ihr Jugendgeliebter, dem sie sich halb und halb versprochen hat, in die Ferne gezogen ist. Nach Jahren, als ihre beiden Kinder Hans David und Annelise bereits herangewachsen sind, tritt dieser wieder in ihren Lebenskreis. Ihre bis dahin äußerlich ruhig und gleichmäßig verlaufene Ehe droht zu zerbrechen, ihr Mann, ein harter, unbeugsamer Charakter, sucht sie mit rücksichtsloser Schroffheit in ihren Pflichtenkreis zurückzuzwingen, die Kinder verlieren das Vertrauen zu der bis dahin innig geliebten Mutter und werden glück- und führerlos. Der Sohn, schließlich jeden Haltes bar, geht, körperlich und seelisch aufgerieben, durch selbstgewählten Tod zugrunde, die Tochter droht in der Leidenschaft zu ihrem Lehrer, einem älteren verheirateten Musikprofessor, zu versinken. An diesem gefährlichen Wendepunkt finden sich die Herzen von Mutter und Tochter nach langer Entfremdung in Selbstbesinnung und Sichselbstbescheiden wieder zueinander, um in stiller Resignation eng verbunden, nicht anders wie Hunderte und Tausende neben ihnen, ihren Lebensweg fortzusetzen. Besonders gelungen ist die Gestalt der Großmutter Lotte Eßlingers, der alten Bürgermeisterin, in ihrer verstehenden Güte und milden Weisheit, der nichts Mensch-

liches fremd bleibt. — Die Erzählungskunst Zahns zeigt sich hier von der besten Seite. Rein stofflich genommen eine Mischung von Motiven enthaltend, wie wir sie in den beiden Meisternovellen, Storms „Immensee" und J. P. Jacobsens „Frau Fönß", behandelt sehen, darf die Erzählung in ihrer seelischen Zartheit und keuschen, von jeder Gefühlsseligkeit freien Zurückhaltung als schön und formvollendet bezeichnet werden. Mit „Lukas Hochstraßers Haus" gehört sie jedenfalls zu den besten aus der langen Reihe von Romanen, die uns Zahn bisher geschenkt hat. G. Fr.

C. Neuerscheinungen des Büchermarktes.

1. Wissenschaftliche Literatur.

Arnold, Rob. Allgemeine Bücherkunde zur neueren deutschen Literaturgeschichte. Berlin, Vereinigung wissenschaftl. Verleger, 1919. 12.50 M.
Bertram, Ernst. G. Chr. Lichtenberg. Bonn (Cohen) 1919. 3.80 M.
Curtius, E. R. Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich. Potsdam, Kiepenheuer, 1919. (276 S.)
Dehio, Georg. Geschichte der deutschen Kunst. I. 1. 2. B., Vereinigung d. wissenschaftl. Verleger. 41 M.
Dörries, Bernhard. Der Glaube an die Welt. Königstein i. T., R. Langewiesche, 1919. (198 S.) 2.45 M.
Fichtes Briefe. Ausgew. u. hrsg. von Ernst Bergmann. Leipzig, Inselverl., 1919. 9 M.
Kaiser Friedrichs Tagebuch. Halle, Diekmann, 1919. 5 M.
Gleichen-Rußwurm, Alexander v. Die gotische Welt. Stuttgart, Hoffmann. 14 M.
Gundolf, Fr. Shakespeare und der deutsche Geist. Neue Aufl. Berlin, Bondi, 1920. (358 S.) Geb. 16 M.
Hacks, J. Die wichtigsten volkswirtschaftlichen Probleme d. bürgerl. Gesellschaft. Breslau, Priebatsch. 5.50 M.
Hagemann, Carl. Spiele der Völker. Berlin, Schuster & Löffler, 1919. 10 M.
Hoffmann, Anton. Die Eroberung von Mexiko durch Ferdinand Cortez 1519—1521. Zum 400. Jahrestag nach geschichtlichen Quellen in Wort u. Bild geschildert. Dießen vor München, Huber, 1919. (279 S.) 10 M.
Holle, H. G. Allgemeine Biologie als Grundlage für Weltanschauung, Lebensführung u. Politik. München, Lehmann, 1919. 9 M.
Kassner, Rud. Zahl und Gesicht. Leipzig, Inselverl., 1919. 9 M.
Lindenberg, Paul. Das Buch vom Feldmarschall Hindenburg. Oldenburg u. Berlin, Stalling, 1920. (372 S.) Geb. 16.50 M.
Manes, Alfred. Staatsbankerotte. 2. Aufl. Berlin, Siegismund, 1919. (273 S.) 13.20 M.
Mayer, August. Matthias Grünewald. M., Delphin-Verlag, 1919. 9, 11, 13 M.
Picht, Werner. Die deutsche Volkshochschule der Zukunft. Leipzig, Quelle & Meyer, 1919. 1.20 M.
Riehl, Alois. Zur Einführung in die Philosophie d. Gegenwart. Leipzig, Teubner, 1919. 4.50 M.
Roethe, Gustav. Goethes Campagne in Frankreich 1792. Berlin, Weidmann, 1919. (380 S.) 17.60 M.
Scharlitt, Bernard. Chopin. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1919. 12 M.
Scheffler, Karl. Bismarck. Leipzig, Inselverlag, 1919. 3.50 M.
Schnee, H. Deutsch-Ostafrika im Weltkriege. Wie wir lebten und kämpften. Leipzig, Quelle & Meyer, 1919. (439 S.) 22 M.
Taut, Bruno. Die Stadtkrone. Jena, Diederichs, 1919. (142 S.) 13.20 M.
Thoma, Ludwig. Erinnerungen. München, Langen, 1919. (321 S.) Geb. 9.90 M.

Traub, Fr. Rudolf Steiner als Philosoph und Theosoph. Tübingen, Mohr, 1919. (48 S.) Br. 2.60 M.
(Slg. gemeinverst. Vorträge u. Schriften aus dem Gebiet der Theologie u. Religionsgeschichte Nr. 91.)
Wegener, Georg. Der Zaubermantel. Leipzig, Brockhaus, 1919. 5 M.
Wirth, Albrecht. Weltgeschichte der Gegenwart (1879—1919). 4. gänzlich umgearb. u. verm. Aufl. Braunschweig, Hamburg, Berlin, Westermann, 1919. (551 S.) Geb. 34.25 M.

2. Romane, Novellen, Erzählungen, Dramen usw.

Blunk, Frdr. Peter Ohles Schatten. Roman. Berlin, Scherl. 6 M.
Bülow, Margarete von. Aus der Chronik derer v. Riffelshausen. Leipzig, Voigtländer. 6.80 M.
— Novellen eines Frühvollendeten. Leipzig, Voigtländer. 6.80 M.
Enking, Ottomar. Klaus Jesup. Erz. aus dem alten Wismar. Dresden, Pleißner, 1919. (430 S.) Geb. 10.90 M.
Gros, Erwin. Von schlichten Leuten. Ernste und heitere Geschichten. Darmstadt, Wartburgbuchhandlung, 1919. (350 S.) Geb. 8 M.
Haarhaus, Julius R. Die da zween Herren dienen. Verlegerroman. Leipzig, Grunow, 1919. (379 S.) Geb. 11 M.
Handel-Mazzetti, H. Der deutsche Held. Kempten, Kösel, 5 M.
Herzog, R. Germaniens Götter. Leipzig, Quelle & Meyer (1919). (214 S.) Geb. 6 M.
Hesse, Hermann. Märchen. Berlin, S. Fischer, 1919. (182 S.) Geb. 6.60 M.
Huch, Ricarda. Erzählungen. 2 Bde. Leipzig, Haessel. 10, 14 M.
Karrillon, Adam. Sechs Schwaben und ein halber. Eine Weltreise. Berlin, Grote, 1919. (461 S.) Geb. 11.20 M.
Küchler, Kurt. Steuermann Holk. Altona, Hammerich & Lesser, 1920. 8, 10 M.
Kurz, Isolde. Die Stadt des Lebens. Stuttgart, Cotta, 1919. 6.50 M.
Lasker-Schüler, Else. Die Wupper. Schauspiel. Berlin, Cassirer, 1919. (119 S.) 7.70 M.
Lauff, Joseph v. Schnee. Niederrheinischer Roman. Berlin, Grote, 1919. (553 S.) 11.20 M.
Lerche, Julius. Arbeiter unter Tarnkappen. Stuttgart, Thienemann, 1919. (132 S.) 6 M.
Lienert, Meinrad. Die Wildleute. Zürich, Füßli. 5 M.
Lienhard, Frdr. Westmark. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 5.50 u. 7.50 M.
Lilienfein, Heinrich. Die feurige Wolke. Roman. Stuttgart, Cotta, 1919. (381 S.) Geb. 10.50 M.
Molo, Walter von, Luise. Roman. (Ein Volk wacht auf. Bd. 2.) München, Langen, 1919. (312 S.) Geb. 8.20 M.
Neuendorff, Edm. Der Weg in die Stille. Leipzig, Matthes, 1919. 6 M.
Perkonig, Josef. Maria am Rhein. Roman. Berlin, Fleischel, 8 M.
Ratzka, Clara. Familie Brake. Roman. Berlin, Fleischel, 1919. (400 S.) Geb. 11.50 M.
Schulze-Berghof, Paul. Hochwildfeuer. Roman. München, Schmidt. 6.80 M.
Seidel, Heinrich Wolfgang. Das vergitterte Fenster. Roman. Berlin, Grote, 1919. (364 S.) Geb. 8.85 M.
Skjoldborg, Johan. Das neue Geschlecht. Roman. Aus dem Dänischen übers. von Gust. Morgenstern. Leipzig, Quelle & Meyer, 1919. (248 S.) Geb. 9.30 M.
Strauß u. Torney, Lulu v. Reif steht die Saat. Jena, Diederichs, 1919. 5 u. 8.50 M.
Uellenberg, Emil. Das Kreuz auf Dornawyl. Adolf Klarenbach. Die Stimme in der Wüste. Roman-Trilogie. Leipzig, Amelang, 1919. (270 u. 361 u. 304 S.) Je 8 M.

Wilhelm, Hans. Freiheit. Roman. Berlin, Tägl. Rundschau, 1919. 6 M.
Zahn, Ernst. Lotte Eßlingers Wille und Weg. Erzählung. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1919. (290 S.) Geb. 8 M.

D. Bibliographie des Volksbüchereiwesens und der allgemeinen Bildungspflege.

Von Dr. W. Pieth.

1. Bildungspflege im allgemeinen.

Böttcher, P. Ausblicke. (Der Bibliothekar 1919, 1/2.)
Eßwein, H. Die Arbeiterschaft und die klassische Bildung. (Freie Bahn 1919, 18.)
Fries, W. Die Bedeutung der freien Erziehungs- und Bildungsanstalten für das öffentliche Schulwesen. (Lehrproben u. Lehrgänge a. d. Praxis d. höh. Lehranst. 1919, H. 4.)
Hart, J. Vom gedachten und vom gedichteten Kunstwerk. (Der Türmer 22, 1.)
Haun, Fritz. Literatur u. Bildungsarbeit. (Freie Bildungs-Blätter 28, 3.)
Hollmann, A. H. Demokratische Kulturideale. (Bildungspflege 1, 2.)
Erstes **Jahrbuch** der deutschen Volkshochschulbewegung hrsg. v. Bruno Tanzmann. (Hellerau-Dresden, Hakenkreuz-Verlag, 1919.)
Kunstmann, K. Volkshochschule und Volksbildung im Rahmen der deutschen Stadt. Eine Denkschrift. Tübingen, Mohr, 1919.
Literatur und Revolution. (Die Bücherwelt 1919, 4.)
Pachnicke, H. Die freie Volksbildungsarbeit im Volksstaat. (Volksbildung 49, 10.)
Plage, F. Volkshaus und öffentliche Bildungspflege. (Bildungspflege 1919, H. 1.)
Ritter, Emil. Die Volksbildung im deutschen Aufbau. München-Gladbach, Volksvereinsverlag, 1919. (95 S.)
Schellenberg, E. L. Volksbildung. (Der Türmer 22, 1.)
Schultze, Ernst. Die Furcht vor der Volksbildung. (Neue Bahnen 30, 6/7.)
Tews, Joh. Die neue Erziehung. (Volksbildung 49, 11.)
Troeltsch, E. Deutsche Bildung. Darmstadt, Reichel, 1919.
Witt, Berta. Am Wendepunkt des Zeitromans. (Der Türmer 22, 1.)

2. Bücherei und Bildungspflege.

Ackerknecht, E. Bedeutung u. Aufgabe der Volksbücherei. (Bildungspflege 1919, H. 1.)
Francke, E. Das Buch als Erzieher im Kindesleben. (Die Bücherwelt 1919, 7.)
Ladewig, P. Zehn Gebote für Bibliothekare. (Bildungspflege 1, 2.)

3. Einzelne Probleme der Bücherei.

Ackerknecht, E. Besprechende Auswahllisten. (Bildungspflege 1919, H. 1.)
— Die schöne Literatur in der Anschaffungspolitik der kleinen Bücherei. (Bildungspflege 1, 2.)
— Zur Psychologie der Schundliteratur. (Bildungspflege 1, 2.)
Afterliteratur. (Die Bücherwelt 1919, 6.)
Kirchdoerfer, E. Ausbesserung häufiger Buchschäden. (Bildungspflege 1919, H. 1.)
Plage, F. Fleckentilgung in Büchern. (Bildungspflege 1, 2.)
Der **Ruf** nach dem Arbeiterroman. (Die Bücherwelt 1919, H. 4.)
Über **Schundliteratur.** (Neu-Buddhistische Zeitschr. Herbst-H. 1919.)

4. Büchereiwesen einzelner Länder, Städte, Vereine usw.

Die Sozialdemokratie und die öffentlichen Volksbüchereien. (Die Bücherwelt 1919, 4.)
Deutscher Volksbildungstag in Berlin. (Volksbildung 49, 10.)

5. Spezialbüchereien.

Eitz, K. Musikschriftverständnis muß Gemeingut des Volkes werden. (Der Türmer 22, 1.)

Marsop, P. Von der Aufgabe und der Einrichtung öffentlicher Musikbüchereien. (Bildungspflege 1919, H. 1.)

Schmaltz, H. G. Alltagsrecht u. Volksbildung. (Volksbildungsarchiv VI, 6.)

Kleine Mitteilungen.

Bildungsbibliotheken in der Schweiz. Auf der Tagung der Vereinigung schweizerischer Bibliothekare wurden am 31. Mai 1919 in Zürich zwei Referate gehalten, in welchen eine durchgreifende, großzügige Reform des volkstümlichen Bibliothekswesens angestrebt wird. (Eine Stiftung für eine schweizerische Volksbibliothek. Zwei Referate von Dr. Marcel Godet, Direktor der Schweiz. Landesbibliothek, und Dr. Felix Burckhardt, Bibliothekar der Zentralbibliothek Zürich.) Die von den Referenten gemachten Vorschläge zielten auf die Begründung einer öffentlichen Stiftung „Schweizerische Volksbibliothek" in der Form einer interparteipolitisch, konfessionell und sozialpolitisch neutralen kantonalen Unternehmung, die durch eine Verbindung von Wanderbibliotheksbetrieb und zentralisierten Beständen eine möglichst gleichmäßige Versorgung des ganzen Landes anstrebt. Die Leitung der genannten Organisation soll eine Zentralstelle übernehmen. Als Zwischeninstanz zwischen der Zentrale und den Benutzervereinen sind regionale Zweigstellen (mindestens eine deutsche, eine französische und eine italienische) vorzusehen. — Die Versammlung gab zu den Ausführungen der Referenten und zu den von ihnen aufgestellten Thesen ihre ungeteilte Zustimmung.

Unter der Bezeichnung **„Volksverband der Bücherfreunde"** ist eine Organisation ins Leben getreten, die durch den von ihm begründeten „Wegweiser-Verlag G. m. b. H. Berlin" sich die Herstellung und den Vertrieb eigens von ihm herausgegebener Bücher zum Ziele setzt. Jedermann ist zu ihrem Bezuge berechtigt, die Mitgliedschaft beim Volksverband wird ohne Beitrag erworben. Die einzige Verpflichtung ist die Abnahme der Jahresreihe von vier Büchern, von denen je eins in jedem Vierteljahre erscheint. Die erste Jahresreihe (Beginn Oktober 1919) soll umfassen: ein Klassiker-, ein kulturgeschichtliches Werk, ein Reisewerk und einen modernen Roman. Grundsätzlich ausgeschlossen sind lediglich religiöse und politische Streitschriften. Auch das Schrifttum unserer Epoche soll im Wegweiser-Verlag berücksichtigt werden, ferner soll das ganze reiche Gebiet der Wissenschaft in populären Darstellungen dem bildungsfreudigen Leser nahegebracht werden. In Mappenwerken soll die bildende Kunst vertreten sein. Die vier Bände einer Jahreslieferung sollen den Preis von 22 M. nicht überschreiten. Außerhalb der vier Jahresbände läßt der Volksverband eine Reihe anderer gutausgestatteter Bücher erscheinen, die ebenfalls in erster Reihe für seine Mitglieder gedacht sind. — Die ersten drei Bücher der Jahresreihe 1919/20 sind: Goethes Faust, Grimmelshausens Simplizissimus, M. Blockzyl, Der Kris. Roman aus dem Holländischen. Für 1919/20 sind auch für eine Reihe größerer deutscher Städte Goetheabende geplant. — Man darf auf die Entwicklung dieses großzügigen Unternehmens, das in Wettbewerb mit andern, ähnlich gerichteten Organisationen tritt, gespannt sein. Der Preis von 5.50 M. für den Vierteljahrsband erscheint trotz der gewählten Ausstattung etwas hoch.

Am 28. 11. 19 hielt der Vorsitzende Dr. Fick, Abteilungsdirektor in der Preußischen Staatsbibliothek, einen Vortrag in der Vereinigung Berliner Bibliothekare über das Auslandsdeutschtum und die Bibliotheken, der mit großem Beifall aufgenommen wurde. Auf Grund zahlreicher Umfragen stellte er fest, daß die Bestände an Literatur über das Auslandsdeutschtum an allen deutschen Bibliotheken erschreckend gering sind; er führte es darauf zurück, daß sich bisher außer dem Verein für das Deutschtum im Ausland niemand um das Deutschtum im Auslande gekümmert hat. Dr. Fick machte eine Reihe von Vorschlägen, wie dem Übel abzuhelfen sei, und betonte, daß trotz der Ungunst der Verhältnisse damit begonnen werden muß. In der sich daran anschließenden Aussprache berichtete Prof. von Hauff über die Bücherei des V. D. A. und dabei zeigte es sich, daß sie eine Menge von Druckschriften besitzt, die sonst nirgends zu finden sind, und die es vielleicht überhaupt nicht mehr gibt. Das gilt besonders von den alten Jahresberichten deutscher Gemeinden, Vereine, Wohltätigkeitsvereine u. a. m. im Auslande. Wenn es auch freudig zu begrüßen ist, daß sich alle Bibliotheken mehr als bisher um die Auslandsliteratur bekümmern wollen, so muß doch alles getan werden, daß an einer Stätte eine möglichst vollständige Sammlung der Auslandsliteratur vereinigt wird. Dafür kommt nach seiner bisherigen Arbeit in erster Linie nur der V. D. A. in Betracht. Prof. Dr. v. Hauff, Steglitz.

Otto Lerche spricht sich in der „Kölnischen Volkszeitung" vom 3. 12. 1919 über „Bibliothekare im akademischen Unterricht" aus. Er schlägt vor, Bibliothekare an den Universitätsbibliotheken sollten eine Art Einführungsvorlesungen in die Wissenschaft abhalten, für die sie Vertreter an den Sachkatalogen sind. „Die Fühlungnahme mit enzyklopädischen und einleitenden Werken zur Fachwissenschaft, mit Wörterbüchern, Grundrissen und Handbüchern, und die genaue und eingehende Bekanntschaft mit den großen und — an Inhalt und Gewicht — schweren Quellensammlungen kann am besten durch die Bibliothekare vermittelt werden." Lerche verspricht sich davon die Herbeiführung engerer Fühlung zwischen den Fachvertretern der Hochschule und den Bibliothekaren, eine lebhaftere Benutzung der Universitätsbibliotheken als bisher, und endlich wesentliche Erleichterungen im Ausleiheverkehr, weil die Studentenschaft die Bibliotheken besser zu benutzen lernen wird. Das sind gewiß Vorschläge, deren Ausführung man wünschen wird. Es wird aber damit eine allgemeine Frage berührt, die noch immer gründlichster Bearbeitung bedarf, die des Verkehrs, des Zusammenhangs der Bibliothekare mit dem Publikum. Noch immer ist das Überwiegen des Bibliothekars als Hüter und Verwalter anvertrauter Werte gegenüber dem Bibliothekar als bibliographischer Berater der Benutzer ein schlimmer Mangel des Berufs; hier muß Wandel von Grund aus geschaffen werden; die Vorschläge Lerches sind aber schon eins der Mittel, dem Ziele näher zu kommen. — Natürlich würden sich die Vorschläge auch auf die Volkshochschulkurse anwenden lassen. Oe.

Prof. Dr. Carl Lausberg ist zum 1. 1. 20 zum hauptamtlichen Direktor der Städtischen Bücher- und Lesehallen in Düsseldorf ernannt worden. Er war schon von 1896—1909 nebenamtlicher Leiter der Büchereien gewesen.

Dr. Victor Meyer-Eckhardt ist am 1. 9. 19 bei den Städtischen Bücher- und Lesehallen in Düsseldorf eingetreten. Er soll dort die Amtsbezeichnung Bibliothekar erhalten.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Blätter für Volksbibliotheken

Jahrgang 1 1920 Heft 3

Franz Werfel.

Von Hans Berendt, Bonn.

Alle große Dichtung ist Weltanschauungsdichtung. Das gilt in besonderem Maße von der Lyrik des 30jährigen Werfel. Er fühlt sich als Träger einer Sendung, als Aufheber des Gesetzes, als Erlöser seiner selbst und der Menschheit. Die Polarität der eigenen Seele ist das Grunderlebnis seiner Dichtung, der „schreckliche Riß" in jedem Menschen und in der ganzen Welt. Das typisch moderne „ambivalente polare Denken", über das Turel jüngst sein Buch von der „Selbsterlösung" aufbaute, hat Werfel wie kaum ein anderer unserer Generation durchlebt und ins Bewußtsein gehoben. Der doppelköpfige „Dschin" seines gleichnamigen Märchens, Satan und Erzengel im Gespräch der „Versuchung" werden ihm Symbole dafür. Bald ist er Spiegel der Welt, der die Welt und das räuberische Leben nur aufnimmt, bald „Charakter", der gestaltet, bald Trank, bald Zecher, hier Erscheinung, dort Wesen. Sein Verhältnis zur Welt, die er liebt und doch haßt, die ihn braucht und die er braucht, krankt unheilbar an dieser doppelten Einstellung. Er will sie umgestalten und sagt sich doch in fatalistischer Anerkennung der Notwendigkeit des „Unentrinnbar" los von jedem Aktivismus. Schmerzlich erkennt er den Gegensatz der Wirklichkeit und seines Bewußtseins von dieser Wirklichkeit. Er ist Philanthrop zugleich und Skeptiker, er besingt den Helden und den Heiligen, Absicht kämpft mit Einsicht, Verstand mit Gefühl, eine männliche, wirkende Seele mit einer weiblichen, demütig sich opfernden. Er besingt im Gerichtstag den gefühllos starren Pagodenkaiser und den leidenschaftlich die Welt „ins Nichts knieenden" Moses. Macht und Recht erkennt er als die treibenden Gegensätze des Weltgeschehens, wie sie sich für ihn in Zivilisation und Christentum darstellen. Auch seine an Schelling und Hegel, an der deutschen Romantik genährte Kosmogonie und Theologie ist auf den Gegensatz gebaut. Gott hat die Welt aus sich entlassen, sie aber stellte sich feindlich zu ihm, und nun will Gott sie vernichten und wieder in sich aufnehmen. Wie die Welt schwankt der Dichter zwischen Selbstbehauptung und Selbstvernichtung. Er muß singen von seiner und ihrer Not und möchte doch lieber schweigen, weil er erkennt, daß die Sprache ein zu enges Gefäß für seine „Riesenempfindung" ist, weil der begrenzende Begriff den Sinn, das Tao der Welt einengt. So ist denn sein Ziel, sein Gebet, seine Sendung der Ruf des Gerichtstags:

Warum hast Du mich mit diesem Feind erschaffen, mein Vater,
Warum mich zu dieser Zweiheit gemacht?
Warum gabst Du mir nicht Einheit und Reinheit?
Reinige, einige mich, o Du Gewässer!"

Im religiösen Erlebnis also sucht er Lösung und Erlösung. Aber der Weg dahin ist weit und dornig. Ein psychisches, ein ethisches und ein metaphysisches Problem hat er zu bezwingen. Sein Wesen ist gespaltet in Denken und Fühlen, Kritik und Liebe, sein Wirken in Predigt und Vorbild, in Handeln und Sein, seine Betrachtung in Ich und Welt, Welt und Gott, Gott und Ich. Vom ersten Problem aus packt er die Lösung an. Die passive, fühlende Saite seiner Seele klingt stärker als die aktive, männliche. Schon in „Wir sind" kommt er zu dem erkennenden Verzicht:

„Und wer sagt, daß er verstünde,
Ist der Ausbund aller Sünde."

Fühlend will er sich in die Welt ausgießen, „Knecht und Ofen, Mensch und Gegenstand" fühlt er sich verwandt.

„Was aber heißt Erkennen?
Erkennen heißt teilhaben am Schicksal des Erkannten, Erkennen heißt ein Hic et ubique sein!
Ist Erkennen und Lieben zweierlei?
Erkennen und Lieben ist einerlei."

So lautet das Bekenntnis des Gerichtstags, des reifsten Werks Werfels, das die Antwort gibt auf die vielen Zweifel der drei ersten Gedichtbände: Weltfreund, Wir sind, Einander. Durch Mitleid wissend, das ist also die Lösung seines ersten Problems. Sie führt ihn folgerichtig zur Anerkennung des So-Seins seiner gespannten Seele, zum schönen Sang an die Lerche, den Liedgeist Shelleys: „Du schwebst Deinen Sang, Du bist, was Du bist." Sie führt ihn zur Bejahung seiner „angeschmiedeten Freiheit", zu dem Gebot der Mara seines Zauberspiels „Mittagsgöttin" im Gerichtstag: „bleib treu, bleib treu!"

Damit ist auch das zweite Problem gelöst. Er bleibt der Welt gegenüber, was er ist: Dichter. Er versagt sich der Politik. Nur durch sein Sein ausstrahlend will er wirken, nicht aktivistisch handelnd revolutionieren.

Von hier aus findet er dann auch die Lösung des metaphysischen Problems. In unbewußt naiver Einheit kindlichen Bewußtseins fühlte er sich zunächst als „Weltfreund" der Welt verbunden. Dann fühlt er sich wiedergeboren in der Welt und glaubt allen Zweifel ersticken zu können durch das stolz Jubelnde: Wir sind, durch das selig verlangende „Einander". Aber immer weiter wachsen die Kreise seines Erfahrungsbewußtseins, immer stärker blendet und peinigt ihn die Lüge der Welt, sie wird ihm Potiphars Weib, die „Frau Werlt". Der Krieg öffnet ihm vollends die Augen, er zieht sich zurück in sich. Einsam, starr, verschlossen stiert er auf die Trümmerstätte, in todesähnlichem Schlaf. Doch in der „schöpferischen Indifferenz" solcher mystischen Versenktheit erwacht ihm neue Kraft, die ihn erweckt zum Gerichtstag des jüngsten Tages. Auf Gott strömt nun seine ganze Kraft, und Gott durchbraust ihn, er fühlt sich vergottet, und in dieser unio mystica wird auch die Welt wieder gotterfüllt, icherfüllt.

Deutlich spiegeln seine Dichtungen diesen Weg der Erlösung durch das mystische Gotteserlebnis. Im Weltfreund singt er noch jauchzend: Und meine Seele fällt ein:

„Du bist auf der Welt!
Und verteilt sich jauchzend nach allen Seiten."

Er bittet,

„Daß mich die Empfindung hinschmilzt,
Daß ich wie ein klares Wasser
Über Deine Felsen tropfe
Und durch Deine Wiesen laufe,
Liebe Erde!"

„Einanderfreudemachen" ist des Dichters gläubig erfaßte Sehnsucht.

Schon in Wir sind wandelt sich diese Stimmung. Der Idealismus der schönen Seele weicht einem Erlösungsidealismus, dem sozialen Drang. Die gewachsene Einheit mit der Welt wird zur Zweiheit, zur Trennung. Dem Sinn der Welt wendet sich sein Denken zu. Die Welt wird pantheistisch als Ausdruck Gottes erkannt, das Aufgehen in der Welt erscheint an das Erlöschen der Persönlichkeit in „schmerzlicher Stunde" geknüpft. Die Welt als Gottes Wort ist das Thema in „Des Turmes Auferstehung" und vor allem in dem vielleicht schönsten Gedicht: Werfels „Lächeln, Atmen, Schreiten" in Einander. Und doch ist immer noch die Selbst- und Weltbejahung des „Wir sind" das Grundthema.

Da setzt das große Erlebnis des Krieges ein, von dessen harter Wirklichkeit sich Werfels weiche Seele notwendig voll Ekel abwenden mußte. Auch für das Erlebnis der großen Liebe der Volksgenossen zueinander blieb Werfel taub. Zu laut überschrie der Haß der Völker solche Liebe des Volkes, und zu sehr war der jüdisch-abstrakte Dichter auf Welt und Menschheit eingestellt. Er versinkt in Erstarrung. Immer neue Bilder findet der Gerichtstag für diesen geistigen Tod: den Pagoden-Kaiser, den gelähmten Storch, Medusa, Lots Weib, das Café der Leeren, das an Strindbergs Gespensterfest in Damaskus mahnt. Jenseits von Gut und Böse in eisiger Todeskälte, in weiter Öde chinesisch-östlicher Empfindung, in dem erfrierenden Anhauch des absoluten Geistes ragt der Dichter versteinert wie die „Memnonssäule". Aber wie diese erwacht er zu neuem Leben aus diesem Todesschlaf. Im „Dezembergesang" singt er:

„In sich verstorben
Besteigen sie flirrend die Hügel,
Jeder nach innen gerichteter Tod. —
Tod aber ist Leben der Seele.
Wir klirren an unsere Grenze. —
Dies ist ein
Geheimnis der Gemeinschaft."

Dies Geheimnis ist die mystische Gotteskindschaft, die Werfel in Christus erlebt. In ihm erfährt er die Offenbarung der Wirklichkeit Gottes, an den er glauben kann, „weil Gott keine Abstraktion ist".

So bekennt er in der „christlichen Sendung“, einem im zweiten Zieljahrbuch mitgeteilten offenen Brief an Kurt Hiller. Goethes „Stirb und Werde“ hat Werfel nun in der Hingabe an Gott erfahren. „Die Selbstbehauptung im Geiste ist Selbstvernichtung, die Selbstvernichtung im Geiste aber ist Selbstbehauptung“ (Gerichtstag). Zum heiligen Dienst fühlt er sich beim Anblick „alter Dienstboten“ berufen. Dies Erlebnis der Glaubensgewißheit steigert sich noch für den Dichter zum Erlösungserlebnis durch Christus. Die Ballade „Jesus und der Äserweg“ stellt symbolisch-anschaulich diese letzte Offenbarung des Dichters dar. Die erlösende Liebe als Mittlerin der Menschheit, wie sie Werfel schon im Vorwort zu den Troerinnen ahnte, die Mutter als verstehend verzeihendes Symbol des neuen Menschen (man denkt an Hasenclevers Antigone, an Unruhs Geschlecht), das wird für Werfel die Lösung allen Zwiespalts. Sie hebt die Kluft auf zwischen Glauben und Wissen, Fühlen und Denken, Wirken und Sein. Sie eint Ich und Welt und erlöst damit die Welt. Mit der Welt aber wird auch Gott erlöst. „Das Zwiegespräch an der Mauer des Paradieses“ in „Einander“ gestaltet diesen Gedanken im Dialog zwischen Adam und der Stimme aus dem Garten, und im Gerichtstag kündet der Dichter:

„Aber in jedem
Geborenen Menschen
Ist mir die Heimkunft des Heilands verheißen.“

Der Schlußgesang des Parsifal: „Erlösung dem Erlöser“ klingt neu aus der „Geburt“ des Gerichtstags:

„Gott lächelt und sein Traum, der zur Verwesung strebt,
Weil ihnen beiden ein Erlöser lebt,
Weil neu uns allen ein Erlöser lebt.“

Nun ist des Dichters Ziel erreicht, die große „Wertvertauschung“ vollzogen. Goethes Urphänomen der Steigerung in Selbsthingabe hat das andere Urphänomen der Polarität in Werfel verdeckt. Die Bewegung des Lebens ist des Dichters letzte metaphysische Lösung, wie sie vom Denken her von Bergson und Simmel gefunden wurde. Der „Sinn“ der Welt kann sich daher nur in Bewegtem gleichnishaft ausdrücken. Ungestalt, Wehen, Brausen, Sturm, Gewässer, Flut, Rhythmus, Feuer, Licht, das sind Werfels Bilder für das Tao. Und das letzte höchste Bild dafür, sein absolutes Symbol, Quell und Sinn seiner Lyrik wird ihm die Musik.

Ein echter Romantiker nur, ein geborener Lyriker kann so über Welt, Gott und Kunst denken und singen. Novalis ist Werfels bewundertes Vorbild, seine und F. Schlegels Athenäumsfragmente könnten nach Form und Inhalt sich bei Werfel finden. An Hölderlins Dithyramben werden Erinnerungen wach, vor allem aber an den letzten großen deutschen Romantiker, wie ihn uns Bertram gedeutet hat: Nietzsche. Auch Verlaines und Rilkes Lyrik klingt an.

Doch mit dieser deutschen Seite in Werfel verbindet sich eine slawische, eine östliche. Dostojewski, Tolstoi liebt und verehrt er. Die

Demut, die an Selbstgeißelung grenzende Hingabe an die Welt, die Liebe zum Unterdrückten, die revolutionäre Maßloßigkeit des Denkens und Wollens, das steppenhaft Weite und Öde der Stimmungen, das Hinwegsehen über die Realität, die abstrakte Ferne — das alles sind solch östliche Schwingungen in Werfels Wesen und Dichten. China, Laotse, der heute bei uns wieder so einflußreich gewordene Stifter der Tao-Religion, sie klingen mehr als einmal in Bild und Gedanke bei Werfel an. Diese doppelte Kulturverflochtenheit, die Herkunft aus zwei Welten hat der Dichter selbst erkannt, wenn er im Prooemium des Gerichtstags bekennt:

„Ich bin allzusehr nach Osten gegangen,
So kam ich allzusehr nach Westen!“

Gemeinsame Wurzel für romantisch-deutsche und slawisch-chinesische Verwandtschaft des in Prag geborenen deutschen Dichters bleibt sein Hang zur Mystik, zum Denkerisch-Abstrakten, Universalen, politisch gewendet zum Internationalen. Genährt ist er von der Großstadt, die ihm selbst als Symbol der Flucht in die Abstraktion erscheint, geboren ist dieser Hang wohl aus dem jüdischen Blut. Wie die alttestamentliche Psalmensprache in ihm neu redet, so besteht eine tiefe Blutsverbindung mit dem einheitlich-monistischen Drang des jüdischen Geistes, der den Jahwegott schuf, der Philos Philosophie belebte, der vor allem in Spinoza, dem Philosophen F. Schlegels, wirkte.

Von hier aus erklärt sich im tiefsten Grunde auch Wesen und Grenze der Werfelschen Kunstübung. Philosophie und Kunst, Denken und Musik bindet er zusammen. Das Denken aber wird bisweilen das Stärkere, das östliche Element überwiegt in ihm. Immer wieder stöhnt er über das Verengende der Sprache, der „Hure“. Die Dinge sind ihm nichts an sich, nur noch Gleichnis der Wirklichkeit; die Sprache, das Gleichnis der Dinge, ist „das verkürzte Gleichnis eines Gleichnisses“. So liebt er vor allem das Symbolische, das vom Gedanken her erdachte, nicht von den Sinnen geschaute allegorische Gleichnis. So sind alle seine Gedichtsammlungen eine Aufeinanderfolge logischer Entwicklung. Man kann sie nur ganz verstehen, wenn man sie im Zusammenhang liest, und jeder Gedichtband fordert als seelische und logische Ergänzung den vorhergehenden und nachfolgenden, wie das Werfel selbst im Nachwort zu „Wir sind“ andeutet. Es sind eigentlich lyrische Epen. Und wie im Ganzen zeigt sich auch im Einzelnen die organisierende Kraft des Gedankens. Die abstrakten Überschriften, die Technik der Schlußpointe, die antithetischen Parallelen, das Herausheben einzelner Worte und Zeilen durch Sperrdruck, die Verwendungen abstrakter Worte als Träger handelnder Subjekte stammen aus dieser Quelle.

„Ichbin ist um mich. Ich bin eingeschlossen,
Und Unentrinnbar ist der zweite Name der Welt.“ —
„Denn Nichtswirdwiedergut heißt der Polarstern mit
Dem Namen tiefer Wissenschaft!“ —
„Weh uns, wir heißen: Hinundher!
Und unsre Mutter: Mindermehr!

Hier Linksherum, dort Rechtsherum
Heißt unser Stadt und Königtum.
Und unser Kind nennt sich: Kannsein . . .
Ja, mein Ichbin heißt nun Ichmuß!"

Aus ähnlicher dichterischer Grundanlage stammen die zahlreichen Verkoppelungen von abstrakter Bedeutung und angeschautem Symbol: Bai des Entschluchzens, Schluchten des Jammers, Gewinde des Grams, Strom des Ruhms, die bittere Peitsche des Gedankens. Ein Schritt weiter führt den Dichter zur Personifizierung der Dinge, zu äußerster Versachlichung, wenn etwa Haus, Konditorei, Park, Kaufhaus, Loge, Sofa, Schultasche, Hund, Kanarienvogel beseelte, sprechende Wesen werden. Besonders charakteristisch ist die Art, wie Werfel vom Gedanken her die einzelnen Instrumente zu Begriffssymbolen werden läßt im Gedicht „Die Menschheit Gottes Musikantin". Hier wie in den meisten angeführten Bildern ist das Bindeglied zwischen Gedanke und Gegenstand die Empfindung, die beide auslösen, d. h. also das lyrische Urgefühl. So singt er von der Sehnsucht wirrer Quint, der Geigenblüte, die Verehrung heißt, dem Horn der Versöhnung, den Bässen der Vergebung, der Kindheit Flötenpart, dem Marsch der Empörung.

Auch des Dichters Neigung zur Antithese kommt in solchen oft heterogenen Wortverbindungen zum Ausdruck, noch stärker entsprechend der seelischen Zerrissenheit des Dichters in den zahlreichen Dialogen. Nur einmal, in der Mittagsgöttin des Gerichtstags, ist daraus ein Drama geworden, besser eine lyrische Unterhaltung. Die tragische Spannung aller Lyrik Werfels verdichtet sich nie zur Tragödie, weil sie zu unirdisch, zu sehr im leeren, blutlosen Reich der Gedanken, Gefühle und Träume beheimatet ist.

Diese Unkraft zu konkreter, plastischer Gestaltung ist wohl die Hauptgefahr Werfels. Er redet allzuviel, zu breit, zu unwirklich. Zu viel abstrakte Großstadtluft weht in seinen Worten. Man ist oft versucht, von Kinostil zu reden angesichts der flirrenden, unrealen, gehäuften Fülle seiner Worte und Bilder. Nur zu leicht verführt diese Art zu sehen, zu denken, zu dichten zu arg gekünstelten Bildern, Wortstellungen, Satzformen. „Entschreite nur auf Deinen Stärkestelzen", „Tränen und Brisen der Treue". „Im Regenbrand des Lächelns spüle die alte Hand." „Daß Du zur Flöte tönst, röste mein Tag im Nu." „Aus meinem Abgrund zu Dir aufgedreht, Aus dieser Tiefe höre mein Gebet." „Horn und Orgel brüllen unter Bogen — Und es sinken aus dem Kindermunde Süß Narzissen und Jerusalem."

Solche an expressionistische Bizarrheiten gemahnenden Gedichte sind vor allem diejenigen, in denen er Krankheit und Verzweiflung besingt. (Litanei eines Kranken, Tod, Zweifel, der geradezu widerliche Morpheus senex und der Hexenmeister). Unwillkürlich scheint er so die Geburt dieser Technik (nur in technischer Beziehung hat das Schlagwort Expressionismus überhaupt einen Eigensinn) aus Zerrissenheit, Verworrenheit, Mangel an Gestaltungskraft zu erweisen. Auch Werfels

Neigung zum Krassen erklärt sich so. Eigenes Erleben und der Drang nach liebender Erlösung gerade der Verworfensten wiesen ihm solche Themata wie die Chansonette, die alte Vorstadtdirne, die Damen-Kapelle, die Morphinistin, der Sterbende im Verbrecherlazarett. Der krankhaft anmutenden Verstiegenheit in der Wahl solcher Gegenstände entspricht das Gequälte des Satzbaues, das den Hörer zu mühsam rekonstruierender Arbeit zwingt. Gerade das ist ja ein Kennzeichen der expressionistischen Lyrik, die dadurch besonders eindringlich wirken will. Zur Unterstützung dienen dabei die zahllosen, oft schreiartigen Wiederholungen.

Je stärker Werfel solche Mittel anwendet und je mehr das abstrakte Denken Herr seines Gestaltens wird, um so weiter entfernt er sich von der plastisch gestalteten, durch ihr ruhendes Sein wirkenden Form. Immer stärker wird seine Formfeindschaft, immer seltener werden z. B. die Sonette (7 im Weltfreund, 5 in Wir sind, 3 in Einander, keins im Gerichtstag). Der Reim verschwindet allmählich.

Die Musik wird ihm nun fast ausschließlich zur Offenbarung seiner Gestaltungsart. Sie wird ihm die eigentliche Kunstform für die antithesenartig gebundenen, wie Variationen sich verschlingenden, zu Fugen sich bindenden, auf wenigen Grundtönen sich aufbauenden Rhythmen seiner Gedanken. Der Druck von Wir sind wird mit Rücksicht auf die musikalische Wirkung umgestaltet. Rhythmische Bindungen durch Wiederholungen kunstvollster Art werden häufig (Ein anderer, Malcesine, Romanze einer Schlange, Krankenlitanei). Die Musik tritt in den Dienst des Gedankens, wenn sie etwa die Schlußpointe der letzten Zeile durch gekürzte oder verlängerte Zahl der Versfüße hervorhebt. Die Vokale und Konsonanten erhalten einen über die Lautmalerei hinausgehenden Eigenwert, geradezu einen besonderen Sinnwert. So sagt Laurentin zu Mara: „In Deinem Namen ist viel A." Ganze Gedichte erscheinen als Variationen über einen bestimmten Vokal, so die auf ei gestimmte Ballade von einer Schuld, der auf o komponierte Gesang einer alten Frau, die letzte i-Strophe der Spur, der a-Gesang der Begrabenen, die u-Romanze einer Schlange.

Diese Einstellung auf musikalische Klangkunst erklärt es, daß der vorwiegend akustisch veranlagte Dichter seine Bilder fast ausschließlich dem Reich der Töne entnimmt. Je materiell wirklicher eine Kunst ist, um so weniger eignet sie sich zur gleichnishaften Darstellung seiner Abstraktionen und bewegten Spannungen. Gelegentlich sieht er malerisch (Dezembergesang), nur einmal architektonisch, nie entnimmt er seine Bilder der Plastik. Erstaunlich gering entwickelt ist sein Farbensinn: schwarz, weiß, silbern, gelegentlich gelbgrün, am meisten blau und gold, das ist seine ganze Farbenskala.

So erweist also eine Analyse der Kunstmittel Werfels ebenso wie die seiner Gedanken als das Ursprüngliche seiner Künstlerschaft einmal die Kraft der abstrakten Logik, der in mystischer Gefühlstiefe verwurzelten philosophischen Weltanschauung, zum andern eine ganz besondere musikalische Begabung. Musik, und zwar pathetische, erscheint unter diesem

Gesichtspunkt als das adäquate Ausdrucksmittel seiner Gedanken, und der Versuch, die Sprache, im besonderen die Lyrik, an ihre Stelle zu setzen, mußte trotz starker Sprachgewalt zuletzt zu dem Leiden an der Form, zu Vergewaltigung und Zwang der Sprache führen.

Werfel scheint dies selbst erkannt zu haben. In seinem letzten Werke, der im Druck befindlichen Novelle „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig" ist er darum zu einer neuen Kunstform übergegangen. Inhaltlich enthält sie viel, fast alles von dem, was bisher seine Seele bewegte. Er gestaltet in ihr das Problem des Gegensatzes von Vater und Sohn, das er schon in einem Gedicht behandelte. Er behandelt es in ähnlicher Einstellung wie Hasenclever im „Sohn", aber doch mit einem merklichen Unterschied. Zuletzt kommt der Sohn zur Erkenntnis, daß er bis dahin in Wahngebilden lebte und daß es nur auf die Gestaltung neuer Wirklichkeit ankomme. Eine Farm und eine Familie sind sein letzter Wunsch. Diese Abwendung vom Wähnen zum Gestalten, vom Abstrakten zum Konkret-Realen zeigt auch Werfels Kunst. In einfacher, klarer, oft nüchterner, dabei aber erstaunlich anschaulicher Prosa erzählt er die Handlung in straffer Komposition und Verdichtung auf das Wesentliche. Wohl finden sich noch viele Stellen dithyrambisch-monologischer Prosa, an den Gerichtstag erinnernd. Sein Held und Ebenbild aber glaubt, sein schwerstes Opfer gebracht zu haben, die Musik. Der junge Werfel scheint eine abgeschlossene Epoche zu sein, der Mann ist ins Dasein getreten. Der Berater seines Helden beurteilt diesen und Werfel selbst treffend; als der junge von russisch-jüdischen Nihilisten eingeweihte und begeisterte Offizier den Zweifel äußert, ob all ihre Bestrebungen nicht Romantik seien, erwidert der alte weise Nihilist: „Es ist — hol's der Teufel, — es ist trotz allem Hoffnung!"

Stoffkreisführung.

Von Dr. Rud. Angermann, Stettin.

I.

Über die Kunst des „Lesens" ist schon vielerlei gesprochen und geschrieben worden. Was „soll" nicht alles der Leser, wenn er ein Buch, ein literarisches „Kunstwerk" zur Hand nimmt! Wie steht's nun in Wirklichkeit? Denn der Volksbibliothekar hat, unbeschadet aller erzieherischen Absichten, die er etwa verfolgt, vor allem einmal mit dem Wirklichen zu rechnen. Wie ist's also, wie steht der Leser zum Buch?

Sehen wir genauer zu, so bemerken wir, daß es nur zum geringsten Teil ein Verhältnis der Kunst ist, das die Volksbüchereileserschaft zum Buch hat. Das ästhetische Verhalten, d. h. das geistige Nachschaffen, Nacherleben der künstlerischen Form ist vielmehr nur ein Ausnahmefall. Sehen wir von der belehrenden Literatur ab, — der

gegenüber sich der Leser, mit schwerwiegenden Ausnahmen allerdings, zumeist rein intellektuell, lernen-wollend verhält und nicht künstlerisch, — so bleibt doch auch gegenüber der schönen Literatur sein Verhältnis überwiegend ein anderes als gerade ein ästhetisches. In den meisten Fällen wird er sich ihr gegenüber rein passiv verhalten, schlicht aufnehmend, in selteneren Fällen kritisch-aktiv und wohl noch seltener ästhetisch-nachschaffend. Weil man das wußte, hat man in den Volksbüchereien häufig vorgezogen, diese ganze Gattung Bücher nicht „schöne", sondern „unterhaltende" Literatur zu nennen.

Es ist damit bereits ein Urteil ausgesprochen, nämlich das anerkennende Urteil, daß bloße Unterhaltung auch im Rahmen ernstest gemeinter Volkserziehung ihre Berechtigung habe. In der Tat wäre ja der seelisch wertvolle Wirkungsbereich der schönen Literatur viel zu eng gezogen, wollte man ihn auf den rein künstlerischen Genuß einschränken. Es ist ja nicht so, daß das als Kunstwerk Gemeinte nun auch wirklich nur ästhetische Wirkungen auslösen könnte oder müßte. Vielleicht ist es sogar richtig, was Richard Dehmel einmal aussprach, daß die Volksmission des Kunstwerkes gar nicht im eigentlich Künstlerischen läge, sondern auf der ethischen Seite, sei es auch nur, daß der künstlerische Wille vom naiven Betrachter dunkel geahnt werde und in ihm Ehrfurcht erwecke. Sicher ist wohl, daß die ethischen Wirkungen eines kunstgemeinten Werkes im allgemeinen, breiten Geistesleben die bei weitem wichtigeren sind. Ich denke dabei weniger an das direkt Moralisierende, das sich in erzählenden Schriften so häufig breit macht — man darf sogar die Wirksamkeit solch direkten Moralisierens zum mindesten gegenüber erwachsenen Menschen bezweifeln — sondern mehr an die unmittelbaren Gefühls- und Phantasiewirkungen, die ihrerseits erst Anlaß zu weiteren ethischen Wirkungen sind. Es gibt Bücher, die dem Leben eine andere Richtung zu geben, die, dem Leser unbewußt, ihn in eine neue Bahn hineinzulenken vermögen, indem sie sein Triebleben durch Phantasiemittel an einem bestimmten Punkte dauernd beeinflussen. Z. B. könnte ich mir denken, daß ein Buch wie Paul Ernsts „Schmaler Weg zum Glück", oder ein Buch wie Gjellerups „Pilger Kamanita" in dieser Weise richtunggebend wirken könnte. Wir erfahren freilich von solchen Wirkungen auf die einzelne Leserpsyche selten etwas, aber das Eigenerlebnis berechtigt uns analogisch auf Fremderlebnisse ähnlicher Art zu schließen. Viel häufiger sind natürlich vorübergehende ethische Wirkungen. Mag man auch über das „Bessern" durch Lektüre skeptisch denken, an der Existenz zahlreicher, wenigstens momentaner ethischer Buchwirkungen ist im Ernste nicht zu zweifeln. — Aber nicht nur in ethischer Richtung wirkt das gemeinte Kunstwerk: Erzählungen können gelegentlich direkt belehren, — ich lerne beispielsweise eine bestimmte Berufsatmosphäre aus ihnen genauer kennen, — gelegentlich mögen sie zur Nachahmung aneifern, den Willen festigen, das Urteil (z. B. über Menschen) schärfen, die eigene Phantasiewelt befruchten oder vergiften, zum eigenen Schaffen anregen, vielfach werden sie trösten und erheitern. Wirkungen auf Intellekt, Willen und Gemüt in Hülle und Fülle!

Nur eben keine ästhetischen Wirkungen! Denn all das genannte Wertige und Unwertige entspringt dem Stoff.

Die Kunst aber ist Form allein.

Hieraus versteht man, daß es aussichtslos sein muß, dem Gros der Volksbüchereileser den Stoff ganz abgewöhnen und es zum rein formalen, nicht-stofflichen Lesen erziehen zu wollen. Ohne Zweifel ist das nicht-stoffliche Lesen die einzige künstlerisch mögliche Form, ohne Zweifel ist es die höchste Form des Lesens, und der einzelne wird stets einen Weg zu ihm finden. Aber in die Breite strahlt der Stoff, seine Macht über das Volk ist größer als die der Form, seine Bedeutung innerhalb der allgemeinen Geisteswirtschaft ist größer als die der Form.

Also das einfache stoffliche Aufnehmen der Romane und Erzählungen hat neben dem künstlerischen Mitschaffensgenuß in der Volksbüchereipolitik seine gute Berechtigung. Wir müssen auch diese vorkünstlerische Seeleneinstellung zu fördern und in heilsamen Bahnen zu erhalten suchen, so sehr wir können.

Will man seelische Tatbestände analysieren, so gibt die Sprache oft bemerkenswerte Hinweise: die Beobachtung, die man machen will, ist in den landläufigen Ausdrücken eben längst ausgesprochen. Nach Fritz Mauthner ist es ja überhaupt die Sprache, die für uns denkt! Auf unseren Fall angewandt: wir sprechen zumeist nicht einfach vom „stofflichen Lesen", wenn wir den Seelenzustand des gewöhnlichen Romanlesers charakterisieren wollen, sondern prägnanter von „stofflicher Spannung". Eine „recht spannende Geschichte" ist ein häufiger Begehr. Die Freude an der Spannung, zu der natürlich auch die Lösung gehört, kurz: die Freude an der Vorstellungsbewegung scheint in der Tat das urtümlichste, mächtigste und verbreitetste Gefühl zu sein, das der Mensch in der fiktiven Welt sucht und findet, und von dem er auf primitiver Stufe nicht genug bekommen kann. Das Abenteuerliche, das Abwechslungsreiche, Wunderbare, Wechselvolle, Überraschende, die Freude am Neuen wird mit Macht begehrt und ist der Urgrund alles Verhaltens der Phantasiewelt gegenüber und als solcher die wichtigste Vorstufe auch des späteren ästhetischen Verhaltens. Auf stoffliche Spannung verzichten, hieße daher, aller Volkskunstpolitik die Wurzel abschlagen. Wir sehen am Anfang der Geschichte der erzählenden Literatur den Abenteuerroman, die aventiure stehen: das Abenteuerliche dominiert hier noch absolut und ist auch stärker als das gleichfalls früh hervortretende Bedürfnis nach Helden- und Persönlichkeitsverehrung, — wobei übrigens der Held anfangs nichts anderes ist als das Substrat des abenteuerlichen Geschehens selber. Das Bedürfnis nach Heldenverehrung tritt im Verlauf der späteren Literaturgeschichte immer mehr hervor, ohne indes jene urtümlichste Gefühlshaltung wesentlich zu schwächen. Und auch heute noch ist das Spannungsbedürfnis so stark wie je, namentlich in der jugendlichen und der Massenvolksseele. Spannung ist immer noch die beste Spekulation für Bücherschreiber, Kinobesitzer, Wochenschriftenherausgeber, Theaterdirektoren usw. Der

unbedingte Wille zur Spannung beschränkt sich dabei durchaus nicht auf erzählende Kunst, er geht auf das seelische Erlebnis überhaupt aus und schließt meines Erachtens auch einen großen Teil des sogenannten Bildungs- und Wissensbedürfnisses mit ein. Man sehe sich in unseren Büchereien den Leser der „belehrenden" Literatur an: was fordert er denn? Reisebeschreibungen sind's zumeist, Reiseabenteuer, Schilderungen fremder, ferner, unbekannter Länder — zum Schaden der vielangepriesenen Heimatsliteratur! —, absonderliche Lebensschicksale und Begebenheiten, Tierkuriositäten, Wunder der Natur, Wunder der Technik: kurz, das *Unbekannte* spielt auch hier die größte Rolle. Was kümmert *diesen* Leser die historische oder sonst eine Wahrheit! Er sucht ja gar nicht Belehrung, Wissenserweiterung; was er sucht, ist nur eine *besondere Art Phantasiereiz*, eine angenehme Art Schauder das Unmögliche plötzlich wirklich, das Wunderbare leibhaftig an sich herankommen zu sehen, nichts weiter. Die Phantasie mit ihrem Urbedürfnis nach Spannung ist auch in der volkstümlichen Wissenschaftspflege zwar nicht absoluter, aber ein mächtiger Herrscher.

Ist nun damit die Grundhaltung des primitiven Lesers gegenüber den Erzeugnissen der erzählenden Phantasie vollkommen genügend bezeichnet? Ist die Spannung das einzige dominierende Element in jener urtümlichen Gefühlshaltung?

Wie es scheint, ist es zum mindesten noch *eine* Gefühlshaltung, die bei allem Phantasiegenuß von Uranfang an neben dem Spannungsbedürfnis nebenhergeht und die deutlicher hervortritt, je mehr sich die Seele von primitiven Zuständen entfernt. Ein Punkt, der zum Verständnis der Geschmacksentwicklung wichtig ist. Wir wissen, daß jede Kunsterziehung vom Spannungsbedürfnis mindestens *aus*zugehen hat. Aber welches ist der nächste Schritt, der zum eigentlichen ästhetischen Verhalten hinführt? Hier klafft eine Lücke, wir kleben fest am Stoff. Wie sollen wir durch bloße Pflege stofflicher Spannung je in das Reich des Stofflosen, der künstlerischen Form gelangen? Wie von dem bloßen Hingegebensein zur mitschöpferischen Aktivität? *Es muß ein der Spannung widerstrebendes, sie überwindendes Moment schon von Anfang an in der seelischen Haltung mitgegeben sein, oder* — wir kommen eben nie weiter.

So verhält sich's nun auch. Beobachten wir eine längere Zeit hindurch einige unserer Lesewölfe, so sehen wir, daß in der Regel bei jedem einmal der Zeitpunkt kommt, wo er sich „ausgelesen" hat, wo er nach schlechthin „etwas anderem" verlangt. Da haben wir den ganzen Tatbestand. Das Neue wird schließlich alt; und sei es noch so abenteuerlich: *schließlich* verliert es seinen Reiz, und es wird ein anderes Neues begehrt. Den Psychologen, der weiß, daß jedes Gefühl mit seiner Dauer sich immer mehr abschwächt, nimmt das nicht wunder. Und auch uns überrascht es nicht. Höchstens möchten wir uns umgekehrt wundern, daß der Reiz *so lange* vorhielt! Das Spannungsbedürfnis äußerte sich nicht etwa so, daß *absolute* Abwechslung begehrt wurde, sondern eben *bedingte* Abwechslung. Es ist nicht möglich,

diese merkwürdige und doch so alltägliche Erscheinung allein aus dem Spannungsbedürfnis abzuleiten. Neben ihm muß ein beharrendes Prinzip in Geltung sein, das es verhindert, daß der Karren der fortwährend seienden und wieder nichtseienden Spannungsreize ins Bodenlose rollt. Und dieses Prinzip ist offenbar die Freude am Vertrauten, am Bekannten, die Wiedererkennensfreude, die neben der Freude an der bloßen Vorstellungsbewegung einen Grundbestandteil der primitiven vorkünstlerischen Gefühlshaltung abgibt. Es ist nicht so, daß der Leser immer nur Neues, Neues wolle, Neues um jeden Preis: zum mindesten auf der zweiten Stufe völkischen Phantasiebegehrs stellt sich der Wunsch ein nach einem Heimischwerden in einem Gefühlskreis, nach einem Vertrautwerden, nach dem Genuß der Wiedersehens- und Wiedererkennensfreude.

Ein Beweis, daß wir es in diesem zweiten Grundgefühl, das wir Verwandtheits- oder Heimgefühl nennen wollen, mit etwas Wirklichem zu tun haben, liegt in folgendem:

Wir alle haben beobachtet und beobachten täglich am Bücherausgabetisch oder am Ausleiheschalter, daß kürzere Erzählungen bei unseren Lesern sehr wenig beliebt sind. Sie alle verlangen „Romane", keine „Erzählungen", keine „Novellen". Fragt man sie warum? so erhält man die Antwort: „Die dünnen Bücher haben wir zu schnell ausgelesen." Ist das eine zureichende Antwort? Ist wirklich für die allgemeine Abneigung des Büchereipublikums gegen die short story allein die äußere Kürze verantwortlich? Ich glaube nicht. Denn, gebe ich nun dem Entleiher an Stelle einer dünnen Erzählung einen hübsch dicken Band einer Erzählungssammlung, — so habe ich abermals kein Glück! „Nein, kurze Geschichten wollen wir nicht!" Also ein Haß auf die kurze Geschichte als solche, und warum? Weil man sich in sie nicht einleben, in sie nicht einspinnen, in ihrer Welt nicht heimisch werden kann. Ist man so weit, daß man „warm" wird, — schon hat die Parze den Faden abgeschnitten und der Autor sein „finis" gesetzt.

Ein weiterer unzweideutiger Beweis scheint mir in der Tatsache zu liegen, daß sehr häufig vom Leser nach der Rückgabe eines Buches „etwas Ähnliches" gefordert wird, eine Forderung, die meiner Schätzung nach mindestens ebenso häufig gestellt wird wie die noch schlichtere nach „einem schönen Buch" überhaupt. Das bedeutet natürlich, daß in sehr vielen Fällen dem Bedürfnis des Lesers nach einem Einleben in ein Milieu, in einen Stoff, mit einem Buch nicht Genüge getan wird. Es werden eben in der Regel nicht einzelne Bücher gelesen, sondern ganze Serien. Auch daß sehr häufig Bücher vom gleichen Autor verlangt werden, weist in dieselbe Richtung. Es geschieht das sicher nicht immer aus Trägheit, — weil einem kein anderer Name einfällt, — oder aus Modeunterwürfigkeit, — weil der Schriftsteller zur Zeit gerade en vogue ist, — sondern häufig wohl deshalb, weil die Welt eines Dichters in den meisten seiner Werke ein und dieselbe zu sein pflegt; und eben in dieser Welt, weil sie einem gefällt, will man heimisch

werden. Bedürfte mein Satz noch weiterer Beweise, so könnte man vielleicht noch daran erinnern, daß diejenigen Erzählungen, die in der Heimat, womöglich in der Heimatstadt spielen, ganz besonders begehrt sind, falls sie nur sonst spannende Qualitäten haben. Hier in der Heimatstadt ist einem jedes Winkelchen vertraut und lieb, man ist eingelebt in dieser Welt, noch ehe man das Buch aufgeschlagen hat! Die Heimatserzählung ist ganz dazu angetan, die beiden Grundbedürfnisse in denkbar vollkommenster Weise zu befriedigen: gerade darin, daß sie einzelnes Wunderbare, Absonderliche, Unerhörte, Neue in die alt vertraute Umgebung stellt, scheint mir ihr Hauptreiz zu liegen und ihre große Anziehungskraft begründet zu sein.

Wir sehen also: das Grundbedürfnis gegenüber der Phantasiekunst geht auf das Neue im Alten, die Abwechslung im Vertrauten. Wo eines von beiden fehlt oder zu schwach vertreten ist, trifft die Aufnahme auf Widerstand. Neueste Kunst, in der das Absonderliche sich häuft, in der womöglich jedes kleinste Bausteinchen aus einem unerhörten, noch nie dagewesenen Material gebildet ist, wird gerade so abgelehnt, wie allzugroße Breite, ausgedehnte Zustands-, Wirklichkeits-, Naturschilderungen, die auf primitiver Stufe einfach langweilen und bekanntlich überschlagen werden. Daß hiervon beispielsweise auch der herrliche Gottfried Keller — der es übrigens Herrn Paul Keller verdankt, daß er immer noch relativ oft gefordert wird — getroffen wird, ist nicht zu leugnen.

Fragen wir nach dem Bildungswert der beiden geschilderten Gefühlshaltungen, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß, sowohl was das Leben als was die Kunst betrifft, das Verwandtheitsgefühl das bei weitem wertvollere ist. In ihm haben wir unter allen Umständen, gegenüber dem Spannungsgefühl, das fördernde Prinzip zu sehen. Denn der Keim möglicher Vertiefung liegt — so unentbehrlich auch alle Spannung sein mag — allein in ihm. Allein von hier aus ist der Weg zur Persönlichkeitsbildung geöffnet. Indem wir heimisch werden, in einem Stoff beharren, überwinden wir zu gleicher Zeit in einem gewissen Grade den Stoff; indem wir verweilen, gewinnen wir Muße zur Selbstbesinnung, Besinnung auf eigene Tätigkeit, Muße zur Rückschau und zum Sichselbstbilden, wohingegen die rastlose Vorstellungsbewegung des spannenden Geschehens, gerade weil sie aktiv ist, uns selbst zur Aktivität und Selbstvertiefung nicht kommen läßt. Alle Lebens- und Kunstwerte aber unserer abendländischen Kultur sind zuletzt Persönlichkeitswerte. So bildet also das Moment des Heimischwerdens, der inneren Verwandtheit, in dem Urgemütszustand der genießenden Seele die Brücke zur Persönlichkeitsbereicherung und schließlich auch zum reinen Kunstgenuß, indem es uns mehr und mehr vom Stofflichen freimacht, zur Selbsttätigkeit freimacht, zum Nachschaffen der reinen Kunstform freimacht; und die Brücke zum geistigen Leben, indem es uns zu einer reinen Hingabe an die Sache geneigter macht. Denn darin besteht ja das Wunder der Persönlichkeit,

daß sie das Ich zur Sache, das Subjekt zum Objekt, mit Rudolf Eucken geredet: ein Bei-sich-selbst-sein des Geistes möglich macht.

Die pädagogischen Folgerungen für die Volksbücherei ergeben sich hieraus von selbst. Die Volksbücherei wird mit Freuden jede Möglichkeit aufgreifen, das Verwandtheitsgefühl, wo es sich merkbar regt, zu stärken. Sie wird die Erlösung vom Stofflichen fördern, wo sich Gelegenheit bietet, und sie wird Gelegenheit dazu schaffen, wo sie kann. Sie kann dabei nichts Besseres tun, als an Gegebenes anknüpfen und wird aus der Tatsache, daß Romane gern serienweise gelesen werden, Nutzen ziehen, indem sie solche Stoffserien, Stoffkreise zusammenstellt und ihr Publikum einlädt und anhält sich ihrer zu bedienen. Scheinbar im Dienste des Stofflichen, schafft sie so doch eine bedeutende Möglichkeit der Entstofflichung und damit einen Weg zu Höherem, als es das primitive passive Genießen ist: sie überwindet den Stoff durch Stoffkreise. Dies der tiefste Sinn des Beratungsinstrumentes, das ich in folgendem zu schildern versuchen werde.

Natürlich gibt es noch andere Wege zum gleichen Ziel, vielleicht aber keine wirksameren. Man könnte z. B. die Entstofflichung, das Heimischwerden in einer Phantasiewelt, dadurch zu fördern suchen, daß man eifrig ein Wiederlesen der Bücher empfiehlt. Gegen ein Wiederlesen ist nun im Kunstinteresse nichts zu sagen, denn es beseitigt ziemlich radikal die stoffliche Spannung und macht den Weg für die ästhetische Spannung frei, aber Glück wird man damit beim Gros der Leser wenig haben, denn es beseitigt eben das Spannende etwas zu radikal, schlägt einem Urbedürfnis zu sehr ins Gesicht. Der von mir vorgeschlagene Weg der Entstofflichung durch Stoffkreisführung scheint mir der praktikablere und im ganzen genommen wirkungsvollere zu sein.

II.

Wie hat man sich nun die Handhabung und Ausgestaltung eines solchen „Stoffkreisführers" zu denken? Zunächst: bedürfen wir zur Stoffkreisführung überhaupt eines besonderen Instrumentes? Genügt das bloße Gedächtnis denn nicht? An sich ist es ja immer vom Übel, ein Instrument mehr benutzen zu müssen, als man so wie so schon braucht ... Sehen wir uns also die Leistungen des bloßen Gedächtnisses beim bibliothekarischen Beratungsgeschäfte an.

Tritt einer an den Schalter und wünscht einen „Berliner Roman"... Mir fallen sofort ein: Fontane, Presber, Seidel, Kretzer ... dann stockt die Reihe. Langsam steigt mir noch ins Bewußtsein herauf: Stinde ... Wolzogen .. . Dann stockt's abermals. Also graben wir weiter, denn alles das ist ungeeignet. Inzwischen wird das Publikum ungeduldig, und mir fällt gar nichts mehr ein! Hab ich ein gutes Gedächtnis und habe es am Schalter gut geübt — denn die besonderen Hemmungen, denen wir von Natur aus samt und sonders am Schalter unterliegen, wird doch wohl niemand leugnen wollen? und daß es zu ihrer Überwindung eines buchstäblich jahrelangen Trainings bedarf? — nun gut ... Aber schnell muß es jedenfalls arbeiten. Denn nicht das bloße Wissen,

und sei es noch so ausgedehnt und gründlich, genügt am Schalter, sondern erst das Momentan-Wissen, das unmittelbare Gegenwärtighaben all des Gewußten! Solche Anstrengung ermüdet das Gedächtnis natürlich schnell, schlimmer ist, daß unsere Moral zugleich mit ermüdet, daß unsere Widerstandskraft gegen die Gefahr des Leichtnehmens bei der Ausleihe unter solchen Umständen sehr bald zu erlahmen beginnt. Kommt wieder einer und fordert „Berliner Romane", so ist zehn gegen eins zu wetten, daß ich ihm wieder Fontane, Presber, Seidel, Kretzer vorschlage! Mit anderen Worten: die Gefahr des Stereotypisieren bei der Ausleihe ist sehr groß, wenn ich mich allein meinem Gedächtnis überlasse. Oder schlägt man nicht regelmäßig jedem jungen Mädchen „Lotti die Uhrmacherin" vor und zuerst vor? Und jedem jungen Mann „Soll und Haben" vor und zuerst vor? „Max Eyth" wäre schon verdienstlich! — Wir brauchen also ein Instrument, das das Ausleihegedächtnis unterstützt, und zwar ebenso als Memorierhilfe wie als direkte Ausleihehilfe. Ein solches Instrument will der Stoffkreisführer sein. Um einen Wertmaßstab zu haben: langsam, mühsam erringe ich mir in meinem Gedächtnis sechs bis sieben „Berliner" Romanschriftstellernamen, der Stoffkreisführer gibt mir mit einem Schlage vierundzwanzig!

Es wurde gesagt, daß Romane gern serienweise gelesen würden, und daß die Stoffkreisführung nichts anderes zu tun brauche als an Gegebenes anzuknüpfen. Sollen wir also unseren Stoffkreisführer dem Publikum in die Hand geben, nach dem Grundsatz: Selbsthilfe ist die beste Hilfe? Das würde allerdings voraussetzen, daß das Publikum das Instrument auch zu handhaben verstünde. Zwei große Gefahren sind mit unserem Stoffkreisinstrument verknüpft, wenn es in unrechte Hände gerät. Die eine Gefahr bringt in schwächerem Maße schon jeder Publikumskatalog mit sich, der sich auf eine Aufzählung bloßer Namen und Titel beschränkt: das große Publikum weiß mit den Namen und Titeln wenig anzufangen, es ist ihnen hilflos preisgegeben. Literarisches Unterscheidungsvermögen mangelt ihm fast vollständig, es trifft seine Wahl blindlings nach den stofflichen Andeutungen, die ihm die Titel geben. Immerhin wird ihm eine literarische Orientierung wenigstens in äußerlicher Weise durch die gewöhnlichen Kataloge der schönen Literatur dadurch ermöglicht, daß die Schriften eines Autors in ihnen zusammenstehen. Dieser Vorteil fällt bei einer Stoffkreisanordnung hinweg. Aber nicht bloß das. Dadurch, daß der Stoffkreisführer dem Hauptbegehr, dem stofflichen Begehr des Lesers scheinbar entgegenkommt, entsteht im Leser der Eindruck, als ob diese ihm genehme Art der Führung, die er in ihren Zielen ja nicht durchschaut, gerade das sei, worauf es beim Bücheraussuchen hauptsächlich ankomme: das „Stoffliche", wie er es da hervorgekehrt sieht, bekommt etwas Autoritatives für ihn, dem er sich rückhaltlos anvertraut. Daß es innerhalb des Stofflichen literarische Unterschiede gibt, kommt ihm gar nicht zum Bewußtsein. Und er wird also ohne Zögern aus einem Stoffkreis irgend einen Namen und Titel herausgreifen und meinen, dies sei eben

die richtige Art sich zu bedienen. Anders der Bibliothekar. Für ihn wird die Kenntnis des Inhaltes der im Stoffkreisführer verzeichneten Werke schlechtweg vorausgesetzt. Keineswegs ist ja der Stoffkreisführer als ein Instrument zu denken, das eine Inhaltskenntnis der Bücher ersetzen solle oder könne, vielmehr als eine pure Gedächtnishilfe, das Gewußte momentan-bewußt zu machen. Das Publikum weiß nichts von den vielen Wert- und Sachunterschieden, die die Reihen in sich bergen, wohl aber der Bibliothekar. Ihm wird es nicht leicht passieren, daß er in der Gruppe Humor Raabe und Hackländer miteinander verwechselt und unterschiedslos anempfiehlt, oder daß ihm Thackeray und Marc Twain einfach zwei englisch schreibende, Rabelais und Daudet zwei französisch schreibende Humoristen sind. Ein Stoffkreisführer, der auch in den Händen des Publikums wertvolle Dienste leisten könnte, dürfte kein katalogartiges Instrument sein, sondern müßte die Form einer literarischen Essayreihe haben, die, wenn in ihr die einzelnen stoffverbundenen Werke zugleich eingehend geschildert, ästhetisch und gebrauchspsychologisch bewertet und verknüpft werden, dann allerdings ein ausgezeichnetes Mittel literarischer Erziehung in unserem Sinne sein würde. Die andere große Gefahr sehe ich darin, daß die dargebotenen Stoffzusammenstellungen das Publikum mit hoher Wahrscheinlichkeit veranlassen würden, die einzelnen Stoffe — besonders natürlich die spannenden, abenteuerlichen! — zu Tode zu hetzen, die Reihen von vorn bis hinten einfach durchzuschmökern. Auf diese brutale Weise „das Stoffliche durch Stoffkreise zu vernichten" kann natürlich nicht der Wille des literarischen Erziehers sein. Ein schlechter literarischer Seelsorger wäre der, dem der Stoffkreisführer nur als bequemes Mittel diente, einen Leser etwa ein halbes Jahr unerbittlich an einem Stoffe festzuhalten. Vielmehr ist bei dem Wort Stoffkreisberatung mehr an ein verständnisvolles Leiten und gelegentliches Hinüberleiten in verwandte Kreise zu denken. Etwa so, daß dem Seegeschichtenleser gelegentlich auch Kolonial- und exotische Romane empfohlen würden . . . Solcher Verwandtschaften bestehen zahllose, man denke etwa an die Reihen: Biographische Romane — Entwicklungsromane; Humor-, Kleinstadt-, Ghettogeschichten; Alpen-, Bayern-, Schwarzwaldgeschichten; Heide-, Jagd-, Wald-, Tiergeschichten; utopistische, soziale Romane; Frauen-, Ehe-, psychologisch betonte Romane u. dgl. Diese Aufgabe vermag der Stoffkreisführer in der Hand des Bibliothekars mit Leichtigkeit zu lösen, nicht aber in der des Durchschnittslesers. In noch höherem Grade verfehlt muß es von diesem Standpunkt aus erscheinen, den Katalog selbst als einen solchen Stoffkreisführer anzulegen. Um ästhetische Zusammenhänge in einer katalogmäßigen Suchordnung darzustellen, bleibt für die schöne Literatur nach wie vor das einfache Autorenalphabet das beste Mittel, wenn auch damit natürlich gelegentlicher Mißbrauch — man denke an den hundertbändigen Jules-Verne-Leser! — nicht verhindert werden kann.

Der Stoffkreisführer ein beratendes Werkzeug des Bibliothekars: das bestimmt seine Form. Soll er das Gedächtnis bei der all-

gemeinen Literaturberatung, die über das in der Bücherei Vorhandene hinausgeht, und die mehr privaten Charakter trägt, unterstützen, so braucht er nicht auf Schnelligkeit angelegt zu sein, wohl aber auf möglichste Vielseitigkeit. Er muß außerdem ein selbständiger Apparat sein, der für sich allein Auskunft gibt: also ein umfangreiches, kostbares Instrument, das dauernd erhalten bleiben muß. Daraus folgt, daß er am besten als Zettelregister anzulegen ist, und die einzelnen Zettel vollständige Namen- und Titelaufführungen enthalten müssen. Auch wird seine Gliederung verhältnismäßig fein differenziert werden dürfen mit allen Mitteln der Schlagwort- und Verweisungstechnik. Will man noch weiter gehen und etwa literarische Charakteristiken auf den einzelnen Zetteln mitverzeichnen, so steht dem nichts im Wege. Anders wenn der Stoffkreisführer der gewöhnlichen Ausleihberatung dienen soll. Er bezieht sich dann von vornherein nur auf die in der jeweiligen Bücherei vorhandenen Bücher und ist nur ein Hilfsinstrument, eine Ergänzung zum Buchkartenregister oder einem anderen Katalog. Also vor allem einmal ist er wesentlich kürzer! Er darf und muß im Interesse einer schnellen Handhabung auf feinere Differenzierung und auf volle Titelaufführung verzichten. Es genügt hier vollständig eine einfache ordnungslose Aufzählung der Autorenfamiliennamen innerhalb der alphabetisch angeordneten Stoffkreise. Welche Werke eines Autors in die betreffende Stoffgruppe gehören, sagt ja unmittelbar die Reihe der unter dem Autoren stehenden Buchkarten, die dann allerdings ausführliche Titel enthalten müssen. Nur gelegentlich fügt man dem Autorennamen im Stoffkreisführer auch den Vornamen oder ein Titelstichwort bei, wenn nämlich Verwechselungen möglich sind. Die äußere Form dieses Ausleihhilfsinstrumentes ergibt sich aus dem Erfordernis möglichster Schnelligkeit und Bequemlichkeit der Handhabung. Da bei der Ausleihe alle überflüssigen Bewegungen möglichst vermieden werden müssen, wäre ein Stoffkreisführer von vollendeter Überschaubarkeit der beste. Also ein solcher in Tafelform: rechts und links vom Schalter je eine gleichlautende Stoffkreistafel, gegebenenfalls als unendliches Band über zwei Rollen laufend. Ist eine solche Konstruktion nicht ausführbar, oder würde das Verzeichnis zu umfangreich, so muß man das Instrument entweder als Buch anlegen — mit seitlichen Zungen zum bequemen Aufschlagen — oder seine einzelnen Stoffgruppen unter den Gruppennamen einfach in das Alphabet des Buchkartenapparates als besondere Karten einreihen. Die Autorennamen werden innerhalb jeder Stoffgruppe am besten untereinander gestellt. Die Stoffkreise selbst stehen in alphabetischer Folge und sind einfach. Untergliedern würde ich nur die Gruppe „Geschichte", und in diesem Falle dann die Unterglieder in historischer Folge bringen. Einige, nicht zu viele, Verweisungen von Gruppe zu Gruppe, um ihre „Verwandtschaften" anzudeuten, werden gute Dienste leisten.

Es erübrigt sich noch über Inhalt, Zahl und Auswahl der Stoffkreise ein paar Worte zu sagen.

Aus kunsterziehlichen Gründen wurde oben der Versuch einer systematischen Stoffgliederung der schönen Literatur abgelehnt. Man kann weiter gehen und sagen: es ist überhaupt etwas Widernatürliches in einem solchen Versuch. Nicht daß die Mannigfaltigkeit der Kunst aller Rubrizierung spotten dürfe, — hat sich doch die nicht minder reiche Natur dem Zwang der Systematik fügen müssen. Der Grund liegt im Begriff des Systematischen selbst. Wir verstehen unter Systematik die Aufteilung und Ordnung eines Ganzen nach wesentlichen Gesichtspunkten. Es gibt aber kein Kunstganzes, und das Wesentliche ist hier niemals etwas, das über den Einzelgebilden schwebte und sie zu einem Ganzen zusammenhielte, sondern die schlechthin einmalige Gestaltung selber. Betrachtungsarten der Kunst also, die das Einmalige der Gestalt zerstören, indem sie es über-, unter- und einordnen, erfassen daher nie die Kunst, sondern nur ihre Schale, Historie, Technik ... Die Kunst selber ist widersystematisch. — Ordne ich nun trotzdem zu bestimmten Zwecken Kunstgebilde nach irgendwelchen Ähnlichkeiten, Gemeinsamkeiten, so darf ich doch, will ich nicht zahllosen Gebilden ihr Leben rauben, nirgends harte Scheidewände errichten, sie nicht in einzelne bestimmte Schubfächer ein für allemal hineinstopfen, ich darf sie höchstens in recht lockere Kreise, die sich mannigfach schneiden und durchdringen, zusammenzuballen versuchen, — muß mir aber auch dann noch bewußt bleiben, daß ich mit allen solchen Ähnlichkeitszusammenfassungen prinzipiell am Künstlerisch-Wesentlichen vorbeigehen muß.

Ich stelle also ausdrücklich fest: unsere Stoffkreise wollen nicht etwa den einer Reihe von Büchern gemeinsamen **wesentlichen** Inhalt bezeichnen.

Das ist aber zur Stoffkreisführung auch gar nicht nötig, denn die Stärkung des Verwandtheitsgefühls, die wir mit ihr beabsichtigen, ist ja nicht an einen wesentlichen Gehalt gebunden, sondern kann ebenso gut auch durch einen bloßen Stimmungshintergrund, eine poetische Staffage oder dgl. bewirkt werden. Ein Roman des Stoffkreises „Wien“ spielt wohl in Wien, handelt aber nicht notwendigerweise von Wien. Der Held eines Kleinstadtromans ist häufig nicht die Kleinstadt, sondern irgend eine jungfräuliche Oberlehrerseele oder etwas Ähnliches. Kolbenheyers Paracelsus steht unter den „Schweizer“ Romanen, aber sein wesentlicher Inhalt ist nicht Schweizerisches Geschichtliches oder Kulturgeschichtliches, sondern die Entwickelung einer einzelnen genialen Seele. Der „exotische Roman“ Sang der Sakije von W. Seidel ist in Wahrheit eine Tragödie der Rassenohnmacht. Und so ist's zu allermeist! Natürlich wird man umgekehrt auch einen Roman nicht in eine bestimmte Stoffgruppe einreihen, wenn das durch diese Gruppe Bezeichnete für ihn völlig belanglos ist. Also auch nicht jeder Roman, der in Wien spielt, gehört in den Stoffkreis „Wien“.

Welches sind nun die Kreise, die ich aus der Stoffülle herausgreife und als Stoffkreisführer zusammenstelle? Denn die Zahl der möglichen Stoffkreisbildungen ist ja unendlich! Eins steht fest: soll mein Werkzeug nicht zu kompliziert und dadurch zu schwierig handhabbar

werden, so darf die Zahl der Stoffkreise nur eine beschränkte sein, etwas größer bei einem selbständigen, der allgemeinen Literaturberatung dienenden Führer, geringer bei einem Ausleihehilfsapparat. Für letzteren würde ich vorschlagen, über die Zahl 100 nicht hinauszugehen, — schon damit ihre Gesamtheit für den Beamten am Schalter gedächtnismäßig beherrschbar bleibe, und nicht etwa noch ein Register des Registers notwendig werde! Welches diese 100 bevorzugten Kreise sind, ergibt eine längere Beobachtung des Ausleihebegehrs. Folgende Reihe sei vorgeschlagen:

Adel, Alpen, Amerika, Baden, Balkan, Baltikum, Bauern, Bayern, Berlin, Biographisch, Brandenburg, Braunschweig, Bremen, China-Japan, Detektiv (Kriminal), Ehe, Elsaß-Lothringen, England, Entwicklung, Frankreich, Frauen, Hamburg, Harz, Heide, Hessen, Humor, Jagd, Indien, Industrie, Italien, Juden, Jules-Verniaden, Kaufmann, Kleinstadt, Kolonial (Exotisch), Künstler, Kulturgeschichtlich, Lübeck, Mecklenburg, Musiker, Niederlande-Belgien, Nordland, Österreich, Ostmark, philosophische R., Plattdeutsch, Pommern, Polen, psycholog. R., religiöse R., Renaissance, Rheinlande, Rußland, Sachsen, Schlesien, Schleswig-Holstein, Schwaben, Schwarzwald, Schweiz, Seegeschichten, Soldaten (Offizier), Soziale, Studenten, Tendenz, Theater, Thüringen, Tier, Ungarn, Vagabunden, Weihnachten, Westfalen, sowie Geschichte mit den Unterabteilungen: Altertum, alte deutsche, 30jähr. Krieg, Friderizianische Zeit, Napoleonische Zeit, Deutsch-Franz. Krieg, Weltkrieg, Revolutionszeiten.

Schließlich ist noch ein mögliches Mißverständnis abzuwehren. Nicht jeder Roman, nicht jeder Dichter einer Bücherei muß in irgendeiner der Gruppen enthalten sein. Es gibt Romane und Erzählungen, die sich schlechtweg jeder Rubrizierung, auch der hier vorgeschlagenen, verhältnismäßig groben, entziehen, die ohne großen Zwang in keiner der Gruppen untergebracht werden können. Diese bleiben einfach weg; ihre Ausleiheverwertung geschieht allein mit den sonstigen Mitteln der Beratung. Wie denn überhaupt nicht behauptet werden soll, daß jede literarische Beratung seitens des Bibliothekars über den Stoffkreisführer gehen müsse. Auch hier kein Zwang! In vielen Fällen wird man eine Stoffberatung ohne Schaden aus dem Gedächtnis machen können, — besonders wenn man durch häufige Benutzung des Führers einige Übung erlangt hat! — in vielen anderen Fällen, z. B. wenn Schriften eines bestimmten Dichters gefordert werden, oder wenn dem Begehr künstlerische Motive zugrunde liegen, bedarf man des Stoffkreisführers von vornherein nicht. — Andererseits darf der Stoffkreisführer auch einiges mehr enthalten als nur schöne Literatur. Gemäß unserer Feststellung, daß ein großer Teil der belehrenden Literatur aus Gefühlsmotiven gefordert und gelesen wird, werden gelegentlich in einem Stoffkreise — z. B. Tier, Jagd, Exotisch, Geschichte, Biographie, Vagabunden — auch einzelne Werke belehrenden Inhalts vorkommen dürfen, die dann allerdings in ihm als solche bezeichnet sein müssen.

Bücherschau.

A. Wissenschaftliche Literatur.

Bergner, Heinrich, Grundriß der Kunstgeschichte. 3. verb. Aufl. m. 426 Abb. Leipzig, Kröner, 1919. 302 S.

Im Zeitraum von 9 Jahren erscheint die 3. Auflage dieses Grundrisses, der nicht geradezu als Lehrbuch gedacht ist, aber doch für die erste Einführung als ein solches gelten mag. Selbstverständlich ist es schwierig, auf so kurzem Raume eine abgeschlossene Darstellung der Kunstentwicklung zu geben. Dem Verfasser ist das im großen ganzen gelungen: naturgemäß treten manche Seiten stärker hervor; aber doch darf man die Gruppierung gelten lassen. Die Bilder sind in ihrer Fülle so vielseitig und in ihrer Mannigfaltigkeit so zahlreich, daß das Buch auf jeden Fall unterhaltend wirkt. Bei der guten Ausstattung und dem recht geringen Preise stellt das Buch eine beachtenswerte Leistung des Buchhandels dar. Le.

Czernin, Ottokar, Im Weltkrieg. Berlin 1919, Ullstein & Co. 22 M.

Das Buch des einstigen k. u. k. Außenministers unterscheidet sich in erfreulicher Weise von all den „Erinnerungen", die die verschiedenen militärischen und diplomatischen Führer des Weltkrieges ihrem Ruhm schuldig zu sein glaubten. In rebus politicis ein Urteil zu fällen, steht mir als Laien nicht an; was mich zu einer eingehenderen Besprechung veranlaßt, ist der rein menschliche Wert, der dem Werk innewohnt und von keinem geleugnet werden kann. In ungemein vornehmer und zurückhaltender Weise erstattet Graf Czernin Bericht über einige der wichtigsten Phasen im Krieg und über Eindrücke führender Männer. Es ist selbstverständlich, daß der Verfasser auch hier in bestimmter Weise seinen von Anfang des Weltkrieges an vertretenen Standpunkt einer Friedens- und Verständigungspolitik aufrecht erhält. Er konnte nicht ahnen, daß ihm die Ereignisse in so tieftrauriger Weise die Richtigkeit seiner Anschauungen beweisen sollten. Die „einleitenden Betrachtungen" geben ein kurzes Bild von der politischen Lage der letzten Jahre bis 1914 und der ersten Wochen nach Ausbruch der Feindseligkeiten. Ohne ein Wort des Vorwurfs gegen den einstigen Bundesgenossen werden die Verhältnisse inbezug auf England, Belgien usw. geschildert, aber deutlicher als viele Worte spricht die auf S. 21 durch Druck hervorgehobene Stelle! In klarster Weise bespricht sodann der Graf, aus welchen Gründen der Abschluß eines Separatfriedens unmöglich und für Österreich katastrophal gewesen wäre. Nach einer äußerst interessanten und lebendigen Charakteristik des ermordeten Erzherzogs Franz Ferdinand verbreitet sich Czernin eingehend über den deutschen Kaiser. Was hier über Wilhelm II. gesagt wird, ist für ihn und sein Volk nichts weniger als schmeichelhaft. Die beiden folgenden Kapitel über den verschärften U-Boot-Krieg und „Friedensversuche" gehören zu den wertvollsten Aufschlüssen über diese wichtigen Fragen. Mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln hat Czernin das U-Boot-Unglück zu verhindern gesucht. Es scheiterte, mußte scheitern an den Starrköpfen siegestrunkener deutscher Generale. Aus der Schilderung der verschiedenen Friedensversuche geht so viel hervor, daß im Jahre 1917 eine Annäherung möglich gewesen wäre, wenn die Oberste Heeresleitung gewollt hätte. Der abgedruckte Brief Michaelis' spricht für sich und legt Zeugnis ab für den unheilvollen Geisteszustand alldeutscher Annexionisten. Die letzten Kapitel beschäftigen sich mit Wilson, Polen und dem Frieden von Brest und Bukarest. Niemand kann nach beendeter Lektüre das Buch ohne innere Ergriffenheit aus der Hand legen. Ein Weltmann im besten Sinne des Wortes spricht zu uns. Czernins

Weltanschauung ist beseelt von echtem Idealismus und menschlicher Güte, einem starken Willen, sich für das Gute einzusetzen, und dies alles hat er sich über allen rauchenden Trümmern des Zusammenbruchs erhalten. Um dieser schönen Eigenschaften willen, die ihm kein Pazifist vergessen kann, mag man milder darüber urteilen, daß ein Mann von Geschmack, der Ottokar Graf Czernin zweifellos ist, sein Buch — und ein solches Buch — ausgesucht bei Ullsteins Schnittmusterverlag herausbringt. v. Witzleben.

v. Freytag-Loringhoven, Axel Frhr. Geschichte der russischen Revolution. Tl. 1. München, Lehmann 1919. (211 S.) 6.60 Mk.

Daß der Verfasser den russischen Dingen nicht ganz objektiv gegenübersteht, ist selbstverständlich: wer vermöchte das überhaupt! Wir wissen von dem Verfasser, daß er den Dingen, die sich im Osten entwickeln mit heißester Heimatsleidenschaft zugewandt, daß er außerdem ein Kenner der russischen Grundlagen und Anschauungen in hervorragendem Maße ist. Darüber hinaus ist das Buch voraussetzungslos, ohne Vorrede und ohne Einleitung: es wendet sich an alle. Und in der Tat: alle sollten es lesen, jedermann jeder Parteirichtung sollte hier erkennen, wie eine Revolution mit allen möglichen schönen Idealen und mit unbegrenzter Verheißungsseligkeit im Anfang erfüllt so bald zu Tode gehetzt werden kann. „Sie hat keinen Führer geboren, der sein verzweifelndes, aus tiefsten Wunden blutendes Volk dem Licht entgegengeführt, aber auch keinen jener großen Verbrecher, der es mit dämonischer Kraft in den Abgrund gezogen hätte. Es war und es ist eine anonyme Revolution." — Es fehlt somit die Seele und das Begeisterungsfeuer: wie nahe liegt da der Vergleich mit dem deutschen Elend! Das Buch, dessen erster vorliegender Teil das erste Jahr der Revolution schildert, ist knapp und glänzend geschrieben; man darf ihm weiteste Verbreitung wünschen. Otto Lerche.

Pohlman-Hohenaspe, A., Die Grundbegriffe der Volkswirtschaft. 7. Auflage. Leipzig, Voigtländer (1919). VII, 209 S.

Dies Buch, welches 1908 als „Laienbrevier der Nationalökonomie" zuerst erschien, verdankt seinem bodenreformerischen Grundgedanken und der sehr einfachen Darstellungsart unter verändertem Titel fünf neue Auflagen im Zeitraum des Krieges. Die Lehren des letzteren sind besonders verwertet. Doch weiß der Verfasser sich frei von gefährlichem Sozialisierungsrate. Er richtet unseren Blick auf die Zusammenhänge der wirtschaftlichen Kräfte und Äußerungsformen und fragt nach den Gesetzen für den Aufbau und für die Erhaltung des Volksreichtums. Den höchsten Wert jedes Volkes sieht er in dem leistungsfähigen und zugleich bedürfnisreichen Menschen. Daher behandelt er u. a. die Wirtschaftsprobleme, welche dem sozialen Wohlergehen dienen, die Wohnungsfrage, Boden- und Grundrentenpolitik. Die Betonung der Bedürfniseinschränkung in unserer Verfallzeit kommt dabei zu kurz. Das Buch ist als Mittel fortschrittlicher Staatsbürgerbildung weiten Kreisen zu empfehlen. R.

Stendhal, Tagebuch aus Braunschweig. Übers. von Victor Schuler. München, Musarion-Verlag, 1919. 97 S. 6,20 Mk.

Stendhal, dieser prachtvolle, harte Psychologe, dem erst Nietzsche den Ruhmeskranz der Unsterblichkeit aufs Haupt gedrückt hat, war 1806—1808 in Braunschweig. Er schrieb dort Tagebuch. Die erste Hälfte davon ist verloren gegangen, die zweite, umfassend die Jahre 1807—1808, hat man wiedergefunden. Sie erscheint jetzt zum ersten Male deutsch. Vieles darin ist für uns gleichgültig, manche Andeutung auch wird selbst durch beigegebene Anmerkungen nicht verständlich. Aber: die Form ist es, die ungemein reizvoll wirkt. Der Stendhal eigene Stil der harten Tatsächlichkeit. „Der Ernst, der Ernst — — — mein Stil wird einst dadurch eine besondere

Eigenart haben, daß er sich ein wenig über alles lustig macht, genau ist und nicht einschläfert.“ Gewiß, so ist Stendhal wirklich. Darin hat er Recht. Das beweist eben sein Tagebuch selbst. Aber auch nach dem Inhalt hin betrachtet, gibt es uns interessante Aufschlüsse. Szenen finden wir darin skizziert, die an köstliche Einzelheiten z. B. in Le rouge et le noir erinnern. Diese Erlebnisse waren sicher die Urbilder der Schilderungen im Roman. Das Büchlein enthält ein ausgezeichnetes Porträt Stendhals und acht Federzeichnungen nach alten Stichen. Oe.

Wrede, Adam, Rheinische Volkskunde. Leipzig, Quelle & Meyer, 1919. XII, 237 S. Geb. 10 M.

In dem rührigen Verlage von Quelle & Meyer eröffnet der Dozent an der neuen Universität Köln, Prof. Adam Wrede, sehr verheißungsvoll eine Reihe geplanter Darstellungen über „Deutsche Stämme, deutsche Lande“. Seine Arbeit behandelt gemeinverständlich, doch gründlich die „rheinische Volkskunde“. Einen vorbereitenden Aufsatz von ihm finden wir schon vor dem Kriege in Otto Brandts Heimats- und Wirtschaftskunde für Rheinland und Westphalen niedergelegt. Hier nun rundet sich Wredes Darstellung zu der ersten umfassenden, für alle Volkskreise bestimmten Schilderung des rheinischen Volkswesens und -lebens. Auch der wissenschaftlich Anspruchsvolle findet in Zusätzen und Quellennachweisen eingehende Belehrung. Der Vorzug ist dem noch Lebendigen, Geübten, Neuen des rheinischen Volkswesens gegönnt. Eigene Anschauung und Beobachtungen liegen zugrunde. Aber auch ältere Quellen sind fruchtbar verwertet, so besonders für Alt-Köln. Dabei hat sich ein reizvoller Zusammenhang zwischen vergangenen Stadtsitten und treu bewahrten ländlichen Bräuchen ergeben. Eine Fülle guter Abbildungen, eigener Aufnahmen von Häusern, Gehöften, Trachten, Volksfesten und Typen erhöht den Genuß. Aus dem Inhalt sei hervorgehoben: Rheinische Siedlungsgeschichte und Stammeskunde, die Geistesart im Spiegel von Sprache und Dichtung, das Trachtenwesen, Volksglaube, Sitten und Bräuche, und das vielgestaltige rheinische Leben in Arbeit und Festen. Alle Hauptereignisse des Daseins ziehen an uns singend und sagend vorüber. So verdient das gut ausgestattete, schmuck gebundene Büchlein einen Platz in allen Volksbüchereien zur Pflege echten Heimatgefühls. R.

B. Romane, Novellen, Erzählungen, Dramen usw.

Bonsels, Waldemar, Die Biene Maja und ihre Abenteuer. Ein Roman für Kinder. 141. bis 150. Aufl. Berlin u. Leipzig, Schuster & Loeffler, 1919. (178 S.)

Die kleine Biene Maja ist von einer erfahrenen Bienendame, namens Kassandra, in den Kenntnissen unterwiesen, mit denen eine junge Biene zu ihrem Flug in die Welt ausgerüstet sein muß. Als sie nun zum erstenmal Honig sammeln soll und das leuchtende Sonnenlicht, den blauen Himmel und die bunten Blumen erblickt, da fliegt sie freudetrunken hinaus in die weite Welt, in Erlebnisse und Abenteuer, und schaut und staunt und freut sich und beschließt, niemals in die enge, dunkle Bienenstadt zurückzukehren. Bei ihrem freien Wanderleben lernt sie ein Insekt nach dem andern kennen: den Rosenkäfer Peppi in seiner hübschen Wohnung, die weltkluge Libelle, den prahlenden Mistkäfer, die Stubenfliege Puck und viele andere. An jedem sieht sie etwas Neues, Schönes oder doch Eigenartiges, nur die Begegnung mit der boshaft grausamen und hinterlistigen Spinne; das ist eine schmerzliche Erfahrung. Am meisten interessiert es sie, etwas vom Menschen zu erfahren, von dem sie ein schönes, hohes Bild im Herzen bewahrt, seit Kassandra ihr davon erzählt hat; und als ihr höchster Wunsch, den Menschen selbst kennen zu lernen,

durch die Güte eines kleinen Blumenelfs in Erfüllung gegangen ist, da füllt ein seliges Glücksgefühl das weiche, begeisterungsfähige Herz der kleinen Maja. Aber auch ein wehes Einsamkeitsgefühl lernt sie kennen, eine leise Sehnsucht nach der Heimat und den Wunsch, ihrem Volke zu nützen mit allen Erfahrungen, die sie gesammelt hat. Zur Heimkehr entschließt die Biene sich aber erst, als sie in die Gefangenschaft eines Hornissenschwarmes gerät und dessen Beratungen zu einem Überfall auf ihr Volk belauscht. Mit Lebensgefahr gelingt es der kleinen Maja, zu fliehen und ihre Königin rechtzeitig zu warnen, so daß die Hornissen der wohlvorbereiteten Abwehr erliegen. Und nun sieht sie in der Bienenstadt nichts Enges und Dunkles mehr, sondern nur Liebes und Vertrautes, und freudig stellt sie sich in den Dienst ihrer Königin und ihres Volkes.

Einen Roman für Kinder nennt Bonsels sein Buch, und man möchte jedem Kinde wünschen, daß ihm die Schönheiten der Insektenwelt, der Blumen und Bäume, des blauen Himmels und goldnen Sonnenscheins durch diese im Innersten lebendige Darstellung eines liebevoll aufmerksamen, fröhlichen Beobachters zum beglückenden Erlebnis werden. Der Begriff „Kinder" aber muß in seinem weiteren, schönsten und tiefsten Sinne gefaßt werden, wenn er den Kreis derer bezeichnen soll, denen die kleine Maja das Herz berührt. Dazu gehören alle die, die mit staunendem Fragen dem Unbekannten entgegengehn, die vor Freude über ihr Erleben und Erkennen Tränen in den Augen haben können, die ein Ziel ihrer Sehnsucht schön und rein in der Seele bewahren und dauernd beglückt sind, wenn es ihnen durch ein kurzes, traumhaftes Wunder enthüllt wird, deren ganzes Herz dann und wann von dem seligen Gefühl durchflutet wird: „O, Du lieber Gott, wie herrlich ist es, zu leben!" Irmgard Engelke.

Gobineau, Graf Arthur, Abtei Typhaines. Leipzig, Matthes, 1920. (414 S.) 9 Mk.

Die „Abtei Typhaines" ist ein Jugendwerk Gobineaus, Anfang der Dreißiger schrieb er es, das, zunächst in der Pariser Zeitung „Union monarchique" erschienen, nach zwanzig Jahren vom Verfasser hervorgezogen und in Buchform veröffentlicht wurde. Aber es fand wenig Anklang, auch nicht in einer in den Vereinigten Staaten erschienenen englischen Übersetzung. Nun tritt es, nach 70 Jahren, zum erstenmal in deutschem Gewand hervor. Wie Gobineaus Ruhm überhaupt erst von der Verdeutschung seiner Werke ausgegangen ist, so mag auch wohl dieser Roman erst bei uns seine Würdigung finden. Er verdient sie. Das ganze Mittelalter, das germanische, lebt und blüht darin. Mit Rittertum, Romantik der Kreuzzüge, Macht der Kirche, Aberglauben, Gewalttätigkeit, Minnedienst, Hexenspuk, Hörigkeit, Freiheitsdrang usw. All dies wird mit künstlerischer Anschaulichkeit dargestellt. Und das ist nicht der geringste Reiz des Buches, daß sich mit der überall durchscheinenden Stoffkenntnis des gelehrten Historikers die ursprüngliche Frische des jugendlichen Schriftstellers verbindet. Oe.

Herzog, Rudolf, Germaniens Götter. Mit 6 Bildtafeln von Rob. Engels. Leipzig, Quelle & Meyer, 1920. (220 S.) Geb. 6 M.

R. Herzog hat es in diesem Buche außerordentlich verstanden, die düster-erhabene Sagenwelt der Edda mit lebendiger nachschaffender Phantasie an uns vorüberrauschen zu lassen in einer Weise, die eines nachhaltigen Eindrucks auf die heranwachsende Jugend nicht verfehlen wird. In meisterlicher Weise ist der Stoff bewältigt, und alles von der Schöpfungssage bis zur Götterdämmerung zu einer Einheit verschmolzen, die auch das Widerstrebende in ihren Bann zwingt. Je schwerer es der germanischen Göttersage wird, sich gegenüber der farbig-heiteren Traumwelt der griechischen Mythologie zu behaupten, um so größer ist das Verdienst des Dichters, die ungefüge Welt in einer Weise anschaulich plastisch hervor-

treten zu lassen, die für ein Jugend- und Volksbuch unerläßlich ist. Es wäre nichts Geringes, wenn Herzog damit wirklich die Edda für weitere Kreise unseres Volkes zurückerobert hätte. G. Fr.

Lämmle, August, Junker Goldmacherlein und andere Erzählungen. Heilbronn, Eugen Salzer, 1918. 131 S. 1,60 M., geb. 2,40 M.

Was schon von den „Spinnstubengeschichten" und anderen Werkchen des schwäbischen Dichters galt, läßt sich auch von den letzthin erschienenen kleinen Erzählungen wiederholen: ein warmes Herz, ein anspruchslos freundlicher Humor und viel Talent, die sehr geliebte Heimat in treffenden Bildern darzustellen, vereinigen sich, um den Leser in ansprechender Weise über die bitter ernsten Stunden der Gegenwart hinweg zu geleiten. Und von diesem Gesichtspunkt aus sei auch das vorliegende Bändchen bestens empfohlen. E. Kr.

Lerche, Julius, Die Gründorfer. Geschichten von Bauersleuten, Tieren und Blumen für fünf- bis achtjährige Naturfreunde. A. 3. Stuttgart, K. Thienemann [1919]. (181 S.) Geb. 9 M.

Wie der Titel schon andeutet, will der Verfasser kleinere Kinder durch Erzählung einfacher Geschichten aus Garten, Feld und Hof da draußen auf dem platten Lande erfreuen, belehren und zum Beobachten anregen. Der Mittelpunkt aller seiner Geschichten ist ein Dorf, das irgendwo in Norddeutschland zwischen grünen Wiesen, Äckern und Wäldern in stiller Einsamkeit eingebettet liegt und daher den Namen Gründorf führt. Die Tiere dort, vom Maulwurf angefangen, dessen Treiben unter der Ackerfurche liebevoll geschildert wird, ziehen an unserem geistigen Auge vorüber und ebenso weiden wir uns an den Blumen und Blüten aller Jahreszeiten, wieder begonnen mit dem lieblichen Schneeglöckchen, das die Nähe des Frühlings ankündigt. Auch einige der kleinen Bewohner lernen wir kennen, im ganzen aber treten diese hinter die sie umgebende Umwelt. Eine besondere Zier des Buches sind die Bilder, acht farbige und viele schwarze Originalholzschnitte von Fritz Lang, die fast durchweg gelungen sind. Einfache Tier- und Pflanzensilhouetten wechseln mit größeren Darstellungen, von denen man eigentlich nur eine (das brennende Haus hinter Seite 54 mit der plumpen Flamme) beanstanden möchte. Zu rühmen ist ferner der große deutliche Druck auf einem Papier, dem man die Not der Zeit nicht anmerkt. Alles in allem genommen, ein Buch, an dem junge Menschlein in den ersten Schuljahren ihre helle Freude haben. E. L.

Lilienfein, Heinrich, Das Gericht der Schatten. Vier Einakter. Stuttgart und Berlin, Cotta, 1919. (94 S.) 2 Mk.

Sehr feine seelische Skizzen gibt Lilienfein mit seinen vier Einaktern. Krieg ist der Hintergrund. Auch hier. Jedesmal wirkt ein Gefallener nach seinem Tode noch entscheidend in das Geschick der Lebenden hinein. Das ist das Gericht der Schatten. Darauf beruht der die vier Stücke bindende Einheitsgedanke. Aber nun ist jedes von dem anderen so grundverschieden, daß man auch beim Hintereinanderlesen der vier Dramen mit dem letzten Endes gleichen Grundmotiv immer wieder in neugierige Spannung gerät. Die Frauenseele in vielen typischen Schattierungen ist es, die hier vorteilhaft zur Geltung kommt. Erquickend. Ohne die sonst jetzt beliebten perversen und dekadenten Einschläge. Und doch nirgends dumpf, nur gesund. Sondern mit einer Fülle köstlicher Feinheiten. Deshalb ist das Werkchen zum Lesen nicht minder geeignet als zur Aufführung. Oe.

Molo, Walter von, Luise. Roman. München, Albert Langen, 1919. (312 S.) 5 Mk.

„Luise" ist der zweite Band der Roman-Trilogie „Ein Volk wacht auf". Mit dem ersten Band „Fridericus" ist er innerlich insofern verwachsen, als der

Schatten des großen Königs in den Personen und Begebenheiten des Werkes noch immer mächtig nachwirkt. Die Gestalt der Preußenkönigin lebt auf als eine echte Frau mit Fleisch und Blut, als Weib und Mutter vom Scheitel bis zur Sohle; nichts von herkömmlicher Schönfärberei ist in ihrem Bild, aber andrerseits doch geschichtliche Wahrheit, Wahrscheinlichkeit, und ehrfürchtige Liebe für ihren echtdeutschen Charakter, der inmitten des Durcheinanders von einseitig verbohrtem Preußentum und feig-verräterischer Französiererei allezeit das klare, gesunde Gefühl sich lebendig erhielt für das, was deutsches Wesen heißt, der auch im Unheil die zuversichtliche Hoffnung nicht verlor, daß echtes Deutschtum niemals untergehen kann. So ist der Roman ein wirklich zeitgemäßes Werk. Er muß grade jetzt wirken, obwohl er schon vor dem Zusammenbruch fertig war. Die überaus fesselnde Art von Molos, die auch seinen Romanen den Charakter dramatischer Szenen voller Leben und Geschehen verleiht, wird dem Werk zu starkem Erfolg mit verhelfen. Oe.

Storm, Theodor, Ausgewählte Novellen. Hrsg. von Prof. Dr. Otto Hellinghaus. Zwei Bände. Freiburg i. Br., Herder, 1919. Geb. 16 Mk.

Vor dieser Ausgabe von Storm kann man nur warnen. Der Herausgeber sagt: „Keineswegs eignen [die Novellen] sich sämtlich dazu, Eigentum des deutschen Volkes, der deutschen Familie und Jugend zu werden, da in einzelnen zu sehr seine Abneigung gegen Glauben und Kirche, in andern eine zu starke Erotik zutage tritt.“ Also eine Auswahl nicht lediglich nach literarischen, sondern nach religiösen und moralischen Gesichtspunkten! Bei Storm! Aber nicht nur das. Der Herausgeber hat auch noch in dem, was er nun bringt, „kleinere, für das Ganze belanglose Stellen getilgt.“ Bei Storm! Danach wundert man sich nicht mehr, wenn der Herausgeber bei der Schilderung von Storms Persönlichkeit zu dem schönen Vers von Isolde Kurz:

„So steht er blühend, im Marke gesund,
Auf schmalem, doch eigenem, erdeduftendem Grund“

bemerkt: „Die vorletzte Zeile bedarf freilich nach dem oben Gesagten einer bedeutenden Einschränkung.“ Ihm ist also ein Theodor Storm nicht „im Marke gesund“. Das dürfte genügen! Oe.

Strobl, Karl Hans, Bismarck. Roman in 3 Bänden. 2. Bd. Eisen und Blut. Leipzig, L. Staackmann, 1917. (393 S.) 4,50 Mk., geb. 6 Mk.

Strobls Bismarckbuch zu lesen ist heute keine reine Freude. Aber daran ist nicht der Dichter schuld, sondern die Zeit, in der seine Dichtung gelesen werden soll. Wer ist heute so gefeit gegen all das Düstere, das die Kriegs- und Revolutionszeiten gebracht haben, daß er sich ganz in die Schilderung der großen Bismarckzeit hineinversenken könnte, daß er nicht immer und immer wieder zwischen den Zeilen die Bilder von heute und gestern hervortreten sähe, daß er nicht von Schmerz und Zorn geschüttelt würde bei den unaufhörlich und unvermeidlich sich immer neu aufdrängenden Vergleichen zwischen damals und jetzt! Nur wer dies alles ausschalten könnte, würde die Stroblsche Dichtung rein und ganz genießen können. Vielleicht wird sie später einmal noch empfänglichere Leser finden. Daß sie solche verdienen würde, kann nicht zweifelhaft sein. In aller Größe und doch auch in aller Menschlichkeit ist auch in diesem zweiten Bande der Held gefaßt und erlebt. In den großen historischen Szenen sowohl wie in den kleinen Haus- und Familienbildern weiß Strobl die rechten Farben und Töne für alle Handelnden zu finden, für die vielen geschichtlichen Persönlichkeiten ebenso wie für die Alltagsumgebung des eisernen

Kanzlers. Keine geringe Kunst in der Tat, da hier ein Schritt vom rechten Wege bereits schon in die Tiefen des Lächerlichen und Banalen führen muß. — Der Band schließt mit der Kaiserproklamation in Versailles! G. K.

C. Neuerscheinungen des Büchermarktes.

1. Wissenschaftliche Literatur.

Anton, K. Hans Thoma der Maler als Musiker, Dichter und Mensch. Mit 20 Bildern von H. Thoma. Karlsruhe, Braun, 1919. (42 S.) 3 M.

Birt, Th. Charakterbilder Spätroms u. die Entstehung des modernen Europa. Leipzig, Quelle & Meyer, 1919. (492 S. m. 6 Taf.) Pappbd. 16 M. u. 10% T.

— Aus dem Leben der Antike. 2. Aufl. Leipzig, Quelle & Meyer, 1919. (271 S. mit 11 Taf.) Pappbd. 10 M. u. 10% T.

Braune, Rud. Aus Bismarcks Hause. Erinnerungen des Hauslehrers der Söhne Bismarcks aus d. J. 1860—66. 2. verm. Aufl. Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1919. (132 S.) 3.50 M. u. 40% T.

Briefwechsel zwischen Hermann Kurz u. Eduard Mörike. Stuttgart, Strecker & Schröder, 1919. (250 S.) Hprgtbd. 11 M.

Bühler, Fr. Dona Francisca. 70 Jahre deutscher Kulturarbeit in Brasilien im Staate Santa Catharina. Berlin-Wilmersdorf, H. Paetel, 1919. (125 S.) 1 M.

Dahms, Walter. Mendelssohn. Berlin, Schuster & Loeffler, 1919. (202 S.) 6 M., geb. 8 M.

Falkenhayn, E. v. Die oberste Heeresleitung 1914—1916 in ihren wichtigsten Entschließungen. Berlin, Mittler, 1920. (252 S.) 15 M. Hlwdbd. 21 M.

Friedrich der Große. Gespräche. Mit Illustr. v. Menzel. Hrsg. von Frdr. von Oppeln-Bronikowski u. Gust. Berth. Volz. Berlin, Hobbing, 1919. (344 S.) Pappbd. 16 M.

Geffcken, J. Griechische Menschen. Leipzig, Quelle & Meyer (1919). (244 S. m. 4 Taf.) 8 M., Pappbd. 10 M. u. 10% T.

Gleichen-Rußwurm, A. v. Die gotische Welt. Sitten und Gebräuche im späten Mittelalter. Stuttgart, J. Hoffmann, 1919. (429 S.) 14 M., Hlwdbd. 18 M.

Grundriß der Gesundheitsfürsorge. Zum Gebrauch für Schwestern, Kreisfürsorgerinnen, Sozialbeamtinnen usw. Hrsg. von Dr. Marie Baum. Wiesbaden, Bergmann, 1919. (374 S.) 22 M.

Havenstein, Martin. Vornehmheit und Tüchtigkeit. 3. Aufl. Berlin, Mittler, 1919. (262 S.) Geb. 8 M.

Hecht, Hans. Robert Burns. Heidelberg, Winter, 1919. (304 S.) 8.40 M., geb. 11 M. u. 30% T.

Höcker, P. O. Kinderzeit. Erinnerungen. Berlin, Ullstein, 1919. (294 S.) Pappbd. 7,50 M.

Hofmann, Albert v. Das deutsche Land und die deutsche Geschichte. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anst., 1920. (603 S.) Geb. 24 M.

Hoppenstedt, J. Revolution 1789 — 1848 — 1918. Tl. 1. Berlin, Kittel (1919). (400 S. m. Abb.) Gr. 8°. 15 M.

Karrillon, Adam. Sechs Schwaben und ein halber. Eine Weltreise. Berlin, Grote, 1919. (461 S.) Geb. 8 M. u. 40% T.

Koelsch, Ad. Das Erleben. Berlin, S. Fischer, 1919. (389 S.) Geb. 15 M.

Lavisse, Ernest. Die Jugend Friedrichs des Großen 1712—1733. Verdeutscht von Frdr. v. Oppeln-Bronikowski. Berlin, Hobbing, 1919. (253 S. m. 6 Taf.) Pappbd. 14 M.

Meinecke, Frdr. Nach der Revolution. Geschichtl. Betrachtungen über unsere Lage. München, Oldenbourg, 1919. (144 S.) Pappbd. 4.50 M.
Müller, David. Geschichte des deutschen Volkes. 21. Aufl. Berlin, Vahlen, 1919. (641 S.) 13 M.
Müller, Johs. Neue Wegweiser. Aufsätze und Reden. München, Beck, 1920. (371 S.) Pappbd. 10 M.
Muthesius, Herm. Landhaus und Garten. Beispiele kleinerer Landhäuser. Neue Folge. München, Bruckmann, 1919. (240 S. m. Abb. u. farb. Taf.) Hlwdbd. 25 M.
Neuburger, Albert. Die Technik des Altertums. Mit 676 Abb. Leipzig, Voigtländer, 1919. (569 S.) Hlwdbd. 26 M.
Nußberger, Max. Conrad Ferdinand Meyer. Leben und Werke. Frauenfeld, Huber, 1919. (288 S.) 18 M. u. 50% T.
Opitz, Walter. Deutsche Geschichte werdend und wirkend. Leipzig, Voigtländer, 1919. (232 S.) Pappbd. 5 M.
Pohlman-Hohenaspe, A. Werden u. Wanderjahre in Süd-Amerika. Erinnerungen eines deutschen Kaufmannes. 2. erw. Aufl. Detmold, Meyer, 1920. (194 S.) Pappbd. 7.50 M.
Puttkamer, Alberta von. Mehr Wahrheit als Dichtung. Memoiren. Berlin, Schuster & Loeffler, 1920. (340 S.) Hlwdbd. 12.50 M.
Rheinfurth, Karl. Waldemar Bonsels. Eine Studie. Berlin, Schuster & Loeffler, 1919. (108 S.) Pappbd. 6.60 M.
Schäfer, Dietrich. Deutsche Geschichte. 7. Aufl. 2 Bde. Jena, G. Fischer, 1919. (468 u. 565 S.) 30 M., Lwdbd. 42 M.
— Weltgeschichte der Neuzeit. 9. Aufl. Berlin, Mittler, 1920. (380 u. 494 S.) 27 M., geb. 30 M.
Scheffler, Karl. Die Melodie. Versuch einer Synthese nebst e. Kritik der Zeit. Berlin, Cassirer, 1919. (88 S.) Pappbd. 4.50 M.
Schleiermacher, Friedrich. Briefwechsel mit seiner Braut. Hrsg. von Heinrich Meisner. Gotha, F. A. Perthes, 1919. (414 S.) Pappbd. 14 M.
Schüler, Heinrich. Brasilien. Ein Land der Zukunft. 4. veränd. Aufl. Stuttg., Deutsche Verlags-Anstalt, 1919. (232 S.) 10 M.
Seyffert, Oskar. Aus Dorf und Stadt. Volkskundliche Bilder. Dresden, Reißner, 1920. (206 S.) Geb. 7 M. u. 10% T..
Spahn, Martin. Elsaß-Lothringen. Berlin, Ullstein, 1919. (386 S. mit 2 Karten.) 7.50 M.
Spengler, Oswald. Preußentum und Sozialismus. München, Beck, 1920. (99 S.) 4 M.
Stransky, Erwin. Der Deutschenhaß. Eine Studie. Wien, Deuticke, 1919. (159 S.) 6.30 M.
Thoma, Ludwig. Erinnerungen. München, Langen [1919]. (321 S.) Pappbd. 9 M.
Tönjes, Max A. Der Weltkrieg. Kurzgefaßte Gesamtdarstellung. Hannover, Gersbach [1919]. (330 S.) Pappbd. 9 M.
Trinius, A. Vom eignen Haus u. Leben. Erinnerungsblätter. Chemnitz, Thüringer Verl.-Anst., 1919. (131 S.) Hlwbd. 5 M.
Voigt-Diederichs, Helene. Zwischen Himmel und Steinen. Pyrenäenfahrt mit Esel und Schlafsack. München, Langen [1919]. (280 S.) Pappbd. 9 M.
Waldmann, Emil. August Gaul. Mit Abb. Berlin, Cassirer, 1919. (30 S.) Gr. 8. 9 M., geb. 12 M.
Wasserzieher, Ernst. Leben und Weben der Sprache. 2. verm. Aufl. Berlin, Dümmler, 1920. (280 S.) Pappbd. 9.75 M.

Winds, Adolf. Quer über die Bühnen. Berlin, Schuster & Loeffler, 1919. (181 S.) 5 M., geb. 6.50 M.

Yorck von Wartenburg, Graf. Weltgeschichte in Umrissen. Bis zur Gegenwart fortgef. v. Hans F. Helmolt. 21. Aufl. Berlin, Mittler, 1920. (575 S.) geb. 20 M.

2. Romane, Erzählungen, Dramen usw.

Bienenstein, Karl. Der schwarze Stein. Erzählung. Innsbruck-Wien-München, Tyrolia, 1919. (173 S.) Geb. 4.80 M.

Blunck, Hans Fr. Peter Ohles Schatten. Roman. Berlin, Scherl [1919]. (169 S.) Geb. 7 M.

Flex, Walter. Lothar. Ein deutsches Königsdrama. München, Beck, 1920. (100 S.) Kart. 4 M.

Greinz, Rud. Der Garten Gottes. Roman. Leipzig, Staackmann, 1919. (339 S.) 7 M., Pappbd. 9 M., Lwbd. 11 M.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin. Faustine. Roman aus der Biedermeierzeit. Mit der Lebensgeschichte der Dichterin. Berlin, Bredow 1919. (349 S.) 12 M.

Harder, Agnes. Alas. Eine Eisbärengeschichte. Gotha, F. A. Perthes, 1919. (152 S.) Pappbd. 6 M.

Henniger, K. u. J. von Harten. Aus Niedersachsens Märchenschatz. Hildesheim, Lax, 1919. (168 S.) Pappbd. 5.60 M. u. 10% T.

Heubner, Rud. Ein Volk am Abgrund. Roman. Leipzig, Staackmann, 1919. (310 S.) Pappbd. 9 M.

Jegerlehner, Johs. Bergluft. Erzählung aus der Schweizer Hochgebirgssommerfrische. Berlin, Grote, 1919. (218 S.) Geb. 5.50 u. 40% T.

Jünger, Nath. Pfarrhausgeschichten. Vier Erzählungen. Wismar, Hinstorff, 1919. (265 S.) Pappbd. 7.50 M.

Kurz, Isolde. Traumland. Stuttg., Deutsche Verl.-Anst., 1919. (131 S.) Pappb. 5.50 M.

— Von dazumal. Erzählungen. 2. Aufl. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anstalt, 1919. (275 S.) Pappbd. 7.50 M.

Lilienfein, H. Das Gericht der Schatten. 4 Einakter. Stuttgart, Cotta, 1919. (95 S.) 2 M., geb. 4 M.

— Die feurige Wolke. Roman. Stuttg., Cotta, 1919. (381 S.) 6.50 M., geb. 9.50 M.

Möller, Marx. Die Spieluhr. Gedichte u. Spiele [1892—1919]. Leipzig, Staackmann, 1919. (280 S.) 6.50 M., Pappbd. 8.50 M.

Ponten, Josef. Der Meister. Novelle. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anst., 1919. (125 S.) Pappbd. 5.50 M.

Schönherr, Karl. Kindertragödie. Leipzig, Staackmann, 1919. (75 S.) Pappbd. 5.50 M.

Schreckenbach, Paul. Wildefüer. Roman aus Alt-Hildesheim. Leipzig, Staackmann, 1919. (383 S.) 7.50 M., Lwbd. 11.50 M.

Sperl, August. Der Ratsschreiber von Landshut. Novelle. Halle, C. Ed. Müller, 1920. (191 S.) Pappbd. 7 M. u. 20% T.

Timmermanns, Felix. Das Jesuskind in Flandern. A. d. Flämischen von A. Kippenberg. Leipzig, Insel-Verl., 1919. (210 S.) Pappbd. 7.50 M.

Der lachende Wald. Ein heiteres Buch für Jagd- u. Tierfreunde. Mit Beiträgen von Ganghofer, Löns, v. Perfall, L. Thoma u. a.... Leipzig, Ungleich [1919]. (277 S.) Pappbd. 7.50 M.

D. Bibliographie des Volksbüchereiwesens und der allgemeinen Bildungspflege.

Von Dr. W. Pieth.

1. Bildungspflege im allgemeinen.

A[venarius, F.]: Soziale Kultur. (Kunstwart, 2. Jan.-H. 1920.)
Chaym, G. Beruf und Bildung. (Die neue Erziehung 1919, H. 20.)
Gesellschaft für Volksbildung, 49. Hauptversammlung. Bericht. (Volksbildungsarchiv VII, 1.)
Marr, H. Das Problem der Masse und seine Bedeutung für unser Werk. (Volksbildungsarchiv VII, 1.)
Reyhing, H. Heimat und Volksbildung. Stuttgart: Verein z. Förderung d. Volksbildung, 1920. (20 S.)
Ritter, Emil. Die Volksbildung im deutschen Aufbau. München-Gladbach, Volksvereinsverlag, 1919.
Sprengel, Joh. G. Deutsche Kunst und Jugendbildung. (Zeitschr. f. d. deutsch. Unterricht 33, 1911.)
Staatliche Organisation des Volksbildungswesens in Deutschösterreich. (Volksbildungsarchiv VII, 1.)
Volksverband für Bücherfreunde. (Der Bibliothekar XI, 10—12.)

2. Bücherei und Bildungspflege.

Bücher fürs Volk (Volksverband für Bücherfreunde). Kunstwart, 1. Jan.-H. 1920.
Mitteilungen der Deutschen Zentralstelle f. volkstümliches Büchereiwesen. Leipzig. 5. Jg. 1919, H. 1.
Loeckle, A. Eine Forderung der Stunde. (Blätter f. Volksbibliotheken XX, 11/12.)

3. Einzelne Probleme der Bücherei.

Ackerknecht, E. Vorlesestunden. (Bildungspflege I, 4.)
Frels, W. Die bibliothekarische Titelaufnahme in Deutschland. (47. Beiheft zum Zentralblatt f. Bibliothekswesen. Leipzig, Harrassowitz, 1919. VIII, 54 S. (5 Tab.)
Heiligenstaedt, Fr. Das volkstümliche Bildungswesen und die Volksbücherei auf dem Lande. (Blätter für Volksbibliotheken XX, 11/12.)
Peisker, J. Geschichte u. Verwaltungstechnik e. zweifach buchenden Bibliothekssystems. Graz, Leykam 1919. 37 S.
Pieth, W. Bücherei und Volkshochschule. (Volkshochschulblätter 1919, H. 6.)
Plage, F. Die Gebührenpolitik der öffentlichen Bücherei. (Bildungspflege I, 4.)
Roderburg, A. Aufgaben und Ziele der Kinderlesehallen. (Neue Bahnen 30, S. 328—332. 1919.)
Schülerschenkbüchereien statt der bisherigen Schülerbibliotheken (Referat.) (Der Bibliothekar XI, 10/12.)
Wieser, M. Gegen den Mißbrauch des Wortes „wissenschaftlich" in Volksbüchereien. (Blätter f. Volksbibliotheken XX, 11/12.)

4. Büchereiwesen einzelner Länder, Städte, Vereine usw.

Lerche, O. Volksbibliotheken in Hannover. Forderungen u. Anregungen. Ein kulturpolitisches Programm. Hannover, Schmorl & v. Seefeld, 1919. (20 S.)
Zentralstelle z. Förderung d. Volksbildung in Hessen. (Volksbildungsarchiv VII, 1.)

Göhler, Georg. Eine Lübeckische Musikbücherei. (Die Trese-Lübeck 1920, H. 6.)
Vgl. dazu: **Pieth, Willy, Probleme der Lübeckischen Stadtbibliothek.** (Lüb. Blätter, Jg. 61, H. 5.)

Denkschrift über die Ausgestaltung des volkstümlichen Büchereiwesens in Württemberg (von O. Engel). Stuttgart, Verein z. Förd. d. Volksbildung, 1920. (12 S.)

5. Bücherei und Buchproduktion.

Dette, W. Die Sozialisierung der Buchproduktion u. des Buchhandels. Hannover (1919), Bannas & Dette. (13 S.)

Fleischhack, K. Städtische Buchhandlungen. (Der Bibliothekar XI, 10/12.)

Wittvogel, K. A. Die städtische Buchhandlung. (Der Bibliothekar XI, 10/12.)

Kleine Mitteilungen.

Das Bildungsamt der Großstadt ist der Gegenstand einer Schrift des Lübecker Stadtbibliothekars Dr. W. **Pieth** (erschienen in der Sammlung „Aus Gesellschaft und Erziehung", Nr. 5 1919), die bemerkenswerte Vorschläge zu einer organisatorischen Zusammenfassung des gesamten Freien Volksbildungswesen in den größeren Kommunen enthält. Wie sich die Dinge bei uns entwickelt haben, stehen die einzelnen Organisationsformen der modernen sozialpädagogischen Arbeit (Bücherei, Volkshochschule, Theater, Volkskunstpflege) von seltenen Ausnahmen abgesehen, völlig jede für sich ohne innere Beziehung zu den anderen gleichgerichteten Bestrebungen da, auf der anderen Seite sind die verschiedenen Volksbildungseinrichtungen in zahlreichen größeren Orten, vor allem in den meisten Vororten Berlins noch so ungenügend entwickelt, daß es eines kräftigen Anstoßes bedarf, um hier endlich gleichmäßig ausgebaute, den Bedürfnissen der Allgemeinheit voll entsprechende Einrichtungen zu schaffen. Nachdem in der letzten Zeit die Volkshochschule mehr und mehr in den Mittelpunkt getreten ist und den von der Bücherei genommene Vorsprung einzuholen im Begriff steht, kann auf ein enges Zusammenarbeiten dieser beiden Zentren der Volksbildungspflege nicht länger verzichtet werden, wobei selbstverständlich auch die anderen Organisationsformen der volkstümlichen Bildungsarbeit, vor allem das Theater, nicht vergessen werden dürfen. Der Verfasser kommt nach sehr lesenswerten Ausführungen über die Aufgaben und die Bedeutung dieser Bildungsorganisationen zu dem Schluß, daß, um der Zersplitterung zu entgehen, zu einer Zentralisation der gesamten außerschulmäßigen Volksbildungsarbeit, vor allem in den Großstädten, geschritten werden muß, in der Weise, daß das Amt ein Kollegium darstellt, dessen Glieder Vertreter der einzelnen Hauptgebiete der Freien Volksbildungsarbeit sind. In kleineren Städten würde gegebenenfalls der Bibliothekar der Volksbücherei allein das Bildungsamt repräsentieren können. Zu den wichtigsten Aufgaben des Bildungsamtes würden gehören: eine Zentralauskunftsstelle, die organische, dauernde Verbindung von Bücherei, Volkshochschule usw., die wechselseitige Übermittlung von Lehrplänen, Bücherwünschen usw. In **Groß-Berlin** würde das Bildungsamt den zurückgebliebenen Bezirken tatkräftig unter die Arme greifen und eine geeignete Dezentralisation anstreben müssen, vor allem in der Richtung, daß überall selbständig arbeitende, gut ausgestaltete Stadtbüchereien entstehen, wie sie in Berlin und Charlottenburg bereits seit Jahren wirksam und in anderen Vororten wie in Steglitz und Wilmersdorf geplant sind. Auch an Bezirksvolkshochschulen wären in diesem Zusammenhange zu denken. Keinesfalls aber — das fügen wir hinzu — kann es sich in Riesengemeinden wie Groß-Berlin darum handeln, durch eine straffe Zentralisation, die nur zur bureaukratischen Verengung führen müßte, den Grundsatz freiwilliger Arbeitsgemeinschaften irgendwie zu beeinträchtigen. G. Fr.

Die Eröffnung der **Volkshochschule Groß-Berlin** fand am 11. Januar in der neuen Aula der Universität statt. Nach Ansprachen von Stadtrat Sassenbach, Bürgermeister Dr. Reicke, Gewerkschaftssekretär Link, Unterstaatssekretär Schulz hielt der Geschäftsführer der Hochschule Professor Dr. Merz die Festrede und gab darin in großen Zügen ein Bild ihres Arbeitsprogramms. Die Hochschule muß den Weg finden, den einzelnen zum beobachtenden, denkenden und fühlenden Menschen zu erziehen. Um dies zu erreichen, wird der reinen und angewandten Naturwissenschaft ein ausgiebiger Raum zuerkannt werden müssen. Unser zu sehr nach innen gerichtetes Volk muß lernen, offenen Auges festzustellen, was wirklich ist. Die Hauptarbeit der Hochschule wird in kleinen Arbeitsgemeinschaften liegen. Auf dem Gebiete der Gesellschaftswissenschaft wird die Volkshochschule der Masse die Möglichkeit zu eröffnen haben, von den großen Rechten, die ihr die Demokratie gibt, auch den richtigen Gebrauch zu machen. Dazu gehört auch die Lehre, daß den großen Rechten gleich große Pflichten gegenüberstehen. Der Redner schloß mit Mitteilungen über die Organisation des verwaltenden Ausschusses, in dem Vertreter der Groß-Berliner Gemeinden und der Groß-Berliner Arbeiterschaft einmütig zusammenwirken. Eine Beratungsstelle an der Universität werde für das Wirken der Hochschule von der größten Bedeutung sein.

„Der Roman als nationales Einigungsmittel", lautet die Überschrift eines beachtenswerten Aufsatzes von Paul Knötel (Heft 3/4 des Jahrgangs 13 S. 17 der „Volksbücherei in Oberschlesien"). Der Verfasser legt dar, daß auch nach der Reichsgründung die zentrifugalen Kräfte in unserem Vaterlande mächtig blieben, so daß der Gegensatz der Stämme nicht ausgeglichen wurde. Historische Darstellungen, die die Eigenheiten der einzelnen Landschaften der Allgemeinheit hätten verständlich machen können, erschienen wohl, aber sie pflegen nicht in die Tiefe zu dringen. Ein ganz anderes und breiteres Publikum als der Geschichtschreiber hat der Romanschriftsteller, der an seinem Teile außerordentlich viel dazu beitragen kann, das Band fester zu knüpfen und die verschiedenen Stämme einander näher zu bringen. Voller Stolz weist Knötel auf den reichen Schatz guter Heimatromane hin, über den wir verfügen; nicht allein in der engeren Heimat sollten sie gelesen werden, sondern auch in die Ferne wirken, und der dargestellten Gegend Freunde gewinnen! „Manches Vorurteil gegen Stamm und Stand wird dann schwinden, manches einseitige Urteil geändert werden können. Der märkische Junker — in welchem Zerrbild erscheint er vielen! Und nun lese man Fontanes Stechlin oder Effi Briest, Schöpfungen eines Mannes, der auf dem durchaus liberalen Standpunkte des Bürgers stand. Hier wird uns der echte Junker entgegentreten, kein Idealbild, sondern wie er ist, ein Mensch mit Vorzügen und Fehlern, zusammen mit den Bauern, in deren Mitte er wohnt, den Kleinstädtern zu deren Ort er an Markt- und Wahltagen kommt. Und es mag der Romanleser sich überall in deutschen Landen umsehen, mit Klara Viebig in der Eifel, mit Speckmann in der Lüneburger Heide, mit Martha Renate Fischer in Thüringen, mit Ertl, Rosegger u. a. im deutschen Österreich, das hoffentlich bald und für immer den Anschluß an unser Reich findet, und so fort. Auch der großstädtische Sittenroman hat seine Berechtigung, aber er darf den anderen nicht zurückdrängen; denn das Volk in seiner Stammhaftigkeit kommt in ihm nicht zur Geltung." — Sache einer gewissenhaften Kritik, möchte man hinzufügen, muß es daher sein, die wirklich guten Heimatromane von denen zu scheiden, die in einseitiger und karikierender oder mit unzureichenden Kenntnissen ein Bild unserer landschaftlichen Eigenart zu entwerfen unternehmen. E. L.

Das Marstallgebäude für die Stadtbibliothek Berlin. Der Magistrat hat beschlossen, das ehemalige Marstallgebäude am Schloßplatz auf zehn Jahre zu mieten; in der städtischen Hochbauverwaltung sind bereits die Pläne für den erforderlichen Umbau im Innern in Arbeit. Die drei oberen Stockwerke des Marstallgebäudes in der ganzen Breite von der Kurfürstenbrücke bis zur Breiten Straße sollen für die Zwecke der Stadtbibliothek eingerichtet werden, während das Erdgeschoß mit dem Lichthof dem städtischen Fuhramt dienen soll. Der Eingang zur Stadtbibliothek wird in der Breiten Straße sein. Der Lesesaal und die Bücherausgabe werden im zweiten, dem mittleren Geschoß untergebracht; das erste und dritte Stockwerk sollen die Bücher- und Verwaltungsräume aufnehmen. Auch die der Stadtbibliothek im Laufe der Jahre von Berliner Bürgern gestifteten Sonderbibliotheken sollen in würdiger Weise mit den Bildern und Büsten der Stifter aufgestellt werden. Die Innenräume des Marstalls sind für die Zwecke der Stadtbibliothek durchaus geeignet. Vor allem ist aber die Lage des neuen Heims der Stadtbibliothek überaus günstig. Nachdem diese jahrzehntelang in den völlig unzureichenden und dunkeln Räumen des Sparkassengebäudes in der Zimmerstraße 90/91 hat hausen müssen, wird die Berliner Stadtbibliothek ihren rechten Nutzen und Segen erst im neuen Heim am Schloßplatz entfalten können. Wenn die Umbau- und Einrichtungsarbeiten rechtzeitig fertiggestellt werden, kann die Berliner Stadtbibliothek zum 1. Oktober d. J. in ihr neues Heim übersiedeln.

Deutsche Büchereien in Barcelona. Die deutsche Schule in Barcelona hat es während des Krieges fertig gebracht, ihre Anstalt zur Oberrealschule mit der Berechtigung zum Reifezeugnis auszubauen. Sie wurde 1894 mit zwei Kindern begründet und hat jetzt in einem eigenen Gebäude, das auch von den Spaniern wegen seiner vorzüglichen Einrichtung als vorbildlich bezeichnet wird, fast 400 Knaben und Mädchen. Zahlreiche spanische Kinder mußten im Laufe der Jahre wegen Überfüllung abgewiesen werden. Schon seit 10 Jahren schenkt die Schule ihren Büchereien besondere Aufmerksamkeit, so daß die Lehrerbücherei jetzt rund 2000, die Schülerbücherei etwa 800 Bände zählt. Es ist dies eine recht stattliche Anzahl für eine Auslandsschule, die erst seit 1904 ein eigenes Gebäude hat und ihr Geld zunächst für das unbedingt Notwendige ausgeben muß. Besonders erfreulich ist es aber, daß die Schule im Jahre 1909 aus den beiden genannten Büchereien eine Volksbücherei abzweigte und so den ärmeren Deutschen und den Angehörigen anderer Völker, die deutsch lesen können, wertvolle Dienste leistet. Der Bücherwart berichtet, daß die bis jetzt gemachten Erfahrungen recht erfreulich sind. 1912—13 wurden bei einem Bestand von 300 Büchern 447 ausgeliehen. Die Auswahl der Bücher beruht vielfach auf Zufälligkeiten, daher wäre fachmännische Beratung sehr wünschenswert und würde gewiß auch dankbar entgegengenommen. Denselben Eindruck hat man bei den 21 Zeitschriften, die im Lehrerzimmer ausliegen: 1. Monatsschrift für höhere Schulen. 2. Zentralblatt der preußischen Unterrichtsverwaltung. 3. Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 4. Geographischer Anzeiger. 5. Deutsche Erde. 6. Deutsche Schule im Ausland. 7. Pädagogische Zeitung. 8. Natur. 9. Deutschtum im Ausland. 10. Pädagogische Vakanzenzeitung. 11. Germanisch-romanische Monatsschrift. 12. Heimat und Welt. 13. Vergangenheit und Gegenwart. 14. Revista de Educacion. 15. Korrespondenzblatt für den akademischen Lehrerstand. 16. Die neuen Sprachen. 17. Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins. 18. Kosmos. 19. Zeiten und Völker. 20. Blätter für höheres Schulwesen. 21. Internationales Archiv für Schulhygiene.

Prof. Dr. v. Hauff, Steglitz.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Blätter für Volksbibliotheken

Jahrgang 1 | 1920 | Heft 4

Deutsche Büchereien in Polen.

Von Professor Dr. Martin Bollert, Direktor der Stadtbibliothek in Bromberg.

Nachdem die erste Betäubung vorüber ist, halten wir unter die polnische Herrschaft gekommenen Deutschen Umschau, was uns geblieben ist von denjenigen Gütern, die bisher unsere höchsten Lebenswerte gewesen sind. Unsere politische Selbständigkeit, eins der größten Güter des freigeborenen Menschen, ist dahin; dahin mitsamt des deutschen Reiches Stolz und Macht! „Gott hat es so gelitten — wer weiß, was er gewollt.“ Das ist bitterschwer, aber doch kein Anlaß zum Verzweifeln. Gewiß, viele köstliche Werte sind tot und begraben, aber es bleibt für den Deutschen auch unter fremder Staatshoheit viel übrig, was das Leben lebenswert macht.

„Das Haus ist zerfallen —
Was hat's dann für Not!
Der Geist lebt in uns allen
Und unsre Burg ist Gott!“

Der deutsche Geist lebt, das will sagen: die deutsche Sprache lebt, die deutsche Dichtung lebt, die deutsche Wissenschaft lebt, die deutsche Kunst lebt, das deutsche Buch lebt. Alle diese Werte leben, leben zu unserer Erquickung und Stärkung, Erhebung und Begeisterung, und sie werden leben, — solange wir nicht selber die edle Fackel erlöschen lassen.

Und hier liegt eine unserer großen Aufgaben für die kommende Zeit. Es gilt, das deutsche Geistesleben wach und stark zu erhalten! Da jedoch der einzelne zur Lösung dieser Aufgabe nicht fähig ist und da es hierzu des Zusammenschlusses und der Organisation der Gesamtheit bedarf, so hat sich in dieser Erkenntnis in Bromberg ein Ausschuß gebildet, der in Zusammenarbeit mit den deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft alle die so mannigfachen Bestrebungen auf dem Felde der Geisteskultur zusammenfassen will. Auf seinem Programm stehen: Vortragswesen (einschließlich der Lichtbild- und Kinovorführungen), Konzerte, Wandertheater, Kunstausstellungen, Volkshochschule, Büchereiwesen.

Ich habe hier nicht von allen Arbeitsgebieten des Ausschusses zu sprechen, sondern nur von einem, und zwar von dem mir am wichtigsten erscheinenden. Der Geist hat kein wirksameres Organ, um sich mitzuteilen, als die Schrift, den Druck, das Buch. Es erübrigt sich, diesen Satz zu begründen. Man versuche nur einmal, aus seinem geistigen Dasein das Buch hinwegzudenken. Es darf also gesagt werden: wer deutsches Geistesleben verbreiten will, der verbreite zuerst und vor allem das deutsche Buch,

er schaffe deutsche Büchereien! Jede Volksgemeinschaft, die um ihr völkisches Geisteswesen zu ringen hat, weiß, daß Buch und Bücherei eins der wichtigsten Mittel zur Erhaltung der geistigen Nationalkultur sind. Das wußten auch die Polen, die in der Erhaltung ihres Volkstums unter schwierigen Verhältnissen Erfolge erzielt haben, die, man mag sie beklagen oder bewundern, als Tatsache anerkannt werden müssen. Hunderte und Tausende von Bibliotheken, ins Leben gerufen durch ihre Bildungsorganisationen, wie die Mickiewicz-Volkshochschulgesellschaft in Galizien, die Posener Gesellschaft für Volkslesehallen, die Krakauer Volksschulgesellschaft, die Lesehallengesellschaft der Stadt Warschau u. a., haben unberechenbare Dienste geleistet.

Auch der oben genannte Bromberger Ausschuß der deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft betrachtet es als eine seiner vornehmsten Aufgaben, das öffentliche Büchereiwesen der deutschen Bevölkerung in Polen zu organisieren. Er will bestehende Büchereien ordnen und betreiben helfen, neue gründen und Mittel für diese Zwecke zu beschaffen suchen. Auf Einzelheiten seines Arbeitsprogramms einzugehen wäre verfrüht; doch lassen sich schon jetzt *einige allgemeine Richtlinien* abstecken.

1. Haupterfordernis ist, zu verhüten, daß Mittel und Kräfte zersplittert werden. Deswegen ist in Bromberg eine *Zentralstelle* unter fachmännischer bibliothekarischer Leitung geschaffen worden, die mit allen in Betracht kommenden Verbänden, Büchereien und Einzelpersonen Fühlung zu nehmen hat und das Arbeitsgebiet zweckmäßig unter die zur Mitarbeit bereiten Organisationen verteilt.

2. Die Zentrale wird eine *statistische Aufnahme* der zur Verfügung stehenden Bibliotheken, Bücher, Räume, Mitarbeiter, Mittel usw. machen.

3. Möglichst vollkommene Ausnutzung der verfügbaren Bücherbestände wird angestrebt werden. Gedacht wird an einen regelmäßigen Austauschverkehr der Bibliotheken untereinander in der Art der bekannten *Wanderbibliotheksmethode*. Die Zentrale soll die Zirkulation der Bücher regeln und für Zuführung frischen Lesestoffes in den kreisenden Strom der Bücher Sorge tragen.

4. Die Zentrale wird *Auskunftsstelle* für alle Fragen des bibliothekarischen Betriebes sein: so für Bücherauswahl, Bücherkauf, Katalogisierung, Leihverfahren usw. *Unterrichtskurse* zur Ausbildung bibliothekarischer Hilfskräfte sind ins Auge gefaßt.

5. Wo keine Büchereien vorhanden sind, werden sie geschaffen. *Ziel ist, das deutsche Buch bis in das letzte vereinzelte deutsche Haus zu bringen.*

6. *Geldmittel und Bücher* werden beschafft werden. Das ist ja die Voraussetzung für jede andere Art von Arbeit. Hier wird natürlich nichts unversucht gelassen werden, um im Deutschen Reiche gemeinnützige Organisationen und private Wohltäter, Bibliotheken und Buchhändler für die Bestrebungen der Volksgenossen in Polen zu erwärmen. Tatsächlich haben die darauf gerichteten Bemühungen auch

schon schöne Erfolge gehabt. Unumgänglich nötig aber wird es sein, die geplante Organisation so aufzubauen, daß sie finanziell auf eigenen Füßen zu stehen vermag. Der Plan geht dahin, erstens allerorten Büchereivereine und Lesegesellschaften zu gründen mit dem Ziele gemeinsamer Beschaffung von Büchern, die in Bibliotheken und Lesezirkeln den Mitgliedern zugute kommen. Es wird angenommen, daß kaum ein Deutscher solcher Vereinigung fernbleiben wird; schon aus Eigennutz: Bücher werden in der nächsten Zeit so teuer sein, daß nur noch Wohlhabende sie für sich allein werden erwerben können. Zweitens wird da, wo Vereinsbeiträge und freiwillige Spenden nicht ausreichen, ein Bücher-Leihpfennig erhoben werden, der, wie die neueren Erfahrungen in öffentlichen Büchereien zeigen, anstandslos von den Entleihern getragen wird. Daß über dieses hinaus die Opferwilligkeit derjenigen Volksgenossen in Polen angerufen werden wird, die in der Lage sind, für die Erhaltung ihres deutschen Volkstums Geldmittel zu spenden, das ist selbstverständlich.

Man sieht wohl selbst aus diesen kurzen Andeutungen, wie groß die Arbeit ist, die hier geleistet werden soll. Aber getan muß sie werden, und sie wird vollen Erfolg haben, wenn der Deutsche Einsicht gewinnt in das eine, was ihm nottut.

Und so mögen diese Zeilen einem Wunsche der Bromberger Arbeitsgemeinschaft entsprechend ausklingen in einen Aufruf an alle Deutschen drüben und hüben zu tatkräftiger Förderung des deutschen Büchereiwesens in Polen! Wolle jeder, der aufgefordert wird, für die Erhaltung deutschen Volkstums zu arbeiten oder zu zahlen, sich gehörig klarmachen: hier geht es nicht um anderer Leute Wohl und Wehe — tua res agitur!

Anmerkung: Zuschriften und Sendungen für die deutschen Büchereien in Polen sind zu richten an den Bibliothekar der Arbeitsgemeinschaft Herrn Dr. P. Biedermann in Bromberg (Bydgoszcz), Danziger Straße 54, Gartenhaus.

Spielhagen und der ältere Zeitroman.

Von A. Stiewe, Charlottenburg.

Es gibt gewisse Gruppen von Büchern, welchen der Büchereibeamte, namentlich der, welcher in beständiger Berührung mit dem Publikum ist, mit einiger Verlegenheit gegenübersteht. Die literarischen Akten sind über dieselben längst geschlossen, sie sind veraltet in Geschmack und Technik, ihre Ideen überholt, sie gehören eigentlich der Literaturgeschichte vergangener Zeiten an, und doch greift nicht nur, nicht einmal zum überwiegenden Teile, der literarisch Arbeitende, oder der Raritäten-Liebhaber nach ihnen, sondern weite Kreise des großen Publikums, und gerade die, welche ernstlich nach Bildungsbereicherung streben und somit das kostbarste Arbeitsfeld des Volksbibliothekars darstellen. Und er selber hat einfach nicht die Zeit, sich mit diesen Büchergruppen

zu beschäftigen. Er kann sich ja kaum mit den Erscheinungen des Tages sozusagen abfinden, geschweige denn sie eingehend kennen lernen, um so seiner Beratungspflicht einigermaßen nachzukommen. Und was er von jenen Werken kennt, ermutigt ihn durchaus nicht zu gründlicher Beschäftigung damit. Es ist soviel „Mode von gestern und vorgestern" darin, die unnatürliche Mache in der Technik drängt sich dem Blick so unangenehm auf, daß sich das Verlangen nach näherer Bekanntschaft bald verliert, und er seine Zeit lieber an wichtigere Gegenstände wendet.

In erster Linie betrifft dies den sogenannten älteren Zeitroman, die Werke Gutzkows und Spielhagens. Daß sie in jüngster Zeit ganz oder in Auswahl wieder neu herausgegeben sind, würde an sich nicht viel beweisen. Das ist ja z. B. auch der Marlitt widerfahren. Aber dem Volksbibliothekar gegenüber braucht man nicht besonders zu betonen, ein wie begehrter Schriftsteller namentlich Spielhagen für sehr beachtenswerte Kreise stets war und ist; und wenn man beispielsweise in der Vorrede zu „nach berühmten Mustern" Fritz Mauthners liest, wie er sich wegen seiner Spielhagen-Travestie entschuldigt, so wird man doch wohl auf den Gedanken kommen, es möchten in den Werken dieses literarisch längst überholten Schriftstellers doch Werte enthalten sein, die sie am Leben erhalten.

Was ist nun der Zeitroman? — Jede Zeit großer Gesellschaftsrevolutionen sucht sich mit sich selber literarisch auseinander zu setzen. Die große Bewegung, in welcher der Dichter mitten inne steht, gibt ihm einen dankbaren Hintergrund, eine brauchbare Maschinerie für seine Handlung, sie ergreift ihn selber so mächtig, daß sie ihn mehr reizt, als jeder andere Stoff. So werden, bewußt oder unbewußt, die Romane aller solcher Zeiten mehr oder weniger vollständige Gemälde der Gesellschaftszustände. Cervantes' „Don Quixote", Grimmelshausens und andre Abenteuerromane, ja auch Goethes „Wilhelm Meister" zeigen dies. Und wie in solchen Zeiten auch der weniger künstlerisch Veranlagte zur Feder greift, um in seinen Lebenserinnerungen ein Bild seiner Zeit zu geben, so werden jene Romane in der Darstellung eines bunt bewegten Lebens die geeignetste Form finden, um ein möglichst umfassendes Bild ihrer Mitwelt geben zu können.

Nun aber kommen Epochen reißend schnellen Umschwungs, in denen ein Jahr bereits eine ganze Entwicklungsphase bedeutet, in der also, wie der architektonische Fachausdruck lautet, der „Längsschnitt" der Zeit nicht mehr genügt, und an der Hand einer einzigen Lebensentwicklung die Darstellung der gesamten Gesellschaft dieser Zeit nicht mehr möglich ist. Hier muß nun eine andere Technik einsetzen, um die Verhältnisse „im Durchschnitt" zu zeichnen. Der Dichter muß, für das Ganze wenigstens, der Lessingschen Regel absagen, das räumliche Nebeneinander in zeitliches Nacheinander aufzulösen.

Eine solche Zeit war das vielberufene „tolle Jahr". Die Bewegung kam mächtig, verpuffte dann, verflaute, versandete. Die Hoffnung wurde zur Enttäuschung, und äußerlich schien alles beim alten

zu bleiben. Aber die Bewegung dauerte innerlich an; wie kräftig, das spüren wir gerade heute. Diese verhaltene Stimmung wurde der geeignete Boden für die neue Form literarischer Abrechnung, und so entstand der ältere Zeitroman. Es war Gutzkow, der für Deutschland diesen Typus schuf. Um das Nebeneinander darstellen zu können, mußte er von der Technik des einen Helden abgehen, der wohl noch der Mittelpunkt des Ganzen blieb, aber nicht mehr das alleinige Interesse für sich in Anspruch nehmen konnte. Um ihn herum stand die Gruppe, Gesellschaftstypen aller Arten, deren Schicksale an und für sich, nicht nur in Beziehung auf den Helden Teilnahme heischten und wichtige Bestandteile des Ganzen ausmachten. Die Kunst des Dichters war es nun, diese Schicksale organisch miteinander zu verknüpfen, so daß sie, gleichsam wie eine Schützenkette, die ganze Breite der Gesellschaft durchschritten, und so der „Durchschnittsaufriß" erreicht wurde. Vielfach wurde allerdings der Zeitroman dadurch eine Verquickung mehrerer Entwicklungs- bzw. Abenteuerromane. Anderseits mußten alle verbindenden Ereignisse ihrer Natur nach mit der Idee des Ganzen, der Gesellschaftsschilderung, zusammenhängen und ihre Vollständigkeit ermöglichen, und so erwuchs aus dem Zeitroman der experimentelle Roman.

Die Bezeichnung „experimentell" bedeutet praktisch lediglich eine Parallele zum wissenschaftlichen Experiment. Diese besteht in der Forderung an den Autor, alle denkbaren Beziehungen, Verbindungen und Situationen, die sein Stoff bietet, in möglichster Vollständigkeit zu bringen, da nur die Vollständigkeit Beweiskraft hat. Je ungezwungener ihm dies gelingt, desto höherer Kunstwert ist seiner Komposition zuzusprechen.

Diesem Ziel entgegen entwickelte sich in Deutschland der Zeitroman. Entsprechend der politischen Umgestaltung aber war auch die literarische eine weniger durchgreifende, als z. B. in Frankreich. Die 48er Bewegung war wohl zurückgedrängt und die Demokratie zur Untätigkeit verurteilt, aber ihre Ziele wurden zum Teil von den Herrschenden aufgenommen. Die Einigung Deutschlands vollzog sich, allerdings mehr auf dynastischem als nationalem Wege, an Stelle der gegenseitigen gesellschaftlichen Durchdringung der Schichten trat eine Neugruppierung infolge des wirtschaftlichen Aufschwunges, und die Bewegung der Geister wurde einstweilen und zum großen Teil auf andere Bahnen gelenkt, verlor somit an Heftigkeit und Stoßkraft. Der Groll der Enttäuschung blieb, aber die Konzentrierung fehlte, es flaute ab zu oppositionellem Schmollen, zur Warnung vor einer nicht allzu nahen Zukunft und sah selbst den drohenden Ausgang nicht klar genug, um zur Klarheit zu gelangen.

Die Folgen zeigten sich auch in der Form. Aus den bisher skizzierten Zügen ergeben sich ohne weiteres die Gefahren der angedeuteten Technik. Die Abenteuerlichkeit der Handlungsführung ist die erste und augenfälligste. Dieser Gefahr ist Gutzkow so wenig entgangen wie Spielhagen. Und wenn gerade über den Roman Spielhagens, in dem die durchschnittliche" Darstellung wohl am besten ge-

lungen ist, über „Was will das werden?“ das Urteil gefällt wird, er würde einem Gregor Samarow Ehre machen, so bezieht sich das auf die oft recht bedenkliche Abenteuerlichkeit der Handlung.

Eine andere Gefahr liegt in dem mangelnden Geschick oder auch der Unmöglichkeit, den Stoff zu bewältigen, eben weil er keine Einheitlichkeit hat. Da läßt denn der Verfasser leicht das, was er nicht durch Handlungen ausdrücken kann, durch seine Personen aussprechen, und so wimmelt es geradezu bei Gutzkow wie namentlich bei Spielhagen von Disputationen, Reden, Leitartikeln, ja sogar — Selbstgesprächen. Und die liebe deutsche Empfindsamkeit hat freie Bahn.

Daß solche Mängel einen Teil der Leser eher locken als abstoßen, ist selbstverständlich, aber selbst formell besteht doch auch Spielhagens Werk nicht bloß aus diesen Fehlern. Außer seiner Schilderungskunst, seiner häufig meisterhaften Handlungsführung ist es aber vornehmlich das Stoffliche, was den Leser reizt. Und das ist das Wesentliche. Die belletristische Behandlung hat das geistige Interesse weitester Kreise auf allen Gebieten lebhaft geweckt, und der beratende Bibliothekar findet oft wohl vorbereiteten Boden, wo er ihn nicht erwartete.

Solche vorbereitende Arbeit dürfte aber auch der ältere Zeitroman leisten. In unserer Zeit, wo die politische Bildung des Volkes Lebensfrage ist, darf man Autoren nicht verschmähen, die demselben die politische, kulturelle, soziale Vorgeschichte unserer Zeit bieten in einer Form, die wohl längst überholt, aber dem großen Publikum immer noch anziehend genug erscheint. Und wenn wir Freytag, Dahn und sogar Ebers noch gern dem bildungsbedürftigen Leser empfehlen, so haben die Verfasser des älteren Zeitromans das gleiche Recht auf Beachtung, sobald wir die Bildungswerte erkannt haben, die ihre Werke enthalten. So wollen wir in folgendem die einzelnen Werke Spielhagens einer näheren Betrachtung unterziehen, da für Gutzkow diese Arbeit in jeder ausführlicheren Literaturgeschichte bereits getan ist.

Spielhagens literarisches Bild läßt sich mit wenigen Strichen umreißen. Die Sphäre, von der er meist ausgeht, ist die höhere Gesellschaft, und sein Stil spiegelt das wider. Weitschweifigkeit und falsches Pathos sind ihm nicht fremd, er liebt Fremdwörter, fremdsprachliche Brocken nicht nur zum Zwecke der Charakterisierung, zitiert gern trotz des richtigen Urteils über diese Vorliebe, die er in „Frei geboren“ ausspricht und begründet. Die Kunst der Charakterisierung übt er nicht mit gleichmäßigem Geschick, man fühlt zu häufig das Absichtliche, das Arbeiten auf den Zweck hin, seine Gestalten entbehren nur zu oft des wahren Lebens. Seine Stärke dagegen ist die Anlage der Probleme und die Führung der Handlung, letztere allerdings mit Ausnahmen, wie schon angedeutet wurde. Daneben ist er ein Meister der Schilderung. Der Gewalt dieser, wie sie sich besonders in der „Sturmflut“ zeigt, wird sich niemand entziehen können. Sein politischer Standpunkt wurde bereits angedeutet. Er ist der Kern seines Werkes, und mit Erstaunen wird man entdecken, wie manches Urteil von ihm heute wieder zu Ehren kommt, das man längst für abgetan hielt.

Daß der Mittelpunkt seines Schaffens auf politischem Gebiet liegt, muß man im Auge behalten, wenn man der Übersicht halber seine einzelnen Werke einer Einteilung unterzieht. Die Sonderung in politische und unpolitische scheint sich da von selbst zu ergeben, und mag gelten mit dem nötigen Vorbehalt. Unter den unpolitischen sind wohl die meisten mißratenen und minderwertigen zu verzeichnen: „Röschen vom Hofe", eine platte Familienblatt-Novelle, „Susi", eine Ehebruchsgeschichte an einem kleinen Hofe mit der immerhin interessanten Figur des verliebten Kupplers; „Clara Vere" nach einer Ballade Tennysons, englisch nur in Schauplatz und Kostüm, deutsch in Denk- und Empfindungsweise, sogar in den Zitaten, stilistisch recht unbeholfen, allerdings sein Erstlingswerk. Ebenfalls ziemlich schablonenhaft bis auf einige Gesellschaftsschilderungen ist „Zum Zeitvertreib". „Deutsche Pioniere", eine amerikanische Ansiedlergeschichte, stark von der Kriegsstimmung 1870 beeinflußt, stark sentimental, mit oberflächlicher Charakterisierung, enthält doch einige Betrachtungen von dauerndem Wert über Kolonisierung. Als durchaus mißraten muß man den Roman „Angela" bezeichnen trotz einiger guter Ansätze der Charakteristik und ebensolcher Naturschilderungen. Eine sinnliche Schwüle macht die abenteuerliche Handlung vollends unerträglich und sieht leider nach unkünstlerischer Absicht aus. Auf etwas höherer Stufe steht die Novelle „In zwölfter Stunde". Auch hier herrscht eine unerquickliche, hysterisch-nervöse Stimmung, und mit merkwürdigem Problemwechsel wandelt sich die Frau im kritischen Alter plötzlich in eine Frau, in der die erdrückende Last der Dankbarkeit ihrem Manne gegenüber jedes andere Gefühl erstickt, die sich daher unfrei fühlt und schließlich diese Bürde gewaltsam abzuschütteln sucht. Die Novelle enthält manche psychologische Feinheit, die Katastrophe wird wohl vorbereitet, aber nachdem sie hereingebrochen, kommt ein gänzlich unerwarteter Ausgang, der den Eindruck des Ganzen gewaltsam zerstört und offenbar nur der Verlegenheit des Verfassers entsprungen ist. Der Roman „Was die Schwalbe sang" ist geradezu ein Kriminalroman und kein guter, trotz vortrefflicher Naturschilderungen und einiger lebendiger Nebenfiguren. Die Novelle „Ultimo" und der Roman „Uhlenhans" sind trotz mancher trefflicher Züge tüchtige Familienblatterzählungen, in denen der verkannte Edelmut sich nach Herzenslust ausleben kann.

Die unpolitischen Romane Spielhagens bieten des weiteren eine Reihe gleichmäßig guterzählter Werke, die ohne allzuhohen literarischen Wert doch als gute Unterhaltungslektüre zu bezeichnen sind. So der in Baden-Baden spielende Roman „An der Heilquelle". Er behandelt z. T. glücklich das Problem der Ehe in höheren Gesellschaftskreisen. Aber auch hier waltet der Charakter des Familienblattromans vor in der Sentimentalität und in dem gar zu breit behaglichen Ausgange. Denselben Charakter tragen die beiden Humoresken „Der Vergnügungskommissar" und „Die schönen Amerikanerinnen". Der Novelle „Mesmerismus" liegt ein Gedicht Brownings zugrunde. Die packende Darstellung ist leider nur durch eine ungesunde Gefühlssteigerung erreicht,

und die Vertrauensseligkeit des Freundes (eines Diplomaten!), der das Zusammenkommen der Liebenden begünstigt, indem er felsenfest auf die moralische Zuverläßlichkeit eines Freundes baut, stellt auch an unsere Glaubensstärke etwas hohe Anforderungen. Interessant ist der kleine Roman „Herrin". Hier wird ein Problem von dauernder Bedeutung aufgestellt. Ein reiches jüdisches Mädchen und ein armer Aristokrat stehen einander gegenüber, um die geistige Oberherrschaft ringend. Hier ist einmal die innere Entwicklung der Hauptfiguren besonders lebendig gegeben, während die Nebenfiguren und die äußere Handlung die Natürlichkeit manchmal vermissen lassen. Eine Humoreske ist das „Skelett im Hause". Aber der Humor ist nicht Spielhagens Feld. Die Verwicklung wird etwas stark ins Unheimliche zugespitzt, und was die humoristische Lösung vorbereiten soll, die weitschweifige Breite, in der sich eine Nebenfigur ergeht, steigert eher das Peinliche des Eindrucks, so daß diese Lösung, als sie endlich eintritt, nicht ganz harmonisch wirken kann. Gänzlich harmonisch dagegen wirkt die kleine charakteristisch in Ichform erzählte Skizze „Breite Schultern", aus welcher der Verfasser später den Roman „Hammer und Amboß" herausarbeitete. Stofflich miteinander eng verwandt und von einheitlicher Wirkung sind die Novelle „Die Dorfkokette" und der Roman „Sonntagskind". Beide behandeln psychologisch das kokette Weib. Die erste, eine Rahmenerzählung, geht von der Betrachtung aus, daß das Empfindungsleben des Bauern für den Gebildeten unerforschlich sei, und erzählt, wie eine brutale Handlung in dem bisher oberflächlichen, gefühllosen Mädchen eine tiefe, dauernde Neigung weckt. Der Roman „Sonntagskind", der anfangs die soziale Frage streift, sie dann aber beiseite läßt, zeichnet die scheinbar oberflächliche Kokette der höheren Stände, der das gesellschaftliche Gefallen und Herrschen Lebensbedürfnis ist, die der vorteilhaften Verbindung vor ihrer innigen Jugendliebe den Vorzug gibt, später im Besitz des Reichtums zu dem Jugendfreunde zurückkehrt und dessen Herzenswunsch sogar wissentlich ihr Leben aufopfert; keines der bedeutendsten, aber wohl das liebenswürdigste Werk Spielhagens.

Ein Kuriosum an Mischung von Echtem und Unwahrem ist der Roman „Faustulus". Der Titel soll ein modernes Faustproblem andeuten. Der Held setzt seinen Ehrgeiz darein, „jenseits von Gut und Böse" zu stehen, bringt es aber in Wirklichkeit nur zu ein paar niedrigen Gewissenlosigkeiten, um am Ende sein tiefreuiges Grübeln bis zu Halluzinationen zu steigern und den gewaltsamen Tod von rächender Hand zu suchen. Einige Nebenfiguren sind ursprünglich und lebenswahr, die äußere Handlung dürftig trotz der gewaltsamen Mittel, mit denen sie arbeitet. Ähnlich in der Mischung von Ungleichwertigem ist der Roman „Stumme des Himmels". Der Titel geht auf Jean Paul und Goethe zurück, die Gestalten des Romans entsprechen dem Titel aber wenig, besonders was ihre hochpathetischen Monologe anbetrifft. Hervorzuheben ist der erste Teil, der auf Norderney spielt, und der ganz gut eine Novelle für sich abgeben könnte. Im weiteren mischt sich psychologisch Vortreffliches mit Unwahrscheinlichem, lebenswahre

Gestalten mit Marionetten, so daß der Eindruck kein einheitlicher bleibt. — Ein Werk von wirklichem Wert ist die Dorfnovelle „Hans und Grete". Der tüchtige, aber eigenwillige Charakter des Helden droht unter der Verleumdung und dem Haß der Allgemeinheit unterzugehen. Die Handlung ist straff geführt und der Knoten wird mit folgerichtiger Unerbittlichkeit geschürzt. Die Lösung des Konfliktes aber gelang dem Verfasser nicht, er begnügte sich daher, ihn von einer Art Deus ex machina zerhauen zu lassen, dem Fürstenpaar, das durch Machtspruch und Gnade alles zum besten ausgehen läßt. Im übrigen spricht für dieses Werk, daß in ihm die Sentimentalität wenig zu Wort kommt. — Eine psychologische Studie von Bedeutung mit natürlicher Handlungsführung ist „Selbstgerecht".

Die Reihe der unpolitischen Werke Spielhagens schließt sich mit zwei Novellen, die man wohl zu seinen bedeutendsten Werken rechnen darf, die fein psychologischen Erzählungen „Quisisana" und „Auf der Düne". Die erste hat zum Problem die Liebe des 50jährigen; die Parallele zu der Novelle in den „Wanderjahren" ist vielleicht ein wenig zu breit hervorgekehrt und der Held etwas stark ins Ideale gezeichnet, dennoch gewähren die äußerst kunstvoll geführte Handlung und die feine Seelenschilderung von Anfang bis Ende einen reinen Genuß. Mehr auf der Seite der Charakterisierung und der lebendigen Situationsschilderung liegen die Vorzüge der anderen Novelle, die das Problem des weiblichen Herzens behandelt, welches zwischen zwei Männern schwankt und sich schwer zur Entscheidung durchringt. Dies Problem ist in zwei Parallelen aufgestellt, und die Durchführung, die scharfe, lebendige Darstellung der einzelnen Figuren, sowie die einheitliche poetische Stimmung, die über dem Ganzen liegt, sind des höchsten Lobes wert. —

Waren wir bei der Gruppierung der unpolitischen Romane einer ungefähren Wertstaffelung gefolgt, so möchte sich für die historisch-politischen mehr eine Einteilung nach Stoffkreisen empfehlen. Den Übergang von den Unpolitischen bilden zwanglos zwei, von denen der eine „Noblesse oblige" zur Zeit der Freiheitskriege spielt, der andere „Platt Land" mit seiner Vorgeschichte in jene Zeit hineinragt. In beiden hat die Historie nur die Situation zu geben, das Interesse liegt rein im Psychologischen. „Noblesse oblige" spielt in Hamburg 1813 unter Davoust und Tettenborn. Eine Kaufmannstochter in die Mitte gestellt zwischen einen geliebten, adligen, französischen Offizier, einen ungeliebten, halbenglischen Gatten, einen patriotisch-schwärmerischen Bruder und den charakterlosen Vater. Diese Charaktere werden lebendig, wenn auch nicht immer ohne Übertreibung gegeben. Die Heldin dagegen ist durch Sentimentalität verdorben und die Behandlung des Ganzen kümmert sich nicht viel um das historische Kostüm. Die Gestalten sind alle Spielhagens Zeitgenossen. Aber auch hier zeigt sich des Verfassers Stärke in der Schilderung. Zur Handlungsführung, besonders zur Katastrophe müssen äußere Ereignisse ihm helfen, und der Ausklang des Ganzen steht in keinem organischen Zusammenhang mit der Hand-

lung. — Auf viel tieferer Stufe steht „Platt Land“, das sich aus einer sentimentalen Liebesgeschichte zu einem höchst abenteuerlichen Kriminalroman entwickelt. Der Held spielt in seiner Kopflosigkeit und Fahrigkeit geradezu eine klägliche Rolle. Dennoch sind einige Figuren trefflich gezeichnet, und die Schilderung des Gesellschaftslebens auf pommerschen Gütern ist vorzüglich.

Die weiteren Gruppen sind durchaus nicht streng geschieden, in allen bisher nicht genannten Werken spielt das soziale Problem auch dort stark mit hinein, wo es nicht den Kern des Ganzen bildet. Die Romane, die sich um das Jahr 1848 reihen lassen, wären der nächste Gegenstand unserer Betrachtung. Auf die „Problematischen Naturen“, in denen die Revolution erst im zweiten Teil den Schluß gewaltsam herbeiführen muß, brauchen wir wohl nicht näher einzugehen, da sie doch so ziemlich das bekannteste Werk Spielhagens sind. Es genüge, darauf hinzuweisen, daß der erste Teil des Romans den zweiten „Durch Nacht zum Licht“ bedeutend überragt, und der häufig fast naiven Weitschweifigkeit gegenüber den leisen Zweifel zu äußern, ob er unter den Werken Spielhagens den ersten Rang wirklich verdient, den ihm sein Ruf zuweist. — Literarisch von zweifelhaftem Werte, aber großem, stofflichem Interesse sind „Die von Hohenstein“. Hier ist die Revolution der eigentliche Kern der Handlung. Die altadlige Familie von Hohenstein, deren Mitglieder die verschiedensten politischen Schattierungen zeigen, wird der Kölner Bürgerfamilie Schmitz gegenübergestellt. Bei allen Mängeln in Form und Inhalt wird die Handlung straff geführt und die Situation lebendig herausgearbeitet, so daß das Werk des Interessanten immerhin genug bietet. — Bedeutend dagegen ist der Roman „In Reih' und Glied“, der energisch das Arbeiterproblem anfaßt, gerade auf die Ausführbarkeit der Lösung hin, wenn auch das Thema sich später unter der breiten Ausführung von Kabalen verzettelt und erst in die Katastrophe wieder sich ziemlich unvermittelt eindrängt. Ganz vortrefflich ist die Charakterisierung des Königs (Friedrich Wilhelms IV.) gelungen, während sich dies von den übrigen Figuren nicht immer sagen läßt, vielleicht mit Ausnahme des folgerichtig konstruierten Helden — der übrigens, entgegen mehrfach verbreiteter Ansicht, mit Lassalle nicht identisch ist. —

Dieses Werk führt uns auf die ausschließlich sozialen Romane, aus deren Besprechung wir wohl „Hammer und Amboß“ und die „Sturmflut“ als genügend bekannt bei Seite lassen dürfen, sowie auch „Allzeit voran“, das den Kampf der welfischen und preußischen Partei einerseits, die morganatische Ehe zwischen einem Fürsten und einer Frau niederer Herkunft andererseits zum Gegenstande hat, aber nach Form und Inhalt recht minderwertig ist, so daß es wenig Interesse erwecken kann.

Der Entwicklungsroman „Was will das werden?“ würde unbedingt den ersten Platz unter Spielhagens Werken einnehmen, wenn nicht seine Vorzüge durch die schon früher angedeuteten Schattenseiten so stark beeinträchtigt würden. Der Dichter hat hier die Vollständigkeit

der Darstellung im Sinne des experimentellen Romans mit einem einzigen Helden zu erreichen versucht, und das bringt eine Abenteuerlichkeit, eine Zersplitterung in Familiengeschichten, ein Umherspringen der Handlung zuwege, welches dem Gesamtwert bedeutenden Abbruch tut. Heraus hebt sich die vorzüglich erzählte Jugendgeschichte des Helden, die kraftvolle Fassung des Problems, und der logische, wenn auch etwas peinliche Verzicht auf die Lösung. Die Charakterisierung ist im allgemeinen richtig, manchmal lebendig; in einer Figur, welche die originellste sein sollte, allerdings folgewidrig schwankend.

Die letzten drei Romane, die uns zur Betrachtung übrig bleiben, haben das gemeinsame, daß sie in gewisser Beziehung Bekenntniswerke des Verfassers genannt werden können in bezug auf die Neuordnung der Verhältnisse seit 1871. Sie behandeln das Verhalten der höheren Stände zur sozialen Frage und die voraussichtlichen Folgen der kapitalistischen Entwicklung. Das Wertvollste, was man in ihnen findet, liegt nicht so sehr in Gestalten und Handlung, als in den eingestreuten Betrachtungen, eine künstlerisch gewiß nicht unbedenkliche Eigenschaft. So manche dieser Erwägungen wirkt heute geradezu als Prophezeiung, während man sie zur Entstehungszeit und noch viel später vielleicht mit einem Achselzucken abtat. Der Roman „Opfer" schildert den äußeren wie inneren Zwiespalt eines Aristokraten, der zu sozialistischer Überzeugung gelangt ist. Man stellt sich leicht vor, welche Breite in einem solchen Werke die Reden einnehmen, und wie die Tendenz das Künstlerische überwuchert. Aber eine nur episodisch auftretende Gestalt hat der Verfasser zur Heldin eines eigenen Romans „Frei geboren" gemacht, und dieses Werk, das die Vorgeschichte einer Reihe von Figuren des vorigen bringt, überragt dasselbe bedeutend an Wert. Es ist in Form einer weiblichen Selbstbiographie gehalten und das eigenartig Weibliche in Stil und Auffassung ist vortrefflich gelungen. — „Ein neuer Pharao", d. i. die neue Zeit, die von Joseph, den alten Idealen, nichts weiß; ein sehr ungleiches Werk, aber als die ausgeprägteste Bekenntnisschrift des Verfassers lesenswert, enthält manche Teile von dauerndem Wert.

Wir sind am Ende unserer Betrachtungen. Wenn ein eingehender Kenner des älteren Zeitromans vielleicht manches der ausgesprochenen Urteile abgeändert wünschen sollte, so sei dazu bemerkt, daß ein abschließendes Urteil gar nicht der Zweck dieser Arbeit ist, sie soll lediglich als Hilfsmittel dienen, bei der großen Zahl der in Frage kommenden Werke das Brauchbare aus dem Minderwertigen auszusondern und dem Leserpublikum zu vermitteln.

Typen und Originale.

Wer nicht gerade mit geschlossenen Augen durch die Welt geht, wird mir beipflichten, daß es überall Typen und Originale gibt, die dem aufmerksamen Beobachter manchen heiteren Augenblick verursachen. Zu finden sind sie in jeder größeren Lesehalle.

Die Lesehalle, von deren Besuchern ich heute erzählen will, ist nicht nur mit einer trefflichen großen Handbibliothek ausgestattet, sondern es liegen auch zahlreiche Fachzeitschriften und viele in- und ausländische Zeitungen aus.

Von den mit mehr oder weniger Pünktlichkeit und Beharrlichkeit wiederkehrenden Besuchern unserer Lesehalle sei zuerst der ewig Stellensuchende genannt. Hastig durchblättert er die Tageszeitungen. Notiert sich auf irgendeinem zerknitterten Stückchen Papier die angegebenen Adressen und eilt Punkt 8 Uhr 15 Min. wieder fort, um den andern Stellensuchenden, wenn irgend möglich, den Rang abzulaufen... Das geht so Tag für Tag. Jeden Morgen um 8 Uhr, sobald die Lesehalle geöffnet wird, kommt er und 8 Uhr 15 Min. geht er, Tag für Tag. Ich beobachte ihn nun schon ein halbes Jahr. Sein Anzug ist einfach, aber noch immer leidlich gut. Sein Aussehen auch. Das Gesicht trägt den Ausdruck fröhlichen Gleichmutes. Macht das die Arbeitslosen-Unterstützung?

Dann ist da der „Sechs-Dreier-Rentier", wie man es in jenen schönen, ach vergangenen Tagen nannte, wenn jemand mit einem Einkommen von ein paar hundert Mark „gut" leben konnte. Heute kann er nicht mehr „gut" davon leben, aber seine Zeitung liest er trotzdem. Hier kostet sie ihn ja nichts. Man muß wissen, was in der Welt passiert! Und wenn gar zu verzwickte Wörter in den „politischen" Sachen vorkommen, dann geht er interessiert hin und schlägt im Lexikon nach. Ich glaube wohl, allemal findet er das, was er sucht, nicht heraus. Bescheiden, wie er in allen Dingen ist, wagt er einerseits nicht, den Auskunftsbeamten zu behelligen, andererseits fürchtet er, sich eine Blöße zu geben, ganz im Gegensatz zu jenem älteren Herrn, der mit tadellos höflicher Verbeugung in kühnster Ideenverbindung jüngst fragte: „Bitte, wo finde ich etwas über Irredenta und Wadenkrämpfe?"

Und dann die Schuljungen, ich wollte sagen die Herren Schüler, die in der Freiviertelstunde ganz rasch heraufspringen und im Müller-Pouillet **die** Lösung oder im Schlömilch **die** Formel zu finden hoffen. (Die Schulmädels kommen meistens erst am Nachmittag, ein wenig schüchtern, immer aber mit einem sehr dringenden Anliegen, denn der Aufsatz ist spätestens übermorgen fällig!)

So gegen 10 Uhr, wenn die Lesehalle sich zu füllen beginnt, kommen die Leser dann in buntem Gemisch. Der pensionierte Professor und derjenige, der gerade für den Vortrag am Abend so unbedingt noch „das" Buch einsehen muß, der Beamte, der im Vorbeigehen mal rasch etwas nachsehen will (obwohl er eigentlich während der Dienststunden keine Zeit dazu haben sollte), die kleine Beamtenfrau, die so gern das dringend benötigte Buch für ihren Ältesten oder das Fräulein Seminaristin bestellen möchte und sich durchaus nicht mit dem Katalog „verständigen" kann. Lehrer und Lehrerinnen, die vielleicht für das in Aussicht genommene Aufsatzthema noch etliches nachschlagen wollen, Krankenschwestern, die, Besucherinnen einer sozialen Frauenschule, hilflos und zaghaft sich erkundigen, ob Schmoller oder Philippovich eine bessere Einführung in die Volkswirtschaftslehre geben. Hausfrauen, die sich über den neuesten Stand der Hausangestelltenfrage und nach den Schlichtungsstellen umtun ... und endlich das Heer der wirklich und intensiv wissenschaftlich Arbeitenden beiderlei Geschlechtes, die am liebsten 10 dicke Bücher um sich herum aufbauen und Welt und Menschen über der Arbeit, auf die Postille gebückt, vergessen, wenn sie nicht gerade tiefsinnig, ohne eigentlich zu sehen, in die Luft starren. — —

Am Nachmittag ist das Bild, trotzdem ein großer Teil der bereits eingeführten Leser ebenfalls kommt, doch ein anderes. Da sind in erster Linie die zu nennen, die des Vormittags beschäftigt sind: die kaufmännischen Angestellten, die gelernten und ungelernten Arbeiter, die Bürobeamten beiderlei Geschlechtes, Telephonistinnen und Straßenbahnschaffner und Schaffnerinnen. Die einen verlegen und unbeholfen, weil sie noch so gar nicht „Bescheid wissen", die andern in dem behaglichen Gefühl „hier bin ich zu Hause, hier ist gut sein". Das sind auch die Leser, die sich vertrauensvoll um Auskunft an den Beamten wenden, weil sie es schon erprobt haben, daß sie gut beraten werden. Das sind aber auch gerade diejenigen, die von dem Beamten oft viel Geduld verlangen, ihm große Mühe und Arbeit, immer aber auch viel Freude machen...

Und dann die Originale. Nicht jede Lesehalle wird reich an ihnen sein, einige wird eine jede aufweisen können.

Ich denke da in erster Linie an den alten Bayern, der stocktaub, überzeugt, nur zu flüstern, ebenso höflich wie laut sein „guten Tag" schreit, sobald er die Lesehalle betritt. Ab und an unterbricht er auch nachher noch die heilige Stille mit einem: „Sie, wann's das Buch ferti ham, nacha bitt i", oder bei Zeitungen „die Minkener Neusten Nachrichten kann i alsdann hab'n". Er ist ein wenig jähzornig, und wenn der Vordermann gar zu lange (nach seiner Ansicht) das gewünschte Buch oder die Zeitung „hat", dann geht er brummend heraus, nicht ohne dem Beamten entrüstet zuzuflüstern: „der Kerl wird heut nimmer ferti".

Unglaublich gewichtig schreitet stets der Amerikaner daher. Ein mindestens 10 Zentimeter hoher Papierstehkragen, dessen unheimliche Weite durch einen knallroten Bindeschlips einzuschränken ihm nicht gelang, umgibt weitläufig den mageren Hals. In krassem Gegensatz zu seiner sonstigen Dürftigkeit steht eine ungeheure Lockenfülle von unschöner Länge und klebriger Beschaffenheit. Er hat häufig Wünsche, die er stets höflich, aber sehr selbstbewußt vorbringt. Sein ständiger Refrain: „Das war in Amerika anders" weist stolz auf sein Weitgereistsein hin.

Die Krankenschwester a. D. Sie besucht unsere Lesehalle regelmäßig des Vor- und Nachmittags. Sie trägt immer noch die Tracht, liest beständig die Königsberg-Hartungsche Zeitung und hat unverkennbar „ostpreißischen" Dialekt. Auch „verfolgt" sie, wie sie mir einmal verraten hat, die Schwesternfrage, mit deren Verlauf sie, nach dem andauernden empörten Kopfschütteln während des Lesens zu urteilen, durchaus nicht einverstanden zu sein scheint. Ob sie sich in Verfolg dieser „Verfolgung" freiwillig zur Ruhe gesetzt hat, vermag ich nicht zu sagen.

Der Advokat mit verdächtig kurzgeschnittenen Haaren (Bürstenkopf von Staatsquartiers wegen). Er liest unbedingt jedesmal im Strafgesetzbuch. Hastig und scheu blättert er auch häufig im B. G. B. oder den kleinen Büchern der Guttentagschen Gesetzsammlung, von denen nicht jedesmal alle nachher zu finden sind. Honny soit qui mal y pense.

Auch des Kandidaten des Höheren Lehramtes sei gedacht. Er liest unentwegt und seinem Beruf entsprechend pädagogische Bücher. Anscheinend ohne sichtbaren Erfolg bis zum heutigen Tage. Selbsterziehung scheint ihm, nach seinen schlechten Manieren zu urteilen, fremd zu sein. Die armen Zöglinge, die er vielleicht dereinst haben wird . . .

Und dann der Sterngucker. Barhäuptig und barfüßig geht er stolz in seinem nagelneuen Marineanzug von feinstem blauen Tuch daher. Die langen bis auf die Schultern reichenden braunen Haare werden um die Stirn herum durch ein ehemals goldgelbes Seidenband zusammengehalten. Die frische Gesichtsfarbe bestätigt, daß er viel im Freien ist. Er erzählte mir selber vor einiger Zeit, daß er stets in schönen hellen Nächten draußen sei, den Sternhimmel zu studieren. Seine Sprechweise ist von einem gewissen bescheidenen Freimut, seine Sprache gesucht gewählt. Er liest vorwiegend rein wissenschaftliche, durchaus nicht leichte Werke, in erster Linie solche, die sich auf das Werden und Vergehen der Welten beziehen. Angeblich hat er dauernd die Erlaubnis, die Sternwarte jederzeit zu betreten. Was seine Eintragungen in das Wunschbuch angeht, so verlangt er unentwegt die Anschaffung sonst wenig geforderter, schwerer astronomischer Werke, glaubt er doch mit einem gewissen Stolz seine unzweifelhafte Belesenheit auf diesem Gebiet durch solche Wünsche kund zu tun.

Ich könnte noch mehr solcher Besucher unserer Bücherhalle dem Leser vorführen, aber wie sagt doch der große Engländer? „weil Kürze nun . . ."

Nörenberg.

Deutschland und die Schweiz.

Von Josef Oswald.

Es würde sich verlohnen, Jakob Burckhardts ganzes Leben und Wirken eigens zu dem Zwecke aufzurollen, um das Verhältnis zu seiner geistigen Heimat in ihrer positiven und negativen Polwirkung auf ihn erschöpfend darzustellen. Indessen bedarf es kaum einer so umständlichen Zurüstung. Wie vielseitig seine Geistigkeit auch sei — sie bietet allenthalben Anklänge an dieses Thema. Ein oft bewährter Kenner und Beurteiler des großen Kulturforschers, der Heidelberger Kunsthistoriker Carl Neumann, brauchte nur eine Musterung unter seinen Burckhardt-Studien vorzunehmen, und ein hinreichend unterrichtendes Bändchen mit dem Titel „Deutschland und die Schweiz" konnte getrost die neue, als „Brücken" bezeichnete Bücherreihe eröffnen, die der Verlag von Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha, herausgibt.

Zwei Aufsatz-Serien, beide erstmalig in der Deutschen Rundschau erschienen, kommen mit „einigen Zusätzen vermehrt" darin zum Abdruck. Die erste von 1907 behandelt auf Grund der Weltgeschichtlichen Betrachtungen Burckhardts politisches Vermächtnis gewiß geistvoll und gründlich, wenn auch das heute Wichtigste fehlt: die Erkenntnis, welch ein guter Prophet der Basler Pessimist gewesen ist, da er z. B. 1881 schreibt: „Ich muß diesen Winter wieder Revolutionszeitalter lesen, und noch nie habe ich solche Mühe gehabt, mir und den Zuhörern den unwillkürlichen Eindruck der Aktualität fernzuhalten." Die zweite Serie von 1918 reiht an eine Darlegung der Entdeckung der Renaissance eine Arbeit über Burckhardts romantische Zeit, worin Neumann von einer Ansicht ausgeht, die man, bei aller Überwindung sonst, nicht zu teilen braucht, der man vielmehr eine andere entgegensetzen darf.

Muß es unterstrichen werden, wenn Burckhardt in einem Reisebrief erzählt, der Anblick des Kyffhäusers habe ihm „muffig verschimmelte Erinnerungen an seine romantische Zeit" wachgerufen? Berechtigt die Bezeichnung: „meine romantische Zeit" dazu, zwischen dem jugendlichen und dem gereiften Burckhardt eine Kluft zu sehen, die jenen — ungleich dem jungen Goethe — nicht als einen „vollwertigen Teil in seiner Gesamterscheinung" erkennen läßt? Daß ein 59jähriger über den Überschwang seiner Jugend lacht, namentlich wenn es sich um politische Romantik gehandelt hat, ist begreiflich. Im übrigen scheint mir Burckhardt gerade das mit Goethe gemein zu haben, daß einer, der von seiner Jugendzeit gehört, von seinem warmen Freundschafts- und Mitteilungsdrang, von seiner genialen Vielseitigkeit, seiner sprudelnden Lebens- und Schaffenslust, angesichts der verkörperten Demut, Zurückhaltung und Entsagung im Alter, genau so enttäuscht gewesen wäre wie so mancher, den die Ministererscheinung des Altmeisters aus allen Himmeln des Werther, Götz und Faust gestürzt hat.

Auf Vorklänge des Renaissanceforschers im Romantiker braucht man allerdings nicht sonderlich Gewicht zu legen, z. B. auf die entzückenden Subjektivitäten des belgischen Cicerone oder, was weniger bemerkt wird, auf die Modellierung eines Conrad von Hopstaden, den man sich auch ganz gut als Vertreter einer nachmittelalterlichen Tyrannis denken könnte. Das Entscheidende ist, daß in Burckhardts jugendlicher Romantik ein individueller Ideenkern steckt, der so wenig seine Beschaffenheit ändert wie das Wasser, mag es an Basel oder an Bonn vorbeifließen, indes die Veränderung des Strombildes von der gestaltender Umgebung herrührt. Nicht zuletzt war dieses Landschaftliche ein Hauptelement von Burckhardts Romantik. An dem rheinischen Musensitz erwacht, war und blieb sie im wesentlichen Rheinromantik, Heimatromantik, Landschaftszauber voller „Beziehungen zum Menschenleben und seinen Denkmalen", in diesem Falle also: zu rheinischer Kunst und Kultur, zum rheinischen Mittelalter. Welche Rolle dabei in der Folge das Heimatliche im

engeren Sinne gespielt hat, zeigt ein Ausspruch des 63jährigen: „Glücklicherweise sind les environs de Bâle noch immer schön ... Und les environs de Paris sind doch wirklich schwach dagegen". Unberührt von der Renaissancewolke, die leuchtend darüber hingezogen war, blieb auch seine Liebe zu der deutschen Gotik. Hatte er in romantischer Schwärmerei mehr ihren germanischen, den Griechen ebenbürtigen Charakter betont, so schreibt er 1880 über das Straßburger Münster: „Die ursprünglichen Teile der Fassade sind doch das schönste und geistvollste Gotisch, was auf Erden existiert", während er drei Jahre vorher in St. Elisabeth in Marburg sich in seinem alten Respekt bestärkt hatte „vor Leuten des 13. Jahrhunderts, deren Bauten wie lebendige Pflanzen aus dem Boden hervorgewachsen scheinen".

In einem Punkte räumt auch Neumann „die Einheit des jungen und des späteren Burckhardt" ein: in dem Kardinalpunkte, seinem ethischen Persönlichkeitsgehalt, der ihn befähigt, über die verschiedenartigsten Geschichtserscheinungen, mit welcher Intensität er sie auch ergreife und nachempfinde, sich zu erheben. Er drückt das so aus: „Zwischen dem Weltphänomen, das die Kultur der Renaissance schildert, und der Moral, die Burckhardt daraus etwa für sich oder andere gezogen hätte, muß streng geschieden werden". Den Anlaß dazu bietet Burckhardts schöne und bedeutsame Schillerrede in der Basler Universität bei der Säkularfeier des Dichters, zu einer Zeit also, da der neue Ordinarius der Geschichte die Grundlage seines Ruhmes, jenes Buch über die Kultur der italienischen Renaissance zum Abschlusse gebracht hat. Für den erneuten Abdruck dieser Gedächtnisrede kann man Neumann nur dankbar sein. Sie gehört in diese „Brücke". Was bedeuten alle Sympathiebezeigungen deutscherseits für das Nachbarland gegen den idealen Viadukt, den der Schwabe den Schweizern mit seinem „Tell" errichtet hat, dessen Anblick jedes Eidgenossenherz höher schlagen läßt. Das konnte nur die Kunst, man muß sogar sagen: nur Schillers Kunst. Vollends gilt hier, was Wilhelm von Humboldt im Hinblick auf das Gedicht: „Würde der Frauen", das ihm wie aus der Seele geschrieben war, in einem Briefe an den Verfasser ausgesprochen hat: „Was man so denkt und prosaisch hinschreibt, ist doch nur so ein Hin- und Herschwatzen, etwas so Totes und Kraftloses, vorzüglich etwas so Unbestimmtes und Ungeschlossenes; Vollendung, Leben, eigne Organisation erhält es nur in dem Munde des Dichters".

Bücherschau.

A. Wissenschaftliche Literatur.

Arrhenius, Svante, Der Lebenslauf der Planeten. Leipzig, Akad. Verl.-Ges., 1919. (157 S.)

Der berühmte schwedische Naturforscher hat schon durch sein „Werden der Welten und die Vorstellung vom Weltgebäude im Wandel der Zeiten", welche vor dem Kriege im gleichen Verlage erschienen, seine große Befähigung für echt populärwissenschaftliche Darstellung bewiesen; sie kommt auch seinem letzten Werke zugute, welches das Rätsel der sogen. Milchstraße bezw. die Entstehung des Sonnensystems aus den Nebeln der Milchstraße zum Gegenstand hat; als Einleitung geht den eigentlichen Fragestellungen ein Vortrag: „Der Ursprung der Sternanbetung" voraus. Auch die chemische und physikalische Beschaffenheit der Atmosphären der Himmelskörper, insbesondere der Zustand des Planeten Mars (seine sogen. Bewohnbarkeit bei einer mittleren Temperatur von — 40° reduziert Arrhenius auf die Möglichkeit, daß niedere Pflanzen im Sommer an den Marspolen existieren) werden behandelt. Wir empfehlen das Werk angelegentlichst.

B. Laquer.

Braun, Otto, Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten. Herausgeg. von Julie Vogelstein. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anstalt, 1920. (306 S.) 12 M.

Man hat in der deutschen Literaturgeschichte bei der Lektüre von Kinderbriefen einmal die Gewißheit waltender Genialität: bei Goethe. Man gewinnt den Glauben an ein Genie, das sich entfaltet hätte ohne Einbruch des grausen Schicksals, im Felde zu fallen, wenn man die Auswahl aus Tagebüchern und Briefen des sieben- bis zwanzigjährigen Otto Braun liest, Schriften, denen nie Veröffentlichung zugedacht war, die ihr aber würdiger sind als die vielen Bände voll Aufzeichnungen oder Erinnerungen, wie sie der Büchermarkt täglich bringt. Hier begleiten wir das innere Werden eines Knaben, der mit den frühesten Sätzen schon ein inneres Sein kundgibt, die Selbstgestaltung der eigenen Kräfte, die voller Substanz nur der Bewußtwerdung bedurften, die stetig klarere Schau des Ziels, das dem erstaunlich Begabten seit früher Jugend aufstrahlt. Ein Wunderkind? Als Dreizehnjähriger verteidigt er sich gegen diesen Anwurf: „Wunderkinder sind in unnatürlicher Treibhausluft gezogene Wesen, die rasch emporsteigen, rascher verblühen und vergessen werden, und meist mit Recht. Wunderkinder sind fast immer innen faul und hohl und außen schön geschminkt. Ich will wahrhaftig lieber wie Alexander ein kurzes Leben, aber groß, tief, voll Kampf und Ehre, voll Nutzen für die Menschheit, als ein langes, unbedeutendes." Und als Zwanzigjähriger weiß er, daß das Höchste, was ein Mensch erreichen kann, nicht Ruhm, Glück, Größe, das Werk sein kann, sondern „Vorbild werden, ein solcher, der allein durch sein Dasein Welt und Menschheit bestimmt".

Wir haben die Überzeugung, Otto Braun wäre der Mann des 20. Jahrhunderts geworden. Sein Denken, wie es uns aus seinen Aufzeichnungen klar wird, war zentral auf ein Bild des Staates gerichtet, dessen neue Formung ihn auf das stärkste beschäftigte. Wir lesen, wie er ein Deutschland im Herzen trägt, das noch nicht Gestalt gefunden, aber das sich erfüllen wird, wie „es das deutsche Mittelalter versprach, wie es die Größten und Besten träumten". Den Glauben an eine nationale Kultur speisen tiefste Quellen. Immer wieder stoßen wir auf Aufzeichnungen, wie deutsche Städte und Lande, deutsche Dichter ihm zu großem Erlebnis wurden. Mehr aber ergriff ihn die einzigartig gerundete Kultur der Griechen, die er seit seinem vierzehnten Lebensjahre tiefer und tiefer erkannte. Hier fand sein Geist die ihm gemäße Synthese von Tragik und Heiterkeit, die das Leben der Großen bildet, hier erfüllte sich seine Sehnsucht nach Klarheit, Helle, Kosmos, hier entsprangen seine Visionen eines antik-modernen Reiches. Aber wie körperhaft, leibbejahend und lebendig dies Denkbild ihm erwächst, erhellt aus seiner Ablehnung alles Rationalistischen (Tschuangtse, dessen im Abendland eingeführte Lehren diesem den Untergang bedeuten würden!) oder alles Ungestalteten und Ungebildeten, wie es ihm in Polen sichtbar wurde. „Sollte Deutschland", schreibt er aus dem Felde, „dem Tode verfallen sein, die Welt sich zwischen Amerika und Rußland teilen (womit dann alles erstorben wäre, was wir unsere Götter nannten), dann glaube ich wohl, daß aus der blutschänderischen Verbindung mit dem Slawentum noch einige orchideenhaft seltsame und seltene Blüten erwachsen könnten, wir alle jedoch, die noch die Götter lieben, täten dann besser, wie ehemals Cato, diese für uns unpassend gewordene Welt zu verlassen."

Sein mit steter heiliger Leidenschaft für alles Große erfülltes Herz bebte für sein Vaterland. Er war tief erfüllt vom Kriegerethos des heldischen Menschen, und der Jüngling, der seinen Homer, Hölderlin und Nietzsche mit sich führt im Felde, lebt das heroische Ideal des Siegers in der Feldschlacht. Dies, glaubt er, sei das Höchste und grenze ans Letzte, „und die Alten wußten wohl, warum sie gerade die

Helden des Schlachtfeldes so oft zu Halbgöttern erhoben". Auch er weilt nicht mehr unter uns Menschen. Was er war, davon gibt eine Ahnung die Auswahl seiner Schriften, aber nicht, was er uns geworden wäre. Paul Ortwin.

Brinkmann, Ludwig, Die Erweckung der Maria Carmen. (Aus meiner Bergwerkszeit.) Frankfurt a. M., Rütten & Loening, 1911. (394 S.) Geh. 4 M., geb. 5 M.

Das Buch enthält Tagebuchanfzeichnungen des Verfassers aus seiner zweijährigen Tätigkeit als technischer Leiter und Teilhaber eines Bergwerks in Mittel-Mexiko. Im Verein mit zwei Amerikanern geht er an die Wiedererweckung der versunkenen Silbergrube Maria Carmen. Nach monatelanger mühevoller Arbeit, im Kampf mit den immer wieder nachdringenden Wassern, die das Innere des Berges anfüllen und an deren Beseitigung die Versuche ihrer Vorgänger gescheitert waren, gelingt es ihnen endlich, Silbererze ans Tageslicht zu fördern. Doch bereits nach den ersten Erfolgen wird ihnen das ganze Unternehmen durch kapitalistische Machenschaften entrissen. Arm an Geld, doch um viele Erfahrungen reicher, kehrt der Verfasser nach Deutschland zurück.

Die eingestreuten Betrachtungen über die eigentümlichen Charakterunterschiede der verschiedenen Rassen sind reizvoll und lehrreich zu lesen und zeugen von der Unvereinbarkeit amerikanischer und deutscher Lebensziele. Der Verfasser fühlt sich in der Rolle des rücksichtslosen Beherrschers der Natur im Grunde nie recht wohl, und Phantasie und Grüblertum in ihm hemmen seine Tatkraft.

Der Wert des frisch und lebendig geschriebenen Buches, dem eine eigentlich spannende Handlung fehlt, liegt weniger im Erzählerischen als vielmehr in der anschaulichen Schilderung der Arbeits- und Lebensverhältnisse beim Bergbau in der tropischen Wüste Mexikos; es eignet sich daher — vergleichbar etwa Max Eyths „Im Strom unserer Zeit" — besonders für Leser, die an Fragen neuzeitlicher Technik interessiert sind. Frida Endell.

Fechner, Ausgewählte Schriften. Berlin, Borngräber, 1919. Geb. 6.50 M.

Lucian, Ausgewählte Schriften. Ebenda, 2 Bde. in 1 Bd. (264, 292 S.) Geb. 10 M.

Gobineau, Graf, Ausgewählte Schriften. Ebenda, 1919. (196 S.) Geb. 6,50 M.

Montaigne, Ausgewählte Schriften. Ebenda. Geb. 6,50 M.

Montesquieu, Ausgewählte Schriften. Ebenda. Geb. 6,50 M.

Rabelais, Ausgewählte Schriften. Ebenda. Geb. 6,50 M.

Walther von der Vogelweide, Gedichte. Ebenda. Geb. 6,50 M.

Eine Reihe geschmackvoll ausgestatteter Auswahlbände, die der Verlag von Borngräber aus der vor längeren Jahren bereits erschienenen Sammlung „Bücher der Weisheit und Schönheit" übernommen hat. Was in ihnen geboten ist, gehört zwar nicht zu dem Größten, aber doch zu dem unbestreitbar Großen im Reiche des Geistes, zwar sind es nicht „ewige Gefährten", „Feuersäulen auf dem Wege der Menschheit", so doch Weggenossen, denen wir uns gern und freudig anschließen. Zuerst die beiden echtdeutschen Meister H. Th. Fechner, der wissenschaftliche Spekulation mit tiefsinnigem Spiele der dichterischen Einbildungskraft verbindet, und Walther von der Vogelweide mit seiner aus dem Gemüt quellenden Lyrik und schlichten Treuherzigkeit seiner vaterländischen Ermahnungen, dann der feine Spötter Lucian und das grobianische Genie Rabelais, die kühle, verstandesklare Ruhe und das weltmännische Wesen der beiden großen Franzosen Montaigne und Montesquieu, im

Gegensatz zu dem Phantasiemenschen und prophetischen Geschichtsphilosophen Gobineau: alles in allem eine Reihe köstlicher Bücher, die, in guten Übersetzungen aufs neue dargeboten, wohl einen Platz in jeder Hausbücherei wie in unseren Volksbibliotheken verdienen. G. Fr.

Grabmayr, Karl von, Süd-Tirol. Berlin, Ullstein, 1919. (Männer und Völker, 21.) (255 S.) Geb. 3 M.

Das Buch, als Werbeschrift gegen die Lostrennung Südtirols veröffentlicht, weist in einer Reihe von Einzelaufsätzen die Zugehörigkeit dieses Gebietes zum deutschen Lande nach. Die Abhandlungen aus der Feder hervorragender Schriftsteller und Gelehrter, welche die verschiedensten kulturellen Stoffgebiete zum Gegenstand haben, sind äußerst anschaulich und fesselnd geschrieben, und wenn sie ihren Zweck leider nicht erreicht haben, so weisen sie das Unrecht, das diesem Lande widerfahren ist, mit unwidersprechlicher Klarheit nach und geben der Hoffnung auf eine bessere Zukunft Raum durch die Darlegung der moralischen Unmöglichkeit, es mit einem wesenfremden dauernd zu vereinigen. Abgesehen aber von dem politisch-nationalen Zweck, ist das kleine Buch eine schätzenswerte Einzelschrift über das besprochene Gebiet und bringt uns das Volk jenes Landes, welches sich so manchem durch seine herrliche Natur unvergeßlich eingeprägt hat, brüderlich nahe. A. St.

Junge Kunst, Eine Sammlung von Künstlermonographien. Bd. 1 ff. Klinkhardt & Biermann, Leipzig, 1919.

Das Interesse für moderne Kunst, speziell die darstellende, wird täglich größer, zweifellos. Nur sieht es zuweilen etwas nach Mode aus. „Man" hat sich eben für so etwas zu interessieren, auch wenn „man" sonst die Courths-Mahler liest. Für alle, die Verständnis für die Psyche des modernen Künstlers haben, wird die neue Sammlung nicht unwillkommen sein, wenn sich auch nicht behaupten läßt, daß ihr Text hervorragend ist und unbedingt eine Lücke ausfüllt. Andererseits wird man die kurzen Selbstbiographien der Künstler begrüßen. Mit wenigen Ausnahmen ist das Bildermaterial so gut, daß sich schon dadurch die Existenz der Sammlung rechtfertigt. Wer keine Bilder sieht — und sei es nur in schwarzen Reproduktionen — wird nie zum Verständnis kommen, mag er auch ein Dutzend der besten Kunstbücher lesen. In dem Bändchen über Paula Modersohn-Becker bringt ihr treuester Freund Hoetger eine kurze Erinnerung an die so früh verstorbene Künstlerin; sie ist wundervoll und läßt mehr als viele Worte einen Einblick tun in das Wesen dieser feinen Frau. Die Bände über Pechstein, Hoetger, Klein, Heckendorff und die Modersohn sind wohl die besten. v. Witzleben.

Knoke, Arnold, Was soll unsere Tochter werden? Ein beratender Führer bei der Berufswahl. Leipzig, Quelle & Meyer, 1919. (V, 124 S.) Geb. 4 M.

Knokes Buch geht von der richtigen Voraussetzung aus, daß jedes junge Mädchen zum Beruf der Hausfrau, der Mutter und der Staatsbürgerin vorgebildet werden muß. Mehr als früher zwingt der unglückliche Ausgang des Krieges dazu, Kräfte und Fähigkeiten aller Staatsmitglieder, auch der Frauen, zur Mitarbeit heranzuziehen. Die Schule hat es als ihre Pflicht zu betrachten, die heranwachsende Jugend bei der Wahl eines Berufs zu unterstützen. Körperliche und geistige Befähigung, Neigungen und die vorhandenen Geldmittel, schließlich auch die Berufsaussichten sind in Erwägung zu ziehen, hierbei wird Knokes Führer ein gutes Hilfsmittel sein. Der erste Teil (31 Seiten) ist einer Betrachtung über die einzelnen Berufsarten gewidmet. Nach einer eingehenden Würdigung aller Berufe, die es mit Erziehung und Unterricht zu tun haben, kommt der Verfasser auf den Beruf der Krankenpflegerin zu sprechen, der wie jeder Lehrberuf innerste Befriedigung in sich trägt. Der heutigen Zeit wird er gerecht, wenn er auf die günstigen Aus-

sichten aller praktischen und gewerblichen Tätigkeit hinweist. Auch die Beschäftigung auf verschiedenen Gebieten des Handels, als Beamtin im mittleren Post-, Telephon- und Eisenbahndienst und die auf akademischer Vorbildung aufgebauten Berufe werden ebenso wie die sozialen gestreift. Der größere Teil des Buches ist der Aufstellung aller Berufszweige gewidmet, zu denen die verschiedenen Arten von Mädchen- und Frauenschulen berechtigen, wobei man genaue Angaben über Zeit und Ort der Ausbildung, Kosten der Vorbereitung auf Anstalten und Schulen findet. Diese Art der Zusammenstellung von der Volksschule aufsteigend bis zur Studienanstalt ermöglicht eine rasche Übersicht. Die Richtigkeit im einzelnen konnte nicht nachgeprüft werden, für die Zuverlässigkeit bürgt wohl die langjährige Tätigkeit des Verfassers als Direktor eines städtischen Lyzeums mit Frauenschule. Ein Druckfehler sei hier berichtigt: bei der Ausbildung zur Bibliothekarin Seite 90 heißt der Leiter der Zentrale für Volksbücherei Dr. Paul Ladewig, nicht Ludewig.

Eine dankenswerte Beigabe ist die Erwähnung der Vereinbarungen Preußens mit andern Bundesstaaten über gegenseitige Anerkennung der einzelnen Prüfungen. Das Buch ist nicht nur eine Anregung für Eltern und Töchter, sondern wird auch ein willkommenes Nachschlagebuch für jedermann sein, der die weibliche Jugend bei der Wahl des Berufs beraten soll. A. R.

Moszkowski, Alex., Die Welt von der Kehrseite. Eine Philosophie der reinen Galle. Hamburg, Hoffmann & Campe, 1920. (320 S.)

Der Verfasser ist nicht nur bekannt als Feuilletonist des Berliner Tageblattes. Sein Buch „Der Sprung über den Schatten" und das mit Fürst herausgegebene Werk „Das Buch der tausend Wunder" haben nicht unwesentlich zu seiner Wertschätzung beigetragen. In äußerst geistreicher Weise behandelte er in einzelnen Aufsätzen Probleme der Wissenschaft und des Lebens, wobei er besonders bei letzteren seinem scharfen Spott die Zügel schießen ließ. Jetzt legt M. seinen Lesern und Freunden ein neues Buch auf den Weihnachtstisch, das es mit seinen Vorgängern in jeder Beziehung aufnehmen kann. Die Philosophie der reinen Galle geht mit unbarmherzigem Scharfsinn und Spott den Lächerlichkeiten des Lebens und der Wissenschaft zu Leibe. Nicht immer wird man dem Verfasser widerspruchslos beistimmen können. Handelte es sich nur um ein Ulkbuch, das in mehr oder weniger geistreicher Weise dem Leser einige angenehme Stunden verschaffen will, so würde man einfach darüber hinweggehen. Aber unter Moszkowskis spöttischer Außenseite verbirgt sich ein großer Lebensernst, es sind wichtigste Fragen der Weltanschauung, die scheinbar mit Humor behandelt werden; es ist Galgenhumor über die Tragikomödie des Daseins. Und das ist so schön und wertvoll an dem Buch, es regt an, über scheinbare Nichtigkeiten nachzudenken, über Sachen, die für uns immer als selbstverständlich und die natürlichsten von der Welt gegolten haben. Wenn man die Lektüre so anfaßt, ist das Werk alles andere als ein Unterhaltungsbuch. Der „Unsinn der Geschichte" wird für manchen das beste und geistreichste Kapitel sein. Hier möchte ich dem Verfasser einen Einwand machen. Er verweist die berühmte Geschichte von Mucius Scävola ins Reich der Fabel. Meines Erachtens zu Unrecht. An allen derartigen Erzählungen pflegt irgend etwas Wahres zu sein, und diese Geschichte kann sogar ganz wahr sein. Es gibt nämlich eine ziemlich verbreitete Nervenkrankheit, die Syringomyelie, die mit Vorliebe die Hände befällt und sie für Gefühls- und Temperatursinn unempfindlich macht. Die neulich hier im Hörsaal vorgebrachte Meinung, Scävola sei ein solcher Kranker gewesen, erscheint mir durchaus plausibel. — Jeder wird dem Buch Anregung verdanken und froh sein, durch einen solch bedeutenden Geist in gleichzeitig so angenehmer Form von den Ereignissen der traurigen Gegenwart für einige Zeit abgelenkt zu werden.

v. Witzleben.

v. Müller, Deutsche Erbfehler und ihr Einfluß auf die Geschicke des Deutschen Volkes. Neubearb. von Karl v. Müller. Gotha, F. E. Perthes, 1919. (78 S.)

Gewiß ist es ein Zeichen hochschätzbarer Gesinnung, wenn der „Emden“-kapitän hier mit einem von ihm neubearbeiteten Büchlein seines Vaters zu unterstreichen sucht, was Politiker der Gegenwart nur allzuoft und ohne Erfolg ausgeführt haben. Gewiß ist es richtig, daß an Untreue gegen das eigene Volkstum, an mangelhaftem nationalen Selbstgefühl, an Vorliebe für wesensfremden Einfluß usw. die Deutschen nicht leicht übertroffen werden konnten und können. Aber die Ausführungen v. Müllers sind im Stoffe und in der Darstellung für unsre schnelllebigen Tage zu schwerfällig, um aufpeitschend wie eine Flugschrift zu wirken. So sieht man den eigentlichen Zweck des an sich gut gemeinten Büchleins nicht recht ein. Le.

Neumann, Fritz Stephan, Denkt Kinder und Enkel ... Berlin, Elsner 1919. Br. 10 M.

„Auf der Höhe traf unser Volk der Blitzstrahl des Krieges ohne seine Schuld. Es sei denn, daß Arbeitsfleiß und Friedfertigkeit bis zum äußersten, daß weltpolitische Genügsamkeit und der aus der Arbeit fließende Wohlstand, daß der Anspruch auf Gleichberechtigung mit den andern, vergleichbaren Kulturvölkern der Erde ein Volk in Schuld verstricken. Bis um die Mitte des Weltkrieges konnten wir reinen Gewissens sein. Seither sind wir schuldig geworden. Nicht der Feind hat unsern Absturz bewirkt, der noch im Augenblick unseres Zusammenbruchs überrascht war, Sieger zu sein. Vielmehr haben wir Mächte über uns Herr werden und uns durch sie draußen und drinnen alles verderben lassen, die vordem nur insoweit zur Geltung kamen, als sie Volk und Staat etwa von Nutzen sein konnten. Demokratie und Sozialismus haben sich ... zu Diktatoren unseres Volkes aufgeworfen und in dem Maße, in welchem sie ... zur Macht aufstiegen, in diesem Maße erlosch der glänzende Stern Deutschland“. Wem diese Worte einleuchten und wer in diesen Gedankengängen das leider nur allzu Richtige erblickt, dem wird diese Materialsammlung auf das Höchste willkommen sein. Sie ist ausgezeichnet eingerichtet. Die alphabetische Anordnung und ein ausreichendes Schlagwortverzeichnis am Schlusse geben jeden erwünschten Hinweis. Einzelne Proben zu geben verbietet der Raum. Die Sammlung wird als Hand und Nachschlagebuch jedes politisch Denkenden wesentliche Dienste tun. Auch öffentliche Bibliotheken sollten das Buch in den Lesesaal stellen: hoffentlich hält das Papier wenigstens einige Zeit. Otto Lerche.

Opitz, Walter, Deutsche Geschichte werdend und wirkend. Leipzig, Voigtländer, 1919. (232 S.) 5 M.

Opitz stellt sich die Aufgabe, ein sprechendes Lebensbild unseres Volkes bis zum Weltkrieg mit stark kulturgeschichtlichem Einschlage zu geben. Alles Vergangene wird in Zusammenhang mit der Gegenwart, in Beziehung zu ihrem Nutzen gebracht. Ein nützliches Volksbüchlein ist so entstanden, das unvoreingenommen für die Allgemeinbildung weitester Kreise wünschenswerte Aufschlüsse bringt. Es ist wohlgeeignet, bei Wiederholungen und zu eifrigem Lernen als rasch unterrichtender Führer zu dienen. Hierzu helfen das sorgsame Verzeichnis von Menschen und Dingen, sowie die 18 Kartenskizzen. Leider veranschaulichen letztere den vielfachen Wechsel des Vaterlandbildes in zu kleinem Maßstabe. Mehr als Hausbuch als zum Bibliotheksbesitze möchten wir das Buch hier zur Kenntnis bringen. R.

Scheffler, Karl, Die Zukunft der deutschen Kunst. Berlin, Cassirer, 1919. (40 S.) Geb. 4,50 M.

Einen Weg weist Scheffler in seinem Büchlein, um aus der künstlerischen Unkultur der Vergangenheit und aus den gegenwärtigen Wirrnissen heraus endlich

wieder zu erträglichen Zuständen zu kommen. Eine Wiedergeburt des Handwerks sieht er voraus, im Zusammenhang mit dem industriellen Zusammenbruch, und eine Rückkehr zur Einfachheit. Damit, hofft er, werden wir den Zivilisationsschwindel überwinden und schließlich die Wiedergeburt des deutschen Idealismus erreichen. Also sieht er nicht schwarz in die Zukunft der Kunst, im Gegenteil, die Morgenröte eines neuen Tages sieht er aufleuchten. Oe.

von Vincenti, Dr. Arthur, Volkstümliche Vorträge. Magdeburg, Carl E. Klotz, 1919.

Der Verfasser bringt eine Anzahl „Skizzen von Vorträgen für Volkshochschulen, Volksunterhaltungs- und Vereinsabende", die nach seiner Meinung (s. Vorwort) als Muster für ähnliche Vorträge gelten und sich durch ihre Eigenart auszeichnen sollen. Eingeleitet werden sie durch „Ratschläge für das Halten von volkstümlichen Vorträgen" und Bemerkungen über die „Organisation der Vortragsabende". Beide Kapitel zeugen von sehr oberflächlicher Betrachtungsweise und entbehren in ihrer Rezeptähnlichkeit eines ernsthaften methodischen und somit praktischen Wertes. Nach ihnen hat es fast den Anschein, als garantiere für das Gelingen von Vorträgen neben einem richtigen Kostenvoranschlag bereits die Tatsache, daß der Leiter sein Augenmerk auf die proportionierte Höhe und Breite des Rednerpultes gelenkt und für die günstige Besprechung des Abends in der Zeitung im voraus gesorgt hat. Bezeichnend für das wertlos Schlagwortartige des Buches ist auch der Vorschlag, die Vortragstitel als Lockmittel für die Hörerschaft sensationell auszuschmücken, so z. B. statt „Der Tod der Maria Stuart" „Maria Stuarts tragisches Ende" zu sagen, oder statt „Kant und seine Zeit" „Kant und seine Zeit, das größte Zeitalter des deutschen Geistes". Die Eigenart der Vortragsskizzen aus verschiedenen Wissensgebieten — um zum Hauptteil des Büchleins zu kommen — ergibt sich schon aus wenigen Stichproben. Was zunächst die äußere Form anbelangt, so ist nicht ersichtlich, warum außer unterschiedlichem Druck auch noch die Buchstaben des großen und kleinen Alphabets Verwendung finden; sie bewirken hier nur ein unruhiges, großspuriges Aussehen und verringern die Übersichtlichkeit. Dafür hat der Verfasser unterlassen, bei den verschiedenen Themen anzugeben, ob er sie als „Einzelvortrag", als „die Verbindung mehrerer Einzelvorträge zu einem größeren Ganzen mittels eines übergeordneten Titels" oder als „Vortragsreihe" angesehen haben will (den Unterschied der beiden letztgenannten Vortragsarten macht er nicht klar); so darf er sich nicht wundern, wenn man seinen Programmen vielleicht an falscher Stelle Stoffarmut oder Überladenheit vorwirft. Und was hat es für einen Sinn, für Themen, die jeder gebildete Laie ohne jede geistige Anstrengung gliedern kann, dem Dozenten Dispositionen zu bieten und dazu Dispositionen von folgender Eigenwüchsigkeit:

Napoleon I.

A. Napoleons Herkunft und Jugend.
B. Der junge Offizier.
C. Der siegreiche General.
D. Der erste Konsul.
E. Der Kaiser.
F. Der Abenteurer im russischen Winter.
G. Der Besiegte von Leipzig.
H. Der Held in der Verbannung.
I. Napoleon im Liede der Völker.

Der Nibelungenring.

A. Geschichte der Entstehung des Werkes.
B. Wagners Weltanschauung im Spiegel seiner Werke.
C. Erläuterungen der einzelnen Teile des Werkes.
a) Rheingold, b) Walküre, c) Siegfried, d) Götterdämmerung.

Dafür begnügt sich der Verfasser bei anderen, die zu einer Inhaltsskizze geradezu verpflichten, mit der Angabe des nackten Titels, wie etwa bei „Wandlungen des Schönheitsideals in der Kunst", „Weimar und sein geistiges Leben nach

Goethe", „Die Naturanschauung der Romantiker" oder „Die Chemie im Haushalt". Weiter ist bezeichnend für die Art, wie sich der Verfasser den methodischen Teil seiner Aufgabe leicht macht beziehungsweise ihn ganz verkennt, daß er z. B. unter dem Titel „Berühmte Musiker" einfach in alphabetischer Anordnung 10 Namen aufzählt. Und was soll man sagen, wenn ein hauptamtlicher Volksbildner sich auch die leiseste Andeutung der Ausführung bei dem Thema „Die schöne Literatur als Volksbildungsmittel" schenkt. Gänzlich unzureichend sind ferner die Literaturabende: Bei der Vortragsfolge „Die großen englischen Dichter und Prosaisten" sind Scott, Dickens und Thackeray nicht einmal genannt, geschweige denn sinnvoll gruppiert, und die Reihe „Hauptzüge der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts" sieht folgendermaßen aus:

A. Goethe. B. Kleist. C. Arnim.
D. Brentano. E. Eichendorff. F. Storm.

Schließlich noch eine erheiternde Geschmacklosigkeit. An einem Abend über „München und seine Eigenart" will der Verfasser München, nachdem es als Kunst- und Fremdenstadt gewürdigt worden ist, als Paradies des Bieres" feiern. Da wäre es vielleicht volkserzieherisch noch fruchtbarer, einmal „in Analogie" dieses Vortrags über Eberswalde als Paradies der Spritzkuchen zu reden.

Zusammenfassend sei gesagt, daß das vorliegende Büchlein für niemand als Mustersammlung gelten kann, ja, daß es für den Rat suchenden Bildungspfleger gefährlich ist. Denn alle Anweisungen zielen offenbar nur auf äußerliche Wissensübertragung ab und lassen nirgends erkennen, daß die Hauptaufgabe der Volkshochschule gemeinsames Vertiefen in ein Arbeitsgebiet sein muß. Als Andeutung, wie der Verfasser bei ernsterer und weniger bequemer Auffassung seiner Aufgabe, methodisch Anregendes und praktisch Wertvolles hätte bieten können, seien zwei Inhaltsskizzen hierhergesetzt, die ich dem diesjährigen Winterprogramm der Stettiner Volkshochschule entnehme:

Grundzüge deutscher Weltauffassung. (Zehnstündig.)

Der Charakter der deutschen Sprache. Der metaphysische Hintergrund der deutschen Mythologie. Das deutsche Heldenideal (besonders im Unterschied vom antiken). Das deutsche Frauenideal. Die deutsche Frömmigkeit. (Der Heliand. Die Mystik.) Die deutsche Kunst (Gotik). Der deutsche Staatsgedanke. Das deutsche Forscherideal (Faust).

Einführung in die Kenntnis deutscher Personennamen. (Achtstündig.)

Theoretischer Teil: Warum reicht ein Name nicht mehr aus? Benennungen nach Abkunft, örtlicher Herkunft, körperlichen und geistigen Merkmalen, Berufen. (Ausblicke auf die Kulturgeschichte, insbesondere das Zunftwesen; Stettiner Zunftstraßen.) Weiterentwicklung der Vornamen zu Familiennamen. Spitznamen.

Praktischer Teil: Deutungsversuche an dem Namenmaterial, das das tägliche Leben (Politik, Literatur, städt. Körperschaften) an die Hand gibt. Übersicht über die Familien- und Vornamen der Kursusteilnehmer. Namenstatistik. Richtlinien einer Vornamenpflege.

Dr. Hadlich.

Wieser, Fr. Frh. v., Österreichs Ende. (Männer und Völker.) Berlin, Verlag Ullstein & Co., 1919. Geb. 3 M.

Daß das Studium des Schicksals der Donaumonarchie unserm bisher allzu engen außenpolitischen Gesichtskreis die notwendige kontinentale und damit planetarische Erweiterung zu erhalten fähig ist, bildet eine Erkenntnis, die sich bei uns nur zu langsam Bahn bricht. Um so notwendiger ist es, die deutsche öffentliche Meinung mit den Kräften bekannt zu machen, die das dynastische Staatsgebilde der Habsburger sprengten, vor allem, um die Bedingungen zu verstehen, unter denen Deutsch-Österreich sich in Zukunft sein Staatsleben einrichten muß. Alt-

wiener Geist und Formgefühl spricht zu uns aus dem Werk des früheren Ministers und Professors an der Wiener Universität, jene vorsichtig abwägende, geklärte Analyse, die doch nicht erkältend abstößt, sondern mit warmem Unterton uns das Gelesene miterleben läßt. Besonders sympathisch berührt die von tiefem Verständnis für das deutsche Volk zeugende Darstellung der deutschen Revolution, die neben der lichtvollen Darstellung der russischen dem deutschen Leser wertvoll sein dürfte.

Wird man dem Verfasser auch nicht in allen Punkten beistimmen können — gerade der Niederbruch des Bürgertums läßt sich aus den Auswirkungen des Sozialismus und Nationalismus nicht restlos erklären — so bietet das Werk in seiner klaren und fesselnden, allen Weitschweifigkeiten abholden Darstellung eine wertvolle Bereicherung der auch für uns wichtigen Nachkriegsliteratur. Heiligenstaedt.

Würtz, Hans, Sieghafte Lebenskämpfer. München, Fr. Seybold, 1919. (VI u. 259 S.)

Das letzte Ziel aller Fürsorge — sei es für Gebrechliche, sei es für Notleidende — ist, sich selbst aufzuheben. Nicht: „Wie kann ich helfen?" soll sie fragen, sondern: „Was muß ich tun, damit der Notleidende und Gebrechliche sich selber helfen kann?" Damit ist der Grundton dieses eigenartigen, man möchte sagen: einzigartigen Buches gegeben. Aus Sage und Geschichte, aus Vergangenheit und Gegenwart sind die Lebensbilder von Menschen aneinandergereiht, die, von Natur oder durch Unglücksfälle verkrüppelt und zur Hilflosigkeit verurteilt, nicht nur vermocht haben, sich im Kampfe um das Leben zu behaupten, sondern die wieder zu schaffenden Gliedern der Gesellschaft geworden sind. Ein Buch, das mit seinem Übermaß von Qual und Leid erschüttern und niederdrücken könnte, wenn es nicht zugleich viel eindringlicher ein hohes Lied starken und klugen Willens zum Leben wäre. Wir erkennen in dem Buche nicht nur die Ratschläge und Erfahrungen des Fachmannes, sondern wir fühlen, daß ein warm empfindender Mensch hinter dem Werke steht, der tief in das Seelenleben derer hineingeschaut hat, denen er mit seinem Buche helfen will. Heiligenstaedt.

B. Romane, Novellen, Erzählungen usw.

Blüthgen, Clara. Aus der Jugendzeit. Berlin-Lichterfelde, Runge, 1919. (134 S.) Geh. 3,60, geb. 5,60 M.

Es ist eine Sammlung frisch geschriebener Jugenderinnerungen voll feiner Beobachtung und Darstellung der weiblichen Kindesseele. Dabei ist jede Absichtlichkeit vermieden, so daß das Buch den Eindruck unbefangen hingeworfener Skizzen macht, während es doch ein organisches Ganzes gibt, gewiß kein geringer Vorzug des Werkes. A. St.

Cüppers, Ad. Jos., Gudrun. Ein alter Roman um Frauentreue. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsh., 1919. (210 S.) Geb. 7,20 M.

Die Umarbeitung unserer mittelalterlichen Heldenlieder — sei es nun in dramatischer Form oder in der einer modernen Erzählung — ist eine lohnende, aber außerordentlich schwierige Aufgabe. Der Bearbeiter wird die überlieferten Motive durch andere ergänzen und dadurch sich leicht verleiten lassen, die ursprüngliche Geschlossenheit zu zersprengen und moderne Empfindungen und Darstellungen in das alte Kunstwerk hineinzutragen. Dieser Gefahr ist auch Cüppers nicht ganz entgangen, wenn man auch anerkennen muß, daß seine lebhafte und manche Weitschweifigkeiten kürzende Nacherzählung anspruchslosere Leser erfreuen und vielleicht veranlassen wird, sich das Original in einer guten Übersetzung zugänglich zu machen. E. L.

Gerth, Clemens, Vom Grale getrunken. Leipzig, Xenien-Verlag. 6 M.

Ein jedes Erstlingswerk hat seine Mängel, so auch dieser Künstlerroman eines jungen Idealisten. Und doch ist es ein Buch, das ich in einer stillen Stunde gern wieder zur Hand nehme; denn mir hat es zu ein paar schönen Stunden verholfen. Die Menschen in Gerths Buche sind Künstler, Berufs- und Lebenskünstler, und es ist schön, daß der Musiker Siegfried Nordmann mit seiner idealen, hohen Auffassung seines Künstlerberufes siegt, siegt über seine Freunde und über die Welt. Eine wohlige und reiche Sprache, die zu schönen Hoffnungen für die folgenden Werke des Dichters berechtigt, pflegt Clemens Gerth in seinem Buche, die z. B. bei der Schilderung des Böhmerwaldes durch ihre edle Einfachheit den Leser sehnsüchtig nach den Schönheiten unseres Vaterlandes verlangen läßt. Wer Hermann Hesses „Peter Camenzind" und Friedrich Lienhards „Spielmann" befriedigt aus der Hand gelegt hat und stets gern wieder liest, dem wird auch Clemens Gerths Künstlerroman „Vom Grale getrunken" dasselbe bieten. Krieg.

Hansjakob, Heinr., Der Vogt auf Mühlstein. Eine Erzählung aus dem Schwarzwald. Mit 8 Kunstdrucken nach Originalzeichn. von W. Hasemann. 3.—5. Aufl. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsh., 1919. (109 S.) Geb. 9 M.

Als eine der besten Erzählungen Hansjakobs wird man die vorliegende anerkennen müssen, die wegen ihrer eigentümlichen Vorzüge aus einer seiner Sammlungen herausgenommen wurde und nunmehr in bildergeschmückter Sonderausgabe bereits in 3. Auflage vorliegt. Es handelt sich um eine bäuerliche Liebesgeschichte mit traurigem Ausgang auf historischem Hintergrund. Angehängt sind sieben Lieder von Georg von Oertzen, die dieser bald nach Erscheinen der Erzählung verfaßt hat, als er das Hofgut auf Mühlstein am Hormersbach im Schwarzwald besuchte, wo die Urenkel des alten Vogts zu jener Zeit noch lebten.

Hesse, Hermann, Märchen. Berlin, S. Fischer, 1919. Geh. 4,50, geb. 7 M.

Diese sieben Geschichten sind trotz ihres märchenhaften Inhalts keine eigentlichen Märchen, weil sie nicht naiv empfunden sind. Alle wurzeln in dem Hesseschen Grunderlebnis, das am eindringlichsten in dem Märchen vom „schweren Weg" dargestellt ist: Die ewige aus Leid und Einsamkeit geborene Sehnsucht des gebundenen Menschen über sein Ich hinaus, nach Sterben und Wiedergeborenwerden im All. Oft rastet der Mensch unterwegs und blickt voll Wehmut zurück in die lieblichen, sonnenbeschienenen Täler seines behaglichen Erdendaseins, aber der inneren Führerschaft folgend, ruht er nicht, ehe er den Gipfel vollends erklommen hat. Die meisten gehen nicht den geraden Weg und gelangen erst auf Umwegen zum Ziel; so kommt Augustus, dem die Mutter an der Wiege gewünscht hat, er möge von allen Menschen geliebt werden, erst nach einem vertanen Leben zu der Erkenntnis, daß Geben seliger ist als Nehmen, und Liebe gebend findet er schließlich in der Entsagung ein inneres Glück. Ähnlich ergeht es Anselm, der ein berühmter Gelehrter wird und doch immer ruhelos nach seinem vergessenen Knabentraum von dem Geheimnis der blauen Iris im Garten seiner Mutter suchen muß. Es ist sicherlich kein Zufall, daß diese Geschichte an das Märchen von der blauen Wunderblume der Romantik anklingt. Voll quälender Schwere ist die „Traumfolge", ein Stück persönlichsten Traumerlebens, ein Zeugnis von des Dichters seelischer Not und Sehnsucht nach der Mutter, die ihm höchstes Sinnbild für das Stillen seines Heimverlangens ist. Chinesische Anmut und indische Weisheit kennzeichnen die Geschichte vom Dichter Han Fook, der auszieht, um von dem „Meister des vollkommenen

Wortes langsam jene heimliche Kunst zu lernen, scheinbar nur das Einfache und Schlichte zu sagen, damit aber in des Zuhörers Seele zu wühlen wie der Wind in einem Wasserspiegel".

Hermann Hesses differenzierte Innerlichkeit und seine große Sprachmeisterschaft kommen in dem Büchlein voll zum Ausdruck und geben diesen „Märchen" ihren eigenen, stillen Reiz. Frida Endell.

Horn, Hermann, Die Mannschaft des Äolus. 2. Aufl. Roman. Berlin, Fleischer, 1918. (418 S.)

Das Buch läßt sich vielleicht am besten als ein „Jörn Uhl zur See" charakterisieren. Ein junger „Leichtmatrose" gelangt in den einfachsten Verhältnissen zur Reife. Er geht hindurch durch harte Auseinandersetzungen mit den Menschen und dem Schicksal. Aber trotz seiner feinen empfindsamen Seele und eines hingebenden Gemeinschaftsgefühls, das ihn seinen gröberen Kameraden gegenüber schwach erscheinen läßt, wird er allein von der ganzen „Mannschaft des Äolus" zum Herren seiner selbst und seines Lebens, weil sein elastischerer und weiter gespannter Wille ihn allein über die Härte des Tages hinwegführt zum höchsten Menschenglück, der „Harmonie mit dem Unendlichen". Nur der entscheidende letzte Abschnitt dieser Entwicklung wird gezeigt. In dem einen Jahr einer Fahrt nach Amerika findet und behauptet der junge Leichtmatrose seinen Willen, sich im Leben nicht nur treiben zu lassen, sondern mitzuschaffen, wenn auch ohne beschränkendes Ziel und nur im Gefühl der rechten Richtung und seiner wirkenden Kraft. Auch die andern großen menschlichen Erlebnisse, die Begegnung mit der Frau, mit der Natur und mit Gott in der Natur erschüttern ihn auf dieser Fahrt bis ins tiefste und bringen ihn zu einer inneren Vollendung, der sein plötzlicher Tod beim Untergange des Schiffes mit seiner Mannschaft nichts mehr rauben kann.

Obwohl alle diese Gefühle und Gedanken bis ins Höchste hinaufreichen, das dem Menschen erreichbar ist, erwachsen sie alle unmittelbar aus dem nüchternsten einfachsten Alltagsleben. Das macht den ungemein hohen volkstümlichen Wert des Buches aus. Der Leichtmatrose, der hier jene letzten Dinge erlebt, ist durchaus als ein Durchschnittsmensch geschildert, nur ist er vielleicht etwas klarer und andauernder im Willen, und seine Seele für alles, was er hört und sieht, vielleicht offener, als bei seinen Kameraden. Auch das, was er erlebt, sind zumeist alltägliche Dinge, die jedem Matrosen auf großer Fahrt begegnen, oder sie werden mindestens so dargestellt; alles Abenteuerliche wird ihnen genommen, damit das Allgemeinmenschliche um so überzeugender hervortrete. Wie von Abenteuerlichkeit, so hält sich die Schilderung auch von jeder Weichlichkeit sorgfältig fern; anfangs ist sie sogar von auffallender Kälte und Sprödheit; erst allmählich, als die Seele des Leichtmatrosen, in dem alles lebt, an Weite und Tiefe zunimmt, gewinnt sie einen wärmeren Schwung, ohne aber je ihre herbe Verschlossenheit ganz aufzugeben. In jedem Worte scheint der norddeutsche Seeanwohner zu leben mit jener seltsamen Mischung seines strengen Wirklichkeitssinnes und seines Hinaussinnens in die verschleierte Unendlichkeit.

Dem allem gegenüber scheint die große Charakterisierungskunst fast nebensächlich, die hier eine ganze Reihe verschiedenartigster Menschen in ihrem monatelangen Zusammenleben zu schildern weiß, ohne je zu ermüden oder doch einen unechten Zug hineinzumischen; und doch liegt hierin vielleicht für manchen der Hauptreiz des Romans. Das Buch sollte in keiner Volksbücherei fehlen und ist für alle ernsthaften Leser jeden Alters gleich wertvoll; es darf aber an unreife Leser nur mit einiger Vorsicht gegeben werden. H. J. Homann.

Jacques, Norbert, Landmann Hal. Berlin, S. Fischer, 1919. (296 S.)

Hal zieht sich aus einem Leben der Berühmtheit in der großen Welt mit seiner jungen braunen Frau Jün und seinem Söhnchen Ulali zurück in die Einsam-

keit des Landlebens, mitten unter Bauern, an einen See, auf sein Schloß Minnemo. Dort zieht er Erdbeeren und Himbeeren in Massen, gewinnt aus ihrem Verkauf für sich und seine Familie den Lebensunterhalt. Nun wird uns aber die Idylle dieses Landlebens nicht im Stile herkömmlicher sentimentaler Schäferpoesie geschildert. Dazu bedürfte es keines Norbert Jacques. Sondern die einfachen Vorgänge, Erlebnisse, Stimmungen inmitten der menschenfreien Natur lösen in dem Dichter tiefe und allumfassende Gedankengänge aus, die den Roman zu einem bedeutenden Werk machen, zu einer durch und durch gegenwartsreif gefühlten Schöpfung. Der Friede des Erdbeergartens und des lächelnden Sees ist durchflutet von dem Auf- und Niederwogen der eindringlichen Seelenkraft des neuzeitlichen Menschen, von der Fülle seiner Empfindungsmöglichkeiten der Erscheinungswelt gegenüber. Oe.

Kaergel, Hans-Christoph, Des Heilands zweites Gesicht. Eine Geschichte aus der Heide. Berlin, Furche-Verlag, 1919. (217 S.) Geh. 4,50 M.

Der alte menschenscheue Bauer Matthäus Stein erzählt, seinen Tod vorausahnend, die Geschichte seines verhängnisvollen Lebens. Als das einzige Kind eines brutalen und bigotten Vaters und einer stillduldenden Mutter, kommt ihm schon früh der Zweifel, ob der Heiland des Vaters oder der der Mutter der wahre sei. Daß der Heiland es geschehen läßt, daß der Vater seine Lüste zügellos auslebt und die Mutter in rohester Weise quält, nimmt ihm die gläubige Zuversicht. Die inneren Kämpfe, die sich daraus für ihn ergeben, machen sein Leben zu einem unsteten und freudelosen. So weiß er keinen anderen Ausweg als den der Weltflucht und vergräbt sich in die Einsamkeit; letzten Endes ist er kein Überwinder.

Das Buch ist ein Bekenntnisbuch voll schwüler ungesunder Religiösität und einer Selbstentblößung, die peinlich wirkt. Man wird das Gefühl nicht los, der Verfasser habe den Stoff zu gestalten versucht, ohne vorher selbst mit den Problemen ins reine gekommen zu sein. Das Buch läßt wegen des deutlich fühlbaren Mangels an seelischer Distanz des Verfassers zu seinem Stoff einen durchaus unbefriedigten Eindruck beim Leser zurück. Frida Endell.

Korte, Theodora, Jan Bernd Hoeftmann. Die Geschichte eines Emsland-Jungen. Köln, Bachem, 1919. (222 S.) Geh. 3 M., geb. 5 M.

Es ist der Entwicklungsgang des träumerischen, ideal veranlagten Jungen, der mit seiner derben, urwüchsigen bäuerlichen Umgebung in beständigen Widerstreit gerät und auf den von frühester Kindheit an der Zweifel an der Liebe seiner Mutter drückt. Bei aller Echtheit in der Schilderung der Natur und des kernigen Bauernwesens mutet doch das Seelenleben des Helden in der Darstellung unwahr sentimental an. Daß der Weltkrieg hineinspielt, ist verständlich, daß er aber die Lösung bringen muß, ist ein allzubilliges, abgebrauchtes Mittel. Zu bemerken ist noch, daß die Bezeichnung Emsland etwas weit gegriffen ist, wenn sie auf ein Land mit einheitlich katholischer Bevölkerung angewendet wird. A. St.

Lienhard, Friedrich, Westmark. Roman aus dem gegenwärtigen Elsaß. 23. Aufl. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 1919. (200 S.)

Lienhard schildert das Ringen der beiden Völker um die deutsche Westmark, den Kampf des Altelsässers gegen den stetig wirkenden, zersetzenden Einfluß des Französlings. Die Hauptperson ist der Pfarrer und Gelehrte Johann Friedrich Arnold, ein Elsässer von Geburt, der seine Heimat liebt, aber den Zwiespalt in der elsässischen Seele nicht verkennt. Als das Schicksal Elsaß-Lothringens sich beim Ausbruch der Revolution erfüllt, verläßt er seine Heimat, aber sein Herz hält am deutschen Elsaß fest. Er will der „gottsuchenden Menschenseele" dienen, der es gelingen muß, den Haß der Völker durch schaffende Liebe zu überwinden.

Lilienfein, Heinrich, Die feurige Wolke. Roman. Stuttgart u. Berlin, Cotta, 1919. (381 S.) 6,50 M., geb. 9,50 M.

Die seelische Wirkung des Krieges auf einen verinnerlichten Menschen schildert Lilienfein. Pfarrer Lamparter, eine Johannesnatur, lebt oben auf einem einsamen Dörfchen, glückselig verträumt, mit Frau und Kind. Der Krieg tobt irgendwo draußen in der Ferne, berührt ihn kaum. Plötzlich wird er aber doch hineingerissen, er geht als Feldgeistlicher hinaus, in die Front. Und nun kommt der Gegensatz seiner feinen Innenwelt und der harten Tatsachen des Kampflebens zur schroffen Wirkung. Er scheitert, nicht nur äußerlich, militärisch, auch sein Gemütsleben bricht zusammen. Nach monatelanger Gestörtheit findet er sich endlich zu seinem früheren Dasein zurück, und zur Rechtfertigung desselben, damit aber auch zu seiner Frau, die gegen seine eigene zeitweise Abirrung von seinem wahren Wesen dieses immer richtig erkannt und verteidigt hat. Dieser Entwicklungsgang wird nach allen Seiten hin so wahr, so tief eindringend geschildert, daß er packend wirkt wie ein Selbsterlebnis. Oe.

Maltzahn, E. von, Das heilige Blut. Erzählung aus der Reformationszeit Mecklenburgs. 6.—8. Aufl. Schwerin, Fr. Bahn, 1918. (223 S.) Geb. 6,60 M.

Das heilige Blut ist ein der Sage nach aus dem heiligen Lande stammender Tropfen von des Erlösers Blut, der von der katholischen Kirche in einem Jaspisstein im Dome zu Schwerin jahrhundertelang als wundertätiges Kleinod aufbewahrt und angebetet wurde. Die Verfasserin gibt ein gutes Bild der religiösen Kämpfe in Mecklenburg zur Zeit der Reformation unter Heinrich dem Friedfertigen. Erst seinem Erben war es vorbehalten, das vermeintliche Heiligtum zu vernichten und 1552 den Dom zu reformieren. Der Zwiespalt zwischen dem alteingesessenen katholischen Glauben und der neuen Lehre wird auch in die angesehene Familie Wangelin getragen. Die lange Trennung ihres letzten Sprossen Joachim von seiner zur evangelischen Kirche übergetretenen Verlobten bildet den eigentlichen Inhalt des Romans. Nach schweren inneren und äußeren Kämpfen im Kloster und in fernen Ländern bekennt sich Joachim zur neuen Lehre und empfängt aus der Hand des jungen Herzogs die getreue Jugendgeliebte.

Das mit gewandter Feder leicht und fesselnd geschriebene Buch wird von evangelischen Lesern in Volksbüchereien gern gelesen werden. A. R.

Müller-Guttenbrunn, Adam, Meister Jakob und seine Kinder. Leipzig, Staackmann, 1918. (350 S.) Geb. 7,50 M.

Der Dichter, der das Leben der Banater Schwaben zu seinem bevorzugten Gegenstand gewählt hat, setzt es hier weniger als früher in Beziehung zu den anderen Nationen, sondern stellt es dar, wie es sich in sich selbst abspielt. Die Geschichte eines tüchtigen Handwerkers auf dem Dorfe und seiner Familie bietet das Mittel, das Leben und Treiben dieses Volkes in allen Formen, bei seiner Arbeit und Festesfreude, in seinem großen Zusammenhalten und kleinlichen Kastengeist und Eigenbrötelei, seiner Tüchtigkeit und Leichtsinn, Bravheit und Niedertracht, mit einem Worte, das Volk selbst lebendig zu porträtieren. Dabei tritt die einheitliche Handlung nicht etwa zurück, sondern ist mit all diesen Schilderungen so organisch verwachsen, daß die letzteren einen wesentlichen Teil derselben zu bilden scheinen.

Bemerkenswert ist, daß dort, wo die Beziehungen zu anderen Nationen hineinspielen, unter dem Einfluß des Krieges der scharfe Gegensatz zu den Magyaren ganz auffallend zurücktritt gegenüber dem zu Kroaten und Rumänen. In diesem Sinne ist wohl auch die Zeit der Handlung, die an sich recht belanglos ist, unmittelbar nach der Niederwerfung der ungarischen Revolution 1849 angesetzt, als die Magyaren national machtlos waren. A. St.

Ponten, Joseph, Der babylonische Turm. Geschichte der Sprachverwirrung einer Familie. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1918. (483 S.)

„Und der Herr fuhr nieder und verwirrte ihre Sprache, daß keiner den andern verstand." Dieser alttestamentliche Fluch erfüllt sich an dem zu Unrecht in eine materialistische Zeit hineingeborenen Maurer und Bauunternehmer Hermann Großjohann und seiner Familie. Schon als Jüngling hat er mit einem Rest gotischen Formwillens den Plan gehegt, einen Turm bis in die Wolken zu bauen, und am Ende eines Lebens voll „Wollens bis zum Unsinn, zur Selbstvernichtung" träumt er still-glücklich beim Kleben von Papierdomen von „einer Architektur, die nicht gebaut wurde", von überirdischen Maßen. Mit seinem Weibe Franziska, die eine nüchterne, in streng katholischer Kirchengläubigkeit befangene, aber unheimlich willensstarke Natur und nur auf das Emporkommen ihres Geschlechtes bedacht ist, lebt er sich im Verlauf der mit sieben Kindern gesegneten Ehe immer mehr auseinander. Die Kinder, der zum unverkümmerten seelischen Wachstum notwendigen Wärme beraubt, gewöhnen sich schon früh daran, aufkeimende Gefühle oder gar Zärtlichkeiten in herber Verschlossenheit zu unterdrücken. Jeder in der Familie sucht sich eine Stiefheimat, da er im „Hotel Großjohann" sein Glück nicht findet. Als nun den Vater die äußere Gunst des Schicksals verläßt, bringt sich Brigitte, die Tochter, in stolzer Liebe der Familie zum Opfer dar; Philipp-Emanuel, das Pfäfflein, hingegen versteht es, sich mit Geschicklichkeit um alles Unangenehme herumzudrücken, und Herkules, der Kunstreiter, setzt sich mit gesunder Schwungkraft über des Lebens Schwere hinweg. Einzig Gabriel versucht unermüdlich unter Selbsthingabe, das tragische Schweigegebot zu durchbrechen, damit sie wenigstens für Augenblicke durch die Sprachverwirrung hindurch einander berühren. Und so wird er dem Vater Freund und der Mutter Hilfe, die Härte des Fluches mildernd, und durch Leid und Liebe reift langsam das Künstlertum in ihm, „nachdem er über sein persönliches Glücksverlangen sich schon hinausgedichtet hatte."

Die monumentale Architektur des Buches, die sich schon in den Kapitelüberschriften gleich dem Bauplan des babylonischen Turmes mit 19 Stockwerken ankündigt, zeugt von starkem Stilisierungsvermögen des Verfassers. Einzelne Kapitel, wie „Das Lob des Weines" und „Das Trio", sind von großer dichterischer Schönheit. Zuweilen wachsen die Gestalten über ihre individuelle Begrenzung hinaus ins Typische. Trotzdem hat man das Gefühl, daß des Künstlers Können hinter seinem Wollen zurückbleibt. Der Roman ist in seiner Mischung von krassem Realismus (besonders in den erotischen Szenen) und oft unklarem Symbolismus nicht leicht zugänglich, wird aber reife Leser trotz seines Umfangs zu fesseln wissen. Frida Endell.

Rudl, Otto, Der Hiesl auf Reisen. Innsbruck, Wien, München, Tyrolia 1919. (175 S.)

Ein harmloses Unterhaltungsbüchlein von herzerquickender Ursprünglichkeit und Echtheit, das den Ton der Kalendergeschichte auf das glücklichste ausnutzt, um gegen deren falsche Empfindsamkeit und flaches Moralisieren Einspruch zu erheben. Obwohl in erster Linie für bodenständige Leser bestimmt, wird es sicher überall herzlich willkommen sein, wo ihm nicht der allzu echte Dialekt die Türen verschließt. A. St.

Strauß und Torney, Lulu von, Reif steht die Saat! Neue Balladen. Jena, Diederichs, 1919. (107 S.) Ungeb. 5,50 M.

Zu den geschätztesten Balladendichtern der Jetztzeit gehört neben Börries von Münchhausen und Agnes Miegel Lulu von Strauß. Man begrüßt es daher mit Freude, daß sie wieder mit einem Balladenbuch vor die Öffentlichkeit tritt, nachdem

wir lange Zeit nur an ihren Romanen und Novellen uns erfreuen durften. Wie ihre große Landsmännin Annette von Droste-Hülshoff hat sie das Melancholisch-Düstere, das in der Landschaft Westfalens liegt, als wesentlichen Ton in ihre Dichtungen aufgenommen, was sich aufs beste dem vorzugsweise tragischen Charakter der nordischen Ballade anpaßt. So wohltuend es berührt, daß ihre neue Sammlung „Reif steht die Saat" keine einzige auf den letzten Krieg bezügliche Ballade enthält, so merkt man doch, daß die Länge der Kriegsjahre mit ihren schwerlastenden Einwirkungen in den Problemen, die sich viel mit dem Tode beschäftigen, zum Ausdruck kommen. In reichem Wechsel wählt sie ihre Stoffe aus der französischen, niederländischen und spanischen Geschichte und Sage, ja sogar in das alte Rom versetzt uns „Die Sybille", eine Christnachtsage. Auf deutschem Boden erwuchsen ihr „Mara", das erschütternde „Die Mutter", mit die reifste Schöpfung, die wild-schauerliche „Kerze", die „Dürre", „Ahasver". Dem Einfluß des nordischen Meeres begegnen wir in „Schiff ahoi", „Der Seefahrer", „Wiegenlied". Eine einzige, die musikalisch volksliedhafte Ballade „Libussa" löst reine Heiterkeit aus: wenn die böhmische Herzogin die fürstlichen Bewerber klug und schalkhaft irreführt und den lange erwählten einfachen Bauer zum Gemahl und Herrscher Böhmens erhebt, scheinbar aber heimliche Losung von den Sternen erhalten haben will, nach der die braune Stute zum Herzog führen soll

„Viel sind der Straßen im Lande, eine kennst du —
„Wlada, meine Blanke, meine Schlanke, trab zu!"

Form, Bilder und Ausdruck passen sich aufs engste den Gedanken der einzelnen Dichtungen an, bald sind es kurze gereimte Verspaare, bald längere Versstrophen, die gelegentlich zur epischen Verserzählung übergehen. Die beiden Beigaben „Vorspruch zur Eröffnung einer Volkshochschule" und das dramatische Spiel „Sonnenwende" reden einer hoffnungsvollen Zukunft das Wort. Freunde ihrer früheren Versdichtungen, die schon lange im Buchhandel vergriffen sind, werden der Dichterin dankbar sein, daß sie in dieser Sammlung die schon rühmlich bekannten „Die Nonne", „Geusenbotschaft", „Die Tulipan", „Letzte Ernte", „Der Seefahrer", das „Wiegenlied" und „Grüne Zeit" aufgenommen hat. A. Reicke.

C. Neuerscheinungen des Büchermarktes.

1. Wissenschaftliche Literatur.

Boerner, P. Erinnerungen eines Revolutionärs. Skizzen aus dem Jahre 1848. 2 Bde. Leipzig, Haberland, 1920. (336 u. 319 S.) Ungeb. 20.40 M.

Constant, Benj. Reise durch die deutsche Kultur. Ein französisches Tagebuch. Potsdam, Kiepenheuer, 1919. (236 S.) Pappbd. 11 M.

Dickhoff, E., u. G. Bader. Die Welt der Töne. Einführung in das Musikverständnis und die Musikgeschichte. Berlin, Schwetschke & Sohn, 1920. (441 S.) Ungeb. 23 M.

Eckardtstein, H. Freih. v. Lebenserinnerungen und politische Denkwürdigkeiten. Bd. 2. Leipzig, List (1920). (440 S.) Geb. 24 M.

Fontane-Buch, Das. Beiträge zu seiner Charakteristik. Unveröffentlichtes aus seinem Nachlaß. Das Tagebuch aus seinen letzten Lebensjahren. Hrsg. von Ernst Heilborn. Berlin, S. Fischer, 1919. (227 S.) Geb. 7.50 M.

Jacobsen, J. P., Briefe. Hrsg. von Edvard Brandes. 2 Bde. Berlin, Schnabel, 1919. (128 u. 145 S.) Pappbd. 19 M.

Kapp, Julius. Das Dreigestirn: Berlioz, Liszt, Wagner. Berlin, Schuster & Loeffler [1919]. (179 S.) Geb. 6 M. u. 25% T.

Keyserling, Graf Herm. Das Reisetagebuch eines Philosophen. 2 Bde. Darmstadt, Reichl, 1919. (346 S. u. S. 347—754.) Pappbd. 39 M.

Kirstein, G. Das Leben Adolph Menzels. Leipzig, E. A. Seemann, 1919. (117 S.) Geb. Lbd. 20 M.

Köhler, Walther. Die Geisteswelt Ulrich Zwinglis. Christentum und Antike. Gotha, F. A. Perthes, 1920. (156 S.) 6 M.

Krebs, Carl. Meister des Taktstocks. Berlin, Schuster & Loeffler [1919]. (229 S.) Geb. 8 M. u. 25 %. T.

v. Lettow-Vorbeck. Meine Erinnerungen aus Ostafrika. Leipzig, Koehler, 1920. (302 S.) 35 M.

Mereschkowski, D. Auf dem Wege nach Emmaus. Essays. München, Piper, 1919. (254 S.) Geb. 18 M.

Niedieck. Begegnungen mit Menschen und Tieren. Berlin, Stilke, 1920. (287 S.) Geb. 12 M.

Reinke, J. Die schaffende Natur. Mit Bezugnahme auf Schopenhauer und Bergson. Leipzig, Quelle & Meyer, 1919. (153 S.) Geb. 7.60 M.

Rolland, Romain. Michelangelo. Zürich, Rascher, 1919. (206 S.) Geb. 10 M.

Schmitz, Hermann. Bild-Teppiche, Geschichte der Gobelinwirkerei. Mit 158 Abb. Berlin, Verl. f. Kunstwissenschaft [1919]. (352 S.) Geb. 36.50 M.

Schwarte, M. Die Technik im Weltkriege. Berlin, Mittler, 1920. (610 S., 24 Taf.) Geb. 40 M.

Moritz von Schwinds Zeichnungen. In Auswahl hrsg. v. W. Franke. Leipzig, Grethlein [1919]. (132 S.) Pappbd. 10 M.

Briefe Wilhelms II. an den Zaren. 1894—1914. Hrsg. u. eingel. von Walter Goetz. Berlin, Ullstein (1920). (439 S.) Geb. 25 M.

2. Romane, Novellen, Erzählungen, Dramen usw.

Berend, Alice. Der Glückspilz. Roman. München, Langen (1919.) 219 S. Geb. 8 M.

Bousset, Herm. Pastorenjungs. Berlin, Jugendlese, 1919. (240 S.) Geb. 8 M.

Bulcke, C. Die drei Trostburgs. Roman. Berlin, Morawe & Scheffelt (1919). (370 S.) Geb. 12 M.

Brunn, Laurids. Der unbekannte Gott. Roman in 2 Bdn. Aus dem Dänischen. Berlin, Morawe & Scheffelt (1919). (332 u. 429 S.) Geb. 27.10 M.

Busse, Carl. Fläumchen. Erzählungen. Leipzig, Quelle & Meyer (1919). (299 S.) Geb. 8.80 M.

— — Aus verklungenen Stunden. Skizzenbuch. (Jugenderzählungen gesammelt von Frau Paula Busse.) Ebenda (1919). (295 S.) Geb. 9.20 M.

Couperus, L. Babel. Deutsche Übertr. von Else Otten. 3. Aufl. Berlin, Rowohlt, 1920. Pappbd. 10 M.

Dose, Johs. Das Erdfeuer. Erzählung aus Islands großer Zeit. Essen, Girardet (1919). (308 S.) Geb. 7.75 M.

Gjellerup, Karl. An der Grenze. Roman. Leipzig, Quelle & Meyer (1919). (271 S.) Geb. 8.80 M.

Handel-Mazzetti, E. v. Der deutsche Held. [Roman aus der Zeit der Befreiungskriege.] Kempten u. München, Kösel, 1920. (547 S.) Pappbd. 10 M.

Kapherr, Egon Frhr. v. Im Lande der Finsternis. Novellen und Skizzen aus dem alten und neuen Rußland. Berlin, Fleischel, 1919. (225 S.) Geb. 8.50 M.

Latzko, Andreas. Der Roman des Herrn Cordé. München, Wien, Zürich, Dreiländerverlag (1919). (136 S.) 6.20 M.

Müller-Guttenbrunn, Adam. Die Dame in Weiß. Roman aus der Gesellschaft. Wien, Konegen [1919]. (354 S.) Geb. 8 M.

Nabl, Franz. Der Tag der Erkenntnis. 2 niederösterreich. Erzählungen. Berlin, Fleischel, 1919. (197 S.) Geb. 7 M.

Nexö, Martin Andersen. Die Leute auf Dangaard. Drama in 3 Akten. Übers. a. d. Dänischen. München, Langen [1919.] (114 S.) Pappbd. 5.50 M.

Niese, Charlotte. Damals! Roman. Leipzig, Grunow, 1919. (240 S.) Pappbd. 9 M.

Rolland, Romain. Meister Breugnon. Ein fröhlich Buch. (Aus dem Französ. übertr. von Erna Grautoff unter Mitwirkung von Otto Grautoff.) Frankfurt a. M., Rütten & Loening, 1920. (334 S.) Geb. 11.05 M.

Schaffner, Jacob. Die Weisheit der Liebe. Leipzig, Grethlein [1919]. (478 S.) 9 M., geb. 12 M.

Schanz, Frida. Mein Weg. Balladen, Gedichte, Sprüche. Gesamtausgabe in 1 Bde. Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1919. (281 S.) Pappbd. 10 M. u. 40% T.

Tolstoy, Leo N. Die besten Erzählungen. Ausgew. u. eingel. von Walter von Molo. München 1919. (217 S.) Pappbd. 5 M.

Kleine Mitteilungen.

Arbeitsgemeinschaft der Lübecker Stadtbibliothek mit der Volkshochschule. Bei der Neuorganisierung der Lübeckischen Stadtbibliothek, die jetzt in Angriff genommen wurde und deren Probleme in dem Aufsatze des Leiters der Stadtbibliothek Dr. Pieth in Nr. 5 des 62. Jahrg. der Lübeckischen Blätter eingehend behandelt werden, ist auf eine Arbeitsgemeinschaft der Stadtbibliothek mit der Volkshochschule gebührend Gewicht gelegt. Auf Grund der Ausweiskarten der Volkshochschule können die Hörer Bücher aus der Stadtbücherei entleihen. Sonderkataloge über besonders wichtige Fragen suchen den Hörern der Kurse das Selbsterarbeiten und Vertiefen des Gehörten zu erleichtern. Besondere Kurse für Bücherfreunde, in den Räumen der Stadtbibliothek von deren Leiter im Rahmen der Arbeitsgemeinschaften der Volkshochschule veranstaltet, sind in den Dienst der Bildungspflege gestellt (das Buch als Mittel der Bildungspflege; vom Buche und der Seele eures Kindes; vom Bücherschenken; vom eigenen und vom Bibliotheksbuch; vom richtigen Gebrauche und rechter Nutzung öffentlicher Bibliotheken; das Buch und seine Geschichte).

Aus Wien kommt die Nachricht, daß infolge der dort herrschenden trostlosen Zustände der Volksbildungsverein, der seit Jahren als älteste Organisation auf diesem Gebiete segensreich gewirkt hat, in Gefahr schwebt, seine Tätigkeit einzustellen. Der Verein unterhält 13 über die Stadt verteilte Bibliotheken neben der von E. Reyer begründeten Zentralbibliothek. Auch das Volksbildungshaus in der Stöbergasse, das den Mittelpunkt für Volkshochschulkurse und künstlerische Veranstaltungen bildet und ebenfalls vom Volksbildungsverein begründet ist, muß seine Pforten schließen, wenn ihm nicht bald ausgiebige Hilfe zuteil wird.

In der „Jugendschriftenwarte" (Nov./Dez. 1919) berichtet Otto Götze über den in Jena von Dr. Buchwald in Verbindung mit der Volkshochschule Thüringen verwirklichten Plan einer Deutschen Wanderbuchhandlung. Ein weitverzweigtes Netz von Verkaufsstellen soll dazu dienen, guten Lesestoff unter dem

Volke zu verbreiten. Dr. Buchwald hat sich dabei besonders die Organisationsform und Vertriebsart der Schundliteratur zunutze gemacht, indem er den kleinen Papiergeschäften und andern Gelegenheiten, die als Hauptvertriebsstätten des Schundes in Betracht kamen, dieselben Verdienstmöglichkeiten bieten will wie die Schundlieferanten. Die Wanderbuchhandlung verfügt bereits über 95 Verkaufsstellen. Auch dem kleinsten Ort bietet sich jetzt Gelegenheit, Vertriebsstellen guten Lesestoffs zu erhalten. Weiter ist die Wanderbuchhandlung bestrebt, unter Heranziehung geeigneter Helfer (Kriegsbeschädigte, Studenten, Wandervögel usw.) Bücher auf möglichst persönliche Weise zu vermitteln, von Haus zu Haus zu tragen. Sehr lehrreiche und interessante Erfahrungen sind bei solchen Gelegenheiten gemacht worden. Die Bestrebungen der Deutschen Wanderbuchhandlung sind auf das wärmste zu begrüßen, ihr erfolgreiches Wirken wird hoffentlich zur Nachahmung führen. Sie läßt erhoffen, daß es gelingt, zunächst wenigstens auf dem Lande und in kleinen Städten der Schundliteratur und verwandten Kulturübeln allmählich Herr zu werden. Die Adresse der Deutschen Wanderbuchhandlung ist: Jena, Talstraße 36.

Aus den Jahresberichten.

Hagen i. W. Städtische Bücher- und Lesehalle. Ein gedruckter Bericht liegt nunmehr für die Jahre 1915—1919 vor. Die Leitung der Bücherei ruhte seit dem Tode von Dr. Reyelt, der 1916 vor Verdun fiel, in den Händen von Frau Hanna Reyelt. Im Sommer 1915 vertauschte die Anstalt Mietsräume mit einem eigens für ihre Zwecke bestimmten Gebäude. Der Bücherbestand stieg von 15410 (1916) auf 19500 Bände (1919). 1915 16 wurden 4287 (2204 m., 2083 w.) Leser gezählt, 1918/19 7558 (3664 m., 3894 w.). Die Steigerung hat ihren Grund in mancherlei Reformen der Ausleihe: so z. B. werden jetzt die bibliothekarischen Beamten lediglich mit der Leserberatung beschäftigt, die mechanische Tätigkeit liegt dem Unterpersonal ob. Besondere Fürsorge wird den Jugendlichen zugewendet, für die ein Jungmädchenkatalog und ein Jungmännerkatalog geschaffen ist. 1915 wurde eine Kinderlesehalle eingerichtet. Abgesehen von den Arbeiten der an die Bücherei angegliederten Beratungsstelle für die Provinz Westfalen veranstaltete, die Leitung seit 1917 im Winter Vorträge. Der Haushaltplan weist für 1915/16 31083, für 1918/19 51038 M. auf.

Neumünster i. Holst. Städtische Bücherhalle. Im Jahre 1919 (Jan. bis Dez.) erreichte die Ausleihe und die Zahl der Leser eine über Erwarten große Höhe trotz der unzureichenden, den Betrieb erschwerenden Räume. Bücherbestand 31. Dez. 19: 25722 Bände, davon 48,1% unterhaltende Literatur, 12,2% Zeitschriften, 39,7% belehrende Literatur. Entliehen wurden im ganzen 94968 Bände (Tagesdurchschnitt 313), 9241 mehr als im Vorjahre, 82,5% entfielen auf die unterhaltende Literatur. Leseberechtigt waren 2225 Personen, die die Bücherei in 45647 Fällen benutzten. Auf jeden einzelnen Leser entfielen 21 Bände.

Stuttgart. Volksbibliothek. (1. 7. 18 bis 30. 6. 19.) Während in der Hauptstelle, vor allem im Lesesaal, eine Zunahme, veranlaßt durch die Heimkehr der Truppen, zu verzeichnen war, trat in den acht Zweigstellen ein Rückgang (3,35%) der Entleihungen ein, der auf die Erhebung einer Leihegebühr zurückzuführen ist. Gut besucht wurden auch die drei Kinderlesesäle, geöffnet von Oktober bis April. Auf den Ausleihetag der Hauptstelle kamen im Durchschnitt 396 (395 i. Vorj.) Leser. Der Lesesaal wurde im Tagesdurchschnitt von 119 (92) Lesern besucht. Der Etat belief sich auf 45486,32 M.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Blätter für Volksbibliotheken

Jahrgang 1 1920 Heft 5/6

Marx Möller.

Von Anna Reicke, Charlottenburg.

Marx Möller gehört zu den stillen Dichtern und Menschen, wie auch seine Romane zu den stillen Büchern gezählt werden müssen. Ohne Aufsehen zu erregen, erscheinen sie bisher nur für einen kleinen Kreis von Menschen bestimmt, die den Dichter kennen und wissen, was er ihnen zu sagen hat.

Heute, wo wir noch mehr als früher auf die Schätzung innerer Werte angewiesen sind, ist es wohl berechtigt, auf die Bedeutung dieses Schriftstellers hinzuweisen, der es ganz besonders verdient, weiten Kreisen unserer Volksbüchereien zugeführt zu werden: ein Quell wahrer Lebensfreude und lauterer Heiterkeit wird ihnen damit erschlossen.

Am 15. März 1918 ist Marx Möller 50 Jahre alt geworden. Als Hamburger früh zum Kaufmann bestimmt, ging er erst „spät und rein instinktiv, ohne Fleiß" aufs Gymnasium, zuerst in Hamburg, dann noch zwei Jahre in Friedland in Mecklenburg-Strelitz. Er bezeichnet diese Zeit als die glücklichste seines Lebens, daraus erklärt sich auch seine Vorliebe für strelitzisches Land als Schauplatz seiner Romane. Nach germanistischen und philologischen Studien promovierte er in Greifswald über die Theatermanuskripte des Don Carlos. Während dieser Arbeit entdeckte er in seinen Ferien auf dem Boden des Hamburger Stadttheaters jene Carlos-Handschrift, die Schiller damals Schröder gesandt und die als verschollen gegolten hatte. Nach Beendigung seines Studiums wohnte er als freier Schriftsteller in Berlin. Der verstorbene Gatte von Frau Frida Schanz, Soyaux, Redakteur der Velhagen & Klasingschen Monatshefte, der aus Friedland stammte, schenkte ihm landsmännisches Wohlwollen. Gedichte und Reime wurden in den Monatsheften veröffentlicht, durch Paul Lindaus Vermittlung inzwischen wieder vergessene Bühnenwerke auf Berliner und anderen Bühnen gespielt. Im Jahre 1905 gab er eine Monographie Fritz Reuters, 1906 den Nachlaß Julius Stindes heraus. 1910 und 1912 erschienen zwei Kinderbücher in Versen. Erst kurz vor Ausbruch des Krieges veröffentlichte der Dichter seinen ersten Roman. Das preußische Kultusministerium sandte ihn als Dozent für deutsche Literatur nach Warschau. Nach Ausgang des Krieges übersiedelte Möller nach Hamburg, seit einem Jahr ist er als Regisseur und Dramaturg in Altona tätig.

Wir verdanken Möller drei große im Verlag von Staackmann in Leipzig erschienene Romane und eine soeben im gleichen Verlag veröffentlichte Sammlung seiner Gedichte und Spiele „Die Spieluhr" betitelt. Sie ist als ein wirkungsvolles Vortragsbuch zu bezeichnen, das allen Büchereien warm empfohlen werden kann. Die Sammlung bringt

neben stimmungsvollen Nachdichtungen indischer, malayischer und japanischer Stoffe und vortrefflichen Übertragungen von Kiplings Lagerliedern eine Reihe legendenartiger Dichtungen und Balladen, die sich für heiteren und ernsten Vortrag gut eignen. Am stärksten aber wirkt der Dichter als Interpret der Kinderseele, mit der sich viele seiner Verse beschäftigen. Er ist bemüht, daß ihr so lange als möglich der Glaube an die Traum- und Märchenwelt nicht durch öde Schulmeisterklugheit zerstört werde. Nicht unerwähnt bleiben soll das heitere Märchenspiel „Johannisnacht", das die Entzauberung des in einen Bären verwandelten Prinzen durch den Kuß der schönen Königstochter zum Stoff hat, und das schauerlich ernste Aschermittwochspiel „Totentanz". Möllers Dichtungen tragen durchweg epischen Charakter und verraten, daß des Dichters eigenstes Gebiet der Roman ist. Da sich Möller ihm verhältnismäßig spät zuwendet, kommt seinen Schöpfungen die innere Reife des erfahrenen Mannes zugute. In allen seinen Romanen tritt das Stoffliche in den Hintergrund, er gibt nur ein Stück Weltbild, oft nur einen Ausschnitt, und berichtet schlicht von den Menschen, die er meist in lebhafter Rede und Gegenrede einführt. Aber *wie* er seine Menschen sieht und sie dichterisch schildert, macht den Reiz seiner Romane aus; es ist der Reflex aus der Seele des Dichters, der in jeder Zeile, auch im scheinbar Nebensächlichen, interessiert.

Neben den ästhetischen Gesichtspunkten, die bei der Würdigung von Romanen in erster Reihe in Frage kommen, liegt ihr Wert auch für den gewissenhaften Beurteiler in ihrer volkserzieherischen Bedeutung. Sie beruht bei Möller in dem uneingeschränkten Loblied auf die Heimat, auf das ruhige, stille Leben der kleinen Stadt, in der wohltuenden Harmonie der aufs Innerliche gerichteten Menschen, die ihr bescheidenes, aber dauerndes Glück fern vom Geräusch der großen Stadt finden. Die Hauptträger der Handlung sind gefestigte Charaktere, gesunde Naturen, die tief im niederdeutschen Volkstum wurzeln. Die mit ihnen in Berührung kommende Jugend wird durch ihr Beispiel gefördert, aber auch durch bereitwillige Tat in uneigennütziger Weise unterstützt.

Möllers Romane sind auch als Bindeglied der so verschiedenartigen deutschen Stämme zu begrüßen. Mecklenburgisches Land und Volk rühmt der norddeutsche Dichter. Man begreift es, daß seine glücklichen Bewohner, die noch in engster Fühlung mit der heimatlichen Scholle stehen, sich so lange als möglich gegen jede Neuerung auch auf politischem Gebiet ablehnend verhalten haben. So wird das dem Süddeutschen oder Rheinländer so entlegene Land, für das er bisher wenig Verständnis hatte, nahe gebracht, und nationale Vorurteile fallen. Mit fast zärtlicher Andacht verweilt Möller bei der Schilderung ehrwürdiger Gebräuche und Sitten, die sich auf Jahrhunderte alte Traditionen stützen. Auch den heutigen nüchterner gewordenen Zeiten versteht er Bilder kleinstädtischen Lebens abzulauschen, die den Zauber ihrer Traulichkeit und Wärme dem Leser mitteilen: „und im Dezember liegt Mecklenburg ganz dicht bei Bethlehem". Durch Fritz Reuter weiß man,

wieviel guter Humor dem Mecklenburger und seiner Mundart eigentümlich ist. Möller vermeidet es, seine Personen im Dialekt sprechen zu lassen, er beschränkt sich darauf, nur gelegentlich ein paar plattdeutsche Worte einzufügen, wenn er die besondere Innigkeit zum Ausdruck bringen will. Und eine Fundgrube köstlichen Humors verdankt man jedem seiner Bücher. Er tritt in den Haupt- und Nebengestalten hervor und wird auch da nicht verleugnet, wo der Dichter den Ernst des Lebens schildert. Oft kommt im Unterton feinste Ironie zur Geltung, besonders wenn er die kindischen Schwächen und die Einbildung des Großstädters geißelt, der sich den kleinbürgerlichen Verhältnissen so überlegen dünkt. Vielleicht versteht niemand besser als Möller das Hasten und die Unehrlichkeit der Großstadt der Ruhe und Würde des kleinen Ortes gegenüberzustellen.

Sein Roman „Wem Gott will rechte Gunst erweisen" spielt — im Gegensatz zu seinem Titel — nur in einer kleinen Gymnasialstadt. Das etwas patriarchalische Familienleben der Quarkows steht im Vordergrunde. Der verstorbene Gatte von Großmutter Quarkow war Gymnasialprofessor und hatte anläßlich der Vermählung der Prinzessin Sofie von Preußen mit dem Kronprinzen von Griechenland Eichendorffs Lied „Wem Gott will rechte Gunst erweisen" ins Griechische übertragen. Seine ehrwürdige Witwe steht im Mittelpunkt der spärlichen Handlung. Ihre beiden Söhne sind entgegengesetzte Naturen. Der ältere, Gymnasialprofessor und ein Gelehrter wie sein Vater, betrachtet es als seine Lebensaufgabe, das Andenken Adolf Friedrichs IV. von Mecklenburg-Strelitz zu reinigen, das durch Reuters Schilderung im Dörchläuchting eine Trübung ins Lächerliche erfahren hat. Der jüngere Bruder, ein Tierarzt, ist eine draufgängerische, leidenschaftliche Spielernatur und lernt durch sein „Geschäft" den Kampf des Lebens kennen. Prachtvoll kommt das innige Verhältnis zwischen diesem Sohn und der Mutter heraus, die sich verstehen, ohne viel Worte zu wechseln. Nur der junge Sohn des Tierarztes, Karl Peter, der den gleichen Beruf wie sein Vater erwählt hat, sich aber auch als Flieger in Berlin ausbildet, genießt als einziger in der Familie die Gunst, die weite Welt kennen zu lernen. Gegen den Schluß des Romans erwartet Großmutter mit der zum lieblichen Mädchen erblühten Hanning, der Jugendgespielin Karl Peters, auf dem Sandberg außerhalb der Stadt zugleich mit vielen Mitbürgern den Flug des Enkels über seine Heimat. Vom Türmer wird das alte Reiselied geblasen „Wem Gott will rechte Gunst erweisen", das gleiche Lied, das den Großeltern Quarkow zur Brautfahrt erklang. Friedlich wie das Ende der sanft hinüberschlummernden Großmutter klingt der Roman mit der Verlobung von Karl Peter mit Hanning aus. Neben der wohlgelungenen Charakteristik der Hauptpersonen beweisen einige Nebenfiguren, wie der ruhelose Vater Hannings und der verbummelte Student Klüssendorf, daß Möller auch problematische Persönlichkeiten lebensvoll zu erfassen weiß. Die Schilderung des Landschaftlichen ist vorzüglich, kleine hübsche, zum Teil heitere Episoden verstärken den liebenswürdigen Eindruck des ganzen Buches.

Dies erste Werk Möllers ist noch durchweg Verherrlichung der engeren Heimat. Nach des Professors Ansicht ist „das einzige Land, in dem man noch ruhig auf seiner Bank im stillen Grünen sitzen und Luft schnappen kann, sein Strelitz". Der Roman erschien 1914 und der Verfasser wurde daraufhin von dem jungen strelitzischen Großherzog mit dem Professortitel ausgezeichnet.

In seinen beiden letzten Romanen „Longinus Meier" (1916) und „Die Gartensonate" (1917) sind feinsinnige Künstlernaturen die Hauptfiguren. Möllers Künstler, ganz gleich ob Maler oder Musiker, sind weltfremde, kindlich gebliebene Menschen, die still und tüchtig schaffen, ohne nach Erfolg zu schielen. „Enttäuschungen bleiben ihnen nicht erspart", aber „eine Künstlerseele wird durch Enttäuschungen nicht verwirrt, sondern gestrafft". Eine rührende Liebe zur Mutter, die sie von den Kinderjahren sich bewahrt haben, zeichnet sie aus. In der Ferne sehnen sie sich nach ihr. Die Mutter ist ihnen untrennbar von dem Begriff der Heimat, „wie ein Gesicht ohne Augen und ohne Lächeln" erscheint sie ihnen ohne die Frau, die sie vor allen andern verehren. In einem Gedicht sagt Möller sogar:

„Meine Muse trägt meiner Mutter Gesicht,
Und redet gern von versunkenen Zeiten;
In ihr und um sie ist Sonntagsruh';
Ihr Haar ist weiß und schlicht ihr Gewand;
Sie weiß nichts von grellen, vergänglichen Moden."

Ebenso rein und kindlich fühlen seine Künstler auch den Frauen gegenüber, die sie erwählen, meist ist es eine Liebe, die sich auf Jugendfreundschaft oder Kameradschaft aufbaut, und die für ein harmonisches Zusammenleben bürgt.

Longinus Meier, der Kunstmaler und Titelheld, dessen Leben wie eine Legende verklingt, und sein Gegenspieler Heini Peters, der Hochstapler, dessen Leben sich wie ein Kinostück abrollt, sind Schüler desselben ehrwürdigen Dorfschullehrers, der sich für jede Seele verantwortlich glaubt, die einmal vor ihm auf der Schulbank gesessen hat. Longinus ist zugleich der Enkel dieses gütigen alten Mannes, beide verdanken ihren Namen dem aus romanischer Zeit stammenden, geschnitzten Longinusaltar in ihrer Dorfkirche. Schon als vierjähriger Junge offenbart sich das zeichnerische Talent des kleinen Longinus bei einem Besuch Julius Stindes in dem abgelegenen Dorf. Seine kindliche Zeichnung wird später die äußere Veranlassung dazu, daß der fürs Lernen unbegabte Jüngling seinen sehnlichsten Wunsch, Maler zu werden, erfüllt sieht. Heini Peters ist der Sohn einer lügenhaften Hochstaplerin, der er von dem gewissenhaften alten Longinus abgenommen wird, bis er der dörflichen Einsamkeit nach Berlin entläuft. Hier gelingt es ihm mit seinem erstaunlichen Anpassungsvermögen und seiner Geschäftstüchtigkeit sich bis in die ersten Gesellschaftskreise hinaufzuarbeiten. Auf dem Wege in die Höhe begegnet ihm der stille, weltunkundige Maler. Aus einer Art Dankbarkeit gegen seinen alten Lehrer verhilft er dem

jungen Longinus dazu, bekannt zu werden. Dieser ahnt nicht, wer sich in seinem Gönner verbirgt, doch die Verlogenheit und das krankhafte Bemühen, Karriere zu machen, stoßen ihn ab. Möller verläßt hier zum erstenmal mecklenburgischen Boden und läßt uns als Gegenstück zu den urgesunden ländlichen Verhältnissen auf das fast krankhafte Getriebe der Hauptstadt blicken, in dem sich Naturen wie Longinus nicht wohlfühlen können. Er flüchtet mit großstadtmüder Seele in sein Heimatdorf. Sein großes Gemälde, das eine Abendmahlfeier unter dem Longinusaltar darstellt, findet auf der Großen Berliner Kunstausstellung allgemeine Beachtung und trägt zur Entlarvung Peters' bei, der durch Selbstmord endet. Möller ist die Gegenüberstellung dieser beiden grundverschiedenen Charaktere vorzüglich gelungen. Vielleicht ist der gerecht denkende Leser manchmal unwillig, daß er dem Betrüger von Beruf ebensoviel Interesse wie dem feinsinnigen Künstler widmen soll. Möller berührt jedoch Probleme der Vererbung, die, wenn nicht versöhnend, doch entschuldigend wirken. Die Gestalten von Großvater und Enkel, beide echte Gotteskinder, sind besonders sympathisch.

Leser, die eine bewegte, lebhafte Handlung bevorzugen, werden zu „Longinus Meier" greifen. Aus dem Vorwort des Verfassers erfährt man, daß der hoffnungsvollen Laufbahn des begabten jungen Malers durch einen plötzlichen Tod in Frankreich 1915 ein jähes Ende gesetzt ward. Während der Roman nur durch diese wenigen Worte in Beziehung zum Weltkrieg gebracht wird, ist Möllers letztes Buch „Die Gartensonate" unter dem Eindruck des Krieges entstanden.

Zwei prächtige Künstlernaturen stehen im Vordergrunde des Interesses: der seelisch aufs engste in der Vergangenheit wurzelnde, fast hellseherische Malleronkel Fritz Schlichting und sein Neffe, der junge, begabte Kapellmeister, nach dessen Komposition das Werk seinen Titel trägt. Die Gartensonate soll im ersten Satz eine Schilderung des heimatlichen Gartens und Sees der kleinen strelitzischen Stadt bringen, in der des Komponisten verwitwete Mutter und ein jüngerer Sohn Garten an Garten mit ihrem Bruder, dem Maler, wohnen. Es ist nur ein kleiner Kreis von Menschen, darunter einige Originale, die im ersten Teil des Romans in dem hübschen Kleinstadtrahmen scharf umrissen stehen, als wertvollste Figur Onkel Schlichting wie von Fontanes Hand gezeichnet. Der Ausbruch des Krieges bringt auch in diese glückliche Idylle seine Veränderungen und führt im zweiten Teil Onkel und Neffen nach Warschau. Die Tiefe des Einblicks in die Rassenunterschiede zwischen Polen und Deutschen ist bemerkenswert. Die Deutschen werden bei den Polen nie auf Verständnis zu rechnen haben, ahnungsvoll spricht Möller es aus: „Fremd sind wir diesen Leuten". Schlichting als Leiter eines Soldatenheims und sein verwundeter Neffe als Organist fühlen sich von der Hohlheit und den Erbärmlichkeiten im polnischen Gehabe abgestoßen. Die innere Harmonie ihres starken, urdeutschen Wesens berührt um so wohltuender. Der zum zweitenmal an die Front eilende Kapellmeister verliert durch einen Schuß sein Augenlicht. Es wird kaum jemand ergreifendere Worte finden, als Möller, wenn er die seelische Tapferkeit

schildert, mit der sich die blinden Soldaten in ihr Schicksal ergeben. Der Künstler, dessen Augen für immer das Bild der geliebten Heimat in sich tragen, vermag jetzt erst das innerlich gereifte Werk zu vollenden. Den Frieden der kleinen Stadt mit seiner Feierabendstimmung bringen die beiden ersten Sätze, in harten Kampf führt der dritte Satz, ewige Nacht sinkt herab — bis ein tröstendes Lied wie ein Gebet emporsteigt und das Finale versöhnlich ausklingt. Zu rhythmischem Schwung steigert sich Möllers Sprache, wenn er uns mit seinem Inhalt bekannt macht. Es ist das reifste Werk Möllers, künstlerisch abgerundet, mit einer Fülle einzelner Schönheiten, bedeutet es einen großen Fortschritt; zugleich ist es erstaunlich, wie der Dichter, der zur Zeit der Niederschrift doch inmitten unerhörten Erlebens stand, Menschen und Geschehnisse wie von einer höhern Warte aus zu beurteilen vermochte.

So einfach und schlicht Möllers Menschen reden, um der heimatlichen Klangfarbe Rechnung zu tragen, so ist bei aller Ungekünsteltheit des Dichters Sprache doch eindrucksvoll und fern vom Alltäglichen. Es finden sich eine Fülle guter und edler Gedanken, kluger Worte und feingewählter Vergleiche in allen seinen Büchern. Als ich vor einiger Zeit in Ferdinand Kürnbergers „Literarischen Herzenssachen" den Ausspruch las „Hier hat der rechte Mann das rechte Buch geschrieben", mußte ich an Marx Möller denken, und mit Kürnberger möchte ich schließen:

„Er hat das Talent seines Stoffes . . . für sein Land und sein Volk; das ist das Element, das von ihm beherrscht wird, von dem er aber auch getragen wird. Diese lebendige Wechselwirkung zwischen Künstler und Stoff, dieses, ich möchte sagen, menschliche Verhältnis zwischen Autor und Buch, das ist die eigentümliche Liebenswürdigkeit — des letzteren? nein, beider! Denn im Buch gewinnt man den Menschen lieb, und dem Menschen ist ein liebes Buch geglückt."

Für eine gemeinsame Statistik der deutschen Volksbüchereien.

Von Prof. Dr. Heimbach, Chemnitz.

Auch wer den so lebhaft geführten Streit der Meinungen und Richtungen im deutschen Volksbüchereiwesen, nur für ein Zeichen des Kräfteüberschusses in einer trotzdem gedeihlichen Weiterentwicklung hält, der wird es doch bedauern, daß so manches liegen bleibt und erstickt, das nur auf dem Boden der Einigkeit reifen könnte, und schon längst gereift sein sollte. Unter diesen leider noch immer unerfüllten Wünschen steht wohl der Ruf nach einer gemeinsamen Statistik der deutschen Volksbüchereien obenan, wobei wir uns aus mancherlei Gründen zunächst auf die gößeren beschränken möchten.

Freilich selbst bei dieser Beschränkung bietet das Problem noch Schwierigkeiten genug. Es ist wohl ohne weiteres einleuchtend, daß der statistische Rahmen, in den sich Betrieb und Entwicklung der wissen-

schaftlichen Büchereien fassen läßt, nur in sehr bedingtem Maße auf eine gemeinsame Statistik der Volksbüchereien übertragbar ist, denn diese leben in anderen Verhältnissen, und in ihrem Gesichtsfeld tauchen Fragen auf, die den wissenschaftlichen Büchereien fremd oder nur wenig beachtenswert sind.

Da ist zum Beispiel die wirtschaftlich hochbedeutende Frage: wie lange leben die Bücher in der Volksbücherei? oder in der Form gefaßt, in der diese Frage in einer jährlich oder überhaupt periodisch erscheinenden Statistik auftreten dürfte: in welchem Verhältnis stehen die Kosten für Ersatzstücke zu den Ausgaben für Neuanschaffungen? Man beachte, durch wieviel Umstände dieses Zahlenverhältnis beeinflußt wird. Da wirkt mit die Leseordnung, das Mahnverfahren, die Arbeitsweise der Büchereibeamten, die besondere soziale und kulturelle Beschaffenheit des jeweiligen Leserkreises und nicht zum mindesten die Technik der Buchbehandlung in der betreffenden Bücherei. Jeder dieser Umstände wirkt vielleicht nur mit einer Kleinigkeit, aber das Zusammenwirken aller ergibt Hunderte und Tausende von Mark, die alljährlich erhalten oder verloren werden, und die den Bibliothekar immer wieder veranlassen werden, durch die Klärung dieser vielverstrickten Frage in so manche sonst nicht beachtete Stelle des Gesamtbetriebes hineinzuleuchten.

Wie unwichtig erscheint demgegenüber derselbe Gegenstand für die wissenschaftlichen Büchereien. Bei ihnen ist es nur ein verhältnismäßig sehr kleiner Kreis von Büchern, welche in ähnlich ununterbrochener Folge von Entleiher zu Entleiher laufen, und auch diese Bücher werden in den weitaus meisten Fällen eher veralten, als durch den Gebrauch vernichtet werden.

Aber auch dann, wenn Volksbüchereien und wissenschaftliche Büchereien denselben Gegenstand in ihre Statistik einbeziehen, werden sie es vielfach unter gänzlich verändertem Gesichtswinkel tuen. Nehmen wir z. B. die Leserstatistik. Die Leser der wissenschaftlichen Büchereien sind zu etwa zwei Drittel Berufswissenschaftler, deren Gliederung nach Fakultät, Berufstätigkeit und Amtsstellung leicht und anerkannt ist. Dagegen entstammen die Leser der Volksbüchereien allen Volkskreisen und Berufsständen, sie zeigen alle Bildungsschattierungen, größere Altersunterschiede und ein anderes Beteiligungsverhältnis der Geschlechter. Diese Leser in einer Weise zu gruppieren, die mit einiger Sicherheit durchführbar ist, und die erkennen läßt, ob die Bestrebungen der Bücherei auch wirklich in die Kreise getragen werden, auf die es ankommt, das ist eine Aufgabe von ganz besonderer Art, für welche von seiten der wissenschaftlichen Büchereien kaum genügend vorgearbeitet werden konnte.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß für eine gemeinsame Statistik der Volksbüchereien ein völlig anderer Rahmen aufgestellt werden muß. Um diesen zu erhalten, wird man gern auf die zugänglichen Einzelstatistiken dieser Büchereien zurückgreifen. Aber hier stößt man auf neue Schwierigkeiten. Teils, weil die Volksbüchereien

noch verhältnismäßig jugendliche Bildungen sind, teils, weil sie so lange einer einheitlichen Zusammenfassung leider entbehrt haben, sind sie bisher auf statistischem Gebiete die denkbar verschiedensten Wege gegangen. Hier haben wir z. B. den Grundsatz, möglichst große Gruppen zu bilden, dort strebt man nach den kleinsten Einheiten und hat es z. B. in der Leserstatistik so weit gebracht, daß die Tänzerinnen eine besondere Gruppe bilden. Auch in der Fächereinteilung, wo wir bei den wissenschaftlichen Büchereien eine feste Ordnung finden, sehen wir bei den Volksbüchereien schwankende, fließende Gruppen. Das eine Mal löst sich Biographie oder auch Kulturgeschichte in der Statistik als besonderer Titel los, dort aber werden die darauf bezüglichen Zahlen mit den Zahlen für Geschichte verschmolzen. In ähnlicher Weise kann man beobachten, daß Romane, Erzählungen, Dramen, Epik, Lyrik zusammengelassen oder in verschiedener Weise getrennt werden. Manchmal erscheint in der Statistik eine besondere Gruppe Unterhaltungsliteratur neben der schönen Literatur, dann wieder ist Unterhaltungsliteratur der Oberbegriff.

Man könnte nun versuchen, die in den verschiedenen statistischen Gewohnheiten der einzelnen Büchereien bestehenden Schwierigkeiten rein formell dadurch zu beseitigen, daß man den gemeinsamen statistischen Rahmen nur mit wenigen weitgespannten Fächern füllt, indem man nur wenige Oberbegriffe anführt, auf die sich die allgemeine Vergleichung beschränken muß, während man die Zerlegung dieser Oberbegriffe in Unterbegriffe der individuellen Wahl der einzelnen Büchereien überläßt. Aber dieser Weg, der ja an sich nur zu sehr dürftigen Ergebnissen führt, stößt sofort auf grundsätzliche Hindernisse. Wie will man denn beurteilen, was zur Verschmelzung mit anderem bestimmt ist, oder was würdig ist, selbständige Größe zu bleiben, wenn man sich nicht vorher darüber klar geworden ist, was man unter der Aufgabe der Volksbücherei versteht? Hierin gehen aber, namentlich in der Gegenwart, die Ansichten weit auseinander.

Fassen wir zunächst einmal diese Aufgabe recht nüchtern auf. Da erscheint die Volksbücherei als die Fortsetzerin des Werkes der Schule, allerdings des Zwanges entkleidet, zu Reiferen und im wesentlichen durch das Buch sprechend. Sie will Wissen vermitteln, mehr Berufswissen als die Schule, sie will nationale und ethische Werte entwickeln, die großen Zeitgedanken vorsichtig weitergeben und auch ihren Teil dazu beitragen, etwas Freude und Schönheit in das Grau des Lebens zu bringen. Diese Bücherei möchte jedermanns wohlbestellte Berufsbücherei sein, möchte in Geschichte, Biographie und Heimatkunde sich breit entwickeln, wird aber der schönen Literatur stets mit der bedauernden Erkenntnis gegenüberstehen, daß deren Beanspruchung durch das Publikum in den meisten Fällen viel weniger den Gebrauch als vielmehr den kaum aus der Welt zu schaffenden Mißbrauch der Bücherei darstellt.

Eine derartige Auffassung eines Bibliothekars wird den statistischen Rahmen in ganz bestimmtem Sinne beeinflussen. In der Leserstatistik wird er die noch im Bildungsanstieg begriffenen Gruppen am schärfsten

erfassen wollen, die Hauptgewerbearten seines Wirkungskreises wird er gern einer feineren Gliederung unterwerfen, dagegen wird er das eigentliche Romanlesepublikum mehr im Groben zu erfassen wünschen, ebenso wie er die Liste der meistgelesenen Bücher aus dem Gebiete der belehrenden Literatur für wichtiger halten wird als die entsprechende aus der schönen Literatur.

Unter Umgehung aller Zwischen- und Nebenformen stellen wir uns nun einen Bibliothekar vor, der sich mehr an das Gemüt wendet, der den idealen Schwung und die Fähigkeit des ästhetischen Genusses für den Kern und die Achse der Volksbildung ansieht. Diesem wird der reifere und reifste Mensch einer besonders eingehenden statistischen Erfassung viel eher bedürftig erscheinen, höhere soziale Schichten werden sich mehr vor sein Gesichtsfeld schieben, die Leserin als solche wird hinter den Leser durchaus nicht zurücktreten, die schöne Literatur wird für diesen Bibliothekar eine ganz überragende Stellung einnehmen, er wird von jeder Art Statistik fordern, daß sie diese ihn besonders berührenden Kreise und Gebiete besonders berücksichtigt.

Gewiß gilt auch von den eben geschilderten denkbar weit voneinander abstehenden Auffassungen, daß die Wahrheit in der Mitte liege. Aber weder wird diese Wahrheit irgendwo verkörpert angetroffen, noch kann man sie rechnerisch ermitteln und dann etwa den Widerstrebenden aufzwingen. Nur dem opferwilligen Streben nach Einigkeit, nach dem wirklich Erreichbaren, auch wenn es nicht das Vollkommene ist, kann es gelingen, hier ein Ziel zu erreichen, das trotz des notwendigerweise unvollkommenen Endergebnisses doch von größter Bedeutung wäre. Denn zweifellos würde eine gemeinsame Statistik der größeren Volksbüchereien nicht nur jeder einzelnen von ihnen als kritischer Spiegel zum Segen gereichen, sondern sie würde der Wissenschaft von den Volksbüchereien die unentbehrliche Grundlage liefern und dazu beitragen, die Stellung der Volksbüchereien zu dem Rang zu erheben, der ihnen gebührt.

Die Kunst des Schreibens.

Von Dr. Max Wieser.

Wer es nicht am eignen Leibe erfährt, der merke es bei andern: wir können vielleicht Deutsch reden, aber nicht Deutsch schreiben. Das hat zuerst Eduard Engel bemerkt und unseren Schriftstellern eingeschärft. Seine „Deutsche Stilkunst" ist eine Tat: verdienstvoll wie kein Werk über unsere Schriftsprache. Doch veraltet ist Eduard Engel gemessen an Broder-Christiansen, dessen „Kunst des Schreibens" als „Prosa-Schule" im Felsen-Verlag (Buchenbach in Baden) jüngst erschien.

Broder-Christiansen geht über seinen Vorgänger hinaus, ohne sein Verdienst zu verkleinern. Er bietet in den 12 Heften seines Werkes wenig Eigenes, das wenige aber lichtvoll. Er gibt viel Proben aus guten und schlechten Schriftstellern — und, recht verteilend Beispiel und Gegenbeispiel, weckt er das Sprachgefühl. Er gibt Regeln, stellt Aufgaben und Übungen und leitet an, sich selbst zu versuchen.

Die Phantasie des Schülers übt anfangs der schlichte Stil von Fabeln und Märchen. Dann kommen Schandflecke unserer Prosa; es folgt Mahnung und Aufmunterung, wieder Regel, Aufgabe und Übung. So geht es durch alle Hefte. Und wie oft versucht der Schüler sich am selben Stoffe, an einer Mustererzählung, die er mit eignen Worten nacherzählen soll. Doch nie ermüdet er. Immer neu regt Broder-Christiansen ihn an, seinen Stil zu bearbeiten wie eine Bildsäule. Er lernt empfinden, schauen und hören, und mählich erhalten seine Worte Klang, Farbe, Tiefe, Wärme, Leben.

Broder-Christiansen zwingt keinem seinen Stil auf. Er fördert den eigenen. Lerne vergessen, was du bisher gelesen hast, und horche auf deine Stimme! Sprich und höre, was du schreibst, und sage mutig aus, was du denkst, was du fühlst, was du siehst, was du hörst, was du willst. So schreibt Lessing: er tut Aug' und Ohr auf, wenn er schreibt. So hört und sieht man noch heute Luther schreiben. Seine Stimme klingt nah und doch fern. Rechte Schrift entstammt dem Herzen und meißelt die Hand. So bearbeiten Schiller und Goethe ihre Prosa, so feilen Moltke und Nietzsche an ihrem Schreibestil. Jeder schreibt so, wie er ist, der eine knapp, der andere breit in Worten. Ein Militär wie Ludendorff anders als ein Dichter wie Goethe. Aber Charakter hat ihre Schrift in jedem Falle.

Doch du sollst nicht Vorbilder nachahmen. Broder-Christiansen will, du sollst den eignen Stil entdecken, sollst eignen Stil haben. Und er läßt nicht locker. Er packt dich am Gewissen, und erneut mußt du ihm Rede stehen und dich versuchen. Danken wir Broder-Christiansen, daß er hart mit uns verfährt.

O Jammer über unsere Schriftsteller von heute! Ich kenne von unseren Dichtern nur einen, der seine Erzählungen meißelt, wie kaum einer. Das ist Wilhelm Schäfer. Hüte dich, seinen Stil nachzuahmen! Doch rate ich dir: nimm Broder-Christiansen als Freund und lies ihn. Dann entdeckst du, was dir selbst fehlt und was den anderen fehlt. Bald ist dir hier ein Wort flach empfunden, bald siehst du dort vor Worten die Sache nicht. Was braucht der da viele Worte: „tiefinnerlichst"! Du hörst ihn wenig „innerlich". So geht es fort, bis du dir selber eingestehst: blutlose Schemen überall, Schall und Rauch. Das ist gut; denn nun bist du auf dich angewiesen. Und was kann die eigne Seele geben, wenn sie sich selber kennt! Keine ist so arm, daß sie nichts schenkt.

Zum Schluß noch eins. Wen meine Zeilen nicht von dem Werte Broder-Christiansens überzeugt haben, er urteile selber nach folgenden Stichproben. Ich nehme erst Broder-Christiansen und lese die erste Seite:

„Diese Briefe wollen die Kunst der Prosa lehren. Lehren? — Das Wort ist zweigesichtig: meint es hier die Erziehung zum Wissen oder die Erziehung zum Können? Daß niemand fehlkomme zu uns, sprechen wir deutlich aus, was wir zu geben haben: wir meinen das Können! Drum, wer ein Stilgelehrter werden möchte und nach dem Schmuck schwieriger Fachausdrücke verlangt, um würdevoll über den Stil anderer zu verhandeln, der sucht bei uns vergebens. Nur wer weiter nichts will, als für sich selber Stilkunst gewinnen, kommt uns recht. So ist unser Ziel in gewisser Weise bescheiden; in anderem Betracht könnte man es unbescheiden finden: denn Schreiben als Handwerk und Kunst zu lehren, gerade das hat bisher als unmöglich gegolten."

Oder eine Stilregel von Broder-Christiansen:

„Wir haben Ihnen an erster Stelle geraten, laut zu schreiben. Denn auch die Prosa verlangt sinnliche Wohlgestalt; und die erreicht am ehesten, wer sich gewöhnt, mit Zunge und Ohr das Verlauten und den wellenden Gang seiner Schrift zu prüfen. Freilich wird es Ihnen nicht von einem Tag auf den andern gelingen; aber an Wochen oder Monaten gemessen muß der Wandel bei jedem spürbar werden, er sei denn ganz ohne Musikgefühl."

Broder-Christiansen sagt:

„Des Künstlers Lehre beginne mit Zucht und ende mit Freiheit! Er durchlebe die Weisen früherer Meister, um sich hindurchzuleben zur eigenen! — Unserer Schriftkunst hat bisher beides gefehlt: wir brauchen strengere Bindung an das Alte, und wir brauchen für das Neue eine Freiheit weiteren Raumes."

„Gegen die täglich steigende Verderbnis, gerade um die wahre Eigenheit zu finden, hilft nur die reinigende Zucht der großen Meister: die in ihrer schlichten Natürlichkeit dem Wesenskern jedes Einzelnen näher stehen als er sich selber, wie er nun einmal durch schlechtes Lesen geworden ist und täglich weiter wird."

Hingegen nehme ich mir eine beliebige Zeitschrift oder ein beliebiges Buch zur Hand. Da blättere ich gestern im Januar-Heft des „Literarischen Echos" und lese von Lou Andreas Salomé geschrieben, — sie schreibt über die Romane der Dänin Agnes Henningsen:

„Der Technik und dem Thema nach — realistisch gerichtet in der Technik, ausschließlich erotisch im Thema — am ehesten jene Tradition fortsetzend, die, von den bekannten französischen Namen (vom erlauchten Flauberts an) etwa über d'Annunzios Erotomanie und den früheren Heinrich Mann bei uns in die beste wiener Schule reicht. Man könnte, was nicht genug geschieht, auch am vorliegenden Fall sich einmal klarmachen, wie oft doch mit der sogenannten realistischen Einstellung sich Vorzüglichkeit technischer Arbeit mit eingestellt hat. Nachdem der prinzipienreiterische arge Beginn bloßer Nachahmerei „vor der Natur" künstlerisch überstanden war, mußten eben die „Realisten" ihre grundsätzliche Zurückhaltung an subjektiven Zutaten zu ergänzen suchen durch desto tadellosere Solidität; wohingegen den späteren, mit ihnen schon seit so langem erfolgreich karambolierenden Richtungen begreiflicherweise nichts leichter zustößt, als den Sieg des Subjektiven derartig auszubeuten, daß er Wesentliches und Zufälliges, also auch noch zu Besiegendes, nicht mehr gehörig unterscheidet." Da ist von einem „Typus" die Rede, der „am reinsten zu sich selber destilliert erscheint". Oder Andreas-Salomé spricht von der „Puppe, die seelenlos im tieferen Sinn und eben deshalb nach Bedarf überausdrucksvoll ohne Aufwand".

Doch genug des krausen Zeuges. Man denke hier nicht an Ausnahme. Ich mache mich anheischig, in fast jedem Buche und jeder Zeitschrift Sätze zu finden, wo den Schriftsteller Auge und Ohr verlassen haben. Wer ertappt sich nicht zuweilen auf dem Wege unserer modernen Schreiber, er möge noch so gut schreiben, der sich nicht vornimmt, einfach, echt und warm zu schreiben. Es gibt ein Mittel, gute Schriftsteller zu machen: man liest die schlechten nicht, sie werden nicht gedruckt.

Allen guten Schriftstellern zum Erquicken ein Gedicht vom Kinder- — ich sage — großen Dichter Wilhelm Hey:

„Zwei Augen hab' ich klar und hell,
Die drehn sich nach allen Seiten schnell,
Die sehn alle Blümchen, Baum und Strauch
Und den hohen blauen Himmel auch.
Die setzte der liebe Gott mir ein,
Und was ich kann sehen, ist alles sein."

Ich überlasse dem Leser, die folgenden Strophen selber zu lesen im Anhang von Hey-Speckters Fabeln für Kinder. Sie passen auf den guten Schriftsteller, der, nächst Auge, Ohr und Mund auftut, die Hand gebraucht und mit den Füßen auf der Erde steht, vor allem ein Herz hat.

Bücherschau.

A. Wissenschaftliche Literatur.

Anemüller, E., Schiller und die Schwestern von Lengefeld. Detmold, Meyer, 1920. (185 S.) Geb. 4 M.

Die Geschichte der Beziehungen Schillers zu den Schwestern Lengefeld, sowie deren Lebensgeschichte werden nach rein quellenmäßigem Material in recht lebendiger Darstellung entwickelt. Wenn auch im Anfang die Sorgfalt des Verfassers, nie vom aktenmäßig Belegten abzugehen, etwas ängstlich anmutet, so gewinnt die Darstellung bald an Lebhaftigkeit dadurch, daß der Verfasser die Dargestellten persönlich in ihren Briefen und Tagebuchblättern reden läßt. Alles nur beizubringende Material ist auf das gewissenhafteste ausgenutzt, und soweit auf diesem Wege eine lebensvolle Schilderung erreichbar ist, ist sie gelungen. Eine reiche Quellennachweisung erhöht den Wert des Werkes. Stiewe.

Baumgartner, Alex., Im hohen Norden. Reiseskizzen aus Schottland, Island, Skandinavien und St. Petersburg. Hrsg. v. Jos. Kreitmaier. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsh. [1919.] (240 S. u. 10 Bilder.) Geb. 6 M.

Als Bd. 3 seines Sammelwerks „Aus aller Welt. Eine neue Bücherei der Länder- und Völkerkunde" läßt der Herdersche Verlag eine kürzende Bearbeitung des großen Werks des bekannten Verfassers der „Weltliteratur", Alex. Baumgartner, „Nordische Fahrten" erscheinen. Das umfängliche, drei Bände umfassende Buch, das vor einem halben Menschenalter herauskam, verband mit journalistischen Reiseschilderungen wissenschaftliche Zwecke. Diese belehrende Absicht fällt bei der Bearbeitung fort, die nur populärwissenschaftliche Zwecke verfolgt. Es ist Kreitmaier gelungen, eine fesselnde Schrift zu liefern, die man gern lesen und an deren gut ausgesuchtem Bilderschmuck man sich erfreuen wird. E. L.

Braun, Fritz, Die Ostmark. Eine Landeskunde des deutschen Nordostens. Mit Zeichnungen von Espey und Fahlberg. Leipzig, Brandstetter, 1919. (108 S.) Kart. 3 M.

Der Verfasser ist natur- und kulturbegeisterter Danziger und besitzt die Gabe, die vielgestaltigen Lande, welche er schildert, seelisch zu erfassen und uns nahe zu bringen. Boden und Klima, Pflanzen- und Tierwelt, Kultur und Bewohner verwebt er kunstvoll zu einer zuverlässigen kleinen Landeskunde. Wir werden ihm Weggefährten durch Stoppeln und Dörfer, durch Dünen und Forst. Einem Führer, dem so das Auge leuchtet, der aus so voller Erfahrung und Liebe uns selbst dort heimisch werden läßt, wo scheinbar Kargheit und Einöde herrscht, folgen wir gern ans Ziel. Der Eindruck seines Büchleins geht froh in die Tiefe und wird inniger noch durch die hübschen Zeichnungen alter Kulturdenkmäler und Landschaftsbilder. Dabei ist es bescheiden nur als Vorläufer gedacht zu einem größeren Heimatsbuche, welches mit Beiträgen Treitschkes, Geibels und der besten ostdeutschen Schriftsteller geziert sein soll. Es wird sich bei jung und alt dankbare Leser erwerben. R.

Brehm's Tierleben. Kleine Ausgabe für Volk und Schule. 3. Aufl. nach der von O. zur Strassen herausg. 4. A. des Hauptwerkes neubearb. von Walter Kahle. Bd. 1: Die Wirbellosen. Leipz. u. Wien, Bibliograph. Institut, 1919. (413 S. mit 234 Abb. im Text und 16 Taf.) Geb. 40 M.

Mit dem vorliegenden ersten Bande ist das große Werk von Brehm in der Volksausgabe abgeschlossen. Bei diesem Anlaß bespricht der Herausgeber nochmals grundsätzlich das Verhältnis dieses sogenannten Volksbrehms zu der Neubearbeitung des Hauptwerks durch Otto zur Straßen und den ganzen Stab seiner Helfer, denen die Sorge für die einzelnen Teile anvertraut war. Die wesentliche Änderung sowohl in der großen wie in der kleineren Auflage gegen früher besteht in der stärkeren „Berücksichtigung des Entwicklungsgedankens und der neueren Tierpsychologie sowie der Betonung des anatomischen Baus der Tiere". Der Entwicklungsgedanke war also auch für die Volksausgabe maßgebend, deren Leiter darauf bedacht war, trotz der Beschränkung des Stoffes ein möglichst „geschlossenes Bild von der ganzen Tierreihe nach ihrer natürlichen Verwandtschaft zu gewinnen". Innerhalb dieses allgemeinen Rahmens ging Kahles Sorge gleichwohl dahin, möglichst viel von Brehms Eigenem und Ursprünglichem bestehen zu lassen, und gern hört man ihn versichern, daß er jede Gelegenheit wahrgenommen habe, „die Beobachtunge nund Eindrücke aus den großen Reisen dieses klassischen Tierschilderers" — die den Älteren von uns von unserer Jugend an in lieber Erinnerung sind — beizubehalten. Aber auch davon abgesehen sind bei den erforderlichen Ergänzungen und bei den Zitaten die Schilderungen alter anerkannter Schriftsteller bevorzugt, obwohl natürlich auch die neueren Forscher, soweit es tunlich war, zu Worte kommen. Denn das vornehmste Augenmerk war mit gutem Grund darauf gerichtet, nicht dem Fachzoologen, sondern dem Mann aus dem Volk, den einigermaßen gebildeten Laien, in dessen Herzen Natursinn und Naturfreude eine Stätte haben, Anregung und Gelegenheit zur Erweiterung seines Wissens zu gewähren. Und eben deswegen war der Herausgeber auch bemüht, aus der ungeheuren Fülle des Stoffes — unter Vermeidung alles Zweifelhaften und Strittigen — das Lehrreichste und Beste herauszuheben. Namentlich das Volkstümliche bei der Charakteristik fehlt nirgends und ebenso wurde im Interesse der Tierliebhaber das Gefangenenleben der Tiere weitgehend bei der Darstellung berücksichtigt. Vor allem aber will der Volksbrehm ein deutsches Buch sein, so daß die Betrachtung der einheimischen Tierwelt durchaus im Vordergrund steht. Daß von den ausländischen Tieren die Bewohner unserer Kolonien, die uns hoffentlich nicht dauernd vorenthalten bleiben werden, mit besonderer Liebe behandelt sind, versteht sich für Kahle, und darin werden wir ihm alle beipflichten, von selbst. Endlich sei noch ausdrücklich hervorgehoben, daß der Volksbrehm auch für die reifere Jugend und das Haus bestimmt ist. Erst recht also eignet er sich für Bildungsbibliotheken aller Art, die für die Mehrzahl unserer Volksgenossen in der Hinsicht Haus und Schule ersetzen müssen, da nur die wenigsten Familien oder auch Schulbibliotheken in der Lage sein werden, dieses Werk, so billig es im Verhältnis auch ist, selbst anzuschaffen. — Daß die Darstellung im vorliegenden Band ebenso wie in den drei anderen, hier seinerzeit ausführlich besprochenen Bänden, volkstümlich im besten Sinn ist und daß auch die äußere Ausstattung sowie der Bilderschmuck, der bei diesem die „Wirbellosen" behandelnden Teile ja nicht von derselben Bedeutung ist, auf der alten künstlerischen Höhe stehen, braucht wohl nicht erst versichert zu werden. Jedenfalls sei der Freude darüber Ausdruck gegeben, daß der Verlag uns die Vollendung dieses herrlichen Werks sozusagen als Weihnachtsgeschenk dargebracht hat. E. L.

Cathrein, Victor, Der Sozialismus. Eine Untersuchung seiner Grundlagen und seiner Durchführbarkeit. 11. bedeutend verm. Aufl. Freiburg, Herdersche Verlagsh., 1919. (504 S.) Geb. 10,40 M.

Eine lange Geschichte hat dies Buch — ursprünglich ein Sonderabdruck aus Cathreins Moralphilosophie — bereits aufzuweisen; es entstand im Jahre 1890, als das Sozialistengesetz eben gefallen war. Die Meinung des Verfassers war es, den Sozialismus theoretisch sowohl wie praktisch zu bekämpfen. Namentlich durch

gründliche Sozialreformen wollte er dem „weiteren Umsichgreifen der Umsturzbewegung" den Boden entzogen wissen. Von Auflage zu Auflage gewann die Schrift an Umfang und Wirkung, und bald erschienen Übersetzungen in fast allen modernen Kultursprachen. Die vorliegende neue, das 24. und 25. Tausend umfassende Ausgabe datiert vom März 1919, sie berücksichtigt schon die Ereignisse, deren Zeugen wir letzthin gewesen sind, namentlich in ihrer Beziehung auf unser Vaterland, das ungefährer Schätzung nach bei den Wahlen zur deutschen Nationalversammlung nahezu 12 Millionen sozialdemokratischer Stimmen aufbrachte bei einer Gesamtziffer von 36—37 Millionen. Von den drei Abschnitten, in die sich der Stoff gliedert, „Begriff und Geschichte des Sozialismus", „Prüfung der wissenschaftlichen Grundlagen" und „Ungerechtigkeit und Unmöglichkeit des Sozialismus", hat hauptsächlich dieser letztere eine wesentliche Erweiterung erfahren. Überall wurde die neueste Literatur berücksichtigt, und ebenso gaben statistische Erhebungen mannigfacher Art Anlaß zu allen möglichen Zusätzen. Alles in allem genommen bildet diese inhaltreiche Darstellung eine ausgezeichnete Ergänzung zu dem allbekannten Buch Werner Lambachs, das sich der Kritik enthält und sich darauf beschränkt, die verschiedenen sozialistischen Theorien in sich zu würdigen und auf ihre vornehmlichsten Entstehungsgründe zurückzuführen. E. L.

Ciccotti, Ettore, Griechische Geschichte. [Aus dem Italienischen übersetzt.] Gotha, Fr. A. Perthes, 1920. (222 S.) Ungeb. 10 M. (Weltgeschichte in allgemeinverständlicher Darstellung hrsg. von Ludo M. Hartmann. Bd. 2.)

Der vorliegende Band, der in unregelmäßiger Folge zu dem bereits 1919 erschienenen Band 1: Alter Orient und Band 3: Römische Geschichte hinzutritt, hat vor seinen Vorgängern gewisse Vorzüge der Darstellung voraus, er ist überaus fesselnd und klar geschrieben, die Übersetzung aus dem Italienischen muß als wohlgelungen bezeichnet werden. Auch inhaltlich wird bei verhältnismäßig geringem Umfange viel geboten. Sehr interessant sind vor allem die ersten, der kretischen und mykenischen Kultur gewidmeten Kapitel, die an der Hand der neuesten Forschungsergebnisse Licht über die vielumstrittenen Voraussetzungen und Anfänge der griechischen Geschichte zu verbreiten suchen. Die eingehende Würdigung der wirtschaftlichen und geistesgeschichtlichen Verhältnisse versteht sich bei dem Charakter des ganzen Werkes von selbst, das das Hauptgewicht auf die Massenerscheinungen, auf das wirtschaftliche und soziale Moment legt, die kriegsgeschichtlichen und politischen Einzelheiten nur soweit heranzieht, wie es zur Erläuterung der großen Entwicklungen notwendig ist. Die beigegebene Karte hätte, was die Angabe von Ortsnamen betrifft, etwas vollständiger ausfallen können. In Aussicht genommen sind im ganzen zwölf Bände, von denen jeder für sich abgeschlossen und einzeln käuflich ist. G. Fr.

Döring, Wold. Osk., Schopenhauer Lübeck, Charles Coleman [1919]. (209 S.) Geb. 7,50 M.

Der Autor ist den Lesern der „Blätter" als Verfasser eines vorzüglichen Buchs über Kant in bester Erinnerung; zu diesem Werk liefert er jetzt ein Gegenstück, eine Einführung in das Leben und die Geisteswelt Schopenhauers. Diesmal kann Döring, dessen neuere Schrift wiederum aus Vorlesungen hervorgegangen ist, die er im Auftrage seiner Oberschulbehörde in Lübeck gehalten hat, hier und da an seine frühere Darstellung anknüpfen. Im übrigen zeigt das Schopenhauerbuch dieselben guten Eigenschaften: durchsichtige Klarheit verbunden mit Gründlichkeit, also Popularität im edelsten Sinn des Worts. Die Titel der zehn Vorträge, aus denen man zu ersehen vermag, wie der Stoff angefaßt und gegliedert ist, lauten: Der Weg zu Schopenhauer; Leben und Persönlichkeit; die Welt als Vorstellung; die Welt als

Wille; der Wille in der Natur; die Kunst; Grundprobleme der Ethik; Bejahung des Willens zum Leben; Verneinung des Willens zum Leben. Der Wunsch des Verf., nicht allein zur Beschäftigung mit den Schriften des großen Denkers anzuregen, sondern auch als Leitfaden zu einem systematischen Studium seiner Philosophie zu dienen, wird sich zuversichtlich erfüllen. E. L.

Emmel, Felix: Der Tod des Abendlandes. Gegen Oswald Spenglers skeptische Philosophie. (22 S.) Berlin 1919, Hans Robert Engelmann. 1,50 M.

Selten hat, so kann man kühn behaupten, den geistigen Menschen ein Buch so beeindruckt wie Spenglers „Untergang des Abendlandes" (vgl. Besprechung in Heft 1 dieser Zeitschrift). Alte Probleme unter völlig neuem Gesichtspunkt und mit neuen daraus hervorgehenden Schlüssen stürmen auf den Leser ein in atembeklemmender Weise. Es ist klar, daß ein solch revolutionäres Werk eine Fülle von Schriften für und wider hervorrufen muß, und von dieser zu erwartenden Literatur liegt ein kleines Heftchen von Emmel vor, das versucht, Front gegen die neue Lehre zu machen. Beim Lesen des Aufsatzes hat man den Eindruck, als ob ein Asthmatiker nach Luft ringt und zu jedem Mittel greift, von dem er nur Abhilfe erwarten kann. Wie auf viele, so hat auch auf E. das Sp. Werk vernichtend gewirkt, und er beginnt ein krampfhaftes Suchen nach dem rettenden Grashalm. Es kann und soll nicht geleugnet werden, daß sich gegen den Münchner Mathematiker manches einwenden läßt; und daß schließlich in einem solchen Riesenwerk — auch E. erscheint es fabelhaft, was dieser eine Kopf faßt — Widersprüche unterlaufen, ist kaum verwunderlich, wobei doch zu betonen ist, daß die von E. angeführten keineswegs mit der Grundtendenz in Widerspruch stehen. Einzelnes ist gut gegen Sp. gesagt, vermag als Ganzes aber nicht zu überzeugen. Ob der von E. geprägte Ausdruck „Kultursymbiose" glücklich ist, mag dahingestellt bleiben, was er damit meint ist beachtenswert und dem Ref., Bekenner des „ex oriente Lux" und Russophilen, sympathisch.

Zusammenfassend: es gelingt E. nicht, etwas wirklich Entscheidendes gegen Sp. zu sagen. Es hilft nichts, das von Sp. beschworene Gespenst läßt sich nicht so leicht verscheuchen. Mag manches falsch sein, im Grunde hat Sp. doch recht, und was nützt das Sichauflehnen gegen Unabwendbares? Wie heißt es doch in Rollands „Michel Angelo" —: „Es gibt nur ein Heldentum in der Welt: die Welt zu sehen, wie sie ist — und sie zu lieben". v. Witzleben.

Erdberg, Robert v., Freies Volksbildungswesen. Gedanken und Anregungen. Berlin, C. Heymann, 1919. (259 S.) 16 M.

Als einen Niederschlag der freien Volksbildungsbewegung vor dem Kriege bezeichnet der Verfasser seine in dem vorliegenden Buche gesammelten Aufsätze und Vorträge. Von besonderer programmatischer Bedeutung ist darin der erste Aufsatz „Das freie Volksbildungswesen im neuen Deutschland", worin er nach einer kritischen Würdigung der Entwicklung, die die Bewegung in Deutschland genommen hat, auf die bekannten Gegensätze eingeht, die vor allem in der Zielsetzung der bibliothekarischen Arbeit hervorgetreten sind. Freilich wird v. E. den Bestrebungen der sogenannten „älteren Richtung", die er nach gelegentlichen programmatischen Auslassungen beurteilt, nicht gerecht. Einen breiteren Raum nehmen dann Erörterungen über das Volkshochschulwesen ein, wobei die Ansicht vertreten wird, daß die hier zu lösende Aufgabe von den Hochschulen übernommen werden muß, in ihren Reformplan einzugliedern sei. Mit Recht werden die Volksuniversitäten als die Krönung des gesamten freien Volksbildungswesens bezeichnet, das eines systematischen Aufbaues noch immer ermangelt. Im Zusammenhange mit den Aufgaben, die dem Staate dabei zufallen, wird die Gründung eines Forscherinstituts für das Volksbildungswesen gefordert. Andere kürzere Aufsätze sind den ersten deutschen Volks-

hochschulen, der Schundliteratur, dem geplanten Volkshaus Berlin-Ost, der Erziehung zum Lesen, der Programmgestaltung für Volkskunstabende und anderen Fragen der künstlerischen Volkserziehung gewidmet: sie werden vielen Lesern des Volksbildungsarchivs bereits bekannt sein. Viel Interessantes enthält der Aufsatz über das freie Volksbildungswesen in Schweden mit eingefügten Berichten schwedischer Volksbildner, die Frucht einer Informationsreise der Zentralstelle für Volkswohlfahrt aus dem Jahre 1910. G. Fr.

Hertling, Karl Graf v., Ein Jahr in der Reichskanzlei. Freibg. i. B., Herder, 1919. 12 M.

Unter diesem Titel veröffentlicht der Sohn die als persönlicher Adjutant aufgezeichneten Erinnerungen aus der Kanzlerzeit von Dr. Michaelis' Nachfolger. Durch den Vater in alle Geschehnisse eingeweiht, gibt der bisher als Schwadronschef mitkämpfende Offizier einen hochbedeutsamen Einblick in das entscheidendste Jahr des Weltkrieges bis zum Zusammenbruche, meist aus unmittelbarem Erlebnis. Vor allem zu den Veröffentlichungen Ludendorffs treten v. Hertlings Berichte ergänzend. Das Verhältnis zu diesem und damit zur O. H. L. ist immer wieder der Gegenstand der Auseinandersetzung. War der Kanzler doch schon als bayrischer Ministerpräsident in der inneren wie äußeren Politik maßvollere Wege gegangen.

Als er das Kanzleramt aus Liebe zum Vaterland antrat, wirkte schon 9 Monate lang der U-Bootkrieg, und besonders in Preußen war die innere Lage sehr schwierig infolge der Wahlrechtsvorlage. v. H. war Gegner des Parlamentarismus, weil dieser die politischen Dinge erschwere. Von Monat zu Monat drängte die Lage mehr dazu hin. So galt es für den Kanzler, das Beste des Reiches gegen zwei gleich mächtige Einflüsse zu erstreben. Die Ostfriedensfrage führte zur Ludendorffkrise. Kaum war sie beschwichtigt, so begann Baron Burian sein Doppelspiel. Und die Kampflage im Westen machte die redlichsten Bemühungen um einen baldigen Frieden vergeblich. Bis schließlich keine Rettung mehr blieb, als eine umstürzende Neuorientierung. Da mußte dieser treue Diener seines Monarchen und Verfechter des Bismarckischen Bundesstaates sein Amt in geeigneter scheinende Hände geben. Die Revolution hat seine Lebensarbeit mit zerstört.

Diese an Spannungen, Arbeit und Verantwortung reiche Entwicklung der Weltkriegstragödie führt uns der Sohn in ausgezeichnet klarer, knapper Schilderung vor Augen. Die Schauplätze der Vorgänge sind Berlin und das Hauptquartier. Die einflußreichsten Vertreter der Reichsleitung und der Berater des Kaisers werden beurteilt und vor Augen geführt, besonders ausführlich Ludendorff und v. Kühlmann. Auch des Familien- und Gesellschaftslebens im Kanzlerhause wird gerne gedacht. Wie dem Vater, so eignet dem Sohne ernste, menschenvertrauende Lebensauffassung, Kunstinteresse und Freude an der freien Natur. Die Autofahrten und schöne Lage der belgischen Quartiere geben ihm Anlaß in stimmungsvollen Schilderungen sich und uns zu entspannen.

An wichtigen Briefen sind abgedruckt der des Kanzlers an seinen Stellvertreter über v. Kühlmanns notwendig gewordenen Abschied. Er selbst harre aus, um eine kommende Militärdiktatur zu verhindern. Noch bedeutsamer ist der Brief des bayr. Kronprinzen vom Juni 1918, der das Fehlen an Ersatz von Leuten und Pferden befürchtet und an entscheidenden Sieg nicht mehr glaubt. Demgegenüber hoffe Ludendorff vom Zusammenbruch einer der Westmächte Wunder und unterschätzte die feindlichen Kräfte.

Rittmeister v. Hertling stellt die baldige Veröffentlichung weiterer wichtiger Aktenstücke aus dem Nachlasse des Vaters in Aussicht. Er ergänzt dessen unvollendete Lebenserinnerungen inzwischen. Sein „Reichskanzlerjahr" wird so zugleich zu einem Vorläufer dieses größeren Werkes. R.

Jentsch, Carl, Volkswirtschaftslehre. Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft populär dargestellt. 5. verm. Aufl. hrsg. v. A. H. Rose. Leipzig, Grunow, 1919. (XVI, 391 S.) 5.50 M.

Die Neuauflage dieses zuerst 1895 erschienenen Buches des 1917 hochbetagt verstorbenen Verfassers ist im Interesse volkswirtschaftlicher Belehrung für unsere Volksbibliotheken auf das wärmste zu begrüßen. Keine andere volkstümliche Darstellung nationalökonomischer Fragen eignet sich so wie die vorliegende dazu, nicht vorgebildete Leser in das schwierig zu erfassende, umfangreiche Stoffgebiet einzuführen, mögen auch die akademischen Vertreter der Volkswirtschaftslehre manches an den von Jentsch vertretenen Auffassungen auszusetzen haben. Der Verfasser hat es — und das ist schon ein großer Vorzug — dank seiner fesselnden, klaren Schreibart in ausgezeichneter Weise verstanden, die Grundbegriffe sowohl wie die einzelnen praktischen Fragen dem allgemeinen Verständnis näher zu bringen und zum Nachdenken, sowie zum selbständigen Forschen anzuregen. Besonders das Schlußkapitel „Alte und neue Wirtschaftsbestrebungen", unter dem Eindruck des Weltkriegs entstanden, enthält Gesichtspunkte, die in unsern Tagen eine immer mehr erhöhte Bedeutung gewinnen und die allergrößte Beherzigung verdienen. Die von dem Herausgeber vorgenommene Revision betrifft zahlreiche Zusätze, die besonders den durch den Krieg hervorgerufenen volkswirtschaftlichen Zuständen Rechnung tragen. G. Fr.

Landauer, Gustav, Aufruf zum Sozialismus. Revolutionsausgabe. 2. Aufl. Berlin, P. Cassirer, 1919. (155 S.) Geh. 6 M.

Dieser Aufruf zu einer „neuen sozialen Kultur aus dem Geiste der Freiheit und Gerechtigkeit" erging zum erstenmal in mündlicher Rede vor nunmehr 12 Jahren. Er führte gleich damals zur Gründung des „sozialistischen Bundes" mit der Gruppe „Arbeit" in Berlin. Er gewann, an unruhigen Stellen Deutschlands und in der Schweiz wirkend, Boden. Die Zeitschrift „Der Sozialist" propagierte ihn. Es kam der Krieg und der Zusammenbruch. Kann aus dem Chaos Landauers Sozialismus uns Rettung bringen? Verzweifelt ruft er die Völker abermals auf. Wogegen wendet er sich, was erstrebt er? Sein verhaßtester Feind neben dem knechtenden Kapitalismus ist der gläubig gepriesene Marxismus, d. i. der bisherige Sozialismus. Nicht nur dessen Methode und Geschichtsauffassung bedeutet ihm Unheil. Vor allem dem Ziele Marx' wirft er sich entgegen. Denn was der Marxismus heraufgeführt habe, sei Kapitalsozialismus, und er steuere fort in den Staatskapitalismus. Immer verhängnisvoller sei diese Anpassung geworden. Wir würden dadurch alle Staatsproletarier und blieben sinnlosem Zwange unterworfen. Nein! Landauers Weg folgt Proudhon und Kropotkin. Er strebt zum menschenverbindenden Geiste. In den kleinsten Körperschaften, in der Gemeinde sei dieser zu finden, zu pflegen, zu wecken, der Geist der Wiedergeburt zu neuer Kultur. „Fort mit dem Weltmarkt des Profits" ruft er aus. An seine Stelle träte wieder die echte Beziehung zwischen Bedarf und Arbeit. „Hunger, Hände und Erde" sind da zur Sicherung des gerecht verteilten beglückenden Arbeitsproduktes für jeden. Die soziale Frage ist ihm vor allem eine Agrarfrage. Kein vom Kapital angeeigneter Mehrwert sei ferner zu fürchten, wenn statt der Notlage des Arbeiters Gemeineigentum und sinnvoller Austausch die Arbeit regle. Die Kapitalmacht sinke dahin, sobald der Boden neu und gerecht aufgeteilt würde an die Gemeinden, wie dieses Moses vorsah, und wenn statt des Geldes nur Arbeit gelte und den Austausch vermittle. — So erscheint ihm die Lösung selbstverständlich und leicht. Henri George und Flürscheim und Silvio Gsell, auch Dühring stehen ihm mit ihren besten Gedanken zur Seite. Uns wollen Landauers leidenschaftliche Anklagen der bisherigen Gesellschaft und seine Programmgedanken zu einer neuen Kultur wirklichkeitsfremd erscheinen. Er verkennt ebenso die Gebote und die Bedingungen wertschaffender Arbeit, wie die Menschen, mit welchen er rechnen muß. R.

Maync, Harry, Theodor Fontane 1819—1919. Leipzig, B. G. Teubner, 1920. Geb. 2 M. u. Teuerungszuschlag.

Es ist heute vielleicht schon nicht mehr ganz leicht, Leser für Fontane zu gewinnen; und seine Romane dürfen doch um so weniger im Lesestoff beiseite geschoben werden, je mehr ein Teil unserer Unterhaltungslektüre verflacht. Wo sich schon so ein leichter Gegensatz der Generationen zu dem älteren Dichter bemerkbar macht (und natürlich auch allen anderen Lesern gegenüber), scheint mir die Schrift von Maync durchaus am Platze. Sie ist knapp gehalten und legt besonderen Wert auf die Würdigung der Romane, denen gegenüber die Lyrik des Dichters mehr nebenbei und kürzer behandelt wird. Mit gutem Grund betont M. den Märker, den Berliner und den besonderen Zeitgehalt der Fontaneschen Romane. Er begnügt sich aber nicht mit einer Charakteristik des Dichters, seiner Arbeitsweise, seines Stils und seiner künstlerischen Mittel, sondern der ganze Mensch wird herausgestellt, die prachtvolle Persönlichkeit, seine Lebensanschauung und — für Fontane wichtig genug — sein Patriotismus, der zwar ganz im Preußentum, ganz in der Bismarckschen Zeit wurzelte, aber weder „aufgesteift" war, noch engherzig. Daß es der Literarhistoriker Maync nicht an Einordnungs- und Beziehungsmöglichkeiten fehlen läßt, bedarf nur der Andeutung. Die kleine Schrift ist als Ergänzungsheft der Zeitschrift für den deutschen Unterricht erschienen und für jedermann verständlich gefaßt. H. K.

Meinecke, Friedrich, Nach der Revolution. Geschichtliche Betrachtungen über unsre Lage. München, Oldenbourg, 1919. (144 S.) Geb. 4,50 M.

Der bedeutende Historiker faßt in diesem Büchlein vier Aufsätze oder Vorträge zusammen und schließt es ab mit einem Gespräch zweier Freunde, welche sich im Kriege aus den Augen verloren. Beide leiden gleich schwer an dem deutschen Geschicke. Der eine hat sich mit der Demokratie abgefunden, der andere hofft als Anhänger des Königtumes Wiederbesinnung der verhetzten Massen. Beide streben von der unfruchtbaren Frage: wer trägt die Schuld?, und von der unlösbaren: war der Krieg vermeidlich?, einer versöhnenden Wirksamkeit zu im Dienste des Aufbaus. Meinecke ist ein Verfechter der mittleren maßvollen Linie, wie Bethmann Hollweg sie suchte. So auch in der Beurteilung des Bismarckschen Reichsbaues. Er fragt, ob mit der erstarkten nationalen Kraft die humanen Werte unserer Klassikerzeit sorgsam gewahrt blieben inmitten des vorherrschenden Voluntarismus. Im neuen Deutschland müsse eine wesenhaftere Einheit der Volksgemeinschaft aus kultureller Läuterung des nationalen Gedankens erstehen. Für den Weg unserer Selbstbehauptung zeigt Meinecke uns Ziele. Er ruft den Gemeingeist, die Liebe zur Heimat im Volke auf. Furchtbar ist die Lage! Was unsern Niedergang aufhalten kann, ist allein strengste Selbstzucht. So erscheint dem welthistorisch betrachtenden Auge die Lage. Ein Reich, welches, unbewußt schon im Bunde mit dem neuknospenden Volksstaat, die Belastung des Weltkrieges trug, wird trotz aller Hemmnisse gesunden. R.

Naumann, Friedrich, Gestalten und Gestalter. Berlin u. Leipzig: Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, 1919. (VI, 184 S.) Geh. 7,50 M., geb. 10 Mk.

Es war ein glücklicher Gedanke, Naumanns glänzende Versuche über Persönlichkeiten, führende Männer nach seinem Tod zu sammeln. Man findet in dem Buch vereinigt Staatsmänner, Politiker, Charakterköpfe aus der Religions- und Geistesgeschichte. Wie verschieden sind alle diese Skizzen! In Form, Färbung, Tonart, Schwung, Temperament. Naumann faßt jeden einzelnen Charakter besonders an. Er hat kein Schema von vornherein. Immer läßt er sich vielmehr vom einzelnen Fall die Form eingeben. Dadurch wirken diese Skizzen im höchsten Maße lebendig

und abwechslungsreich. Klar erkennbar stehen die Persönlichkeiten vor uns. Sie regen an, spornen an zur Steigerung eigener Tüchtigkeit. Deshalb wird das Buch gewiß volkserzieherisch wirken. Oe.

Literarischer Ratgeber des Dürerbundes. Begr. von Ferd. Avenarius. Bearb. von Wolfgang Schumann. Bedeutend erweiterte 5. Aufl. München, W. Callwey, 1919.

Literarischer Jahresbericht des Dürerbundes. Begr. von Ferd. Avenarius. 10. Aufl. von Wolfgang Schumann. Ebenda, 1919—1920.

Die Dürerbundratgeberunternehmungen sind ein unentbehrlicher Behelf für jede Bücherei und jeden Bildungsbeflissenen. Von Ferdinand Avenarius, dem verdienstvollen „Kunstwart"-Herausgeber vor zwanzig Jahren geschaffen, werden sie gegenwärtig von Wolfgang Schumann vorbildlich geleitet, dem ein auserlesener Stab hervorragender Mitarbeiter zur Seite steht. Umfassender Weitblick, gründliche Fachkenntnis, erstaunliche Gediegenheit, menschenmöglichste Unparteilichkeit zeichnen diese stolze Schöpfung deutscher Tüchtigkeit vor allem aus. Die Fülle des Gebotenen mag die Anlage des „Lit. Ratgebers" veranschaulichen, der auf 500 eng bedruckten Seiten in 46 Haupt- mit etwa 150 Unterabteilungen rund 14000 Werke aller Völker und Zeiten würdigt, worüber eine Sachliste von allein 24 kleingedruckten Seiten zu je 5 Spalten übersichtliche Auskunft gibt. Nicht nur das gesamte Gebiet der schönen Literatur ist sachkundig behandelt, sondern alle Wissenszweige menschlichen Geisteslebens der Vergangenheit und Gegenwart. Der „Lit. Jahresbericht" sichtet auf 140 Seiten die Ernte des abgelaufenen Jahres, über die er in einer Reihe vielfältiger Abschnitte Auskunft gibt. Erfreulicherweise fanden die Ratgeberunternehmungen im letzten Jahrzehnt in über eine halbe Million Stück Absatz und haben so die Öffentlichkeit ungemein befruchtet. Leider gefährden die mißlichen Zeitverhältnisse auch sie, doch darf nichts unversucht bleiben, uns vor dem unersetzlichen Verlust dieses einzigartigen Bildungsmittels, das seinesgleichen nicht findet, zu bewahren. Viktor Wall.

Stegemann, Hermann, Geschichte des Krieges. Dritter Band. Mit zwei farbigen Kriegskarten und zwei Nebenkarten. Stuttgart u. Berlin, Deutsche Verlagsanstalt 1919. (XVI, 544 S.) 17, geb. 20 M.

Mit anderen Gefühlen als jetzt hat die deutsche Leserzeit seiner Zeit Weihnachten 1917 das Erscheinen des zweiten Bandes dieser ersten umfassenden und großzügigen Darstellung des Weltkriegs begrüßt; inzwischen sind wir der Übermacht, der Hungerblockade und der inneren Zwietracht unterlegen, und voller trüber Ahnungen müssen wir zum mindesten der näheren Zukunft entgegensehen. Als Trost aber dürfen wir den Ruhm unvergänglicher Taten mit auf unseren Leidensweg nehmen, und Stegemann versteht es, dieses Heldentum des deutschen Volkes auch diesmal wieder vor unserem geistigen Auge erstehen zu lassen. — Die Erzählung beginnt nachholend mit dem Seekrieg bis zur Schlacht bei den Falklandsinseln, in der das ruhmreiche und bis dahin sieghafte Kreuzergeschwader unter einem hochherzigen Führer den Untergang findet. Dann schildert der Verf. den Feldzug im Westen auf dem ihm besonders vertrauten Boden der Vogesen, in den Argonnen und in Nordfrankreich bis zur belgischen Küste hin, in den ersten Monaten des zweiten Kriegsjahres sowie die gleichzeitigen Vorgänge in den verschiedenen des östlichen Kriegsschauplatzes, in dem ungeheuren Bogen zwischen dem Njemen und den östlichen Karpathen. Hin und her schwankt das Kriegsglück, als aber die Mittelmächte namentlich im Osten den Sieg an ihre Fahnen zu binden versuchten, ist es Italien, dessen Abfall die Verbündeten vor neue Aufgaben stellt und sie verhindert, die große Entscheidung, die

bei Gorlice begonnen hat, so vernichtend auszunutzen, wie es sonst zweifellos geschehen wäre. Inzwischen aber holen auch die Gegner im Westen zu großen Schlägen gegen die dünne, besetzte deutsche Front aus, um den Bundesgenossen an der Weichsel und am Njemen zu entlasten, und um den Feind vom französischen Boden zu verdrängen. Aber alle diese Anstrengungen, die Ströme von Blut kosten, enden mit geringen taktischen Erfolgen, wenn auch die Entente durch lauten Siegerjubel den strategischen Fehlschlag zu verhüllen sucht. Leider ist indessen unsere Oberste Heeresleitung noch nicht in der Lage, diesem wichtigsten Kriegsschauplatze ihre ungeteilte Aufmerksamkeit zuzuwenden, da der Balkanfeldzug, der schon im Sommer einsetzt und erst im Januar des neuen Jahres (1916) endet, aus politischen Gründen sich nicht weiter aufschieben läßt. Vereint mit österreichischen und bulgarischen Kontingenten stoßen die Heeressäulen der Mittelmächte von drei Seiten aus nach Serbien und Montenegro vor, räumen das Land aus und stellen die Verbindung mit der Türkei her, die ohne den nun erst möglichen Kräftezuschuß im Dardanellenkampf gegen die Entente erlegen wäre. Mit der Geschichte der hiermit verknüpften Ereignisse, die zur Räumung von Gallipolis führen, endet der dritte Band. Am Schluß des Jahres 1915 hat der Weltkrieg, wie der Verf. im Schlußwort sagt, an Umfang und Heftigkeit trotz der furchtbaren Niederlage Rußlands und Serbiens nur noch zugenommen. Leider dachte im Januar 1916 noch keiner der beiden Hauptkämpfer hüben oder drüben an einen Verzicht- oder Versöhnungsfrieden, zu dem nur eine Verständigung über die belgische Frage die Grundlage hätte abgeben können. — Mit gewohnter Klarheit hat Stegemann das Knäuel dieser ungeheuren Vorgänge entwirrt und in einer Erzählung gemeistert. Das Verzeichnis der benutzten Quellen bestätigt, was man auch sonst der Darstellung anmerkt, daß er bei seiner Ausarbeitung noch nicht in der Lage war, die Aufzeichnungen der großen militärischen und politischen Führer zu verwerten, die jetzt in aller Hände sind und in ihrer so vielfach voneinander abweichenden Auffassung den denkenden Leser vor immer neue Rätsel stellen.

E. L.

Wasserzieher, Ernst: Leben und Weben der Sprache. 2. verm. Aufl. Berlin, Dümmler, 1920. (280 S.) Geb. 9,75 M.

Zum zweiten Male in ganz kurzer Zeit geht dieser anregende, kenntnisreiche, unterhaltende Plauderer hinaus. Uns erfreut die wachsende Teilnahme an so wichtigen kulturfördernden Dingen.

Wie jeder wahrhaft Wirkende hat er auf dem Pfade sich neu bereichert und er bringt es uns in formfrohem Gewande. Wir nehmen keine Berufsklasse, keinen Bildungsstand aus: Jedem wird aus bald diesem, bald jenem der dargebrachten Abschnitte ein bleibender Einblick geboten, wie wundersam unsere Sprache webt und lebt. Die Altmeister Hildebrandt und Kluge haben für dies Buch nicht vergebens gewirkt. W. setzt die gelehrten Ergebnisse in verlockende Volksnahrung um. Und wer sich dadurch reiche Stunden verschafft hat, wird selbst mitteilsam. Denn ein Reichtum an Anekdoten, Gleichnissen, sich entwickelnden Einsichten verlangt nach Aussprache und begnügt sich nicht länger mit blinder Münze. Je mehr man von dem Wachsen und Leben weiß, desto eifriger achtet man auf diese zarten Vorgänge und sucht das Gebilde vor Verunstaltung oder Schaden zu wahren. Es wäre ein Ziel, dies Behüten unserer Muttersprache, welches die Gedanken- und Gefühlswelt des Volkes läutern und seine kulturelle Einheit mitschmieden hülfe. So stellt sich dies Buch in den Dienst unserer Zeit. R.

Werlhof, Ernst v., Polnische Geschichtsbilder. Leipzig, A. Felix, 1920. (273 S.) 16 M.

Den jäh abgetrennten Landsleuten im Osten reicht Werlhof durch ehrliche Schilderung der Polen, wie sie waren und sind, eine Schutzwaffe dar. In 35 fesselnden,

für sich bestehenden und zum Ganzen sich rundenden Abschnitten gibt er ein Bild von den Verhältnissen Polens zu den zahlreichen Völkern, mit welchen es in Beziehung stand und läßt die geschichtlichen Vorgänge bis zur unmittelbarsten Gegenwart zu uns sprechen. Der Verfasser ist von Bismarcks Auffassung dieses gefährlich fanatischen Volkes durchdrungen. Er bezieht sich oft auf die Reden des Kanzlers. Haben wir wohl stets bedacht, an dem Polen den „Franzosen des Ostens" zum Nachbarn zu haben? Seine Rolle im Weltkriege hat uns diese Lehre neu eingeschärft. — Der Verfasser hat seine Aufgabe ernst genommen und sie durch gute Gliederung, durch reiches Wissen und klare Darstellung ersprießlich gelöst. Er konnte sich auf seine Beherrschung des Stoffes verlassen. Aus der abenteuerlichen Fülle der widersprechenden Lebensäußerungen, dieses auf- und niederwogenden, zur Staatenbildung unfähigen Volkes stellt der Verfasser das welthistorische Ergebnis heraus: Polen ward durch die Schwäche seiner höchsten Gewalt und durch die sie niederhaltenden Ränke des Adels wieder und wieder hinabgestürzt. — Die Grundlage des neuen Polenstaates ist durch Deutsche geschaffen. Man lese darüber den Abschnitt: „Polen im Weltkriege". Über diese und viele andere die Zeit bewegenden Vorgänge hat der Verfasser allen Freunden der Wahrheit fesselnd Aufschluß gegeben. Wir müssen das reiche Gesamtbild voll anerkennen. R.

Woermann, Karl, Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. 2. Neubearb. und vermehrte Aufl., Bd. 4. Mit 337 Abb. im Text, 6 Taf. in Farbendruck und 51 andere Taf. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1919. (XVI, 656 S.) Geb.

Mit erstaunlicher Rüstigkeit fördert der greise Verfasser die Neubearbeitung und dem Fortschritte der Wissenschaft angepaßte Erweiterung seiner Weltgeschichte der Kunst, wie man das monumentale Werk in Kürze nennen möchte. Grade dieser vierte Band behandelt einen Stoff, dem sich die moderne — an Autoren fast aller Kulturnationen getragene — Forschung mit besonderer Vorliebe zugewandt hat. Auf 581 Seiten Großoktav behandelt er die von 1400—1550 reichende „Kunst der älteren Neuzeit", schon durch diese Bezeichnung andeutend, daß er den Begriff der „Renaissance" nicht als so maßgebend ansieht, daß man das ganze Zeitalter nach ihm zu benennen habe. Und ebenso belehrt uns gleich die Einleitung, daß Woermann bei aller Anerkennung der Verdienste Wölfflins um die Unterscheidung und Charakteristik der verschiedenen Phasen der Renaissance diesem doch nicht in der einseitigen Bewertung der „Klassischen Kunst" des 16. Jahrhunderts auf Kosten der „primitiven Kunst" des vorhergehenden Zeitalters folgt, die vielen Kunstfreunden, gerade wegen ihrer aus dem Zusammenhang mit dem Mittelalter entspringendem Unregelmäßigkeit und Unbeholfenheit besonders ans Herz gewachsen ist. — Und dennoch läßt auch Woermann mit dem von ihm gewählten Einschnitt, mit dem Beginn des 15. Jahrhunderts eine neue Zeit erstehen. Das Reich des früheren Ringens und Strebens hatte dem Himmel gegolten und war nicht von dieser Welt gewesen. „Es war eine entwicklungsgeschichtliche Notwendigkeit, daß die Menschheit sich nach dieser Erhebung über sich selbst auf den Mutterschoß der Erde besann, dem sie entsproß". Diese Wendung zur Wirklichkeit, deren Anfänge weiter zurückliegen, erhält von 1400 an die Führung, und während des 15. Jahrhunderts suchte dann die Kunst in ihrem Streben nach innerer und äußerer Wahrheit sich nur „eigene neue Gesetze zu schaffen, die freilich noch nicht überall gleichmäßig gebucht und gegliedert erscheint", immer aber den Anschluß an die Natur und das Leben bewahrt." In der Folge macht dann die Kunst des 16. Jahrhunderts zunächst in Italien „vollen Ernst mit der Wiederanknüpfung an das hellenistische Altertum, mit der Rückkehr zur reinen Schönheit der Formensprache und mit einer Anschauungsweise, die im Menschen das Maß aller Dinge sieht." Dem Realismus der eben beendeten Epoche tritt voller Begeisterung

ein neuer Idealismus entgegen. „In klarer, ruhiger Geschlossenheit und in reinen, sorgfältig abgewogenen Verhältnissen setzen Baumeister, Bildner und Maler ihre Schöpfungen hin.“

Die Darstellung dieser großartigen und folgenreichen Entwicklung wird auf vier Bücher verteilt, von denen je zwei die Zustände nördlich der Alpen und Pyrenäen und die beiden anderen südlich davon in den beiden Perioden schildern. Über die äußere Anlage des Buches ist bereits früher gesprochen. Wie immer machen ein ergiebiges Schriftenverzeichnis und ein Personen- und Ortsregister den Schluß des Bandes, der sich würdig seinen Vorgängern anreiht und die Hoffnung erweckt, daß das Ganze in absehbarer Zeit vollendet sein wird. E. L.

B. Romane, Novellen, Erzählungen usw.

Brauneck, Agnes, Vom Franzel und seinem Ahnele. Eine Geschichte für Kinder und Kinderfreunde. Mit Bildern von Heinrich Susemihl. Gotha, Friedr. A. Perthes [1920]. (36 S.) Geb. 4 M.

Die vorliegende anmutige Geschichte spielt zwar nicht im schweizerischen, sondern im Vorarlberger Hochgebirge, sonst aber erinnert sie der ganzen Art der Erzählung nach an die Jugendschriften von Johanne Spyri, die sich mit Recht der allerweitesten Verbreitung erfreuen. Unter den Augen seines Ahnele, dessen Liebling er ist, wächst das Franzel heran, während der Vater fern in Frankreich arbeitet und die Mutter im Hause alle Hände so voll hat, daß sie sich nicht um ihn kümmern kann. Freilich erlebt die alte Frau nicht mehr seine weitere Entwicklung zum Jüngling und Mann, aber bevor der Tod sie abruft, hat sie doch noch die Keime zu allem Guten in das kindliche Gemüt gelegt. Voller Zuversicht glaubt sie, daß der Hauptwunsch des kleinen Burschen, es dermaleinst zum tüchtigen Bergführer zu bringen, in Erfüllung gehen wird. Das Leben und Treiben im Hochgebirge und beim Ziegenhirten oben auf der Alm wird dem Empfinden der Jugend in seiner ganzen Poesie veranschaulicht. L.

Claudel, Paul, Der Tausch. Deutsch von Dr. Jakob Hegner. Hellerau, Hegner, 1920. (162 S.) Geh. 6 M., geb. 9 M.

Wiederum legt der Hellerauer Verlag ein Drama des wertvollen Franzosen Claudel in deutscher Übersetzung vor. Eine Ehetragödie. Zwei Paare leben am Meer zusammen. Ein dichterisch hochblühender, berufsloser Jüngling hat ein Dorfmädchen entführt und zu seiner Frau gemacht, einen echt frauenhaften Charakter, weiblich tief verinnerlicht, in der Liebe fähig zu höchster Aufopferung, ja zum Sklavendienst. Das andere Paar sind ein nüchterner Geschäftsmann ganz großzügigen Lebensstils und eine Schauspielerin, ohne Skrupel nach irgendeiner Richtung hin. Der Geschäftsmann verliebt sich in die Entführte, die Schauspielerin in den Entführer, er wird beredet, seine Frau freizugeben, tut es, scheitert aber innerlich daran, die Schauspielerin erschießt ihn. — Diese an sich krasse Fabel des Dramas verliert viel von der Brutalität ihrer Tatsachen infolge des wundervollen Reichtums an Innenleben und der Meisterschaft seelischer Analyse, die Claudel auch hier wieder an seinen Gestalten entwickelt. We.

Edschmid, Kasimir, Die Achatnen Kugeln. Roman. Berlin, Kassirer, 1920. (335 S.) Geh. 10 M., geb. 13 M.

Der Wirbeltanz von durcheinander brodelnden Menschen, Ländern, Geschehnissen, Stimmungen, Gefühlen usw., der für Edschmid bezeichnend ist, tobt auch wieder in seinem neuen Roman. Und stärker als je. Das Überspringen der nor-

malen Stufen ist hier geradezu unheimlich. Im großen der Ereignisschilderung wie in Einzelheiten schreitet er mit Riesenschritten von Gipfel zu Gipfel, unter Nichtachtung irgendwelcher Brücken. Das erfordert eine geistige Seiltänzerfähigkeit, die einstweilen sicher nur wenige besitzen. Edschmids Bücher sind Dinge für die in allem Modernen durchgeübten Köpfe, nichts für jedermann. Oe.

Ernst, Otto, Herr Bummerlunder. Volkskomödie in 4 Akten, nach Nieberg als „Datterich" für die Niederdeutsche Bühne bearbeitet. Hamburg, Glogau jr., 1920. (81 S.)

Ein kräftiges Volksstück. Die Hauptperson eine spaßhaft wirkende drastische Bummlergestalt, mit genialischem Einschlag, gern mit unverdauten Fetzen höherer Bildung protzend. Die Konflikte und ihre Lösungen nicht gerade neu und tiefgreifend, aber harmlos spannend. Die einzelnen Charaktere und Szenen echt volkstümlich. Oe.

Haarhaus, Julius R., Die da zween Herren dienen. Ein Verlegerroman. Leipzig, Grunow, 1919. (X, 379 S.) Geb. 11 M.

Weltfremder Idealismus, heimisch im altehrwürdigen Verlagshaus Blumhardt, und großkapitalistisch gewissenloses Unternehmertum, vertreten durch den Verlag des Konsuls Wernicke, werden in dem Roman mit viel Behagen, stellenweis auch nicht ohne Humor, aber im ganzen doch recht schematisch geschildert. Der Widerstreit, in den die beiden Häuser geraten, wird nach bewährter Weise auf gänzlich untragische Weise dadurch zu einem guten Ende geführt, daß der Prokurist Henning aus dem feindlichen Lager, dem die Geschäftsgebarung seines Prinzipals allmählich zuwider wird, die Tochter des bankrotten Verlegers Blumhardt gewinnt und nun sozusagen das „dritte Reich", eine Synthese der feindlichen Prinzipien, zuwege bringt. Das großartige Leben und Weben des Leipziger Buchhandels in seiner Totalität zu schildern, hat der Verfasser nicht versucht, er entschädigt uns dafür durch einige gut gesehene Gestalten aus jener Sphäre, auch an der rechten Lokalfarbe fehlt es dem sonst frisch und fesselnd geschriebenen Buche nicht, das als ein guter Unterhaltungsroman ohne besondere literarische Ansprüche gelten darf. G. Fr.

Harder, Agnes, Alas. Eine Eisbärengeschichte. Mit Bildern. Gotha, Fr. A. Perthes, 1919. (152 S.) Geb. 6 M.

Das Natur- und Tierleben in den arktischen Gegenden weiß uns die phantasiebegabte Verfasserin in diesem Buche in der reizvollsten Weise näher zu bringen. Die märchenhaft anmutende Einkleidung — der Bär, dessen Fell die Erzählerin erhandelt hat, manifestiert sich sozusagen wieder in seiner ehemaligen irdischen Hülle — verbindet sich auf das glücklichste mit allerhand naturwissenschaftlichen Belehrungen, deren Empfänger ein aufgeweckter Knabe ist. Die Verfasserin hat das Stoffliche des Buches in einer Weise bewältigt, die außerordentlich gelungen ist und die reifere Jugend wie auch Erwachsene zweifellos anziehen wird. Die von Heinrich Lingen gezeichneten Bilder veranschaulichen den Text zum Teil sehr gut. G. Fr.

Kiesgen, Laurenz, Unsers Herrgotts Kostgänger. Geschichten aus Kindheit, Schule u. Leben. Köln, J. P. Bachem [1920]. (250 S.) 5 M.

Der Verf. hat sich durch seine Skizzen von den verschiedenen Kriegsschauplätzen, vor allem aber durch seinen prachtvollen „Märchenvogel" einen guten Namen gemacht. Die vorliegende Sammlung kleinerer Geschichten machen uns zumeist mit dem Leben und Treiben auf Straßen, Gassen und entlegenen Höfen des alten Köln vertraut, vornehmlich in der Zeit nach der Reichsgründung bis zu der großen Stadterweiterung, die erst die Vorbedingungen für die Entwicklung zur modernen Großstadt schuf. Manches gute Stück alter Poesie ging mit dem ehrwürdigen tausendjährigen Mauergürtel zugrunde, und viele der alten Originale, an denen der alte

Platz so besonders reich war, wußten sich wie der greise „Molls Giers“, der unweit des Severinstors sein bäuerliches Anwesen hatte, mit den neuen Verhältnissen schlechterdings nicht mehr abzufinden. Wie man Charakteristiken solcher gediegenen Personen nicht ohne Rührung liest, so kann man sich des fröhlichen Lachens nicht erwehren bei der Schilderung der Kölner Rebauen und ihrer Dummenjungenstreiche, die an Unverfrorenheit wahrlich nichts zu wünschen übrig lassen. Ein Buch guten rheinischen Humors ist so entstanden, das weit über die Mauern Kölns und der engeren Heimat hinaus als eine tüchtige Leistung deutscher Heimatkunst sein Publikum finden wird. E. L.

Runa (E. Beskow), Sif Bentiϲks Prüfung. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von M. E. Fischer. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, 1919. (300 S.) Geb. 6,80 M.

Dieselbe, Birger Löwings zweite Ehe. Ebenda. (172 S.) Geb. 4,80 M.

Dem Hamburger Verlag muß man Dank wissen, daß er durch seine Übersetzungen die Schriften dieser schwedischen Erzählerin, die sich durch inneren Gehalt, glücklichen Humor und prachtvollen Naturschilderungen auszeichnen, dem deutschen Publikum zugänglich macht. Ernste, nachdenkliche Menschen, die sich mit den Fragen des täglichen Lebens und denen der Ewigkeit nur unter schweren Kämpfen abfinden, treten uns entgegen. Nur eine echte Künstlerin kann Charaktere schaffen, wie den des Universitätsdozenten Randal, der trotz seiner Kränklichkeit unverdrossen im Lande herumfährt, um seine Mitbürger durch philosophische Vorträge höher zu heben und zu bilden. Jhm, dem gereiften Mann, begegnet Sif Bentick, das kluge und liebliche Töchterchen eines Arztes, die durch ihr natürliches Wesen aller Herzen gefangen nimmt. Unmerklich ergreift nun die Liebe — lange Zeit uneingestanden — von beider Herzen Besitz und übt tiefe Wirkung auf sie aus. Randal seinerseits lernt einsehen, daß es neben der Philosophie noch etwas Höheres und Befriedigenderes gibt, er ringt sich zum Glauben durch. Silf selbst, das junge, der Welt nur ihrem Schein ergebene Ding, das so wenig von der frommen, früh verstorbenen Mutter in sich fühlt, wird durch die Liebe zu dem edlen Mann, der nur noch mit äußerster Kraftanstrengung seinen Beruf zu erfüllen vermag, geläutert und vertieft. — Wie dies Buch geübtere Leser voraussetzt, so ist es auch mit dem zweiten, das noch schlichter und anspruchsloser und in Darstellung der Umwelt weniger reich und mannigfaltig ist. Es zeigt uns, wie der Einsiedlerpfarrer Birger Löwing sich erst nach schweren Kämpfen entschließt, nach der Scheidung von seiner ersten Frau eine andere heimzuführen. Aber auch Agnes Höks Tagebuch belehrt den Leser, wie innerlich und hoch sie von der Liebe und der Ehe denkt. Neben den Hauptcharakteren ist es auch hier wieder die großartige landschaftliche Umwelt, die es dem Leser antut. Ausdrücklich mag bemerkt werden, daß der christliche Gedanke, der sich durch alle Erzählungen Runas hinzieht, sich niemals aufdringlich oder für anders Gesinnte verletzend geltend macht. E. L.

Schmid-Kugelbach, Heinr. (Meister Guntram von Augsburg), Frau Einfalt. Eine Geschichte. 4.—6. Tausend. Leipzig u. Hamburg, Gustav Schloeßmanns Verlagsh. (G. Fick), 1919. (238 S.) Geb. 6,40 M.

Jn der Zeit bitterster Not, die über unser deutsches Vaterland hereingebrochen ist, hat der Verf. manches gute und beherzigenswerte Wort des Trostes und der Wiederaufrichtung gesprochen. Und auch an der vorliegenden wunderschönen Erzählung wird man sich erbauen können, denn sie zeigt, wie einfältiger, frommer Sinn schließlich doch sich auch in dieser Welt des Egoismus durchsetzt und sein Ziel erreicht. So ergeht es Margaretha, dem schönen, jungen Weibe eines Dorfschullehrers, der in seinem Ehrgeiz ein junges Schülerleben zerstört und hierdurch und durch seinen Jähzorn die Frau dazu treibt, sich einen neuen Wirkungskreis zu

schaffen. Das gelingt ihr über Erwarten, und die Kinder der Arbeiter einer großen Spiegelfabrik freuen sich mit ihr des Jugendparadieses, das sie ihnen auf einer stillen Waldwiese unter der Krone einer mächtigen Eiche bereitet. Zu den Arbeitern gesellt sich auch der frühere Mann, der völlig zerlumpt und heruntergekommen ist und voller Scham seinen Namen verbirgt. Als die stille Stätte des Glücks und der Kinderfreude nun durch die Anlage einer Fabrikfiliale vernichtet werden soll, widersetzt sich „Frau Einfalt" vergebens diesem Beginnen und trägt eine tödliche Verletzung davon, als die Eiche nun doch gefällt wird und niederstürzt. Auf ihrem Krankenlager aber vernimmt sie noch die frohe Kunde, daß der Fabrikherr nunmehr seinen Plan aufgibt und daß ihr Mann sich bessert und an ihrer Statt sich reumütig und voller Liebe der Pflege der Jugend widmet. In edler poetischer Sprache schildert uns der Verf. das Leben dieser Frau, deren Schicksal den Leser tief ergreift und zugleich mit hoher Befriedigung erfüllt. Hiernach braucht kaum noch gesagt zu werden, daß man diese Schöpfung eines wirklichen Dichters und Menschenfreundes allen Volksbibliotheken bestens empfehlen möchte. E. L.

Thoma, Hans, Gedichte und Gedanken. Hrsg. von K. K. Eberlein. Konstanz, Reuß & Itta, 1919. *(121 S.) Geb. 3 M.

Zu den Fest- und Begrüßungsschriften, die der 80jährige Geburtstag dieses populärsten deutschen bildenden Künstlers veranlaßt hat, gehört auch das vorliegende Büchlein, zu dem der Gefeierte auch den Bücherschmuck selbst beigesteuert hat. Über seine Kinderzeit berichtet Thoma behaglich plaudernd in einem Brief an eine Freundin, es folgen markante Stellen aus seinen Tagebüchern, sinnvolle Kunstbetrachtungen und Gedichte aus allen Lebensaltern, vornehmlich aber aus den letzten Jahren. In einem Nachwort handelt der Herausgeber in Kürze über Hans Thoma den Dichter. E. L.

Trakl, Georg, Dichtungen. Erste Gesamtausgabe, besorgt von Karl Röck. Leipzig, Kurt Wolff, [1919]. (201 S.)

Ohne Zweifel haben wir in Trakl einen wirklichen Dichter verloren. Ein selbständiger Zug geht durch alle seine Schöpfungen: er malt die Umwelt vor uns hin in klaren Bildern, erzeugt damit Stimmungen, die aus ihnen folgen müssen mit der zwingenden Gewalt, die jeder elementar hingestellten Erscheinung eigen ist. Natur und Menschenseele sind bei Trakl überall eng beieinander, die eine so klar wie die andere, und doch wechselseitig verwoben, zu schöner Einheit. Und über dem Gesamtwerk liegt etwas wie ein silbernfarbener Duft, eine leidenschaftslose Jenseitigkeit, ein abgeklärtes Losgelöstsein von den Dingen, von der Befangenheit in Freud und Leid dieser Erde, das man immer als gebändigte Kraft, nicht als Schwäche empfindet. Oe.

Vesper, Will, Traumgewalten. Novellen. München, C. H. Becksche Verlagsh., 1920. (206 S.)

In seiner gewählten Sprache, deren Wohllaut den Leser gefangen nimmt, bietet Will Vesper hier eine Reihe von Erzählungen dar, die er mit gutem Grund „Traumgewalten" nennt. Denn meist sind nicht gesunde und starke Menschen die Helden, sondern kranke und angekränkelte, deren Entschließungen, Handlungen und Geschicke nicht nach des Alltags Richtschnur beurteilt werden dürfen. Um so schwieriger ist die Aufgabe des Dichters, diese Gestalten nun doch mit Blut und Leben zu erfüllen und seinem Publikum glaubhaft zu machen. Das aber gelingt dem Verf. fast durchweg, und von der rührenden Kindergeschichte „Annemarie" an bis zu der letzten aus der jüngsten Vergangenheit geschöpften „merkwürdigen" Erzählung folgt man willig seiner Fabulierkunst, die sich allerdings vor allem an reifere und schon geübte Leser wendet. E. L.

Weigand, Wilhelm, Die Löffelstelze. München, Georg Müller, 1919. (457 S.) Geb. 15 M.

Von dem uralten Geschlecht der Freiherren Krafft von Löffelstelz, das unweit der Reichsstadt Frankenthal — dem Schauplatz eines köstlichen Romans Weigands — seinen Stammsitz hat, sind nur noch Onkel und Neffe übrig geblieben. Der Neffe kauft sich nach Beendigung des Krieges 1870/71 ein bescheidenes Gut am Fuße des Gebirges in der Nähe Münchens, vertauscht den Rock des Soldaten mit dem Kittel des Landmanns, verheiratet sich mit einer adligen Dame der Nachbarschaft, erzeugt einen Sohn, den Helden vorliegenden Romans, und scheidet infolge eines Unglücksfalles vorzeitig aus dem Leben. Fortan tritt der alte Herr, der in Nürnberg ein beschauliches Junggesellendasein führt, mehr und mehr in den Vordergrund, indem er die Witwe berät und sich der Erziehung seines Großneffen, der unter der mütterlichen Aufsicht in Einfalt heranwächst, annimmt. Aber erst als der junge Anselm, der in München forstwissenschaftliche Studien treibt, nach einigen unschuldigen Liebesirrungen eine ernsthafte Neigung faßt und den Oheim in Nürnberg aufsucht, um ihn als Fürsprecher bei seiner adelsstolzen Mutter zu gewinnen, bekommen wir eine richtige Vorstellung von dem edlen Kern der verschrullten Alten. Die Tagebücher und Erinnerungen an die im damals noch päpstlichen Rom als junger Gesandtschaftsbeamter verlebten Jahre gehören zu den anziehendsten Kapiteln dieses feinen und gedankenreichen Buches, das man mit der Überzeugung verläßt, daß aus der Ehe Anselms mit einem herben und charaktervollen Mädchen ein neues kräftiges Geschlecht hervorgehen wird. Sensationen darf man freilich hier nicht erwarten, alle ernsten Leser aber werden sich herzlich darüber freuen, dem Verfasser endlich mal wieder auf einem Gebiet begegnet zu sein, auf dem ihm schon so mancher schöne Wurf gelungen ist. E. L.

Westrich, Luise, Die vom Rosenhof. Leipzig, Phil. Reclam jun. [1919]. (287 S.) 6 M., geb. 7,50 M.

Wie in einem allbekannten Volksroman Ertls ein altes Wiener Mietshaus der Held der Erzählung ist, so im vorliegenden Roman ein alter Hof in Hamburg mit seiner bunt zusammengesetzten Bewohnerschaft. Ehrliche Leute und Diebe und Verbrecher haben dort ihre Zuflucht gefunden. Jung und alt wogt durcheinander, aber aus dieser Menge erheben sich einzelne Gestalten, die aus der Tiefe des Lebens zu höheren Regionen emporzusteigen suchen. Dem jungen Schlosser Paul gelingt der Aufstieg, nachdem er sich mit der Elsa, seiner gleichaltrigen Jugendfreundin, wieder versöhnt und in ihr eine Lebensgenossin gewonnen hat. Der armen Jule aber, die schöne Kellnerin aus der Kellerwirtschaft, in der sich die Bewohner des Rosenhofs zu treffen pflegen, bricht über dem Verlust ihres Geliebten das Herz, und in leidenschaftlicher Erregung stiftet sie einen ihm verfeindeten Übeltäter dazu an, ihn um die Ecke zu bringen. Als es aber so weit kommt, ergreift sie bittere Reue, sie verhindert den Anschlag und gibt sich selbst den Tod. Die verschlungenen Begebenheiten werden flott und spannend erzählt und ermangeln nicht des Eindrucks auf den Leser, dem es überzeugend zum Bewußtsein gebracht wird, daß letzten Endes doch nur das Echte und Tüchtige Berechtigung und Zukunft hat und haben kann. E. L.

Wolff, Johanna, Das Hanneken. Ein Buch der Armut und Arbeit. Frankfurt a. M., Rütten & Loening, 1919. (300 S.)

Die Verfasserin gehört zu den Autoren, denen man nur dann auf dem Büchermarkt begegnet, wenn sie wirklich etwas zu sagen haben. Voller Ernst und Eindringlichkeit schildert sie den Lebensgang einer Waisen im äußersten Zipfel Ostpreußens, die sich durch eigene Kraft aus äußerster Armut emporarbeitet. Eine alte Lehrerin und ein Lehrer nehmen sich des Kindes an, das zunächst im Seminar

für christliche Kleinkinderpflegerinnen untergebracht wird und dann als Diakonissin und Krankenpflegerin eifrig tätig ist. Schließlich findet diese herbe jungfräuliche Natur, die das Schwere ihrer Jugend nicht vergessen kann, doch noch ein spätes Liebesglück an der Seite eines trefflichen jüngeren Mannes, dem sie dermaleinst in hingebender Pflege das Leben gerettet hat. Das Buch liest sich nicht leicht, aber ernste Leser werden sich an dieser schlichten und wahrhaften Darstellung, die fast den Eindruck eines autobiographischen Romans macht, um so mehr erbauen. Namentlich Volksbibliotheken mit protestantischen Lesern sei dieses von männlichem Geist erfüllte Werk der auch auf anderen Gebieten der Poesie bewährten Schriftstellerin angelegentlich empfohlen. E. L.

Wilhelm, Hans, Freiheit. Berlin, Verlag der „Tägl. Rundschau", 1919. 237 S. Geh. 6 M., geb. 8,50 M.

Ein moderner Entwicklungsroman, enthält das Werk des jungen Verfassers den innerlichen wie äußerlichen Kampf, durch den sich der geistig bedeutende jugendliche Held der Erzählung gegen alle hemmenden Verhältnisse durchringen muß, nicht nur die alten, überlebten, sondern auch das, was sich ihm in moderner Gewandung entgegenstellt, Phrase, Unnatur, unproduktive Negation und nicht zuletzt die eigene Unklarheit. Überraschend ist bei aller Kampfstimmung die lebenswahre, man möchte fast sagen, objektive Darstellung namentlich der literarischen Clique und Phrase, der psychologische Ernst, mit dem selbst das ausgesprochen Lächerliche behandelt wird. Die erste Rolle spielen die akademischen Verhältnisse, sowohl was die Studienarbeit, als auch was das Studentenleben anbetrifft. Auch ist wohl zu verstehen, daß der Wirklichkeit besser Rechnung getragen wird in der Darstellung des Bekämpften, als in der Darlegung des Programms für die Zukunft. Da dies im wesentlichen literarisch ist, so muß es der Held dem Verfasser überlassen, Taten für ihn sprechen zu lassen, wozu die Aussicht nicht ungünstig erscheint. A. St.

C. Kurze Anzeigen.

Kabisch, Richard, Das neue Geschlecht. Ein Erziehungsbuch. 4. Aufl. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1919. (392 S.) Geb. 10 M.

Das vorzügliche Buch des im Kriege gefallenen Verfassers geht in der neuen Auflage, mit einem Geleitwort von Jak. Wychgram versehen, hinaus, ohne daß etwas an seiner ursprünglichen Fassung geändert worden ist. Es sei jeder Bücherei aufs neue zur Anschaffung empfohlen.

Mentz, Arthur, Geschichte der Stenographie. 2. verb. Aufl. Berlin, Vereinigung wiss. Verleger, 1920. Kart. 1.60 M. u. 50%. (Sammlung Göschen 501.)

Behandelt die innere und äußere Entwicklung der Stenographie von der Antike bis zu den Einigungsbestrebungen der jüngsten Zeit. Klar und allgemein verständlich.

Scheiding, Ernst, Das erste Jahr der deutschen Revolution. Leipzig, Meiner, 1920. (90 S.) 3 M.

Ein kurzer, streng sachlicher Überblick über die Ereignisse bis zur Ratifizierung des Friedensvertrages am 10. 1. 20. Als Anhang ist eine Zeittafel beigegeben.

Der Schwäbische Bund. Eine Monatsschrift aus Oberdeutschland. Herausgeber: H. H. Ehrler, H. Missenharter, G. Schmückle. Stuttgart, Strecker & Schröder. Viertelj. 6 M.

Diese wertvolle, außerordentlich gutgeleitete Zeitschrift, von der der 1. Band (Okt. 1919—März 1920) vorliegt, zählt unter ihren Mitarbeitern Namen wie Prof. Nadler, Isolde Kurz, J. Schaffner, W. Schussen, H. Raithel, Auguste

Supper, Hermann Hesse, und verdient es, auch außerhalb der oberdeutschen Stammesgrenzen gelesen zu werden. Besonders hingewiesen sei aus dem reichen Inhalt auf die „Weltlichen Predigten" von Raithel und das Hölderlin-Heft (H. 6). Die beigegebenen Tafel- und Textbilder entsprechen der sonstigen gediegenen und geschmackvollen Ausstattung.

Stockmann, Alois, S. J. Zum Goethe-Problem. Literarhistorische Studien. Freiburg, Herder, 1920. (120 S.) 4.20 M., geb. 6 M. u. Zuschläge.

Der Verfasser, zugleich Bearbeiter von Baumgartners Goethebiographie, vereinigt in dieser Schrift sechs Abhandlungen, die der modernen nichtkatholischen Goetheforschung meist scharf ablehnend gegenüberstehen. Im ganzen handelt es sich in dem Buche mehr um Fragen der Ethik und Religion, als um solche der Ästhetik.

Cottasche Handbibliothek. Neu erschienen sind:

212. P. Heyse, Ausgewählte Gedichte. (196 S.) Kart. 3 M.
213. Leonore Niessen-Deiters, Eros in Breitegraden. 6 Liebesgeschichten aus unterschiedlichen Klimaten. (135 S.) Kart. 2.25 M.
214. (Vischer, Fr. Th.), Faust. Der Tragödie dritter Teil. (168 S.) Kart. 2.50 M.
215. Seidel, Heinrich, Die Robinsoninsel und andere Geschichten. Jugendauswahl. (163 S.) Kart. 2.50 M.
216. Wilbrandt, Adolf, Johann Ohlerich, Die Reise nach Freienwalde. Zwei Novellen. (X, 132 S.) Kart. 2 M.
217. Zillmann, Fr., Theodor Fontane als Dichter. Er und über ihn. (110 S.) Kart. 2.20 M.

Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, Teubner. Jeder Band 3.65 M. (mit Teuerungszuschlägen.)

Bd. 12. J. Unold, Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. 5. verb. Aufl. 1920.
Bd. 26. S. Günther, Das Zeitalter der Entdeckungen. 4. Aufl. 1919.
Bd. 266. G. Fritz, Volksbildungswesen. Bücher- und Lesehallen, Volkshochschulen und verwandte Bildungseinrichtungen. 2. verm. Aufl. 1920.

Voigtländers Quellenbücher.

Bd. 73. Luther und der Wormser Reichstag 1521. Aktenstücke und Briefe, zusammengestellt von Joh. Kühn. (121 S.) Kart. 1 M. (vormals).
Bd. 84. William Gilbert begründet die Lehre vom Erdmagnetismus. Hrsg. v. Erich Boehm. (69 S.) 0.80 M. (vormals).
Bd. 95. Dreißig Jahre Afrika. Livingstones Missions- und Forschungsreisen. Berichte zusammengefaßt von Jul. Schäffer. (155 S.) 1.80 M. (vormals).

D. Bibliographie des Volksbüchereiwesens und der allgemeinen Bildungspflege.

Einschlägige Drucksachen und Notizen
werden erbeten an den Leiter der Lübeckischen Stadtbibliothek Dr. W. Pieth.

1. Bildungspflege im allgemeinen.

Barth, Paul. Volksbildung und Volkswohlfahrt. Neue Bahnen XXX, 1. 2.

Behne, Adolf. Sozialisierung von Kunst und Wissenschaft. Sozialist. Monatshefte 1920, H. 4.

Fritz, Gottlieb. Volksbildungswesen. Bücher- und Lesehallen, Volkshochschulen und verwandte Bildungseinrichtungen. 2. durchges. u. verm. Aufl. (Aus Natur u. Geisteswelt 226. Bändchen.)

Die deutsche Gesellschaft für künstlerische Volkserziehung. Berliner Börsen-Ztg. v. 27. 1. 1920.

Hofmann, Walter. Grenzen der Volksbildungsarbeit. Volksbildungsarchiv Bd. 7, H. 3.
Kuhl, Ferd. Eine Gefahr für unsere Volksbildung. Der Türmer, Jan.-H. 1920.
Löffler, Adolf. Was das russische Volk liest. Die Bücherwelt 1920, H. 1.
Lubowski, Käte. Volkserziehung durch die Kunst. Der Gesellige. Graudenz v. 10. 2. 1920.
Revolution und Volksbildung. Hallesche Ztg. v. 25. 1. 1920.
Steinberg, Julius. Die Gemeinde als Erzieher. Bildungspflege I, 6.
Verband deutscher Volksbildungsvereinigungen. Münchener Neueste Nachrichten v. 25. 2. 1920.

2. Bücherei und Bildungspflege.

Ackerknecht, E. Volksbücherei und Volksaufklärung. Bildungspflege I, 5.
Anemüller, Ernst. Neue Aufgaben im Volksbibliothekswesen. Die Neue Erziehung 1920, H. 2.
Probleme der Bildungspflege im neuen deutschen Osten. Der Bibliothekar 1920, H. 1—3.

3. Einzelne Probleme der Bücherei.

Aichberger, R. Kinderlesehallen, eine Forderung unserer Zeit. Allgemeine Ztg., München, Jg. 123, Nr. 9.
Angermann, Rudolf. Stoffkreisführung. Blätter f. Volksbibliotheken 1920, H. 3.
Arbeiterbibliotheken. Die Freiheit, Berlin, v. 21. 11. 1919.
Bibliothekspropaganda im Film. Deutsche Allgem. Ztg. v. 8. 2. 1920.
Bild-Archiv. Rundschau über Lichtbild, Film, Druckbild im Dienste der Jugenderziehung und Volksbildung. Hrsg. v. L. M. K. Capener. [1.] Jg. 1920 12 Nrn. München [1920]. Schule u. Kunst-Verlag.
Diesel, Karl. Gehört der Kriminalroman zur Schundliteratur? Der Bibliothekar 1920, H. 1—3.
Kleebeck, R. Was Arbeiterinnen lesen. Die Bücherwelt 1920, 3.
Landsberg, H. Staatliche Leihbibliotheken. Voss. Ztg. v. 30. 1. 1920.
Mitteilungen vom Büchermarkt und aus dem Antiquariat von Ludwig Röhrscheid-Bonn, verbunden mit Aufsätzen aus dem Gebiete der **Bibliothekswissenschaft,** des Buchhandels und der Literatur. [1.] Jg. 1920 4 Hefte. Bonn, L. Röhrscheidt, 1920.
Röschel, Margarete. Jugendbüchereien. Der Bibliothekar 1920, H. 1—3.
Werner, Hermann. Was kann die Zeitung zur Vertiefung unserer Bildung leisten? Bildungspflege I, 6.
Zeitschriften, Flugblätter, Handzettel in Revolutionszeiten. Der Bibliothekar 1920, H. 1—3.

4. Büchereiwesen einzelner Länder, Städte, Vereine usw.

Berlin. Die Bildungsarbeit der Öffentlichen Bibliothek und Lesehalle im 20. Betriebsjahre 1920.
— Die Stadtbibliothek im Marstall. Voss. Ztg. v. 3. 2. 1920.
— Katalog der Berliner Stadtbibliothek. 16. Bd. Nachträge zu Abt. II: Erdkunde. (XI, 282 S.) Lex.-8°. Berlin 1919, v. Holten.
Hamburg. Plate, O. Die Hamburger Bücherhallen im Jahre 1919.
Hannover. Die Beratungsstelle für Volksbüchereiwesen in der Provinz Hannover.
— Verein für Volksbüchereien, Zentralbibliothek der Gewerkschaften in: Volksbücherei u. Volksbildung in Niedersachsen I, 1, Beilage zu Niedersachsen April-Nr. 1920.

Köln. Volksbildungsarbeit in Köln (Bericht über die Kölner Volksbildungstagung). Köln, Volkszeitung v. 2.—4. 3. 1920.

Lübeck. Pieth, Willy, Eine Lübeckische Landeswanderbücherei. Die Trese, Lübeck 1920, Nr. 9.

— — — Eine Lübeckische Landesbibliothek. Lüb. Blätter 1920, H. 8.

Richtlinien für eine Neuorganisation der Stadtbibliothek. Besprochen von Julius Havemann in „Die Trese", Lübeck, Colemann, 1920, H. 8. — Weitere Besprechungen in „Lüb. Blätter" Nr. 7, 10, 15.

Der Niedersächsische Bund für Volksbildungsvereine auf dem Lande. (Referat.) Hannoverscher Courier v. 24. 1. 1920.

Österreich. Widmar, J. Die Krise unseres Bildungswesens. Reichspost, Wien, v. 1. 2. 1920.

— Leisching, Ed. Der Volksbildungsverein in Gefahr. Neue Freie Presse, Wien, v. 8. 2. 1920.

— Oberhummer, E. Der Volksbildungsverein in Gefahr. Neue Freie Presse, Wien, v. 15. 2. 1920.

Gesetze u. Verordnungen über spezielle Verwaltungs-Aufgaben der Gemeinden [im tschecho-slowak. Staate], Gemeindebibliotheken ... (Stiepels Gesetz-Sammlung des tschecho-slowak. Staates Nr. 16. Reichenberg, Gebr. Stiepel [1920].)

Kleine Mitteilungen.

Die Entwertung des deutschen Buches im Auslande betitelt sich ein Artikel der „Frankfurter Zeitung" vom 4. 3. 1920, in welchem auf die Verschleuderung alter und neuer Bücher im Auslande und auf die vom Deutschen Buchhändler-Börsenverein dagegen gerichtete neue Verkaufsordnung hingewiesen wird. Besonders gilt es, der Gefahr ausländischer Einfuhrverbote vorzubeugen, die sich leicht aus der ganzen Sachlage ergeben können. Auch für die Volksbüchereien ist die durch die Valutaentwertung hervorgerufene Verteuerung der Auslandsbesorgungen nicht ohne Bedeutung: besonders Zeitschriften und Zeitungen, auf die unsere Bücherhallen nur ungern verzichten, sind derart im Preise gestiegen, daß auf den weiteren Bezug vielfach verzichtet werden muß.

Der „Verein zur Förderung der Volksbildung in Stuttgart" veröffentlicht eine von Dr. Otto Ertel verfaßte Denkschrift über die Ausgestaltung des volkstümlichen Büchereiwesens in Württemberg (1919). Nach allgemeinen Ausführungen über die Rolle der Bücherei in unserem Kulturleben und über die Notwendigkeit, sie in fruchtbare Beziehungen zu den übrigen Bildungseinrichtungen zu setzen, wird ihre Aufgabe dahin bestimmt, „aus der dumpfen, trägen Masse nur wenige Einzelne für die wahren Werte der Kultur zu gewinnen". Ob eine solche „entschlossene und unverzagte Einstellung auf den Einzelnen", die die Büchereibedürfnisse weiterer Kreise in den Hintergrund schiebt, der Förderung des Büchereigedankens, wie er in den Spalten dieser Zeitschrift von jeher verfochten ist, wirklich zu dienen vermag, müssen wir billig bezweifeln. Keineswegs wird die Bücherei mit diesem Programm den auf S. 11 formulierten „Leitsätzen" entsprechen können, wonach sie als allgemeine Bildungsanstalt für die gesamte Nation gelten soll. Im übrigen kann man den in der Denkschrift ausgesprochenen Grundsätzen nur zustimmen.

Unter dem Titel: Heimatbildung erscheinen seit Oktober 1919 Monatsblätter für die Volksbildung und Heimatforschung des sudetenländischen Deutschtums, herausgegeben von Prof. Dr. Emil Lettmann, Landskron, und Oberlehrer Josef

Blau (Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg in Böhmen). Die uns vorliegenden Nummern der gut geleiteten Zeitschrift lassen erkennen, daß es als das selbstverständliche Ziel der sudetenländischen Volksbildungsarbeit gilt, ein frei bewußtes Deutschtum, eine unzerstörbare deutsche Willensgemeinschaft herauszubilden und zu befestigen. Alle Versuche einer Verstaatlichung der politischen und kulturellen Willensbildung sollen mit einer einheitlichen, geschlossenen Volksbildungsbewegung beantwortet werden. Diesem Zusammenschluß dient als Zentrale die auf dem Volksbildnertag in Aussig gegründete Zentrale für das deutsche Volksbildungswesen. Auch die für Deutschböhmen, Schlesien und Mähren begründeten deutschen Städtebünde sollen als natürliche Mittelpunkte deutscher Volksbildung wirksam sein, vor allem auch für die Förderung volkstümlicher Kunstpflege. Von Interesse ist auch die in Heft 5 mitgeteilte Durchführungsverordnung zum Gesetz über die öffentlichen Gemeindebüchereien, wonach u. a. jede politische Gemeinde, in der die völkische Minderheit wenigstens 400 Personen zählt oder in der eine öffentliche Minderheitsschule besteht, der Minderheit eine besondere öffentliche Bibliothek in der Sprache dieser völkischen Minderheit zu errichten ist. Zum mindesten ist in solchen Fällen in der einheitlichen öffentlichen Bücherei eine Abteilung zu schaffen, die angemessenen Lesestoff in der Sprache der völkischen Minorität bietet und von deren Angehörigen verwaltet wird.

Deutsche Volksbücherei in Memel. In dem gewaltsam abgetrennten Memelgau soll als Pflege- und Pflanzstätte deutscher Kultur mit tunlichster Beschleunigung eine große deutsche Volksbücherei errichtet werden. An die alte Heimat ergeht der Ruf, diese Gründung mit allen Mitteln zu unterstützen. Die Stadt Memel hat ihre eigene kleine Stadtbibliothek sowie Bestände aus privaten Büchereien, im ganzen 7000 Bände, als Grundstock zur Verfügung gestellt, ebenso ein besonderes Gebäude; sie wird auch die Verwaltung übernehmen. Die vaterländische Absicht zu unterstützen, wendet sich der Deutsch-Litauische Heimatbund, Zweigverein Berlin, an alle Volksgenossen mit der herzlichen und dringenden Bitte, durch Stiftung von Werken und Geldmitteln, insbesondere durch Überlassung von überzähligen Beständen aus Privatbibliotheken — es sind Bücher belehrenden wie auch unterhaltenden Inhalts willkommen — die deutsche Volksbücherei in Memel aufbauen zu helfen. Alle Büchersendungen sind an Herrn Ernst Stillger in Berlin O 34, Warschauer Straße 13, zu richten; Geldmittel an den Deutsch-Litauischen Heimatbund, Zweigverein Berlin, Postscheckkonto Nr. 70668 beim Postscheckamt in Berlin NW 7.

Leseabende in Volksbüchereien empfiehlt im „Kunstwart" (1. Februarheft 1920, S. 133 f.) E. K. Fischer, der von der Annahme ausgeht, daß die Bibliotheken es noch sehr daran fehlen ließen, das Vorhandene dem Publikum wirklich zugänglich zu machen im Gegensatz zu Versuchen auf den Gebieten der bildenden Kunst. Für den ungebildeten Leser, der zunächst vorwiegend nur stoffliche Reize empfängt, ist eine Einführung in das Werk, das ihn beschäftigen soll, zweifellos von großem Wert. Fischer denkt sich die Sache so, daß täglich ein bestimmtes Buch vor einem Kreise von Interessierten gelesen oder besprochen werden solle. Allmählich würden sich kleine Gruppen von Sonderinteressierten bilden. Am besten wäre es, die Entleiher bildeten einen Lesehallenbund, der als Mitverwalter und Miterschließer der ihm zugedachten geistigen Güter zu dienen hätte. Den sehr allgemeinen Ausführungen Fischers, der der Bücherhallenpraxis fernzustehen scheint, entsprechen z. T. Versuche, die bereits hier und da mit mehr oder weniger großem Erfolge gemacht sind. Der Gedanke eines Lesehallenbundes, wie ihn sich der Verfasser der Notiz vorstellt, ist auf alle Fälle ein sehr ungenügendes Mittel, die Büchereiarbeit zu fördern und zu vertiefen. Die ganze Arbeit in kleinen wie in größeren Büche-

reien steht und fällt mit der Persönlichkeit des Bibliothekars, der als literarischer Vertrauensmann seiner Leser wirken muß. Daneben ist es selbstverständlich von Wert, wenn die von ihm zu leistende beratende Tätigkeit von anderer, außerhalb der Bibliothek stehenden Organisation oder auch durch einen Zusammenschluß von Lesern ergänzt und vertieft wird.

Lübeck. Die Bürgerschaft (Landesversammlung) beschloß am 25. März, an den Senat mit dem Ersuchen heranzutreten, zu prüfen, ob nicht die Stadtbibliothek durch Anschluß der Lesehalle und Gründung einer Wanderbücherei zu einer Landesbücherei auszubauen ist. Die betrieblichen besonderen Formen der Teile sollen innerhalb der gemeinsamen Verwaltung konsequent ausgebaut werden. Als ersten Grundstock für die Landeswanderbücherei (an die eine Beratungsstelle angeschlossen werden soll) wurden dem Leiter der Stadtbibliothek von privaten Stiftern vorerst ca. 13000 zur Verfügung gestellt.

Hannover, Verein für Volksbüchereien. Durch eine im September vorigen Jahres erfolgte Satzungsänderung sind die Grundlagen des Vereins insofern umgestaltet worden, als nunmehr die Mitgliedschaft durch Lösen einer Abonnementskarte für die Dauer eines halben Jahres erworben wird. Die bisher bestehende Trennung zwischen Gebenden und Nehmenden ist damit aufgehoben, zugleich aber haben die erhöhten Lesebeiträge die Einnahmen des Vereins und damit seine finanzielle Leistungsfähigkeit erheblich aufgebessert. Die Neuordnung hat sich bei Jahresbeginn reibungslos eingespielt. Hand in Hand mit dieser Neuordnung soll eine Erneuerung der Büchereieinrichtungen selbst in die Wege geleitet werden. Einmal trachtet der Verein nunmehr mit Energie danach, aus dem Zustand der wenig wirkungsvollen, meist sehr unbefriedigend untergebrachten „Zwerg"büchereien herauszukommen und die Bestände in etwa 4 leistungsfähigen Zweigbüchereien zusammenzufassen, die in öffentlichen Räumlichkeiten untergebracht und fachmäßig verwaltet werden sollen. Die voraussichtlich noch in diesem Jahre erfolgende Eröffnung einer städtischen Volksbücherei gibt die Möglichkeit, die Zweigbüchereien des Vereins allmählich als Filialbibliotheken zu entwickeln und alsdann organisch an die städtischen Büchereiunternehmungen anzuschließen. Die mit der Leitung des städtischen Büchereiwesens sowie mit den Zentralbibliotheken der Gewerkschaften genommene Fühlung bietet eine Gewähr für einheitlichen Ausbau des Vorhandenen.

Zur Zeit besitzt der Verein neben 9 in Läden nebenamtlich verwalteten Büchereien von je etwa 1200—1600 Bänden 2 in besonderen Räumen untergebrachte, etwas größere Bibliotheken. Die nächste große Aufgabe, die sich der Verein gestellt hat, wird die Einrichtung einer leistungsfähigen Bücherei in der Nordstadt sein. Im Jahre 1916 hatte die Familie H. W. Appel zum Gedächtnis ihres im Osten gefallenen Hermann Appel eine Stiftung von 15000 M. zur Einrichtung einer Volkslesehalle in der Nordstadt gemacht und die Spende der Stadt zur Verwaltung übergeben. Diese Summe hat die Stadt im Februar d. J. dem Verein mit Zustimmung der Spender zur Verfügung gestellt und gleichzeitig antragsgemäß das Gebäude eines hervorragend günstig gelegenen Kinderhortes zur Mitbenutzung eingeräumt. Durch Heranziehung einer schon bestehenden Zweigbücherei kleineren Umfangs soll der Bücherbestand bei der Eröffnung, die für Ende Juli in Aussicht genommen ist, etwa 4500 Bände betragen. Für die Einrichtung dieser Bücherei und die Verwaltung der beiden oben genannten wurde die Bibliothekarin Fräulein Paula Crone aus Hannover verpflichtet. Der Vorsitz des Vereins ging im März d. J. von Geh. Regierungsrat Bödeker auf Dr. Heiligenstaedt über.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Blätter für Volksbibliotheken

Jahrgang 1 1920 Heft 7/8

Heinrich Wolfgang Seidel.

Von Hanns Martin Elster.

Die Kunst, aus dem Leben beglückende Kraft zu ziehen, ist unter den Dichtern selten geworden. Naht einmal wieder einer von den befreienden Geistern, die, reichen Humor im Gemüte und ganz hingegeben verträumtester Innerlichkeit, ihr sonniges Lächeln in jeden Winkel strahlen lassen und überall, wo sie erscheinen, unsägliches Wohlbehagen verbreiten, so soll gerade unsere verworrene, aufgeregte und im Welturteil so irregeführte Zeit seiner besonders achten. Diese Dichter allein bringen uns die echte Wiedergeburt und Verjüngung, die nur von innen, aus dem Geiste erfolgen kann.

Heinrich Wolfgang Seidel, des „Leberecht-Hühnchen"-Dichters Sohn, von dem heute zwei Novellenbände „Der Vogel Tolidan", „Ameisenberg und spanische Nacht" sowie zwei Romane „Die Varnholzer" und „Das vergitterte Fenster" (Verlag Grote, Berlin) vorliegen, gehört zu jenen Schaffenden, bei denen Herz und Kunst eine reine, selbstverständliche Einheit bilden. Die Welt und ihre Dinge und Menschen gehen erst durch das Herz dieses Dichters hindurch, ehe sie geläutert und gewandelt in das Licht der Phantasie und der künstlerischen Form treten. Ergreifende Kraft des Gefühls, der Lebensanschauung eignet diesen von der Liebe zum Kleinsten wie zum Erhabensten gleich trunkenen, innig beseelten Novellen und den geistig großangelegten Romanen. Oft malt Seidel nur ganz einfache Episoden, Lebensabschnitte, wie Dickens, sein Meister, sie liebte. Aber sie finden auch im Alltäglichsten, im Nüchternsten den beseligenden, beseelten Mittelpunkt und weisen dessen Wunder lächelnd dar. Langsam muß man dieses Dichters Schaffen aufnehmen, Wort für Wort in voller Bedachtsamkeit und Besinnlichkeit: dann fühlt man plötzlich die Schwingen des Vogels Tolidan, des Vogels der Sehnsucht und Lebensweite, des Wanderns in die ideale Ferne über sich hinstreichen und steht ganz im Banne des reinsten Lebensgefühles. Der Dichter ist in seiner unbegrenzten Ursprünglichkeit ein der vollen Ebenbürtigkeit entgegenwachsender Bruder von Raabe, Dickens, E. T. A. Hoffmann, ein Geistes- und Stimmungsverwandter von Stifter, Eichendorff und Storm. Ihr tiefer Ernst, ihr heißes Miterleben und Mitleiden, ihr restloses Allverstehen, ihre verzeihende Liebe, ihre nachsichtige Güte, ihre klare Männlichkeit, ihre in allen Höhen und Tiefen sich verlierende Phantasiekraft und ihre edelste Naturfreude sind auch Seidels Glück und Besitz. Im guten, tendenzfreien Sinne des Wortes: die deutsche Poesie ist hier gewachsen; Michel, der ewige Träumer, der Schauende, ist in Seidel zum schaffenden Künstler geworden und offenbart seinen ger-

manischen Tiefsinn lauter und schönheitsvoll, seinen angeborenen Humor bis zu mystischen Gründen hin. Dabei tut die sorgsam arbeitende, bedeutende ästhetische Energie Seidels wohl. Hierin ist er unbedingter Jünger des gestrengen Storm. Seine Sprache, reich an anschaulicher Sinnlichkeit, blüht voller poetischer Wunder, in denen immer und nur zu gern der Kobold und Schalk lacht. Dieser aufs bewußteste gepflegte und selbständige, immer biegsame, geistesklare Stil zeigt die Durchdringung alles Stofflichen mit Humor und Empfinden so stark, wie sonst nur bei rein lyrischen Gebilden. Von mancher mehr äußerlichen Erscheinung des Ausdrucks entwickelt sich Seidel zu einer immer machtvolleren Verinnerlichung. Der Dichter ist ständig auf der Suche nach den „Geheimschubladen" des Lebens und im einzelnen Menschenherzen. Es kann einem beim Öffnen solcher Geheimschubladen bisweilen auch der Humor gründlich vergehen und das Grausen ankommen. Seidel ist nicht der oberflächliche, in lässigem Optimismus wandelnde Dichter, dieses Grausen zu leugnen; es bildet vielmehr die dunkle Unterströmung seiner Kunst und quillt hier und da erschreckend und packend zum Lichte der Erde empor, so daß die ganze Sonnenkraft der Erde es nicht zu beseitigen vermag, wie etwa in der „Spanischen Nacht", die man mit Recht ein Juwel unserer gesamten neuen Erzählungsliteratur genannt hat. Aber auch hier führt der Dichter das dämonische Erleben und die schwarze Magie seiner Phantasie zu hinreißender Schönheit und Größe empor.

Das macht, Seidel wohnt nicht etwa nur in den leichten Gebilden seiner immer lebendigen Einbildungskraft, nicht etwa nur in seiner stets fruchtbaren Innenwelt. Er wurzelt ebenso fest und Lebenssaft saugend im Mutterboden der Heimat, seiner norddeutschen, mecklenburgischen Heimat. Ihre Landschaft und deren Stimmungen, das Rauschen des nahen Meeres, Haus, Heim und Wirken und Wesen seiner Vorjahre gingen ihm ein in die Stimme des Blutes. So gewannen all seine Träume, Bilder und Wunder, all seine Romantik jene realistische Echtheit, daß sie uns unmittelbar in ihren Bann zwingen und zur Offenbarung des wahren Wesens alles Seins und alles Irdischen werden. Auch bei Seidel wird die Dichtung — wie jede große Kunst — zur Weltanschauungsgestaltung, zum Bilde des Erlebnisses „All" und „Mensch", unbeeinflußt von äußeren Beziehungen, ganz nur aus seiner Blutnatur heraus.

Zu höchster, ehrlichster Reife emporgewachsen, konnte Seidel erst spät zum Schaffenden werden. Der heute mehr als Vierzigjährige, als Pfarrer in Eberswalde lebend, Gatte der Lyrikerin Ina Seidel, beginnt nun aus den Elementen seiner Weltanschauung sich die Welt neu zu fügen im Bilde seiner Dichtung. Damit wird er, die Gewalt des Schicksals am tiefsten erlebend, nicht fremde Herzen, sondern das eigene Herz richtend, zu einem Dichter, dem es gegeben ist, Unsagbares mit bezeichnendem Wort zu sagen, wie er selbst es sich als Ziel gesetzt und dabei — als Künstler — nicht der lebendigen Gestaltung zu vergessen.

Aus dem Kreise der Träume, der Kindersehnsucht, der Jüng-

lingsentwicklungen, des rein Visionären, des Gruseligen und der überraschendsten Komik in den beiden Novellenbänden tritt er schließlich auf die Bühne der Zeit in seinem ersten großen Roman „Die Varnholzer". „Ein Buch der Heimat," die Seele der Heimat hat ihn geschrieben. Alle Elemente tiefster deutscher Innerlichkeit weben eine zauberhafte Musik von uns heute mehr denn je ergreifender Gewalt in diesem wahrheitsklaren Liede von der Seelengröße des ganzen Volkes in der Zeit vor dem Kriege und in den letzten schweren Jahren. Unter Tod und Tränen, Lächeln und Wehmut, Erhebung und Läuterung erleben wir uns selbst in unseren besten Kräften. Unsere wahre Heimat, unser einziges Deutschland, dem wir uns in Liebe verschworen haben, fand hier seinen Dichter, wir hatten ihrer fast in der Flut der Geschäftstüchtigkeit, des Erfolgstrebens, des Materialismus vergessen. Nun, da sie unsere ganze Zuflucht und Rettung in den Tagen der Niederlage ist, sehen wir wieder, wo unser Glück und Reichtum wohnen. Seidels Roman, die prachtvolle farbige, bewegte Schilderung des Lebens einer jungen Familie in einer Kleinstadt mit all seinen Bindungen im Freundeskreise und Kriegspflichtigen gehört heute in alle deutschen Häuser, die es mit der Heimkehr nach Weimar aufrichtig meinen. Der Kreis der Familie ersteht hier friedsam und schönheitsvoll vor uns, die Freuden der Kinderzeit von einem meisterhaften Kinderzeichner, die Stimmungen Stormscher Weihnachtsfeste, die stille, schaffende Arbeit im Haus und am Herd und die blickweiten Ferien. Wie verzaubert wandeln wir in das Reich Goethes, in Weimars Welt hinein mit dem verloren träumenden Anwalt Varnholzer, wenden unsere Blicke zurück zu den Tagen, da auf der Bugra zum letzten Male deutsche Größe sich dartat vor der Welt, ehe die große Not hereinbrach. In ihr schrie Deutschland auf. Diesem Schrei des Schmerzes ob der Verkennung oder des Hasses folgte jeder deutsche Mann. Dem Anwalt Varnholzer wird das Kriegserleben zu einer Gewalt, die an seiner Seele rüttelt und formt, auf daß immer klarer das Gold der deutschen Art herausglühe. Denn dieses Gold allein kann nur Glück und Segen dem Volke wie dem einzelnen bringen... Unermeßlicher Trost geht von Seidels Romanen aus: unerschöpflich sind seine Kräfte, sein Gehalt und seine einzelnen Schönheiten, mag auch ästhetisches Urteil hier und da noch die Schalen der Erstlingsgeburt im Romangebiet erkennen, sie stören nicht, weil die Sprache der Seele, der Heimat unverlierbar klar und unüberwindlich stark hervortönt und weil sie uns singt, was uns in aller äußeren Not und Mühsal immer glückspendend bleibt: eigenste Innerlichkeit.

Sie verbindet sich im zweiten Roman des Dichters, dem „Vergitterten Fenster", mit den Ausgeburten der Unheimlichkeiten des Lebens. Eine dunkle Welt tut sich auf: ein Verbrechen ist begangen an einer Frau, einer Mutter: es ist das Schicksal ihrer Tochter, dieses Verbrechen im Kampf gegen ihren Stiefvater zu enthüllen. Dabei kommt ihr der Mann zu Hilfe, der ihr Sein nach gelungener Befreiung der angebeteten Mutter aus den vergitterten Fenstern des Irrenhauses auf die Höhen des Glückes führt. Die ganze Kunst der phantasievollen, herz-

erwärmenden Art Seidels tritt an der spannenden, straff komponierten Handlung, die an sich nicht besonders originell ist, in Erscheinung: Welten tun sich auf im Leben auf dem Lande und in Berlin. Es ist uns, als sähen wir nun erst mit Seidels Augen das Leben in all seinem tiefen Ernste wahrhaft klar. Menschen werden unserer Seele verbunden, als seien sie von jeher Vertraute unserer heimlichsten Stunden. Und Bilder, Szenen, Vorgänge enthüllen ihre verwunschenen Zusammenhänge auf so traumhafte Art, daß wir uns verzaubert glauben und in ihrem Bann unser Alltagsleben fortsetzen. Düster, schwermütig ist diese Dichtung, die zur Größe hinaufkommt in den Schilderungen der Seelenkämpfe Adrian van der Meers, als er die Geliebte verloren glaubt. Aber über alle Melancholie siegt doch der wundersame Reinheitsglanz klarer Menschlichkeit, adliger Beseelung. Man schließt, in Wehmut lächelnd, das vergitterte Fenster und träumt noch lange dem wärmenden Scheine nach, der durch seine Scheiben in unser Inneres gefallen.

Jedes Buch Seidels eröffnet neue Ausblicke in die Reichtümer seiner Seele, seiner Dichterkraft, bedeutet einen Aufstieg. Immer weltoffener, weltinniger wird sein Schaffen, abgeklärter seine Form. Schon heute gibt er Werke von unvergleichlicher Eigenart und reifender Fülle. Schon heute wird jeder, der den Weg zu ihm fand, ihm anhangen, weil Schenken und Spenden aus gütigem Herzen und Welteinheit sein bezwingender Beruf ist, weil er für die Zukunft die herrlichsten Gaben verspricht.

Zum viel- und weniggelesenen Buche.

Von Dr. Fr. Räuber, Bonn.

In dem zweiten Hefte des letzten Jahrganges der „Blätter für Volksbibliotheken" behandelt A. Heidenhain die wichtige Frage der „Belastung der Büchereiwirtschaft durch viel- und weniggelesene Werke". Er nennt den Weg, auf dem er zu seinen interessanten Ergebnissen kommt und diese beim Bücherkaufe nutzbar machen will, eine auf Praxis beruhende Spekulation. Auch der Berechnungsart, welche über die Tragweite der Aufgabe aufklärt, wohnt neben wirtschaft-statistischen Gesichtspunkten und Daten allgemein Gedankliches inne. Ein Zwiespalt, welchen die Lektüre des Aufsatzes in mir zurückließ, veranlaßt mich, seine Hauptthesen nochmals zu überdenken.

Der Verfasser betont sehr richtig, daß es zu Trugschlüssen über den Wirtschaftsstand der Bibliotheken führen würde, wenn man bei der Rechnung des Anschaffungsjahres stehen bliebe. Eine Beurteilung der Ausgabenpolitik wird erst möglich durch den Überblick längerer Perioden, entsprechend einer mittleren Gebrauchs- und Verbrauchszeit für die gekauften, gebundenen Bücher. Auf Grund so erweiterter Aufstellungen und von geschickt verglichenen Beispielen kommt Verfasser zu dem Ergebnis: Ein einziges Exemplar eines wirklich vielgelesenen Buches belastet die Büchereiwirtschaft ungleich mehr, als ein minder-

begehrtes, wofern dieses nicht zu den exorbitant teueren oder ganz rasch veraltenden zählt, und zwar in oft so bedrohlicher Weise, daß das Gesamtziel der Bücherei darunter Not leidet. Die ungünstige Etatswirkung des Vielbeliebten erhöht sich ihm noch durch seine Nachfrage erzeugende Kraft und durch Großzüchtung von Vielleserei. In der Tat keine erfreuliche Einsicht in die durchaus verschiedene Bedeutung des sich belebenden Umsatzes in einem kaufmännischen Ausleihgeschäft und in der Zuschußwirtschaft gemeinnütziger Bibliotheken. Die großen Gewinnbringer dort werden hier zu verzehrenden Nieten; den riskanten Ladenhütern des Leihinstitutes hingegen soll im Haushalt der Kommunalbibliotheken die Aufgabe zufallen, ihr ideelles Werk zu erleichtern.

Ist dem wirklich so? Das von Heidenhain gezeichnete Bild bekommt lichtere Farben, wenn wir ihm entgegenhalten: Außer dem zeitlichen Momente in der Gebrauchsperiode eines Buches spielt die Intensität und Stetigkeit seiner Benutzung eine wichtige Rolle. Man darf noch nicht sogleich folgern: je kürzer die Zeit, innerhalb derer ein Werk verlangt wird, desto größer die Durchschnittsbelastung des Ausgabenfonds. Diese Ungunst kann wettgemacht werden durch stete Lebhaftigkeit der Nachfrage in dieser Periode, so daß es ohne die übliche Fristüberschreitung und ohne Stockung von Hand zu Hand geht. Dann bringt es durch Zweckerfüllung innerhalb einer wesentlich kürzeren Zeit den durchschnittlichen Aufwand an Kosten für Anschaffung, Ausleihe und Instandhaltung ein und tritt entlastet in das unfruchtbarere Stadium. Dies ist bei vielgefragter leichter Lektüre wegen der raschen Lesbarkeit eher möglich, als bei schwereren Werken. Solche wechseln trotz statutenmäßig vorgesehener gleicher Leihfrist nicht so oft den Benutzer. Zudem bedeutet das Prädikat des „Veraltens" im Büchereibetriebe verhältnismäßig selten ein völliges Schwinden der Leselust besonders für Werke von nicht streng wissenschaftlicher Art. Das einmal Gangbare, Gefällige wird immer wieder einmal gefragt.

Zu dem Kostenfaktor „Ausleihearbeit", welche in Heidenhains Argumentation zu Lasten des vielbegehrten Buches so schwer ins Gewicht fällt, betont H. in der Anmerkung ja selber, daß diese Kosten pro Werk sinken mit steigender Ausleiheziffer. Diese Wirkung ist zugunsten der meistbenutzten Bücher zu buchen. Sie entlasten den Betrieb überdies durch geringeren Zeitaufwand für die Bereitstellung bzw. für den Bescheid „verliehen". Denn jeder Ausleihbeamte bis zum Diener hinab weiß sie sehr bald ohne weiteres zu finden, die Titelangabe mag noch so dürftig und ungenau sein.

Von den Folgerungen Heidenhains für die zweckdienliche Verwertung der Etatssummen scheint mir die erste, es sei die Anschaffung des „gefräßigen Vielbegehrten" um so mehr zu beschränken, als die Bibliothek die Anschaffung von wenig Gelesenem scheut, fehlzugehen. Gewiß muß man vermeiden, durch freigiebige Einstellung von Doppel- und Mehrexemplaren den Säckel zu leeren, bevor noch die unerläßliche, wünschenswerte Reichhaltigkeit der Auswahl für alle Benutzerkreise erzielt ist. Aber die Ausgaben für voraussichtlich nur wenig benutzte

Bücher als notwendige, und zwar recht beträchtliche Ausgleichsumme im sonst gefährdeten Anschaffungsplane hinzustellen, bleibt paradox. Man ist versucht, darauf hinzuweisen, daß bei solcher Art der Betrachtung dem Bibliotheksleiter nichts willkommener sein könnte, als wenn durch zurückgehende Nachfrage die stark benutzten Sorgenbücher in die maßvoll ausgleichende Gattung verwandelt würden. Weit mehr Gewicht als auf den Faktor „Ausleihebelastung" hätte meines Erachtens auf das Verhältnis des Preises zum Gebrauchswerte der Bücher einerseits, dann aber auf das wichtige Kapitel der mit wachsender Benutzung periodisch erheischten Umstellung des Zahlenverhältnisses in den verfügbaren Summen für Anschaffungen und Ausleihbetrieb gelegt werden sollen. In dem Zurückbleiben des Verwaltungsetats gegenüber den Kaufsummen und nicht in der bevorzugten Anschaffung des wertvollen Vielverlangten liegt das Haupthemmnis. Auch ohne Vorhandensein von besonders vielverlangtem Leihgut tritt die von Heidenhain geschilderte Not im Leben der Bibliotheken ein zufolge anwachsender allgemeiner Benutzung.

Heidenhains Ausführungen über die Dublettierungsfrage, über die zeitliche Verteilung der Kosten, über die Gefahr, durch verkehrtes Entgegenkommen seichte Vielleser auf Kosten gediegener Benutzer zu züchten, verlieren deshalb keineswegs an Bedeutung, wie denn überhaupt das zu Erstrebende sorgsam durchdacht ist. Wird man ihm aber z. B. darin Recht geben wollen, wenn er (im Anhang) „Reparatur und Ersatzkosten aus der Entwertung in der Vergangenheit entstehen" läßt, ohne zugleich zu berücksichtigen, daß dieser Zeitraum ebensosehr unmittelbarste Gegenwart darstellt, und daß jene Kosten bei normal pulsierendem Leben der Anstalt ja doch eben dem laufenden Etatsjahre notwendig dienen?

Grundsätzlich ist zu sagen: So einleuchtend es ist, bei der finanziellen Beurteilung von Bücheranschaffungen, Betriebs-, Erhaltungs- und Ersatzausgaben nicht lediglich Etatsjahre zu wählen, vielmehr länger fließende Umsatzperioden sich vor Augen zu bringen, so bleibt dann doch immer der Widerspruch: Man beurteilt Mittel und Dinge, welche auf die Zukunft gestellt und damit nur als Wahrscheinlichkeitswerte abschätzbar sind, nun von rückwärts her wie untrügliche Gegebenheiten, die geeignet sein sollen, daraus sichere Schlüsse zu ziehen. Wie in jeder Politik, so auch in der Anschaffungspolitik unserer Büchereien frommt die Einsicht, welche man hat, wenn man vom Erfolge her schaut für die Zukunft, nur wenig. Denn sie wird durchkreuzt durch den unaufhaltsamen Fluß von Verhältnissen, Beziehungen und Dingen, welche neuen Einfluß gewinnen. Die ins einzelne gehende jährliche Rechnung und statistische Kurve dürfte bei sorgsamer Vergleichung des Standes der Vorjahre der sicherste Weg gegen Mißgriffe sein. Wir wollen uns die Überzeugung von der lohnenderen Produktivität des vielgelesenen Volksbibliotheksbuches und von der Kostspieligkeit des selten Benutzten trotz scheinbaren Gegenteils in der Zuschußwirtschaft nicht abgewöhnen.

Kommunale und persönliche Fürsorge im öffentlichen Bibliothekswesen.

von Dr. Max Wieser.

Die Bestrebung, die das Ansehen der Volksbücherei in den Augen der Öffentlichkeit zu heben sucht, zeitigt eine Bewegung, die das gesamte Volksbildungswesen und so auch die Volksbücherei der kommunalen Verwaltung einordnet. Hierfür ist beispielsweise die Umbenennung von Volksbüchereien in Stadtbibliotheken kennzeichnend.

Ohne Frage wird damit eine für das freie Volksbildungswesen, insbesondere für die öffentliche Bücherei wesentliche und notwendige Aufgabe erfüllt; und es versteht sich von selbst, wie froh der Volksbildner ist, wenn endlich seine Sache von oben voll anerkannt wird. Nun braucht er nicht mehr bei anderen zu erbetteln, was in aller Interesse liegt. Das Ziel, das sich der Volksbibliothekar jahrzehntelang gestellt hat, ist erreicht, sobald die Kommune selber seine Sache in die Hand nimmt.

Hier aber zeigt sich das Leben in seiner Unerbittlichkeit: Kein äußerer Vorteil wird ohne inneren Nachteil errungen. Deshalb bedarf es eines Hinweises auf die Gefahren, die der Kommunalisierung des Volksbüchereiwesens, wie allgemein des Volksbildungswesens drohen.

Ich sehe die Gefahr in erster Linie in der Verunselbständigung der erzieherischen Persönlichkeit. Die Verwaltung einer Gemeinde, die eine Volksbücherei gründet oder sich sonst um das Volksbildungswesen verdient macht, wird zwar anfangs nicht die Persönlichkeit übersehen, der sie die erste Anregung dazu verdankt; sie wird aber, sobald Ansprüche an sie gestellt werden, die über die Verantwortlichkeit einer Person zu gehen scheinen, sich mehr und mehr Rechte erwerben, die dem Volksbildner geringeren Spielraum lassen für eigenen Entschluß, eigene Tat, für das Besondere, das in seiner Tätigkeit liegen soll, für das Menschliche in aller Bildungspflege. Sie wird das um so mehr tun, je mehr sie Interesse für das öffentliche Bildungswesen zeigt. Sie wird schließlich z. B. die Bücheranschaffungen überwachen wollen. Die Tätigkeit von Bibliotheks-Kommissionen und -Deputationen gehört hierher. Sie mögen im einzelnen nützlich sein, wo es sich um die Deckung einer Persönlichkeit gegenüber der empfindsamen Öffentlichkeit handelt. Im allgemeinen gilt von ihnen: viel Köpfe, viel Sinne und wenig Leistung.

Zu den Rechten, die eine Gemeindeverwaltung dem Volksbildner mit den Pflichten unwillkürlich abnimmt, gehört beispielsweise die Wahl der Mitarbeiter. Es ist begreiflich, daß die Kommune, die für Wohl und Wehe ihrer Beamten eintritt, sich verpflichtet fühlt, über die Person des Anzustellenden nach ihren Satzungen und ihrem Gewissen zu entscheiden. Daß sie aber hiermit dem Volksbildner, dem sie die Leitung des Bildungswerkes übertrug, das Vertrauen kündigt und ihm aus der Hand nimmt, seine Mitarbeiter selbst zu wählen, weil er nur so sich

dem Ganzen verantwortlich fühlen kann: das geht über ihre Befugnisse besonders dann hinaus, wenn sie nicht die intime Kenntnis des Zuwählenden besitzt. Und wie schwer ist es doch, Menschen zu kennen! Wie oft trügt der erste, noch so scharfe Blick! Es handelt sich hierbei um Grundsätzliches und nicht einmal um parteipolitische Interessen, die dabei im Spiele sein könnten, oder um das persönliche Vordrängen eines Stellenanwärters. Gesetzt den Fall: Nicht die Behörde, sondern der Bildungspfleger hätte persönliche Vorliebe für einen Stellenanwärter, selbst dann wäre es zweckmäßiger, dieser, nicht jene entschiede über ihn; denn alles Große entspringt persönlichem Entschluß, dem persönlichen Vertrauen von Mensch zu Mensch. Und es ist immer besser, der persönliche Anteil bindet Menschen zu gemeinsamem Werk, als wenn lediglich ein sachliches Nebenher sie vereint. Das ist aber nirgends von größerer Bedeutung, als auf dem so menschlichen und persönlichen Gebiete der Seelsorge und Erziehung. So wenig Versammlungen, Parlamente, Beschlüsse Menschen bilden, so wenig lassen sich Menschenbildner durch Beamte ersetzen. Zu Seelsorgern gehören Persönlichkeiten nach Art Pestalozzis, die Eigenes in ihr Werk legen. Nur die Zusammenarbeit solcher Persönlichkeiten kann den gewünschten Erfolg der freien Volksbildungsarbeit für die Kultur unseres Volkes versprechen.

Der Magistrat, die Orts- und Bildungsaufsicht fühlt sich für die Gemeinde verantwortlich; sie wacht zugleich über die Gleichachtung und Gleichbehandlung ihrer Beamten. Sie kann dem einen nicht gewähren, was sie dem anderen versagt. Sie muß wenigstens dem Scheine nach — wie die Dinge heute liegen — ein überempfindliches soziales und demokratisches Gewissen wahren. Sie kann den freien Volksbildner nicht vor dem Lehrer bevorzugen, wenn sie nun einmal die Fürsorge auch für das freie Volksbildungswesen übernimmt. Was folgt aber daraus für die freie Volksbildungsarbeit? Die Gemeindeverwaltung regelt z. B. auch die Dienststunden der Beamten (um nur vom allgemeinsten zu sprechen und von solch krassen Fällen abzusehen, wo der Magistrat — nun laut oder ohne Vertrag — über die Bibliotheksbeamten nach eigenem Gutdünken verfügt). Die Bibliotheksbeamten erhalten, unbekümmert um die innere Arbeitsökonomie, die gleiche Zahl von Dienststunden wie die übrigen Beamten der Gemeinde. Bleibt darin auch Spielraum für eine der Ausleihe, dem Bedürfnis des Publikums angemessene Dienstansetzung? Welche Folgen für den Geist einer Sache hat es, wenn ihr eine abgemessene Zahl von Stunden diktiert werden? Die innere Ökonomie der Arbeit ist bei jedem verschieden. Das stetige Denken an das Wohl des Nächsten hemmt ein Reglementieren des Lebens, der eintönige vorgeschriebene Rhythmus unseres Tuns und Lassens.

Wir alle leiden an einer Mechanisierung des Lebens. Selbst die Menschenbildung ist mechanisiert. Persönlichkeiten, Menschen, die eigenes in ihr Werk legen, werden immer seltener. Dabei ist für die Erziehung des Menschen die lebendige, intime, persönliche Fürsorge nötig. Wo ist es im Drange der Geschäfte, der Betriebe, die Erziehung des Menschen möglich, die ihm eigentlich nur seine Allernächsten, Mutter, Vater

und solche Lehrer geben können, die alles für die Seele des Kindes tun. An diesen Grundlagen jeder Erziehung kann keine Kultur vorübergehen, die nicht Kulturentartung sein will. Wohin kommen wir aber mit all unseren Bildungseinrichtungen, wenn sie einem geheimen, öffentlichen Zwange ständig mehr ausgesetzt werden? Er mag in einzelnen Fällen unumwunden anerkannt werden, im gewöhnlichen Dahin des Lebens nicht so schwer empfunden werden. Man mag dankbar sein, hier und da der Verantwortung enthoben zu sein: wo das öffentliche Erziehungswerk über die Kraft eines einzelnen geht, wo der Volksbildner desto ungestörter im Interesse persönlicher Seelsorge schalten und walten kann. Jedenfalls wird ein gesundes Kräfteverhältnis zwischen kommunaler und persönlicher Leserfürsorge sich nur dort einstellen, wo es auf gegenseitigem Vertrauen beruht.

Bücherschau.

A. Wissenschaftliche Literatur.

Bab, Julius, Neue Kritik der Bühne. Dramaturgische Grundlegungen. Berlin, Oesterheld u. Co., 1920. (204 S.) 10 M.

Nicht auf historischem oder zeitkritischem Wege, sondern systematisch geht Bab diesmal daran, das Wesen des Dramas, seine Möglichkeiten und Bedingungen umschreibend und belegend zu klären. Das geschieht mit besonderer Eindringlichkeit in dem Hauptaufsatz dieser Sammlung: „Die sprachkünstlerischen Wurzeln des Dramas", in dem B., mit seinen Belegen aus Shakespeare oder Kleist seine Darlegungen stützend, zeigt, wie der dramatische Dichter, dessen „Produktionsbedürfnis sich überhaupt erst entzündet am Erleben miteinander sprechenden Menschen" auch im Sprachlichen oder besser: im Sprachschöpferischen immer den dualistischen, auf das Gegeneinander kämpfenden Kräfte gestellten Grundcharakter spürbar machen muß. Eine gleich sichere Beherrschung, wie in allen dramaturgischen Fragen, spricht aus den Aufsätzen B.s, die sich mit der Theaterkunst befassen: er möchte die Schauspielkunst freihalten von allen Einflüssen, die ihr Wesen ungünstig treffen könnten, von Schematisierung und Verbürgerlichung, sie freihalten von Aufgaben und Anforderungen, die dem Diener am dramatischen Wort nicht zukommen, ihn hemmen: solche Hemmungen gehen aus etwa vom Natur-Theater, insbesondere aber vom Film. Dessen Möglichkeiten sieht B. sehr richtig vor allem im Märchen-Film, in der Darstellung des Unwirklich-Übersinnlichen. Wenn man weiß, wie sehr das Theater in mehr als einer Richtung unter dem Film leidet, so gehören solche Auseinandersetzungen sehr wohl in den Abschnitt „Organisation des Theaters". Was B. hier von der Bildung des Theaterleiters und von der vielumstrittenen Verfassung des Theaters sagt, ist nicht nur klug und durchdacht, wie das ganze Buch, sondern berührt in erster Linie darum so wohltuend, weil B. nicht in das laute, aber unschöne Horn der Alles-Sozialisieren und Alles-Demokratisieren stößt, sondern mit Besonnenheit auch aus der Theatergeschichte belegt, daß eine Bühne nur, wie O. Wilde sagt, von einem „gebildeten Despoten" geleitet werden kann und jede kollegiale Regierung am Theater gegen dessen inneren Sinn verstößt; daß aber alle Sozialisierung des Theaters vom Publikum auszugehen hat, durch das dann Bildungsstätten, wie die Berliner Volksbühne geschaffen werden. In der Hauptsache ist das Buch für jeden,

auch einfachen Leser brauchbar, der an den Aufgaben der Bühnenkunst und Theaterkultur Anteil nimmt und tiefer in Einzelfragen eindringen will. Kn.

Bühler, Fritz, Dona Francisca. 70 Jahre deutscher Kulturarbeit in Brasilien im Staate Santa Catharina. Mit 15 Abb. nach Photogr. u. 1 Karte. Berlin-Wilmersdorf: Paetel (1919). 125 S. (Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften. Bd. 61.) Geb. 5 M.

Sehr anschaulich erzählte Erlebnisse eines Kolonistenpfarrers, der von 1898 bis 1914 in Brasilien tätig war und dem seine Arbeit so lieb geworden ist, daß er darauf brennt, wieder hinauszukommen. Er sucht in dem Auslandsdeutschtum die Brücke für den neuen friedlichen Einmarsch Deutschlands in die Welt. Daraus ergibt sich für Deutschland die Verpflichtung, sich mehr als bisher um die Auslandsdeutschen zu kümmern. Als Beweis, wie wenig das bisher geschehen ist, führt der Verfasser an, daß der Verein für das Deutschtum im Ausland nur 70000 Mitglieder hat! Er will durch sein Buch mit dazu beitragen, das Interesse zu wecken. von Hauff.

Dörries, Bernh., Der Glaube an die Welt. Königstein i. T., K. R. Langewiesche [1920]. (199 S.) Brosch. 2,45 M.

Der Verlag der Blauen Bücher betrachtet es im allgemeinen nicht als seine Sache, „christliche Literatur" zu verbreiten, in der Not der Zeit aber hat er mit dem vorliegenden Buch eine Ausnahme gemacht, das die Mahnung enthält, die Welt und was in ihr ist, lieb zu haben, und gerade vom christlichen Standpunkt aus in ihr zu wirken und sich in ihr zu betätigen. Das ist nach der Meinung dieses geistlichen Autors, der das Herz am rechten Fleck sitzen hat und dem man bereits die eine oder andere Erbauungsschrift verdankt, die wahre Religion: eine Religion ohne Formen und Formeln, ohne Dogmatik und ohne ein „krauses, spitzfindiges und kunstvolles Lehrsystem". Der Wirklichkeit in der Welt fest ins Auge sehen, „allem Widrigen darin mit ruhiger Festigkeit, mit der Zuversicht des Sieges entgegentreten", das erklärt er für unsere religiöse Pflicht, und das ist nach seiner mannhaften und tapferen Auffassung die Religion des Glaubens für unser Diesseits, die wir brauchen. Alsdann würden uns Menschen die Schwingen wachsen und, wir würden lernen, auch in fernste Fernen und in die andere, bessere, jenseitige Welt zu schauen, „die unter den Händen des Glaubens erst erstehen soll". L.

Dunin, Borkowski Stanislaus v., S. J.: Reifendes Leben. Ein Buch der Selbstzucht für die Jugend. Berlin u. Bonn, F. Dümmler, 1920. (362 S.) Geb. 9 M.

Verfasser gibt der Selbstzucht des Jünglings den Vorrang vor der Erziehung durch andere. Er vertraut auf den sicheren Halt christlichen Glaubens. Zu Selbstprüfung und Nachdenken führt er den Werdenden. Die Form, in welcher ihm dies gelingt, ist knapp und eindringlich. Eine langjährige Erfahrung als Jugenderzieher, mehr noch das verstehende Gemüt des Verfassers sichern der veredelnden und stützenden Kraft seines Buches guten Erfolg. Es ruht auf der Grundanschauung strenggläubigen Katholizismus und wird jungen Seelen in bedrängenden Nöten ein Helfer sein. R.

Erbt, Wilhelm, Die deutsche Erziehung. Eine Geschichte der Lebenswerte unseres Volkes und ihrer Verwirklichung an seiner Jugend. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1920. (VII, 213 S.) Geh. 7,70 M., geb. 9,50 M.

In scharf umrissenen Abschnitten gibt der Verf. eine chronologische Darstellung der Erziehungsgeschichte unseres Volkes. Aus der fernen Vorzeit — „dem Zeitalter geistiger Gebundenheit" — führt er den Leser zu den Höhen völkischen Erwachens,

zur Erkenntnis der brennenden Aufgaben der Gegenwart. Der gewaltige Stoff ist meisterhaft übersichtlich geordnet, das Wesentliche scharf herausgestellt, den überragenden, erzieherischen Einflüssen bedeutender Geister wie Luther, Friedrich der Große, Pestalozzi u. a. besonderer Raum gegeben. Auch die weitverzweigten philosophischen Strömungen sind bewertet und erläutert. Eine kräftige Stütze zur Weiterbildung, zur Vertiefung in die Lebenswerte unseres Volkes gewährt das Erbtsche Buch. Wer draußen in der Welt von deutscher Art und Erziehung Kunde geben will, findet in knapper Form das, was er zum Lehren und Weiterlernen braucht.

von Hauff.

Fischer, Karl, Deutsche Eigenart und Deutsche Schicksale. Zwölf Bücher Geschichte. Berlin, C. A. Schwetschke. (451 S.)

Angelegt nach den wichtigsten Abschnitten der deutschen Geschichte: Werden, Blüte und Verfall des alten, Herauswachsen und Weltstellung des neuen Reiches ergibt das Werk ein lebendiges Bild von der Entwicklung deutschen Wesens und der Gestaltung deutscher Kultur in großen Zügen. Einen Vorzug bilden die zahlreich eingestreuten zeitgenössischen Zeugnisse, die bei vorbildlicher Beschränkung nicht zu Exkursen werden, sondern sich dem Rahmen der in sich geschlossenen Abschnitte erläuternd einfügen.

Zu begrüßen ist es auch, daß der Verfasser sein Werk, das als Kulturgeschichte gewertet sein will, mit dem Beginn des Weltkrieges abschließt. Mehr als bloße Daten hätte er bei seinem Streben nach Objektivität kaum geben können. Im ganzen aber hätten die sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts stärkere Beachtung verdient, wie überhaupt die Neuzeit dem Mittelalter gegenüber stiefmütterlich bedacht ist. Das ist bei den sonstigen Vorzügen des Buches zu bedauern und kann hoffentlich bei einer späteren Auflage geändert werden. Heiligenstaedt.

Fritz, Gottlieb, Volksbildungswesen. Bücher- und Lesehallen, Volkshochschulen und verwandte Bildungseinrichtungen. 2. durchges. und verm. Aufl. Mit 12 Abb. im Text. Leipzig und Berlin, Teubner, 1920. (120 S.) (Aus Natur und Geisteswelt, Bdchn. 266.) Geb. 3.65 M.

Die im Jahre 1909 unter dem Titel „Das moderne Volksbildungswesen“ zuerst erschienene Schrift zeigt sich in der neuen Auflage in Grundzügen und Einteilung unverändert, ist aber von Anfang bis zu Ende durchgesehen und in den statistischen Daten meist soweit aufs Laufende gebracht, als es die Zeitläufe zuließen, darüber hinaus aber vielfach durchgearbeitet und erneuert. So ist das erste Kapitel: Wesen und Ziele der modernen Volkserziehung, vertieft, das fünfte um einen Überblick über die wichtigsten Volksbildungsorganisationen im Deutschen Reich und in Deutsch-Österreich vermehrt. Die meisten Zusätze oder Verbesserungen enthält das sechste: Die deutsche Bücherhallenbewegung; statistisches, Angaben über Büchereien der Arbeiterorganisationen, Beratungsstellen und über die Zentralen für Büchereiwesen in Berlin und in Leipzig, sodann Grundsätzliches über Ausleihepolitik, wobei auf die bekannten Streitfragen ohne Schärfe, aber bestimmt eingegangen wird. Weiter werden die Bildungsvereine und die billigen Bücher erwähnt und (S. 70—74) ein neuer Abschnitt über Jugendlektüre eingefügt.

Auch im siebenten Kapitel — die deutsche Volkshochschulbewegung — sind zahlreiche Nachträge zu verzeichnen, so über die Tätigkeit der Zentralbildungsausschüsse der Sozialdemokratischen Partei und über die Erneuerung des Volkshochschulgedankens in und nach dem Kriege.

Das achte Kapitel: Volk und Kunst ist am stärksten umgearbeitet und (von 7 auf 16 Seiten) erweitert; neu behandelt sind darin Volksbühnenbewegung, Musikbüchereien, Lichtspiel- und Museumswesen.

Durch zweckmäßigere Druckanordnung hat das Äußere des Buches gewonnen, die Bilderbeigaben sind z. T. durch andere, zweckentsprechendere ersetzt.

Das Buch wird in seiner neuen Gestalt als kurze und doch eingehende Darstellung seines Gegenstandes auch weiterhin ein wertvoller Führer bleiben. C. Nbg.

Heiler, Friedrich, Die Bedeutung der Mystik für die Weltreligionen. München, Ernst Reinhardt, 1919. 1.80 M.

Der moderne Mensch ist ein Mensch der Praxis; er will die Welt zu einem Paradiese umschaffen. Aber so sehr er nach außen gerichtet ist, er hat auch einen Hang zur Innerlichkeit. Die Mystik ist die Religion des modernen Bildungsmenschen, den Kulturarbeit, Wissenschaft, Philosophie und Kirche nicht befriedigen. Die Zahl dieser „Stillen im Lande" ist heute größer, als man gemeinsam glaubt.

Mystik ist das Heimliche, das jeder Mensch mit sich und Gott abmacht, Abkehr von der Welt, aber auch Abkehr von sich selbst, Aufgehen des Ichs in Gott. Sie ist übergeschichtlich, überkirchlich und gemeinschaftslos. Es sind nicht immer edle Formen, in denen Mystik heute ihr Wesen treibt. — Mystik aber (zeigt nun Heiler) durchflutet und belebt die großen Weltreligionen: Buddhismus, Judentum, Islam und Christentum. Das gesamte Religionsleben der Erde erscheint Heiler als der Kampf der Mystik mit den Offenbarungsreligionen; und es sind insbesondere Buddhismus und Christentum Pole dieses Kampfes. Islam und Judentum sind mittelbar daran beteiligt.

Warum neigen viele modernen Europäer zum Buddhismus? Er kennt keinen Glauben an Gott, an einen letzten ruhenden Weltgrund; er kennt kein beharrendes Ich. Seine mystische Gotteinigung, Nirwana, ist ein Gegensatz zur Extase europäischer Mystiker: ein Ruhen, ein Schweigen, ein Verzicht auf jede letzte Lösung um der Lösung willen. Heiler zeigt: Der Buddhismus ist ursprünglich Mystik; erst später entwickelt er sich zur missionierenden Religion. Mystik gedeiht nur unter kirchlichen Formen, die sie vor dem Veräußern bewahren. Die Nirwanamystik Buddhas aber wurde selber Universalreligion und durch Popularisieren schlechthin veräußerlicht. — Judentum, Islam und Christentum sind im Gegensatz zum Buddhismus Offenbarungsreligionen, die im Laufe der Geschichte ständig mehr Mystik von außen in sich aufgenommen haben. So hat die Mystik den Geist dieser Religionen umgestaltet, insbesondere das Christentum. Jesu glühende Sehnsucht ist nicht ekstatisch, sondern richtet sich auf den Anbruch der vollendeten universalen Gottesherrschaft. Jesu unio mystica, sein Gottesbewußtsein, ist souveränes Herrscherbewußtsein. Im Gegensatz zur Mystik ist Jesu Religion Zukunftsreligion, leidenschaftlich durchglüht, herb und hart, männlich-willensmäßig. Mystik und Offenbarungsreligion vereinen sich in Paulus, dem vierten Evangelisten, Augustin, insbesondere Luther. So setzen sich auf der westlichen Erdhälfte Offenbarungsreligion und Mystik auseinander, wobei die Mystik bislang geheim siegt; die östliche Erdhälfte hat ihre Menschen aus der Nirwanamystik zu einer erstarrten Universalreligion geführt.

Heiler kommt es auf die Synthese zwischen Mystik und Offenbarungsreligion im Großen an. Beide, Mystik und Offenbarungsreligion, sind zwei Seiten des einen Brennstrahls. Die Mystik ist trotz des Vergottungsgedankens persönlichkeitsverneinend, die Offenbarungsreligion trotz des Abhängigkeitsgefühls persönlichkeitsbejahend. Und so gebührt in dieser Synthese der Offenbarungsreligion in letzter Zukunft das Übergewicht.

Heiler, der katholische Religionsphilosoph, der sich durch eine Abhandlung über das Gebet und über Luther bekannt gemacht hat, ist für unsere Zeit als Religionsphilosoph das, was ihr Spengler als Geschichtsphilosoph bedeutet.

M. Wieser.

Lepsius, Johannes, Deutschland und Armenien 1914—1918. Sammlung diplomatischer Aktenstücke. Potsdam, Tempelverlag, 1919. (LXXX u. 541 S.)

Die deutsche Öffentlichkeit hat während des Krieges der armenischen Frage gegenüber nicht nur große Zurückhaltung — die schien durch die Rücksicht auf unsern türkischen Verbündeten geboten — sondern auch eine auffällige Verständnislosigkeit an den Tag gelegt. Die beabsichtigte Ausrottung der Armenier — darum hat es sich zweifellos gehandelt — ist weder als orientalische Grausamkeit noch als wirtschaftliche Notwehr noch etwa als Kriegsmaßnahme schlechthin zu erklären. Wer jemals in Konstantinopel oder Anatolien über die armenische Frage gesprochen hat, der weiß, daß es sich hier um ein Rassenproblem im eminentesten Sinne gehandelt hat und aller staatlichen Neuordnung zum Trotz noch immer handelt. Der türkische Nationalismus, der in den Machthabern des Krieges hell aufflammte, kennt nur einen Feind: den rassenfremden Nichtmohamedaner; die Aufrichtung und Befestigung eines unabhängigen Osmanenreiches, vielleicht in Form eines Bundesstaates, schwebte ihnen als Ziel vor, die Beseitigung alles Rassefremden war der Weg. So setzte sich die Politik, die mit Aufhebung der Kapitulationen begann, in den Armenierdeportationen mit anderen Mitteln fort. Mit zwingender Notwendigkeit ergibt sich aus dieser Sachlage aber auch die Stellung der Deutschen Regierung zum Vorgehen der damaligen türkischen Regierung gegen die Armenier, infolge bundesgenössischer Verpflichtung konnte sie die armenischen Maßnahmen nicht mit dem Nachdruck bekämpfen, der ihrer Abneigung und Schuldlosigkeit entsprochen hätte, sie mußte es schweigend dulden, wie unsre Feinde die Legende von Deutschlands Schuld an den armenischen Greueln erfanden und damit trotz Kongo und Fremdenlegion, trotz Ägypten und Indien der Weltlüge vom deutschen Barbarentum mit zum Siege verhalfen.

Man hätte dem Buche von Lepsius eine kurze Entwicklung dieser Gedankengänge gewünscht, um der hervorragenden Urkundensammlung die Wege zu einem breiteren Publikum zu eröffnen. In erweiterter Neuherausgabe eines bereits 1916 veröffentlichten, aber nur beschränkt verbreiteten „Berichtes über die Lage des armenischen Volkes in der Türkei" hat der Herausgeber unter eigner Verantwortung für sachliche Vollständigkeit und Richtigkeit das Aktenmaterial des Deutschen Auswärtigen Amtes über die Armenische Frage der Öffentlichkeit nunmehr vorgelegt. An die Einleitung, die als Leitfaden durch das Urkundenmaterial die wichtigsten Seiten der Frage beleuchtet, schließen sich 444 offizielle Schriftstücke und eine Reihe neutraler Berichte von Augenzeugen an. Ein Register rundet die sorgfältige Arbeit ab, nur das Fehlen einer Orientierungskarte macht sich störend bemerkbar.

„Ich habe es nicht für meine Aufgabe gehalten, nach irgend einer Seite hin die Rolle des Anklägers, Verteidigers oder Richters zu übernehmen, ich glaubte der Wahrheit am besten zu dienen, wenn ich mich darauf beschränkte, das Aktenmaterial selbst sprechen zu lassen, aus dem sich jedermann ein Urteil über die Tatsachen und die Schuldfragen bilden kann." Soweit der Herausgeber über die Methode der Veröffentlichung. Wir sind nachgerade gegen Urkundenpublikationen über den Weltkrieg mißtrauisch geworden. Aber dieses Werk darf Anspruch auf historische Glaubwürdigkeit erheben. Und es erbringt den dokumentarischen Nachweis, daß der in der ganzen Welt verbreiteten Beschuldigung, Deutschland habe die Vernichtungsmaßregeln der Pforte gegen die Armenier inspiriert und inszeniert, die Grundlage fehlt.

Für die wirkliche, durch die Kriegsliteratur stark erschwerte Kenntnis des nahen Ostens bildet das vorliegende Buch ein Quellenwerk ersten Ranges. Für die Wirkung auf das Ausland wäre eine kürzere Zusammenfassung neben dem Haupt-

werk wünschenswert. Wir haben während des Krieges und vor ihm den nahen Osten für unsere Wirtschaftsgeltung stark überschätzt. Hüten wir uns nunmehr aber unter dem Eindruck der Friedensabmachungen vor dem Gegenteil. Heiligenstaedt.

Nötzel, Karl, Einführung in den Sozialismus ohne Dogma. (Sozialistische Bücherei.) München, Musarion-Verlag, 1919. (149 S.) 1 M.

Nötzel, der Verfasser eines „Tolstoi", der Kenner der russischen Seele, wendet sich in diesem Büchlein gegen die Gegner wie gegen die Freunde des Sozialismus und will dem Sozialismus, der jedem angehört, in den Köpfen der Zeitgenossen zum Durchbruch verhelfen. So bemängelt er die bisherigen Erscheinungsformen des Sozialismus, während er zugleich einen notwendigen Sozialismus fordert. Nötzel richtet sich gegen die Überwucherung des sozialen Gewissens wie gegen die Flucht vor dem sozialen Gewissen, die sich in der sittlichen Entartung unserer Tage zeigt. Den im Erleben verführten Sozialisten leitet er auf den rechten Weg; den, der sich hochmütig oder kastenmäßig sozialem Erlebnis verschloß, führt er ein in das Wesen des im europäischen Gewissen offenbarten Sozialismus. Er braucht als Mittel dazu einfach die Besinnung auf das, was wir von den Menschen wissen und was wir von ihnen wollen. Wir wissen von den Menschen nichts, deshalb achten und lieben wir sie. Der „persönliche Sozialismus" trachtet danach, jedem das gleiche zu geben, gemäß seiner Anlage und Bestimmung. Selten glückt ihm das. Darum wahrt er die innere Freiheit. Der „persönliche Sozialismus" wird nie verwirklicht, weil er stets geistig ist, und doch ist er wirklich, weil er gefordert wird. Solche Gesinnung stimmt überein mit dem Leben und Denken der großen Männer, die unsere Kultur geschaffen haben. Es hat jeder selber die soziale Aufgabe zu lösen; und es gibt keine andere Lösung für sie als die soziale Gesinnung, zu der sich jeder selber durchringt. Sie ist nicht weicher Sinn, der alles gelten läßt, noch verstockter, der nichts anerkennen will: sie sieht, wohin der Wille des anderen geht und verharrt zugleich im eignen Pflichtbewußtsein.

Nötzel ist bescheiden genug, sich an keinen größeren Kreis von Menschen zu wenden, als er mit seinen Mitteln, den Mitteln des Denkgewohnten und Urteilsfähigen erreichen kann. Daß es ihm letztens doch auf einen allgemeinen Durchbruch des persönlichen Sozialismus, auf die soziale Gesundung ankommt: wer wollte das einem Schriftsteller verwehren, dem die Nöte der Zeit am Herzen liegen? Schade, daß Nötzels schmales, aber gedankenreiches Buch nicht einfacher geschrieben ist. Es fände dann mehr Leser, die sich des Sozialismus in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft besinnen, und würde sie denkend, fühlend und handelnd zu Klarheit, Reife und Menschlichkeit führen. Max Wieser.

Orbis Pictus, Band I: Indische Baukunst. Mit einem Vorwort von P. Westheim. 48 Abbildungen (14 S. Text). Berlin, Wasmuth. 14,40 M.

Der vorliegende erste Band einer Bilderbuchreihe, die der bekannte Kunstverlag herausbringt, steht äußerlich zwar ein wenig unter dem Zeichen der Zeit, macht das aber durch seinen Inhalt wieder gut. Achtundvierzig ganzseitige Abbildungen zeigen die hauptsächlichsten Werke indischer Baulust. Nicht Baukunst, denn die indische Architektur ist etwas anderes als die europäische, der, besonders in Deutschland, der wahre Sinn des Bauens seit langem verlorengegangen ist, wie unter anderen Behne und Müller-Wulkow dargelegt haben. Es handelt sich vor allem darum, „durch Darbietung der Dokumente einen Begriff zu geben von einem Gebiet gewaltigster Schöpferleistung, vor dem wir bisher fast mit einer gewissen Hartnäckigkeit die Augen verschlossen hatten ... Das Entscheidende dürfte sein, die Einstellung zu dem Lebensnerv dieser Baukunst zu finden, deren Ideal ein anderes ist als das des europäischen ... Baukunst des Abendlandes ist ... Finden von Maß, Ordnung, Gesetz ... Die

indische Baukunst dagegen ist ganz Emanation des Gefühls, ekstatisch seelische Erregung setzt sie um in Stein".

Ein kurzes, sich von dem gewohnten Westheimschen Stil vorteilhaft unterscheidendes Vorwort und ein kleines Literaturverzeichnis tragen zum Verständnis der nötigen Äußerlichkeiten bei.

Wir dürfen der als Band II angekündigten „Altrussischen Kunst" mit frohem Erwarten entgegensehen. v. Witzleben.

Otto, Paul, Erfinderfibel. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1920. (226 S.) Geb. 16 M.

Der Oberbibliothekar des Reichspatentamts hat den guten Gedanken gehabt, eine Reihe im letzten Jahr veröffentlichter Patentschriften in ihren wesentlichsten Bestandteilen durch Beschreibung und Zeichnung wiederzugeben und dabei solche auszuwählen, die durch den Reiz des ihnen zugrunde liegenden Gedankens ansprechen und elementar vorgebildeten, aber mit technischem Sinn begabten Menschen verständlich sind. So erhält man, wenn man die absichtlich buntscheckig gehaltene Auswahl betrachtet, einen Begriff von der Mannigfaltigkeit der Welt der Erfindungen und damit übergenug Anregungen, die, wie der Herausgeber richtig bemerkt, auf lebhaft empfängliche, besonders jugendliche Gemüter leicht verführerisch wirken können. Jedermann, auch der technischen Dingen Fernstehende, wird das vorzüglich ausgestattete Buch gern vornehmen, in welchem sich Anreiz und Warnung die Wage halten. Erfindungen, wie die Postkarte als Gleitflieger, die Schrittkontrollvorrichtung, werden wegen ihres drolligen Charakters, andere, wie die Gartenschere oder der Hilfshosenknopf wegen ihrer schlagenden praktischen Brauchbarkeit Interesse erwecken. Die technische Abteilung unserer Volksbibliotheken erfährt durch das Werk jedenfalls eine höchst erwünschte Bereicherung. G. Fr.

Poppenberg, Felix, Menschlichkeiten. Aus dem Nachlaß hrsg. von Ernst Heilborn und Elsa Herzog. Berlin, Gurlitt, 1919. (200 S.) Geb. 9 M.

Poppenberg hat sich im August 1915, erst 46 Jahre alt, erschossen, zermürbt von langwierigen körperlichen Leiden. Aus seinem Nachlaß wurde veröffentlicht, was beachtenswert erschien. Der Herausgeber Heilborn schickt eine ausführliche Lebensskizze voran. Danach war Poppenberg jedenfalls ein interessanter Mensch. Reich an Erleben, innerem und äußerem. Kulturbedürftig. Einer, der unter allen Umständen lieber gar nicht leben wollte, als schauderhaft leben zu müssen. Eine Persönlichkeit mit Ansprüchen an das Leben, aber auch mit der Fähigkeit zu Leistungen für das Leben. Das letztere wird bewiesen durch die schöne Auswahl von bunten Geisteserzeugnissen, von jugendlichen Tagebüchern, Reisebeschreibungen, Briefen, Versuchen über Schriftsteller, Künstler, Menschen des großen politischen Lebens. Meisterhafte Sachen sind darunter. Poppenberg fühlt sich schmiegsam in die Dinge ein und gibt sie erschöpfend wieder. Wie deutlich z. B. tritt „Casanova im Spiegel der Frauen" in Erscheinung, wie köstlich kennzeichnet er Fontane, wie menschlich lebt „die große Kaiserin" Maria Theresia vor uns auf, was für eine Prachtgestalt hat er in seinem Prinz Louis Ferdinand geschaffen! Trotz seiner Verschiedenartigkeit im einzelnen ist daher das Buch „Menschlichkeiten" eine außerordentlich wertvolle Veröffentlichung, für die wir den Herausgebern dankbar sein müssen. Oe.

Schnee, Heinrich, Deutsch-Ostafrika im Weltkriege. Wie wir lebten und kämpften. Leipzig, Quelle & Meyer, 1919. XII, 439 S.

Der Verf. schildert zunächst kurz, wie es in noch nicht 30 Jahren gelang, die Kolonie zu erstaunlicher Blüte zu entwickeln. Die kulturelle und wirtschaftliche Erschließung des Landes, die Hebung der Eingeborenen waren die Hauptziele der

Verwaltung. Ruhe und Ordnung herrschten im Lande, und allenthalben zeigte sich ein lebhafter Aufschwung. Da kam der Krieg. Unter Umgehung der Kongo-Akte entfesselte England den Kolonialkrieg, um sich in den Besitz von Deutsch-Ostafrika zu setzen. Mit größter persönlicher Bescheidenheit und Schlichtheit beschreibt der Gouverneur die jahrelangen Kämpfe gegen die ungeheure Übermacht der die Kolonie von allen Seiten einkreisenden Feinde, Engländer, Belgier und Portugiesen. Ein unerhörtes Heldentum lebte in dieser Schar todesmutiger Menschen, die, abgeschnitten von aller Welt, unter den unsäglichsten Entbehrungen, Schwierigkeiten und Krankheiten ihr Deutschtum 4½ Jahre lang zäh verteidigten. Die Eingeborenen hielten sich hervorragend trotz der schweren Anforderungen. Schnees Buch ist ein erschütterndes Bekenntnis deutscher Zähigkeit und aufopfernder Pflichterfüllung und wird bei allen Deutschfühlenden große Bewunderung finden. von Hauff.

Schumann, Harry, Karl Liebknecht. Ein unpolitisches Bild seiner Persönlichkeit. Dresden, Carl Reißner, 1919. (214 S.)

Der Verfasser versucht, in unparteiischer Weise ein Bild vom Leben und Wesen des vor nun mehr als einem Jahr Ermordeten zu geben, der von den einen als Heiliger und Märtyrer verehrt, von den anderen als leibhaftiger Teufel verdammt wird. Auch gewisse rechtsstehende Kreise sollten es sich zur Pflicht machen, nicht über Gegner mit wütenden Reden herzuziehen, ohne sich genügend über die Persönlichkeit unterrichtet zu haben. Schon als Sohn des berühmten Vaters verdient Liebknecht Interesse, wenn er auch an geistiger Bedeutung den Alten nicht erreicht hat. Die früh begonnene politische Tätigkeit bringt den jungen Mann sehr bald in Konflikt mit den Behörden und hinter Schloß und Riegel. Zwischen dem Liebknecht vor und nach der Revolution ist ein Unterschied, bei dessen Bewertung man sich zweifellos für den jüngeren entscheiden wird. — Niemand kann die wahrhaft vornehme Art und Weise verkennen, in der der Angeklagte sich zu den verschiedenen Malen vor Gericht aufführt, die vom edelsten Idealismus getragene Kampfesweise, mit der er für seine Überzeugung einsteht. In geistreicher, zuweilen etwas konstruierter Weise, wie es typisch ist für den intellektuell bedeutenden Juden, weiß er den Anklagen der Militärpartei zu begegnen. Stets ist er sich bewußt, daß man ihn verurteilen wird, weil man ihm nicht Recht geben will. Der Ausbruch der Revolution befreit den Zuchthausstammgast, der sich sofort an die Spitze der Bewegung stellt. Er, der bisher stets den Terror bekämpft hat — nur Waffen des Geistes dürfen wir brauchen — wird zusammen mit seiner Freundin, der roten Rosa, der Organisator der blutigen Spartakidenkämpfe, eine Sinnesänderung, die mit dem von Schumann angeführten Einfluß der langen Kerkerhaft sicher nicht erklärt ist. Hier wird und muß jede Sympathie aufhören, wird es doch schwer, an den wirklich reinen Willen eines blutigen Diktators zu glauben. Nie und nimmer aber läßt sich der an diesem Manne verübte gemeine Mord rechtfertigen. — Die dem Büchlein beigegebenen Auszüge aus Briefen usw. geben ein gutes Bild von der großen Bildung, ja Herzensgüte, die Liebknecht eigen war. Getrieben von felsenfestem Glauben an die Menschheit setzte er sich kraftvoll für sein Ziel ein. Sein Wahn von der schon erreichten inneren Reife des Proletariates ist ihm zum Verhängnis geworden. So wird er Fanatiker, der vor nichts zurückschreckt, und doch wird sein Ideal bestehen bleiben: Wandlung vom Militarismus zum Idealismus, von der Weltmacht zur geistigen Größe. v. Witzleben.

Schwind, Moritz von, Zeichnungen. In Auswahl herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Willibald Franke. Grethlein & Co., Leipzig. (132 S.) 10 M. (5. Bd. der Comenius-Bücher.)

Mit diesem Buch wird dem deutschen Volk eine gute Gabe geboten. Es ist immer wertvoll, sich mit denjenigen Menschen vertrauter zu machen, die man irgendwo einmal hat schätzen gelernt. Und welcher Deutsche hätte seit seiner Jugend nicht eine

heimliche Liebe für Meister Schwind? Freilich sind den meisten nur die Meisterbilder bekannt (wozu die treffliche Schwindmappe des Kunstwartes sehr beigetragen hat). Aber wer kennt den Menschen Schwind? So wie er sich in seinen Briefen an Freunde gibt — Schubert war sein liebster, dazu kamen Mörike, Genelli, Steinle u. v. a. — wie er seine Eindrücke und Erlebnisse in Skizzenbüchern bannte, eben das bringt uns die vorzügliche Auswahl Willibald Frankes. Jeden, der einmal Zauber und Reiz dieses Romantikers verspürt hat, werden die Entwürfe und Vorstudien zu den bekannten Bildern und Märchenzyklen fesseln. Der typische Vertreter der deutschen Märchenpoesie in der bildenden Kunst erweist sich in seinen Zeichnungen zugleich als der unterhaltendste Schilderer seines oder seiner Freunde Leben (z. B. des Kapellmeisters Lachner). Wie witzig ist er, wenn er die kleinen Dinge des Lebens sieht und belacht und sich dazu, leichtsinnig und gemütvoll in eins. Die Reproduktionen sind auch hinsichtlich seiner künstlerischen Entwicklung belehrend ausgewählt: Die tastenden Jugendversuche (Traum des Ritters von 1822 des 18jährigen), Befangenheit im Klassizismus, Einfluß Dürers, bis er dann im Märchen von 7 Raben (1830) den eignen Stil findet, manchmal etwas akademisch, glatt, leer, aber nie ohne Reiz, nie langweilig. Sogar einige Bilder seines Alters, die verteufelt nahe an der Grenze des Kitsches liegen, sind in den Einzelheiten lustig und reizvoll. Seine künstleiische Begabung hatte eben soviel Kraft, daß er dem Niedergang der deutschen Kunst gegen Ende des 19. Jahrhunderts nicht verfiel. Insofern ist das Buch der heutigen Generation in mehrfacher Hinsicht ein Geschenk: sie schöpfe daraus Belehrung, Anregung, Genuß.

Paul Ortwin.

Speckter, Otto. Von F. H. Ehmke. Mit einer Bibliographie von Karl Hobrecker, 2 Bildnissen des Künstlers und 104 Abbildungen nach dessen Werken auf 64 Tafeln. Berlin, Furche-Verlag, 1920. (52, LXIV S.) Geb. 24 M.

Was hat man bisher von dem Leben Speckters gewußt, jenes Hamburger Künstlers, dessen Name mit dem Fabeldichter Hey in eins genannt wird? Man weiß wohl, Speckter hat Andersens Märchen illustriert, Klaus Groths „Quickborn" in Holz geschnitten, Storms „Weihnachtsgeschichten" und Reuters „Hanne Nüte" veranschaulicht. Doch weniger bekannt ist, daß ihn bedeutende Menschen seiner Zeit, wie Overbeck, Arndt, Chamisso, Curtius, Geibel, die Brüder Grimm, Adolf Menzel und Friedrich Wilhelm IV. kannten und schätzten. Man hat von Speckters Leben so wenig bisher erfahren, weil Speckter in seinen Werken weiterlebt, und zwar auf der ganzen Erde; sind doch Hey-Speckters Fabeln in Japan ein Schulbuch. Ehmkes Prachtwerk „Otto Speckter" (geschmackvoll, grasgrün-weiß gebunden) bringt nun die besten Bilder Speckters oder doch solche, die Speckters Entwicklung kennzeichnen, in guten Wiedergaben; anhangsweise verzeichnet es die über Speckter erschienene Literatur. So gibt es vollständiger als durch unwesentliche Nebenzüge den ersten Gesamtüberblick über Speckters Schaffen und ein klares Bild seiner Persönlichkeit. Die Kunst Speckters erinnert an die Ludwig Richters, Moritz von Schwinds (wenn man will) auch Poccis. Doch erscheint der Norddeutsche Speckter bodenständig und ohne Manier gegenüber Ludwig Richter, dessen tiefe Kunst ihm doch nicht den Anstrich des Kaffeesachsen nimmt. Speckter ist herber als Moritz von Schwind, charaktervoller und reicher als Pocci. Kleinbürgerlich zwar hat Speckter doch die Weite des Hamburger Kaufmanns. Er zeigt als Großbürger im Leben politisches Interesse und Anteil an Wohl und Wehe des Vaterlandes. Man sieht sich an Speckters Kunst nicht so leicht satt wie an Ludwig Richters Manier und Schwinds Süße. Moderne Künstler könnten von diesem Speckter etwas lernen: Wie er den Wandel des Stils von der Klassik über die Romantik zur Realistik im Kleinen mitmacht, ohne die eigene Art aufzugeben, und ein Ganzes, Klares bleibt, das so gemütstief und

menschlich reich ist, wie einfach und fest in der Form. Wer groß und klein, Menschen aus Ost und West der Erde mit solchem Bildchen erfreut, ist kein Kleinbürger; man darf ihm wohl ein Denkmal in unseren Bibliotheken setzen. M. Wieser.

Vorländer, Margarete, Unserer Kinder Deutsche Geschichte. Gotha, Fr. A. Perthes, A.-G. (368 S.)

Eine deutsche Geschichte für unsere Jugend, die schauend und leidend Weltgeschichte miterlebt, muß, um Daseinsberechtigung zu haben, die Vergangenheit zum Schlüssel der Gegenwart machen, sie muß vorwärts weisen und bei allem berechtigten Schmerz um das Verlorene den jugendlichen Blick für neue Möglichkeiten öffnen.

Das tut das vorliegende Werk nicht. In durchaus herkömmlicher Weise wird Völkerwanderung und deutsche Kaisergeschichte bis zum Ende des 30jährigen Krieges, darauf die brandenburgisch-preußische Geschichte, die Aufrichtung des Kaiserreiches und schließlich eine Darstellung unserer Zeit bis zum Frieden von Versailles gegeben, nur daß die einzelnen Abschnitte nicht „Kapitel", sondern „Erzählungen" genannt sind. Und doch bot diese an sich glückliche Konzentration in einzelnen, abgeschlossenen Erzählungen die Möglichkeit, bestimmte Seiten der geschichtlichen Entwicklung so durch die Jahrhunderte zu verfolgen, daß dem Verständnis der Gegenwart in wirkungsvoller Weise vorgearbeitet wurde. Dann würden auch die anderen deutschen Staaten und Stämme, sowie die einzelnen Stände in ihrer besonderen Entwicklung hervorgetreten sein, vor allem aber würde alsdann die Behandlung des Mittelalters zugunsten der Neuzeit zurückgetreten und diese nicht auf knapp ein Drittel des Ganzen beschränkt worden sein. (Man vergleiche demgegenüber das bewährte Buch von Einhart, Deutsche Geschichte.)

Die Frage, ob es mit Rücksicht auf den besonderen Zweck des Buches nicht richtiger gewesen wäre, von der Gegenwart aus rückwärts zu gehen, sei hier nur gestreift. Bei einzelnen Entgleisungen (Was stellt sich z. B. S. 12 ein Kind unter einer „Verbindung" der Metalle Kupfer und Bronze vor?) ist Ton und Ausdrucksweise im allgemeinen dem kindlichen Verständnis angemessen, einige Stellen, so die Schilderungen aus dem Leben der Gegenwart S. 299 ff. und S. 315 sind Muster, wie wir unsern Kindern deutsche Geschichte erzählen sollen.

Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich. Heiligenstaedt.

Wegener, Georg, Der Zaubermantel. Erinnerungen eines Weltreisenden. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1919. (180 S.) 5 M.

Während der Zeit des Kriegs war der frühere Weltreisende G. Wegener bekanntlich als Kriegsberichterstatter tätig und während dieser aufregenden, auf ein einziges Ziel konzentrierten Zeit werden alte Erinnerungen wieder in ihm lebendig, die allmählich sich zu Darstellungen verdichteten. Wie im Zaubermantel durchstreifen wir mit ihm weite Strecken der Welt um Zeuge intimer Beobachtungen in den uns benachbarten Meeren oder grandioser Naturerscheinungen in fremden Zonen zu sein. Heitere Plaudereien wechseln mit ernsten Betrachtungen und Stimmungsbildern. Das vorliegende Werk ist übrigens einer schon länger geübten Praxis des Verlags entsprechend ein geschickter Auszug aus der demnächst erscheinenden mindestens dreimal so starken Veröffentlichung. Natürlich kommt dieser Unterschied auch im Preis zum Ausdruck, so daß mittlere und kleinere Bibliotheken unter Umständen sich mit dem vorliegenden billigeren Buch begnügen werden. E. L.

Wilbrandt, Robert, Sozialismus. Jena, Eugen Diederichs, 1919. (338 S.) Brosch. 15 M., geb. 18 M.

Unter dem Eindrucke von Erfahrungen vollendet, die der Verfasser, der bekannte Volkswirtschaftler, bis zum Februar 1919 im Demobilmachungsamt in Berlin gesammelt hat, bietet das Werk doch weit mehr als etwa ein Stück Zeitgeschichte.

„Das Wesen des Sozialismus in allen seinen Spielarten ist Gemeinwirtschaft, fortschreitend uns Schritt für Schritt, im allerkleinsten, sich offenbarend, im wesentlichsten aber erfaßt durch die Gemeinsamkeit der Produktionsmittel, vom Kollektivismus angestrebt und immer weiter ausdenkbar, ja praktisch Tag für Tag die Grenzen überschreitend, die man noch gestern für die letzten hielt." Damit ist der Kerngedanke des Ganzen gegeben, zugleich auch die Stellung zum Marxismus: Sozialismus ist nicht die von selbst reifende Frucht einer Entwicklung, sondern ist Bewegung, ist Sozialisierung — aber nicht etwa Verstaatlichung — ist vor allem Umstellung des Denkens und Bekehrung der Volksseele nach dieser Idee: den gemeinsamen Vorteil voranzustellen, den Einzelvorteil nur durch ihn zu wollen. Dann wird das Evangelium nicht mehr die Utopie sein, als die es heute erscheint: Die Welt gehört dem Evangelium, aber nicht von heute auf morgen, sondern in jahrtausendelangem Reifen kann die Gesamtheit dahin kommen.

Neben den vorwiegend geschichtlichen Über- und Ausblicken der beiden ersten Teile (Die Wurzeln des Sozialismus, Aufkeimende Praxis) steht mit Gegenwartsbedeutung der 3. Teil: Sozialisierung, wertvoll besonders durch die Darstellung der Sozialisierungspläne im Ruhrrevier und in der Landwirtschaft.

Herbe Kritik wird an den Revolutionsführern der Sozialdemokratie geübt: „Programmlos überrascht von der Stunde der Macht, hat sie im Glück das schwerste Unglück zu tragen: nicht so sehr den Mangel der vollen politischen als den Mangel der geistigen Beherrschung der Dinge."

Was das mit innerster Herzensteilnahme geschriebene Buch vor solchen ähnlichen Inhalts auszeichnet, ist der Idealismus und die Begeisterung, die tiefe Liebe zu Volk und Vaterland, die erhebend immer wieder durchklingt. Wilbrandt ist Prophet, er will über die Gegenwart hinwegweisen, und darum darf er auch die Hindernisse und Bedenken beiseite setzen, die der kritische Betrachter an mancher Stelle seiner Ausführungen erblickt.

Ein Buch, das aus der Enge des Parteitreibens heraushebt und uns wie von Bergeshöhen aus Vergangenheit und Zukunft überschauen lassen will, keine „Einführung" in den Sozialismus, aber eine warmblütige Darlegung der wirtschaftlichen Bedingungen und Ziele des sozialistischen Gedankens" ... „und sollte das unmöglich sein, daß unser altes deutsches Volk und das neue, aus ihm hervorgewachsene Proletariat, ein Vater und sein Sohn, nun endlich dahin gelangen, ihren immer erneuten Streit zwischen nationaler und sozialistischer Politik fruchtbar zu machen zu gegenseitigem Verstehen und Lernen und Mitwollen dessen, was der andere mit Vernunftnotwendigkeit will, weil es ihm nottut. Ist das unmöglich?"

Heiligenstaedt.

B. Romane, Novellen, Erzählungen, Dramen usw.

Andrian, Leopold, Das Fest der Jugend. Des Gartens der Erkenntnis erster Teil und die Jugendgedichte. Berlin, S. Fischer, 1919.

1895 erschien diese Novelle als unscheinbares Heftchen, das nebst den zwei folgenden Privatdrucken eins der rarsten Bücher im Handel wurde. Es war das erste und einzig veröffentlichte Werk eines Zwanzigjährigen, des später als Staatsmann und Intendanten der Wiener Hofbühnen bekannt gewordnen Freiherrn von Andrian-Werburg. Einige Gedichte waren durch Abdruck in früheren Folgen der „Blätter für die Kunst" (1896, 97/99) auch nur einer engbegrenzten Gemeinde zugänglich. Daher ist die Neu- und Gesamtherausgabe ein beglückender Gedanke des nunmehr ergrauten und heimatlosen Verfassers, wenn auch das anspruchsvolle, dem Zeitgeschmack angepaßte Satzbild vielleicht allzusehr der Intimität der ersten Auflagen Abbruch tut.

„Der Garten der Erkenntnis" — so hieß dies merkwürdig reife und schöne Büchlein in der ersten Auflage. Ein Garten, in dem, wie im Wechsellauf des Jahres Blume um Blume sprießt und welkt, die Erkenntnisse eines jungen Menschen aufblühen, ohne daß sie als die letzten und endgültigen Bestand haben. Wie für den zwölfjährigen Erwin die Dinge der Erscheinungswelt erst kraft seines Ich ihr Wesen offenbaren, dann durch seine sehnsüchtige Liebe zu Gott ihre Bedeutung verlieren: diese Gespaltenheit der Seele wird das entscheidende Erlebnis des Knaben und begleitet die ersten Jahre seiner Bildung, da er, vom heimlichen Zauber des Augenblicks erfüllt, das Heimweh nach dem Vergangenen kennt und die Verheißungen der Zukunft in seinem Blute spürt. Stets blieb ein Restbestand, ein Verborgenes, Unbekanntes und Geheimnisvolles unentdeckt. Selbst tiefer verflochtene Freundschaften gelangen nicht über ein „einschmeichelndes Gefühl dumpfen Glückes" hinaus. Wo, wo steckte der Gehalt des Seins? Er blieb verborgen, und auch in der Geliebten, mit der der Erwin dann zusammen lebte, fand er keine Offenbarung, und die Sehnsucht blieb „nach der Fülle der Erlebnisse, deren Möglichkeit in ihm war". Das Leben war das Wunder, und immer stärker wird ihm das Unheimliche des Lebens bewußt, dessen geheimnisvollste Unheimlichkeit der Tod ist. Vielleicht bedeutet ihn der rätselhafte Fremde, der ihm begegnet, so oft ihn das Geheimnis des Lebens ängstet und bedroht. Denn als er ihn zum letzten Male traf, legte er sich erkrankt zu Bett und „starb, ohne erkannt zu haben".

Scheint so alles Ringen um Erkenntnis fruchtlos, die Antwort der brennenden Fragen in der Seele gibt das Leben selbst. In ihm entspringen alle Quellen der Freude. Wie war die Welt nicht mannigfaltig und schön. Wie lockte nicht Wien, die Stadt mit den „großen Barockpalästen in den engen Gassen", den lauten und den frommen Festen, das Reizen des fröhlichen Lebens. Wie süß war es, die Schönheit der Freunde zu schauen oder sich dem Klang der fremden Verse hinzugeben, die das Leben spiegelten. In den Erinnerungen zu leben und das Leben zu lieben als ein Fest der „maßlosen Freude, die heilig ist wie der Schmerz". Zu wähnen, eine Erkenntnis gefunden zu haben in der geheimnisvollen Vernichtung des Daseins durch die Liebe. Kurz: an das Leben zu glauben als an „das Fest der Jugend".

Paul Ortwin.

Behrens, Marie Margarete. Vom Morgen zum Abend. Aus lieber Kinder Tageslauf. Gotha, Friedr. Andr. Perthes, 1919. (12 ganzseitige Bilder und Text.) Geb. 6 M.

M. M. Behrens ist der Kinderwelt bereits bekannt durch die beiden im gleichen Verlag erschienenen Mappen mit Scherenschnitten „Im Kinderhimmel" und „Goldflügelein". Man hat wohl gefunden, daß die „Künstlerin" und die „Dichterin" in ihr einander die Wage halten, wir aber möchten doch diesen reizenden Schattenbildern von origineller Erfindung und technischer Vollendung den Vorzug geben vor den Versen, die das Leben der Kleinen vom „Aufstehen" bis zum „Zubettgehen" mit gutem Humor beschreiben. Die Puppen spielen in der Verfasserin Darstellung eine große Rolle, und überhaupt hat diese wohl vornehmlich kleine Mädchen als Leser im Auge. Aber auch die Jungen kommen in diesem liebenswürdigen Büchlein auf ihre Kosten, das man Kinderlesehallen bestens empfehlen möchte. E. L.

Birt, Th., Novellen und Legenden aus verklungenen Zeiten. 2. Aufl. Leipzig, Quelle & Meyer. (316 S.) Geb. 6 M.

Geschichten aus jenen Zeiten, da noch den großen Caesar die Sonne beschien, als es noch Zentauren auf der Balkanhalbinsel gab, als noch göttliche Meerfrauen um die Schiffe im Mittelmeer schwammen und der alte Zeus noch auf seinem Berge saß, um zu donnern, wenn die lieben Menschen nicht taten, was recht ist —, „Vieles, was unwahr, dichten wir Musen, als wär' es die Wahrheit; doch nach Belieben

verkünden wir auch, was wirklich geschehen ist", dieses Wort Hesiods könnte als Motto all den fünf anmutigen Erzählungen voranstehen. Bald sind es alte griechische Sagenmotive, wie in dem Heldenmärchen „Achill", in der Legende „Marpessa", bald römisch-bäuerliche Märchenstoffe, wie in der hübschen Erzählung vom Glückskind „Fortuit", und über allem die sonnigheitere Ruhe antiker Lebensauffassung. In der Novelle „Kamma" ist tragische Schuld und Sühne meisterlich entwickelt, vielleicht nicht erschöpfend ausgesponnen, aber menschlich ergreifend dargestellt. Einen Abschluß voll eigenen Reizes bietet ein Intermezzo aus der Zeit der römischen Bürgerkriege „Der Besuch bei Cicero": der große Mann von gestern, der, sich zu betäuben, Bände über Bände schreibt und nicht versteht, daß seine Welt unwiederbringlich dahin ist, das Rom der großen Punierzeit, und sein Gast, siegesgewiß, elegant, bezaubernd, der kommende Mann: Caesar. Zwischen ihnen Ciceros Gattin Terentia, voll verzehrenden Ehrgeizes, unzufrieden mit dem ewig zaudernden, schlaffen Gatten, zum Äußersten entschlossen, haßerfüllt gegen den Sieger und doch bezwungen durch Caesars Herrentum — auch hier Bilder von packender Lebenskraft und Gedankenfülle.

Das mit ansprechenden Bildnissen gezierte Werk wird in der zweiten Auflage den Kreis seiner Freunde mit Recht erweitern. Heiligenstaedt.

Brausewetter, Artur, Zum Herrschen geboren. Berlin, R. Martin Warneck, 1919. (390 S.) Geb. 7.80 M.

Der vorliegende Roman erzählt das tragische Schicksal einer adelsstolzen herrischen Gutsfrau, der ihr bürgerlicher Mann sein Gut vermacht, obwohl er es eigentlich dem jüngsten seiner drei Söhne, einem vorzüglichen Landwirt, hatte übergeben wollen. Die Mutter, die sich mit dem aufrechten Wesen dieses Jüngsten nicht befreunden kann, teilt ihren Besitz, wendet das Gut ihrem Ältesten zu, der als Offizier seinen Abschied nehmen muß, behält sich aber einen Teil des Hauses und ihren Unterhalt auf dem Gut vor. Der Enterbte, der außerdem noch durch eine den Vorurteilen der Mutter zuwiderlaufende Heirat deren Zorn erregt hat, geht außer Landes und erwirbt sich durch seine Tüchtigkeit die Mittel, das väterliche Gut, das unter der Mißwirtschaft des Bruders völlig überschuldet ist, anzukaufen, und gewährt der alten Frau, die als „weiblicher König Lear" die bösesten Erfahrungen mit ihren beiden Lieblingssöhnen gemacht hat, für den Rest ihres Lebens ein sorgenfreies und behagliches Daheim. Diese Geschichte, die sich auf einem nordostdeutschen Gut — nicht allzuweit von Berlin — abspielt, ist gut erzählt und liest sich leicht. Wohlgelungen sind die Umweltschilderungen in Hof, Feld und Wald. Der Roman kann nicht allzu anspruchsvollen Lesern als Unterhaltungslektüre empfohlen werden. E. L.

Esselborn, Karl, Landgrafen-Geschichten. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagshandlung, 1919. (138 S.) 4,30 M.

Eine Sammlung von Anekdoten und Schwänken aus der Zeit der hessischen Landgrafen Ernst Ludwig, Ludwigs VIII. und Ludwigs IX. werden hier dargeboten. Nach der Überlieferung hat diese Erzählungen, deren Mittelpunkt der Landesvater und sein Hof waren, ein hessischer Schriftsteller, der 1783 in Darmstadt geboren ward, aufgezeichnet und hier und da besonders oder in Zeitschriften erscheinen lassen. Im ganzen hat er im Lauf der Zeit 52 Anekdoten und Erzählungen veröffentlicht, von denen hier die 40 literarisch wertvollsten zu einer Sammlung vereinigt werden. In ihrer Gesamtheit geben sie einen anschaulichen Kulturbildschnitt aus dem 18. Jahrhundert, in dem die drei Landgrafen den ihnen anstehenden Teil des alten Hessenlandes schlecht und recht regierten. Ihre Porträts und andere zeitgenössische Abbildungen der Hofgesellschaft und der Hauptschlösser, die die Stätte ihres geselligen Treibens waren, zieren das sorgfältig gearbeitete Buch, das in seinem kernigen Humor gewiß über die Grenzen Hessen-Darmstadts hinaus interessierte Leser finden wird.

E. L.

Graubner, Elly, Der Sprung in den Himmel. R. Halle, Rich. Mühlmann, 1920. (208 S.)

Die Tochter und Nichte des reichen Großkaufmanns Nieberdingk erfreuen sich einer frohen Jugend. Von den beiden Gefährten ihrer Streiche und Ausgelassenheiten hat sich der eine, ein Arzt, dem die allgemeine Meinung eine große wissenschaftliche Zukunft prophezeit, heimlich mit Sabine, der vermögenslosen Nichte, versprochen. Als aber die verwöhnte Cousine die Absicht bekundet, ihn zu heiraten, läßt er die Braut im Stich und macht Hochzeit mit diesem niedlichen, nichtssagenden Persönchen. Sabine erholt sich nur schwer von dem ihr zugefügten Schlag, entschließt sich aber dann doch, dem anderen der Jugendfreunde, einem Pfarrer, die Hand zu reichen. Für beide Paare ist indessen die Ehe kein „Sprung in den Himmel", aber nach manchen Irrungen scheinen die jungen Leute in Ordnung zu kommen. Offenbar liegt hier eine Anfängerarbeit vor, die nur bescheideneren Ansprüchen genügt.
E. L.

Haarhaus, Julius R., Der Birschknecht von Hambach. Ein Jagdroman aus dem alten Jülicher Land. Berlin, Paul Parey, 1919. (307 S.) Geb. 6 M.

Die vorliegende Erzählung ist in der „Sammlung Jagdromane" des Pareyschen Verlags eingereiht, und da mag die Versuchung nahe gelegen haben, zu viel vom technischen Beiwerk des Jagdwesens in die Darstellung aufzunehmen. Hinzu kommt, daß auch die sorgfältigen historischen Studien über die Geschichte des alten clevisch-märkischen Fürstenhauses im Zeitalter der Reformation einen zu starken Niederschlag hinterlassen haben, infolgedessen treten die persönlichen Erlebnisse des Helden, des Birschknechts von Hambach, der seinerzeit bei einer Überschwemmung des Heerstroms des Landes in einer Wiege angeschwemmt und von liebreichen Pflegern vorurteilsfrei aufgezogen wurde, allzusehr zurück hinter der Schilderung der Zustände in der Jägerei und am Hofe. Seine Liebe zur schönen Enkelin, eines als Zauberin verschrienen alten Weibes, führt nicht zum glücklichen Ziele, da ein Rivale, ein ränkevoller und gewalttätiger Wilddieb sich ihm in den Weg stellt. Die großen Weltereignisse spielen hinein in die Geschichte, am Hof des wohlmeinenden, alternden, durch einen Schlaganfall geschwächten Herzogs Wilhelm gewinnt die spanische Partei immer mehr an Boden. Auch die beiden Söhne werden in ihren Bann gezogen und siechen an Leib und Seele dahin; der einzige Sonnenblick in die Zukunft sind die Töchter, in denen sich die guten Eigenschaften des alten, erlauchten Herrengeschlechts verkörpern und die im Begriff sind, tüchtigen, jungen Fürsten ihre Hand zu reichen. E. L.

Haas, Rudolf, Verirrte Liebe. Erzählungen. Leipzig, L. Staackmann, 1918. (292 S.) Geb. 6,50 M.

Verf. hat mit den beiden Triebl-Romanen großen und verdienten Beifall gewonnen, aber auch die vorliegende Sammlung von Erzählungen, die überall, in der Gebirgswelt und in den größeren oder kleineren Städten seiner österreichischen Heimat spielen, zeugt von ungewöhnlichen Qualitäten. Wie der Titel schon andeutet, gelangen die Helden und Heldinnen seiner Geschichten nur selten auf geraden Wegen zum Ziel einer gegenseitigen mit einer Ehe abschließenden Liebe, meist wenden sie sich voneinander ab, nachdem eine erste nähere Bekanntschaft angeknüpft ist und die jungen Leute aneinander Gefallen gefunden haben. Erst nach manchen Irrungen und Wirrungen kommen sie dann als gereifte Leute und nachdem der eine Teil bereits Witwer oder Witwe geworden ist, doch noch zusammen. Ein herber Humor, der sich in liebevoller, derber Charakteristik der menschlichen Schwachheiten gefällt, zieht sich hindurch. Dabei ist zu beachten, daß die Skizzen, welche die kleinbürgerlichen oder handwerkerlichen Verhältnisse und Personen schildern, sehr viel tiefer schürfen als die, die ihren Stoff dem Leben und Treiben der oberen Stände entnehmen. Zu

rühmen ist auch die Vielseitigkeit der Sprache, die je nachdem über kräftige wie über liebliche Töne verfügt. Kurz und gut, man hat es hier mit einem Schriftsteller von offenbar reicher Begabung zu tun, dessen weiterer Entwicklung man mit Interesse wird folgen müssen. Hiernach ist einleuchtend, daß das vorliegende Buch nicht leichten Genuß darbietet und daher wohl nur für ernstere und geübtere Leser unserer Bildungsbibliotheken in Betracht kommen kann. E. L.

Hamsun, Knut, Kinder ihrer Zeit. Roman, mit der Fortsetzung „Die Stadt Segelfoß", Roman. Aus dem Norwegischen übersetzt. München, Albert Langen, 1915 u. 1916. Geb. 5,50 u. 7 M.

Weltprobleme in einem norwegischen Winkel: Das Unternehmertum amerikanischen Stils von der einen, die neue (Beamten-)Aristokratie von der anderen Seite gegen das alt-europäische Herrentum, Weltverkehr und Erwerbsfieber gegen bodenständige, aus den natürlichen Bedingungen gewachsene Lebensführung, Begehrlichkeit gegen Bescheidung, Talmi gegen Gediegenheit, Nivellierung gegen Differenzierung, Zivilisation gegen Kultur. Über dem Ganzen das ironische Lächeln des Dichters, nur hin und wieder durch Zorn oder Trauer verscheucht. Denn Knut Hamsuns Grundansicht ist „aristokratischer Radikalismus" — um eine Brandessche Bezeichnung der Feindschaft Nietzsches gegen die demokratische Vermittelmäßigung zu gebrauchen. „Es kommt darauf an" — läßt er Johann Nagel in dem Roman „Mysterien" sagen — die Macht zu erzielen und aufzuerziehen, die geistige und praktische Macht, die Auserwählten und Überlegenen, die Herrenleute, die Großen, Kaiphas, Pilatus, den Kaiser. Was hülfe es, daß ich Bewegung unter dem Pack machte, wenn ich trotzdem dem Kreuze überantwortet würde? Man kann das Pack so zahlreich machen, daß es ein Stück Herrschaft an sich reißen könnte; man kann ihm ein Schlachtmesser in die Hände geben und ihm gebieten, daß es sticht und schlägt, und man kann es antreiben, so daß es bei einer Abstimmung die Oberhand gewinnt; aber einen Sieg gewinnen, gewinnen an geistigem Grundwert, die Welt auch nur um eines Fußes Breite an Ertrag weiter bringen, nein, das kann es nicht, das kann das Pack nicht".

Wie ein boshafter Kobold fährt der Geist der neuen Zeit in den stillen Küstenort Segelfoß, faßt die Menschen beim Schopf, schüttelt sie durcheinander, wirft sie aus der Bahn, aus dem festen Gefüge des ihnen und der Natur des Landes gemäßen Lebens. Im trügerischen Glanz ungeheuren Reichtums ist der Märchenkönig bei ihnen eingezogen, der Unternehmer, der einst ihresgleichen war, dann nach Amerika auswanderte und in der Phantasie dieser Fischer und Waldarbeiter zu einem Fabelwesen wurde. Ja, auch „der Herr", der Gutsbesitzer, und die wenigen Gebildeten des Orts können sich dem Zauber dieses vorsichtigen, feinfühligen, den Schleier des Geheimnisvollen nie ganz lüftenden Emporkömmlings nicht völlig entziehen. Er scheint alles zu vermögen. Wie im Märchen verwandelt sich unter seinen Händen das vergessene Segelfoß in eine blühende Stadt mit allen „Errungenschaften" der Neuzeit, Bank und Telegraphenamt, Arzt und Rechtsanwalt, Zeitung und Warenhaus voller Flitterkram, Tand und Fabrikschund. Und die Menschen schwirren darin herum, staunend, erregt, unsicher, in ihrer anmaßenden Begehrlichkeit teils lächerlich, teils gefährlich; immer unsicherer werdend, als unter der Einwirkung der unvermeidlichen „Aufklärung" das Märchenkönigtum an Glanz verliert; völlig ratlos, als es gänzlich in Trümmer geht und der „König", der den „geborenen Herrn" als höchste Autorität abgelöst hatte, eines Tages verschwindet, — verschwindet wie ein Spuk, geheimnisvoll und rätselhaft, wie er gekommen, nichts hinter sich lassend als ein wieherndes Koboldgelächter über dem grauen Alltag und den stillstehenden Werken.

Aber daß hier Ereignisse auf kleinem Raum zur Zeitgeschichte geweitet werden

macht an sich diese Bücher natürlich noch nicht wertvoll. Ähnliches ist oft versucht worden. Auf das Wie kommt es an. Knut Hamsun arbeitet durchaus als Plastiker; mit dem Meißel in sprödem, nordischem Material. Ein Paar wuchtige Schläge und die Figur steht da; nicht immer gleich in allen Einzelzügen gerundet, aber doch in ihren charakteristischen Merkmalen herausgearbeitet. Sie lebt sofort, ohne langatmig-langweilige Schilderungen und Beschreibungen, durch das, was sie tut, sagt, nicht sagt, also durch Handlung. Unausgesetzt ereignet sich etwas; nicht immer äußerlich-greifbar-deutliches, und doch lesen wir mit angehaltenem Atem; in raschem Zuge geht es unaufhaltsam vorwärts, trotzdem die Ereignisse sich durch viele Jahre hinziehen. Man wird vergebens in den Büchern nach Stimmungsmalerei, Naturschilderungen, lyrischen oder gar sentimentalen Ergüssen, psychologischen Darlegungen mit ihren beleidigenden Verdeutlichungen und abschwächenden Vergröberungen suchen. Nur Handlung, Geschehnis. Der Epiker ist am Werk, er allein. Und doch erleben wir alles tiefinnerlich mit: die Landschaft, die hundert Stimmungen, die inneren und äußeren Erlebnisse der scharf umrissenen, erstaunlich lebendigen und uns verblüffend nahe gerückten Menschen, eines ganzen Gewimmels von Menschen jeden Schlages. Nur ein großer, in strengster Selbstzucht reif gewordener Dichter konnte das fertig bringen: bewunderungswürdige Gestaltungskraft, schärfste Herausmeißelung des Wesentlichen, die oft an die lapidare Ausdrucksweise der altisländischen Bauern- und Königsgeschichten erinnert, bebende Feinnervigkeit, zarteste psychologische Nuancierung, höchstes Raffinement im Andeuten und Verschweigen, das uns unausgesetzt zu produktiver Mitarbeit zwingt, strenges Vermeiden tendenziöser Plumpheiten trotz aller Vorliebe für das Rassige, sondern ein Über-dem Werk-Stehen mit dem spöttischen Lächeln des Weisen, das auch die geliebten Herrenmenschen nicht schont — das etwa ist es, was diese beiden unlöslich zusammengehörigen Romane zu Meisterwerken stempelt. Max Oehler.

Hertel, Betty, Das Geheimnis des alten Stadttores. Gotha, F. A. Perthes, 1919. (101 S.) Geb. 5 M.

Diese „Tiergeschichte" der bekannten Jugendschriftstellerin ist prächtig erzählt. Der alte Stadtturm ist der letzte Rest der Ringmauer, die das Städtchen, dessen Schauplatz die vorliegende Geschichte ist, ehedem schirmend umschloß. Dort haust ein weißhaariger Invalide, der aus dem Krieg 1870/71 nur ein Bein zurückgebracht hat, unter den Eulen, Schwalben und Spinnen, die hier ihr Reich haben. Über sie alle gehen böse Gerüchte im Städtchen um, der alte Jörg aber glaubt nicht an die ihnen angedichteten Schlechtigkeiten, als Sonntagskind kennt er die Sprache der Tiere und ist ihr guter Freund. Ihm vertrauen sie daher das Geheimnis des Turmes an, mit ihrer Hilfe hebt er den verborgenen Schatz und führt am Ende seiner Tage ein gutes und sorgenfreies Leben. — Achtzehn wohlgelungene Bilder im Text von Heinrich Susemihl greifen einzelne Vorgänge der Erzählung heraus und machen den jugendlichen Leser auf feine Einzelheiten im Leben der Tiere und der ihrer Umwelt aufmerksam. E. L.

Jammes, Francis: Röslein oder der Roman eines leicht hinkenden jungen Mädchens. Übertr. von Jakob Hegner. Hellerau, Hegner, 1920. (108 S.) Geh. 3,50 M., geb. 6 M.

Dieser Roman von Jammes läßt uns eine Zeit lang atmen in der harmlosen Atmosphäre eines wohlhabenden Landsitzes. Es ereignet sich nicht viel, die auftretenden Persönlichkeiten sind nur mit leichten Strichen skizziert. Das Romanerlebnis selbst ist einfach: Röslein liebt den jungen Johannes, er sie auch; und doch verzichtet sie wegen ihres körperlichen Gebrechens auf ihn zugunsten ihrer gesunden Freundin, die er heiratet, während sie selbst ins Kloster geht. Aber diese einfachen Lebensverhältnisse und Ereignisse sind umsponnen von wundervollen zarten Geweben

seelischer und landschaftlicher Stimmungen, die das Ganze zu einem höchst reizvollen duftigen Werk von selbständiger Eigenart machen. Oe.

Klotz, Leopold, Das deutsche Weihnachtsbüchlein. 2. Aufl. Gotha, F. A. Perthes, 1919. (108 S.)

Eine Sammlung wunderschöner Weihnachtsbetrachtungen hatte der Herausgeber für unsere Feldgrauen draußen zusammengestellt. Inzwischen haben sich die Verhältnisse verändert, immer wieder aber ist nach diesem Büchlein gefragt worden, wie Klotz in dem schönen Vorwort berichtet, das die guten Geister unseres Volks aufruft und davor warnt, uns einer unmännlichen Verzweiflung hinzugeben. Der Stoff ist auf mehrere Abschnitte verteilt. Der erste bietet Lieder auf die Geburt des Herrn; daran reihen sich kurze Schilderungen des Weihnachtsfestes in Briefen und anderer Prosa; den Beschluß machen Weihnachtsgedichte von V. Blüthgen, Anna Ritter, Karl Röttger, Wildenbruch, Flaischlen, Marx Möller und K. F. Meyer. E. L.

Madlinger, Ferd., Steinacher Leut. Kleinstadt-Geschichten. Konstanz i. B., Reuß & Itta [1920]. (156 S.) Geb. 90 Pf.

Die Steinacher im Badener Ländchen haben in ihrer Einfalt, ihrer Querköpfigkeit und ihrem Egoismus vor und während des Weltkriegs spottlustigen Beobachtern wohl mancherlei Anlaß zum Spott gewährt. Der Verfasser hat alle ihre Spießbürgereien gut beobachtet und gibt sie jetzt in diesen harmlosen Geschichten zum besten, die sein Landsmann Bert Johr mit gelungenen Holzschnitten versah, deren Humor indessen etwas scharf ist und weniger harmlos zu sein scheint wie der Madlingers, der namentlich auf dem Gebiet der Kriegshumoreske gediegene Leistungen aufzuweisen vermag. E. L.

Sternberg, Leo, Von Freude Frauen sind genannt. Novellen. Berlin, B. Behr. (201 S.)

Die Literaturgeschichte hat Leo Sternberg unter unsre Besten eingereiht. Aber sie wird ihn nach diesem Buche und dem früher erschienenen „Venusberg" nicht mehr allein unter den Lyrikern behandeln dürfen. Wie seine lyrische, ist auch seine novellistische Entwicklung erstaunlich. In diesem Bande stehen Stücke, die sich neben das Beste stellen, was Deutschland an Novellen besitzt. Und wie alle große künstlerische Lösungen schneiden auch diese Schöpfungen jede Diskussion über den Stil ab. Man erfährt wieder einmal, daß alle Schulrichtungen nur die schematische Herausstellung einer einzigen von vielen Eigenschaften der künstlerischen Wesenheit sind, die der lebendige Organismus eines vollen Kunstwerkes unzerlegt in sich einschließt. Hier ist die Synthese, nach der sich der Expressionismus vergeblich das Hirn zermartert. Das macht: Hier ist keine Hirnkunst am Werk, sondern eine aus den Quellen des Gefühls, der Natur und des Volksgeistes strömende, die immanente Weisheit des Blutes spiegelnde Kraft. Mit einem Wort: Musik. In dem „Frühmesser" heißt es: „Wie aus all unsrem Beginnen, wenn nur der erste Schritt von einer zentralen Kraft geführt war, auch der zweite und folgende sich von selbst ergibt, weil der Schlüssel des vollendeten Tuns die Tiefen des Universums aufschließt, daß die Engel der Höhe und die Dämonen der Abgründe herbeistürzen, um uns zu helfen und an unserem Siege beteiligt zu sein." Die „Gräfin Loretta" (nach der die Verrufserklärung gegen die historische Novelle zurückgenommen werden muß) ist ein typisches Beispiel für die spielende Form, mit der der Dichter den Stoff entwickelt und allen gegenständlichen Ballast zu Steinwällen abträgt, um uns schließlich in die geistige Mitte des innersten Rings zu führen. Der Gehalt und Zauber eines solchen Buches, dessen weiter Rahmen Problemnovellen, Legende, Märchen und Skizzen umschließt, kann in einigen Zeilen natürlich nicht im entferntesten angedeutet werden. Jeder sollte dieses bedeutende Werk rheinischer Erzählungskunst besitzen. Er wird es wieder und wieder lesen. Dr. Fr. Hopf.

Wagner, Hans Gustav, Holger Korreland. Die Komödie eines Überflüssigen. Berlin, Cotta, 1919. (215 S.) Ungeb. 4,40 M.

Ein tief ergreifendes Menschenschicksal, künstlerisch gestaltet, wird dem Leser in dieser Erzählung nahegebracht, die eine schwere Anklage gegen den Krieg und vor allem gegen die Menschheit enthält. Hauptankläger ist der Titelheld, der ehemalige Königliche Konzertmeister Holger Korreland, den wir als talentvollen, aber durch herbe Erfahrungen verbitterten, lebensüberdrüssigen Geiger eines Berliner Kaffeehauses kennenlernen. Bald nach Ausbruch des Weltkrieges findet der sonst so Unzugängliche als Landsturmmann einen guten Kameraden in dem vornehm gesinnten Architekten Hans Mura, einer sonnigen Künstlernatur, der mit seinem frohen, starken Lebensglauben Holgers maßlos übertriebene Anschuldigungen gegen alle und alles zurückweist und dem schwerblütigen Mann etwas Zukunftshoffen einzuflößen vermag. Doch nach einer heißen Schlacht um Litauen verliert der Geiger auch diesen einzigen Freund, und nun hält ihn nichts mehr davon zurück, durch einen freiwilligen Tod auf offenem Meer, „seinem letzten Stück Heimat", für die Tragikomödie seines verfehlten Lebens den richtigen Abschluß zu suchen. — Die Charaktere der beiden Freunde sind plastisch gestaltet. Im Vordergrund der Erzählung stehen ihre mit feiner Psychologie geschilderten inneren Erlebnisse, ihre anregenden Gedanken, Betrachtungen, Träume, aus denen die hohe, ideale Gesinnung des Verfassers spricht, hier und da in einem leisen Unterton von Ironie. Die temperamentvoll frische Sprache und eine Reihe fesselnder Stimmungsbilder, die mit den wechselnden Jahreszeiten und Gegenden harmonisch zusammenklingen, tragen dazu bei, den tiefen Ernst des Buches zu mildern. Es kann größeren Volksbüchereien für reife Leser warm empfohlen werden. E. B.

C. Kurze Anzeigen.

Berghoeffer, Chr. W., Der Sammelkatalog wissenschaftlicher Bibliotheken des deutschen Sprachgebiets bei der Freiherrlich Carl von Rothschildschen öffentlichen Bibliothek. Frankfurt a. M., Jos. Baer & Co., 1919. (61 S.)

Ein Bericht über Zweck und Organisation des von Berghoeffer begründeten Gesamtkatalogs, der, zunächst auf die Frankfurter Bibliotheken beschränkt, seit 1906 die Bestände der deutschen Bibliotheken, dazu noch Hollands, berücksichtigt.

Bericht des Verwalters des fremden Eigentums in Amerika. (Alien Property Custodian Report.) Berlin, Scholem, 1919. XII, 411 S. (Auslandswirtschaft in Einzeldarst. Bd. 1.)

Auszugsweise Übersetzung des Berichtes, den der Verwalter am 22. Februar 1919 Wilson übergab. von Hauff.

Deutscher Bücherbote. Zeitschrift zur Stärkung des Deutschgedankens im Schrifttum. Frankfurt a. M., Verlag der deutschen Buchhandlung, G. m. b. H., Bieberg. 9, I. Viertelj. 6 Nummern zum Preise von 2,50 M.

Die seit Januar 1920 erscheinende, von Hans Lüstenöder herausgegebene Zeitschrift setzt sich zum Ziel, „deutsches Wesen im deutschen Schrifttum rein aufleuchten und lebendig werden zu lassen", sie will vor allem den Kampf gegen das Fremde und Ungesunde in unserm Volkskörper führen. Die erste Nummer enthält Beiträge von Hans Pfitzner und Reinhold Braun. Besonderer Wert wird auf eine Bibliographie der vaterländisch und völkisch gerichteten Literatur, auch der Zeitschriftenaufsätze, gelegt.

Die neue Bücherschau. München-Pasing, Alb. Karl Lang Verlag. Jahrg. 1919, 3. Heft.

Bücherkritik und Bibliographie von Werken der modernen, zum Teil expressionistisch gerichteten Dichtern mit kurzen Würdigungen ihres Schaffens und Proben aus Dichtungen. Für Bibliotheken ein brauchbarer Führer.

25 Jahre ostmärkischer Arbeit und Kämpfe. Zum 25jährigen Bestehen des Deutschen Ostmarkenvereins. Hrsg. vom Hauptvorstand des Deutschen Ostmarkenvereins. Dat. Berlin, am 3. Nov. 1919. (47 S.)

Kurze Darstellung der 25jährigen Wirksamkeit des Vereins, der später eine eingehende Beschreibung folgen soll. Es geht daraus hervor, daß der Verein zwar stets für das deutsche Volkstum eingetreten ist, aber stets zur Versöhnung bereit war. von Hauff.

Jenny, E., Die Deutschen im Wirtschaftsleben Rußlands nebst Anh.: Die künftigen Beziehungen der deutschen Kolonisten in Rußland zu ihrem Stammlande. Berlin, Heymann, 1920. (58 S.) 2 M.

Die Erweckung jeder höheren Tätigkeit in Rußland kommt von den Ausländern, in erster Linie den Deutschen, die sie nicht nur nehmend, sondern auch gebend auftreten. Die alte Erkenntnis bleibt auch für die Zukunft: Ohne die Deutschen geht es nicht. von Hauff.

Frenzel, Heinrich, Goethe, unser Führer durch die Zeit der schweren Not. Berlin, Verlag „Deutsche Freiheit" (1919). (54 S.)

Ein erweiterter Vortrag über „Goethe und die Revolution". In eindringlicher Weise zeigt aber Verfasser auch, wie weit unser Volk von der in Goethe verkörperten, auf Gerechtigkeit und Wahrheit gerichteten Gesinnung entfernt ist, die bei uns zur Tat werden muß, wenn anders wir nicht zugrunde gehen sollen.

Kock, Karl, Kleine Musikgeschichte. Leipzig, Quelle & Meyer, 1919. (48 S.)

Ein klarer, übersichtlicher Leitfaden durch das Gesamtgebiet der Musikgeschichte. Eine Zeittafel und alphabetisch geordnete Erklärungen der gebräuchlichsten musikalischen Fremdwörter erhöhen die Brauchbarkeit des Büchleins, das zur ersten Einführung gut geeignet ist.

Kubitschek, Rudolf, Hirschauerstücklein. Budweis, Moldavia, 1919. 46 S. [Umschlagt.] (Böhmerwäldler Dorfbücher, H. 1.) 1 Mk.

„Meinungen, Streiche und Narreteien der Hirschauer, alten kundigen Leuten vom Maule abgelesen, zu einer Hirschauer Chronik zusammengefaßt und allen lieben Deutschen und sonderlich den Böhmerwäldlern zu Nutz und Frommen aufgezeichnet." von Hauff.

Lauffer, Otto, Deutsche Altertümer im Wandel der Jahrhunderte. Leipzig, Quelle & Meyer, 1920. (45 S.) (Deutschkundliche Bücherei.)

Ein neues, wertvolles Bändchen aus der vortrefflichen Sammlung von Hilfsbüchern zur Vertiefung in deutsche Sprache, Literatur und Kultur. O. Lauffer hat es verstanden, in knappster, doch lebendiger Art und Weise die deutschen Altertümer als einen Teil lebendigen Kulturguts unseres Volkes dem Verständnis weiter Kreise näher zu bringen.

Lerche, Otto, und Karl Hermann Jacob. Die wissenschaftlichen Anstalten Hannovers und die Volksbildungspflege. Vier Aufsätze über Grundfragen, Einrichtung und Arbeitsmöglichkeiten der Wissenschaft und des außerschulmäßigen Bildungswesens in Hannover. Sonderdruck aus der „Deutschen Volkszeitung". Hannover, Gustav Jacob, 1920. (30 S.)

Die vier Aufsätze beschäftigen sich im wesentlichen mit der Frage, wie die wissenschaftlichen Anstalten Hannovers (Bibliotheken und Museen) für die öffent-

liche Bildungspflege nutzbar gemacht werden können. Es muß nach Ansicht der beiden Verfasser der Gefahr vorgebeugt werden, daß, bevor man in H. Einrichtungen schafft, die lediglich dem Bildungswesen, nicht dagegen aber volkstümlich bildenden Unterhaltung dienen, dafür gesorgt wird, die bestehenden Anstalten mit hinreichenden Mitteln zu versorgen.

Lessiak, Primus, Die Einheit Kärntens im Lichte der Namenkunde und Sprache. (Klagenfurt, Kleinmayr, 1919.) 15 S.

Kärnten ist auch rassenmäßig und kulturell eine Einheit, das Ergebnis eines tausendjährigen Mischungsprozesses zweier tüchtiger Völker im Zeichen deutschen Geistes und deutscher Gesittung. von Hauff.

Peisker, J., Geschichte und Verwaltungstechnik eines zweifach buchenden Bibliotheksystems. Graz, Leykam, 1919. (37 S.)

Der Titel der Schrift erweckt den Glauben, daß es sich darin um eine auch die Volksbüchereien interessierende verwaltungstechnische Frage handle. Das ist aber nicht der Fall. Der Verfasser, früher Direktor der Grazer Universitätsbibliothek, übt vielmehr darin lediglich scharfe Kritik an der Verdrängung des alten Prager Aufstellungssystems zugunsten eines Numerus currens.

Pohlmann-Hohenaspe, A., Werde- und Wanderjahre in Südamerika. Erinnerungen eines deutschen Kaufmannes. Detmold, Meyer, 1920. 194 S. Geb. 7.50 M.

Berührt auch die deutschen Ansiedlungen und bestätigt den alten Satz, daß der deutsche Handwerker im Auslande sehr gesucht ist. von Hauff.

Swet, K., Volkshochschulfragen. Leipzig, Ancken & Meyer, 1919. (41 S.)

Neben den Schriften von Weitsch und Georg Koch darf diese von eingehendem Studium und Verständnis zeugende Broschüre als eine besonders gute Einführung in den Geist und die Praxis der Volkshochschule gelten.

Volksbildungsblatt für Württemberg und Hessen. Organ des Vereins für Volksbildung in Württemberg und der Zentralstelle zur Förderung der Volksbildung in Hessen. Herausgeber: Theodor Bäuerle und Heinrich Hassinger. Stuttgart, Verl. d. Vereins f. Volksbildung. Jahrg. 1. (Okt.) 1919.

In der vorliegenden Zeitschrift steht der süddeutschen Volksbildungssache ein Organ zur Verfügung, das hervorragend geeignet ist, die dort verfolgten Bestrebungen auf das Tatkräftigste zu stützen und zu fördern. Das vorliegende erste Heft gewährt einen guten Überblick über das bereits Erreichte und den geplanten großzügigen Ausbau, besonders der Volkshochschulsache.

Wasserzieher, Ernst, Woher? Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache. 3. stark verm. u. verb. Aufl. Berlin, Dümmler, 1919. LVI, 164 S. Geb. 6,60 M.

Das binnen anderthalben Jahren in 3. Auflage erschienene Wörterbuch von Wasserzieher kann man besonders dem Nichtfachmann warm empfehlen. Es versagt selten, wo man es auch zu Rate ziehen mag. Wertvoll unterrichtend sind auch die 50 dem Wörterbuch vorgesetzten Einzelabschnitte. Oe.

Die Weltliteratur. Die besten Romane und Novellen aller Zeiten und Völker. Berlin SW 48, Friedrichstr. 225. Jede Woche ein Werk. Preis der einzelnen Nummer 80 Pf.

Auf die Vorzüge dieses seit längeren Jahren erscheinenden Unternehmens sei empfehlend hingewiesen. Die mit ganz geringen Ausnahmen ausgezeichnete Auswahl ist besonders geeignet, die Freude an guter Literatur in allen Kreisen zu verbreiten und die dafür Empfänglichen von der Lektüre minderwertiger Belletristik abzuhalten. Vertreten waren bisher die bedeutendsten Namen der Weltliteratur mit vorzüglich ausgewählten Stücken. Jede Nummer ist in sich abgeschlossen und enthält im Umfange von 12 großen Quartseiten einen ganzen Roman oder mehrere Novellen.

D. Bibliographie des Volksbüchereiwesens und der allgemeinen Bildungspflege.

Einschlägige Drucksachen und Notizen
werden erbeten an den Leiter der Lübeckischen Stadtbibliothek Dr. W. Pieth.

1. Bildungspflege im allgemeinen.

Ackerknecht, Erwin, Stadttheater und gemeindliche Bildungspflege. Bildungspflege Jg. 1, H. 7.
Kliemann, Horst, Der Zeitungsroman. Bildungspflege, Jg. 1, H. 7.
Natorp, Volksbildungsarbeit auf dem Lande. Der Volksbau, Jg. 1, H. 2/3.
Pieper, August, Die staatsbürgerliche Bildung in der freien Volksbildungsarbeit. Volksbildungsarchiv, Bd. 7, H. 4.
Richtlinien für die kulturelle Arbeit im Volkshaus. Das Volkshaus, Jg. 1, H. 4/5.
Schultze, Ernst, Bildungshunger. Das Volkshaus, Jg. 1, H. 6.
Troeltsch, Ernst, Deutsche Bildung. Darmstadt, Reichl, 1919. 52 S. 8°.
Ungemach, Hermann, Vortragskunst — Erzählungskunst. Das literarische Echo, Jg. 22, H. 17.

2. Bücherei und Bildungspflege.

Die Familienbücherei. Volksbildung, Jg. 50, H. 3.
Hofmann, Walter, Volkshochschule und Volksbücherei. Die Arbeitsgemeinschaft, Jg. 1, H. 10/11, 12.

3. Einzelne Probleme der Bücherei.

Lesegebühren in den Berliner Volksbüchereien. Volksbildung, Jg. 50, H. 4.
Lesehallen für Erwerbslose. Das Volkshaus, Jg. 1, H. 4/5.
Pappbände in der Volksbücherei? Volksbildung, Jg. 50, H. 4.
Plage, F., Die Siegel im Büchereibetrieb. Bildungspflege, Jg. 1, H. 7.
Schundliteratur und ihre Bekämpfung. (Zum Kampf der Behörden gegen den Schmutz. — Schundabwehr. — Partei und Schmutzbekämpfung. — Die Vereinigung der sächs. Jugendschriftenausschüsse. — Schundliteratur und Papiernot.) Volksbildungsarchiv, Bd. 7, H. 4.
Zanger, G., Die Tonkunstbücherei des Volksbildungsvereins Wiesbaden. Volksbildung Jg. 50, H. 4.

4. Büchereiwesen einzelner Länder, Städte, Vereine usw.

Hessen. Volksbildungsarbeit in Hessen, hrsg. v. d. Zentralstelle z. Förderung der Volksbildung und Jugendpflege. Darmstadt 1920. (Bespr. in: Bildungspflege I, 7.)
Memel. Eine Landesbücherei für den Memelgau. Volksbildung, Jg. 50, H. 2.
Polen. Bollert, Martin. Deutsche Büchereien in Polen. Blätter f. Volksbibliotheken I, 4.

Kleine Mitteilungen.

Romane, die geschrieben werden sollten. Es ist höchst merkwürdig, daß es nur ganz wenige Romane gibt, die das Leben der Auslandsdeutschen in fremdsprachiger Umgebung zum Gegenstand haben. Außer den Romanen von Adam Müller-Guttenbrunn, der das Siebenbürgische Deutschtum behandelt und dem kürzlich erschienenen Jürn Jacob Swehn von Gillhoff, der vom amerikanischen Kolonistenleben

erzählt, gibt es wohl kaum einen beachtenswerten Roman, der hierher gehörte. Die Kolonialromane, die künstlerischen Wert haben, stellen das koloniale Leben nicht so in den Mittelpunkt, daß es einen unentbehrlichen Bestandteil der Haupthandlung bildete. Das ist auch kaum möglich, da unsere Kolonien zu jung waren, als daß sich dort bodenständige deutsche Charaktere hätten entwickeln können. Diese Voraussetzung ist aber im hohen Maße erfüllt bei unseren alten Ansiedlern in Amerika und Rußland, in Ungarn und den romanischen Ländern, und es wäre höchst dankenswert, wenn vor allem die Kämpfe unserer Brüder in der weiten Welt, die sie um ihr Deutschtum führen müssen, durch volkstümliche Romane und Erzählungen in den Kreisen bekannt würden, für die eine Beschäftigung mit den darüber vorhandenen Abhandlungen nicht in Frage kommt. Auch wäre es sehr schön, wenn die Auslandsdeutschen durch diese Erzählungen von den Deutschen in anderen Ländern hören würden, und der Verein für das Deutschtum im Ausland, Berlin W 62, Kurfürstenstr. 105, hätte in seiner zweimal in der Woche erscheinenden Zeitschrift ein vorzügliches Mittel, um auf Romane und Erzählungen über das Auslandsdeutschtum hinzuweisen. Die Erlebnisse der Auslandsdeutschen sind so mannigfaltig und der Stoff nach Art und Umfang so gewaltig, daß er von den jetzt Lebenden nicht ausgeschöpft werden kann.

von Hauff.

Unter dem Titel **„Volksbücherei und Volksbildung in Niedersachsen"** erscheint seit April 1920 eine Beilage zur Zeitschrift „Niedersachsen". Sie wird herausgegeben im Auftrage des Landesvereins für Volkswohlfahrt in Hannover, sowie des Bundes für niedersächsische Volkshochschulen und Volksbildungsheime, als Herausgeber zeichnet Dr. F. Heiligenstaedt, Leiter der Beratungsstelle für Volksbüchereiwesen in der Provinz Hannover, Harnischstr. 9. Der Zusammenschluß des „Niedersächsischen Bundes für Volksbildungsheime auf dem Lande und verwandte Bestrebungen" in Hannover mit dem „Bund für niedersächsische Volkshochschulen" in Bremen gab den äußeren Anstoß dazu, in Verbindung mit der Zeitschrift „Niedersachsen" im Heimatgebiete ein Mitteilungsorgan zu schaffen. Bereits seit 1918 besteht in Hannover eine Beratungsstelle für Volksbüchereiwesen, die dem Landesverein für Volkswohlfahrt angegliedert ist und unter Leitung von Dr. Heiligenstaedt steht.

Das Volkshochschulheim Dreißigacker in Thüringen versendet einen von Ed. Weitsch und Franz Angermann unterzeichneten, von zahlreichen bekannten Persönlichkeiten unterstützten Aufruf, in welchem zur Mitbeteiligung an der Gründung des genannten Unternehmens aufgefordert wird. Es soll im Rahmen der Volkshochschule Thüringen geschaffen werden, sein Bestand ist bereits für fünf Jahre gesichert. Was den Gedanken betrifft, der darin verkörpert werden soll, so verweisen wir auf die bekannte Schrift von Weitsch „Zur Sozialisierung des Geistes".

Die Stadtbibliothek Spandau. Die Errichtung einer öffentlichen Bücherei auf neuer Grundlage (unter der Bezeichnung Stadtbibliothek) ist jetzt auch in Spandau als einem der entferntesten Teile des zukünftigen Groß-Berlin begonnen worden. Der Boden für Volksbildungsarbeit ist in Spandau günstig. Seitdem die Festung geschleift ist, kann Spandau sich entwickeln. Seine starke Kriegsindustrie geht in eine starke Friedensindustrie über. Seine Bevölkerung besteht vorwiegend aus Arbeitern. Die Bildungsnot der schulentlassenen Jugend ist groß. Da ist der Bildungsdrang plötzlich in Führerstellen gelangter Männer, die bisher nur ihre Energie und Klugheit zu beweisen Gelegenheit hatten, und ebenso bleibt das seelische Bedürfnis bürgerlicher Kreise unbefriedigt, wo Spandau als Unterhaltungs- und freie Bildungs-

stätten fast nur Lichtspieltheater schauerlicher Art kannte und eine Volksbücherei von wenigen tausend wertlosen Bänden besaß, die in dem Keller einer Schule untergebracht war und ungünstig in einem äußersten Stadtviertel lag.

Dennoch wäre es zur Gründung einer neuen Bibliothek in Spandau nicht gekommen ohne jahrelange Vorarbeit und Tatkraft eines zielbewußten Mannes, der, wenn auch Nicht-Fachmann, die Büchereibewegung unterstützt. So ist eine verhältnismäßig große Summe für die neue Bücherei ausgeworfen. Der Neubau der Bibliothek war ursprünglich im Anschluß an ein Volkshaus gedacht. Da dies für eine Bibliothek jedoch ungünstig lag, wurde der Plan aufgegeben; die neue Bibliothek bezieht vorläufig das Stockwerk eines Warenhauses am verkehrsreichen Marktplatz. Doch wird die Inneneinrichtung zugleich der späteren Benutzung in einem eigenen Gebäude dienen. Der Anfang der Bücherei ist in bescheidenen Grenzen, obschon völlig neu, gedacht: der Büchergrundstock wird 10000 Bände kaum erreichen, das Hauptpersonal beschränkt sich auf einen wissenschaftlichen Bibliothekar und eine geprüfte Bibliothekarin. Aber man hofft, die Entwicklung der Bücherei werde nach innen und nach außen danach um so stärker sein.

Persönliches. Zu Bibliothekaren an der Stadtbücherei Charlottenburg sind zum 1. 4. 20 ernannt: Dr. Hans Joachim Homann, bisher wissensch. Hilfsarbeiter an der Stadtbibliothek in Stettin, und die bisherige Assistentin Fräulein Marie Nörenberg. — Der Hilfsarbeiter der Charlottenburger Stadtbücherei Dr. Max Wieser ist zum Leiter der neu zu begründenden Stadtbücherei in Spandau ernannt. — Zum Leiter der in der Entwicklung begriffenen Landes- und Stadtbibliothek des Freistaats Memel wurde Dr. Georg Kemp, bisher wissensch. Hilfsarbeiter an der Stettiner Stadtbibliothek, ernannt. — Am 25. April starb die langjährige verdiente Leiterin der Bücherei Richard-Zanders-Stiftung in Berg. Gladbach Fräulein Emmy Francke.

Aus den Jahresberichten.

Bergisch-Gladbach, Öffentliche Bücherei und Lesehalle (Richard-Zanders-Stiftung). Dem Bericht über die Betriebsergebnisse der Jahre 1917, 1918 und 1919 entnehmen wir folgendes: Die Jahresausleihe in den drei aufeinanderfolgenden Berichtsjahren betrug 29558, 27178 und 21140 Bände. Die Not der Zeit führte zu mancherlei Beschränkungen in der Bücherausgabe, die in der Gesamtausleihe statistisch zum Ausdruck kommen. Die Bücherei entschloß sich ebenfalls mit dem Prinzip der unbedingten Unentgeltlichkeit zu brechen und führte ein monatliches Lesegeld ein, das für Erwachsene auf 50 Pf., für Jugendliche auf 30 Pf. festgesetzt wurde.

Die wissenschaftliche Literatur war 1919 mit 27%, die unterhaltende mit 73% an der Gesamtausleihe beteiligt.

Im Laufe der drei Berichtsjahre veranstaltete die inzwischen verstorbene Leiterin der Bücherei, Frl. Emmy Francke, elf literarische Vorträge, Dichterabende und Vorlesungen und 85 Kindervorlesungen zur Vertiefung der Buchwirkung. Als Erfolg dieser Bemühungen konnte in der Leserschaft der Zug zum ernsten und eindringlichen Lesen und eine verinnerlichte Lesestimmung festgestellt werden, die in wohltuendem Gegensatze zu dem rein stoffhungrigen Schmökern steht. Die Leistungen dieser kleinstädtischen Bücherei verdienen jedenfalls Anerkennung und Nachahmung.

Berlin-Friedenau, Volksbücherei, Albestraße 31. Das Jahr 1919 brachte der der Volksbücherei einige Veränderungen. Am 8. Mai legte Herr Vorschullehrer Finke sein Amt als Leiter nieder und an seine Stelle wurde Frau Wichmann berufen. Außerdem wurde vom Gemeindevorstand eine Assistentenstelle geschaffen. Der Bibliothekarin standen zwei Hilfsarbeiterinnen zur Seite. Vom 1. Oktober ab wurde die Volksbücherei täglich von 8—5 Uhr für die Ausleihe geöffnet und auch Freitags von 11—1 Uhr. Als erfreuliche Tatsache trat in die Erscheinung, daß jugendliche Arbeiter und Lehrlinge die belehrende Literatur bevorzugten. Der Bildschmuck an den Wänden wurde durch eine Sammlung unter den Lesern um eine Künstlersteinzeichnung vermehrt. In absehbarer Zeit soll ein Lesesaal angegliedert werden. Bücherbestand 5645 Bde., Entleihungen 48815 Bde.

Düsseldorf, Bildungsverein. Im Berichtsjahr 1919 war eine erfreuliche Weiterentwicklung der Lesehalle (34558 gegen 26947 Besucher) und der Bibliothek (74114 entliehene Bände gegen 61717 Bde.). Im Herbst und Winter fanden auch die Kinderlesenachmittage großen Zulauf. Außerdem wurden Vorträge und Volksunterhaltungsabende veranstaltet. Der Mitgliederbestand des Vereins hat sich in den letzten beiden Jahren beinahe verdoppelt, er betrug Ende 1919 2203 Personen. Durch das Geschenk einer Gönnerin im Betrage von 3000 M. wurde ein günstiger Kassenabschluß erzielt. Einnahme und Ausgabe stellten sich auf 17070 M.

Hanau, Stadtbibliothek und Allgemeine Lesegesellschaft. Die Stadtbibliothek wurde 1918 von 9338 Lesern in Anspruch genommen, die 13804 Bücher entliehen. Für Neuanschaffungen wurden 624 M. verwendet, im ganzen seit 1914 1777 M. Die Jahreseinnahmen der Lesegesellschaft betrug 1914—18 11640 M., denen 8891 M. Ausgaben gegenüberstehen. Für die Anschaffung von Büchern wurden insgesamt 6477 M. verwendet. Über die Buchbenutzung enthält der handschriftlich vorliegende Bericht keine Mitteilungen.

Bekanntmachung

betreffend die Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst usw.

Die nächste Prüfung findet Montag, den 27. September 1920, und an den folgenden Tagen in der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin statt.

Gesuche um Zulassung sind nebst den erforderlichen Papieren (Ministerialerlaß vom 24. März 1916, § 5) spätestens am 30. August 1920 dem Vorsitzenden der Prüfungskommission, Berlin NW 7, Unter den Linden 38, einzureichen. In den Gesuchen ist auch anzugeben, auf welcher Art von Schreibmaschine der Bewerber eingeübt ist. Für die Prüfung in Maschinenschreiben können nur Maschinen der Systeme Adler und Smith Premier zur Verfügung gestellt werden; Bewerber, die eine andere Maschine benutzen wollen, haben sich diese auf ihre Kosten selbst zu beschaffen.

Berlin, den 18. Juni 1920.

Der Vorsitzende der Prüfungskommission
Paalzow.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Blätter für Volksbibliotheken

Jahrgang 1 1920 Heft 9

Am 24. Juni starb der Seniorchef des Verlagshauses Otto Harrassowitz, der Königlich Sächsische Hofrat

Herr Otto Harrassowitz.

Voll regen Verständnisses für die in den „Blättern für Volksbibliotheken" vertretenen Ziele hat er durch seine unermüdliche und weitschauende Tätigkeit als Verleger wesentlich dazu beigetragen, daß die mit seinem Namen von Anbeginn auf das engste verknüpfte Zeitschrift der Entwicklung unseres Volksbüchereiwesens mit von Jahr zu Jahr wachsendem Erfolge hat dienen können.

Wir werden sein Andenken in Ehren halten!

Die Schriftleitung.

Signaturen für größere Bücherhallen.

Von Oberbibliothekar Dr. Plate, Hamburg.

(Fachkunde der Bücherhalle Nr. 3*.)

1. Zweck der Signierung. Signaturen haben erstens den Zweck, Bücher kürzer als durch Titel zu verzeichnen, z. B. in der Ausleihe auf dem Leserkonto und in der Buchbinderliste. In beiden Fällen kann die Buchkarte das Verzeichnen ersparen, wenn sie als Beleg zurückbehalten wird. Die Zugangsnummer würde auch schon diesen Zweck erfüllen können, wenn sie nicht, wie ich in meinem Aufsatz in Blätter f. V. u. L. 18, 195 ausgeführt habe, zusammen mit dem größeren Teil des Zugangsbuches für Bücherhallen in Wegfall kommen sollte. Vor allem soll die Signatur dazu dienen, den Büchern einen eindeutigen Platz im Magazin und in den Katalogen anzuweisen.

2. Signierungszeichen. Da die Leser die Signaturen ausschreiben und meist junge Unterbeamte die Bücher danach holen und wegstellen müssen, so ergibt sich die Grundforderung einer einfachen Signierung ohne weiteres.

Als Zeichen kommen die je 25 großen und kleinen Buchstaben, sowie arabische und die niedrigen römischen Zahlen z. B. B 27 k, B a 17, o5, 17 k, IV a 17, in Betracht, nicht dagegen die griechischen Buchstaben,

*) Die auf S. 29 angekündigte Zustellung von Sonderabzügen der Sammlung „Fachkunde der Bücherhalle" an die großen deutschen Bücherhallen muß wegen der allgemeinen Verteuerung fortfallen. Der Aufsatz von Dr. Heidenhain auf S. 40ff. bildet Nr. 1 der Serie, der Aufsatz von Prof. Heimbach auf S. 136ff. Nr. 2.

die höheren römischen Zahlen und Doppelbuchstaben, wie aa, bb der wissenschaftlichen Bibliotheken und deren oft umständliche sonstige Bezeichnungen. Man kann aber auch jede der 4 Arten Zeichen zweimal verwenden, indem man sie durch andere trennt, z. B. 2a5, oder sie das erstemal größer schreibt und durch Komma trennt, z. B. 5,290, (angewandt im Lesesaal der Hamburger Stadtbibliothek). Für Bücherhallen sind Zahlzeichen den Buchstaben trotz ihrer geringeren Zahl (10 gegen 25) vorzuziehen, da die jungen Unterbeamten und in der Freihand die Leser immer mit der Reihenfolge der Buchstaben, zumal mehrerer wie Nzt Schwierigkeiten haben. Man kann obige Arten Zeichenkombinationen in derselben Bücherhalle nebeneinander verwenden, z. B. die mit großen Buchstaben beginnenden wie Ba17 oder B 27k für belehrende, die mit 2 arabischen Zahlen beginnenden (17k) für Jugendschriften, die mit kleinen Buchstaben anfangenden (o5) für Erzählungen. Man muß aber einen Teil der Zeichen freihalten sowohl für Spezialbibliotheken, z. B. Nachschlagewerke, Bürobibliothek, Lesesaalbibliothek, Reservebestandkatalog, die man aber auch als NB, BB, LB, RB signieren kann; als auch für neue Abteilungen, z. B. Weltkrieg; hat man von Zahlen nur die von 1—100 und I—X benutzt, so können höhere für diese neuen Abteilungen verwendet werden; dagegen empfiehlt es sich nicht, die höheren Zahlen von vornherein für Abteilungen zu verwenden, z. B. N 1—99 Erdkunde, N 100—199 Europa; oder Us 1—99 Erzähler, deren Namen mit Sa—Sh (Us 100—199, Verfasser Si—So) beginnen.

3. Dezimale Signierung. Als dezimale Signierung kann man die Anordnung a5, a55, a6 bezeichnen. Diese Anordnung versteht auch jeder Unterbeamte beim Wegstellen sofort. (Läßt man freilich die Leser an die Regale heran wie im Lesesaal und in der Freihand, so ist es unmöglich, a57 als vor a6 stehend zu rechnen, da diese sich nicht daran gewöhnen werden (vgl. Bl. f. V. u. L. 14 S. 74, Graesel S. 536, Z. 14.) Der A. L. A. Katalog 1893 verwendet die Dezimal-Signierung häufig, z. B. auf Seite 21: Bunner B 88, Bunyan B 884, Burney B 93. Die Ziffer 0 darf nur gebraucht werden, wenn vorher keine Einschiebung mehr vorkommen kann, also z. B. bei zweiten Bänden; denn zwischen a6 und a60 kann man nichts einschieben; dasselbe gilt von Abteilungszeichen für a; so kann man zwischen N Naturwissenschaften und Na Astronomie keine neue Abteilung, z. B. naturwissenschaftliche Essays oder Zeitschriften, einfügen.

4. Cutters Tafeln. Der Amerikaner Cutter hat nach Zählungen an Katalogen die Verfassernamen auf die Zahlen 1—10, 1—100, 1—1000 verteilt (s. Graesel 535f., J. D. Brown: Library economy rev. Ed. 1907 S. 204 u. Bostwicks American public Library 1910 S. 165). Für kleinere Bestände dient die Verteilung von 1—10, also A—Bo 0, Br—C 1, D—F 2, G—H 3, J—L 4, M 5, N—R 6, S 7, T—V 8, W—Z 9. Nach dem Register des Hamb. Katalogs von 1911 von 5—6000 Verfassern ist das Alphabet für deutsche Verhältnisse in folgender Weise auf die Zahlen von 1—100 verteilt.

Cutters Tafeln dem Deutschen angepaßt.

Ab	2	Dr	19	Hau	35	Land	51	Pi	67	Si	83
An	3	Eh	20	Hei	36	Le	52	Pr	68	So	84
Ar	4	Ep	21	Her	37	Li	53	R	69	Spe	85
B	5	Fe	22	Hi	38	Lin	54	Re	70	Ste	86
Bar	6	Fischer	23	Hof	39	Lu	55	Rel	71	Sto	87
Be	7	Fo	24	Hu	40	Mai	56	Rie	72	T	88
Berg	8	Fre	25	Jahr	41	Mas	57	Ro	73	Th	89
Bi	9	Fro	26	Jo	42	Men	58	Ros	74	Tr	90
Bli	10	G	27	Kam	43	Mi	59	Rug	75	U	91
Bölsche	11	Ger	28	Ke	44	Mos	60	Sc	76	Vo	92
Bor	12	Go	29	Ki	45	N	61	Sche	77	Vor	93
Bu	14	Gre	30	Klein	46	Ni	62	Schiller	78	We	94
Ca	15	Gru	31	Ko	47	O	63	Schmidt	79	Wel	95
Cr	16	H	32	Kol	48	Or	64	Schn	80	Wi	96
De	17	Hag	33	Kre	49	Pat	65	Schu	81	Wirt	97
Di	18	Hand	34	Kuh	50	Peter	66	Schw	82	Zi	99

Man bezeichnet danach die ersten Bücher einer Abteilung, die zur Hand kommen, so, daß z. B. Haase: Vulkane als Ng 32 (Ng Geologie) signiert wird, Freytags Bilder als Dc 25. Graesel S. 536 muß wohl die Cutterschen Tafeln mißverstanden haben, wenn er zweimal von der Nötigkeit späterer Umsignierung spricht; die Signatur hat doch nicht streng die Tafeln zu respektieren, sondern umgekehrt wird die Tafel beiseite gelassen, wenn bei neuen Büchern die Signatur nicht mehr parallel mit dem Alphabet laufen würde. Durch angehängte kleine Buchstaben oder Dezimalstellen kann Umsignierung stets vermieden werden. Einzelwerke eines Verfassers werden häufig durch den oder die ersten Buchstaben des Titels bezeichnet, z. B. Cooper: Sealions C 78s, Cooper: The Spy C 78sp (s. A. L. A. Katalog 1893 S. 20).

5. Springende Signierung. Bei springender Signierung ist stets im Auge zu behalten, ob Einschiebungen zu erwarten sind und wie viele ungefähr; zwischen die einzelnen Bände von gesammelten Werken eines Verfassers oder die Bände eines Einzelwerkes oder einer Zeitschrift können keine Bücher einzureihen sein, also sind auch keine Nummern oder Buchstaben zu überschlagen, z. B. Dickens: Zwei Städte Bd. 1: D 50g, Bd. 2: D 50h; selbst bei verstorbenen Verfassern, von denen vermutlich nichts Neues angeschafft wird, überspringt man kaum Nummern, um so mehr bei neuen wie Bartsch und Stegemann. Bei Einschiebungen sind zunächst die mittleren Zahlen und Buchstaben zu verwenden, also etwa zwischen 1 und 9 5 und zwischen a und z k, z. B. 12k zwischen 12 und 13 oder bei dezimaler Signierung 25 zwischen 2 und 3. Weiteres über springende Signaturen s. § 11.

6. Dubletten. Von Dubletten bleibt das erste Exemplar außer im Indikator unbezeichnet. Die weiteren signiert man so, daß sie sich von der übrigen Signatur abheben, also durch kleinen Buchstaben,

wenn die Hauptsignatur regelmäßig mit einer Zahl endigt, dagegen durch Zahlen, wenn jene stets mit einem Buchstaben enden, z. B. ist das 2. Exemplar von B 27 B 27b, von B 2k B 2k2; will man die späteren kleinen Buchstaben des Alphabets für andere Werke freihalten, so kann man die ersten 5 Exemplare in der belehrenden Literatur, wo selten mehr als 5 vorkommen, mit a—e, die folgenden mit eb, ec usw. bezeichnen. Endigen die Signaturen bald mit Buchstaben, bald mit Zahlen, so sind Dubletten als Ex. 2 usw. oder durch Zahlen hinter schrägen oder horizontalen Strichen, z. B. B 27/2, B 27—2, zu signieren; man kann auch auf dem Buchrücken der Dublettenzahl einen besonderen Platz anweisen.

7. Formate. In Bücherhallen wird man die schöne Literatur oder wenigstens die Erzählungsliteratur wegen des durchschnittlich kleineren Formats auf engeren Brettern als die belehrende aufstellen und dementsprechend als Quart (Q oder 4⁰) in ersterer Bücher über 22 cm, in letzterer solche über 27 cm signieren, Bücher über 35 cm in beiden Fällen als Folio (F oder 2⁰). Ladewig: Politik der Bücherei 1912 S. 200 empfiehlt, um die Leser nicht durch Zeichen wie Q und 4⁰ zu verwirren, die Größe durch angehängte Zahl auszudrücken; z. B. A 12, A 123, d. h. 3. Größe. Dies verbietet sich aber natürlich bei der dezimalen Signierung. Für größere Bücher gewisse Zahlen, z. B. 90—99, 900—999, zu verwenden, wie die amtliche französische Instruktion nach Graesel S. 315 empfiehlt, scheint höchstens in wissenschaftlichen Bibliotheken angebracht. (Bei ganz großen Querformaten kann man die Höhe und Breite in cm angeben.) Müssen alle Bücher über einen Gegenstand zusammenstehen wie im Lesesaal und in der Freihand, so wird durch Holzklötze auf die untenstehenden großen Bücher verwiesen. Hat ein Werk einen Atlasband, so kann dieser durch A bezeichnet werden, oder besser beide Bände als I und II; dasselbe gilt für Noten, z. B. Violinstimmen. Bei Noten aber bleibt die Quartbezeichnung fort.

8. Abteilungsbezeichnungen. Die systematische Einteilung des Bücherbestandes kommt für uns nur sofern in Betracht, als die Signierung und damit die Aufstellung der Bücher davon berührt wird. Die in Graesels Bibliothekslehre S. 508—538 beschriebenen Systeme und Numerierungsmethoden sind nicht für Bücherhallen, sondern für wissenschaftliche Bibliotheken oder public libraries berechnet. Jedes für Bücherhallen zu fein ausgearbeitete System, wie das in Hamburg in Ermangelung eines deutschen eingeführte Deweysche (s. Graesel S. 522—530 u. Zentralbl. f. Bibliothekswesen 1920, H. 5—6) macht nur unnötige Schwierigkeiten (vgl. Bl. f. V. u. L. 14, 1913, S. 78 f.). Da Deweys komplizierte Abteilungsbezeichnungen (etwa 943.085 Deutsche Geschichte unter Wilhelm II.) sich nicht zum ersten Teil der Signatur eignen, so wurden sie in Hamburg nur auf die Systemkarte (Standortskarte) und mit Bleistift auf das Titelblatt geschrieben, nebenbei erhielten die Bücher eine einfache Signatur, die auch auf den Buchrücken gedruckt wurde. — Mnemotechnische Abteilungssigna-

turen dienen fast nur zur Bequemlichkeit der Oberbeamten; sie machen naturgemäß eine streng systematische Anordnung unmöglich, z. B. N Naturwissenschaften, Nc Chemie, Nh Heilkunde, Nm Mathematik, Np Physik. Auch lassen sie einen großen Teil der verwendbaren Zeichen unbenutzt und dadurch werden oft zwei kleine Buchstaben nötig, z. B. Tlm für elektrische Maschinen, was die jungen Unterbeamten und die Leser verwirrt. Man kann sonst durch große Buchstaben mit oder ohne einen kleinen, also A Aa—Zz, schon 650 Abteilungen gewinnen, die für eine Bücherhalle ausreichen müssen. Hartwig, wohl der bedeutendste deutsche Systematiker, verwendet nur die ersten kleinen Buchstaben des Alphabets für die Unterabteilungen, z. B. P, Pa—Pe (Graesel S. 510), und begibt sich damit des Vorteils, durch Überspringen einfache Bezeichnungen für neue Abteilungen zu gewinnen.

Man schreibe die Abteilungen auf Zettel und ordne sie systematisch; hat man 650 Abteilungen, so signiert man der Reihe nach A, Aa—Zz, einerlei ob Hauptabteilungen dadurch 2 Buchstaben oder Unterabteilungen 1 Buchstaben erhalten. Sind weniger als 650 da, so überspringt man von Zeit zu Zeit und da, wo vielleicht neue Abteilungen vorauszusehen sind, Buchstabenkombinationen. Sollten mehr als 650 vorhanden oder neue Abteilungen zwischen 2 Kombinationen einzufügen sein, so sind 2 kleine Buchstaben anzuhängen, z. B. Btr.

Stellt sich später heraus, daß Abteilungen wie Weltkrieg Unterabteilungen haben sollten, so wird man häufig vom Umsignieren absehen und nur im Schlagwortkatalog und im Druckkatalog die Titel zerlegen, z. B. unter: Vorgeschichte, Seekrieg usw.

9. Übliche Signierung. Die Signierung pflegt in Bücherhallen auf folgende Art gehandhabt zu werden. Neuen Büchern wird als erster Teil der Signatur die Abteilungsbezeichnung des Systems gegeben und dann die nächste freie fortlaufende Nummer der Standortsliste hinzugefügt; wenn z. B. Nm für Mathematik steht und zuletzt das Werk Schubert: Math. Mußestunden unter Nm 80 eingetragen ist, so wird Mayer: Math. f. Techniker als nächste Erwerbung der Abteilung als Nm 81 signiert und so mit kurzem Titel in die Standortsliste eingetragen. In der schönen Literatur und den Biographien benutzt man die einfachen Abteilungsbezeichnungen, z. B. U Unterhaltungsliteratur, X Französ. Literatur, B Biographien, für Sammlungen; sonst fügt man den ersten Buchstaben des Namens des Verfassers bzw. der in der Biographie behandelten Person an, z. B. Ua Anzengruber: Schandfleck, Bg Chamberlain: Goethe. In der größten Abteilung, der Erzählungsliteratur, kann man das U bei Einzelautoren auch ganz fortlassen. Man gibt auch wohl nach Jaeschkes Leitfaden 1913, S. 41 jedem Autor eine Zahl und stellt sie voran, während man den Einzelwerken am Ende wiederum eine Nummer gibt, z. B. Alexis: 2 Ua, Hosen 2 Ua 1, Werwolf 2 Ua 2: oder man setzt die Zahlen der Einzelbände eines Werkes voran, z. B. 2 Uf 80 Freytag: Soll und Haben Bd 2. Auch bei gesammelten und bei Serienwerken, sowie bei Zeitschriften erhalten die Einzelbände als Teil der Signatur die Band-,

Jahrgangs- oder Jahreszahl, wodurch freilich die Signatur um ein oder mehr Zeichen verlängert wird.

10. Streng systematische und alphabetische Anordnung. In wissenschaftlichen Bibliotheken hat besonders die Furcht vor zu häufigen Umstellungen bei Einreihung der Neuerwerbungen dazu geführt, die Bücher nicht mehr streng systematisch und innerhalb der Abteilung alphabetisch nach dem Verfasser aufzustellen; s. Leyh: „Das Dogma von der systematischen Aufstellung" im Zentralblatt für Bibliothekswesen Jg. 30, 1913, S. 97—136 und „Systematische oder mechanische Aufstellung", ebenda Jg. 31, 1914, S. 398—407. Für Bücherhallen dagegen dürfte die strengste systematische Aufstellung, sogar nach dem Verfasser alphabetisch innerhalb der Abteilung zu empfehlen sein (vgl. Blätter für Volksbibliotheken ... 13, 80 und 18, 196ff.). Die Gründe, die für letztere Methode sprechen, werden am Schluß angegeben.

11. Standortskarten. Es ist die Schuld der Starrheit der Standortsliste in Heft- oder Bandform, daß eine alphabetische Anordnung innerhalb der Abteilungen unmöglich ist. Schreibt man statt dessen die Titel auf Katalogkarten, so ist springende statt fortlaufender Signierung und damit eine durchgreifende Änderung der Anordnung ermöglicht. Standortskarten statt Standortslisten und im Zusammenhang damit springende statt fortlaufender Signaturen ergeben die Lösung der Signierungsfrage. Die Standortskarten ermöglichen es erst, den Büchern Signaturen zu geben, die mit der alphabetischen Ordnung parallel laufen.

12. Schöne Literatur. Löst man die Standortslisten in Standortskarten auf, so kann man in folgender Weise signieren. Bei der Neueinrichtung einer Bücherhalle werden die Bestellkarten, bei Umsignierung die Katalogkarten der schönen Literatur oder nur der Erzählungsliteratur alphabetisch gelegt. Der ganze Bestand (außer den Dubletten) wird durchgezählt (s. Blätter f. V. u. L. 14, S. 75) und auf die 25 kleinen Buchstaben verteilt, denen springende Zahlen nach der oben beschriebenen dezimalen Signierung angehängt werden. Die Signaturen der Erzählungsliteratur lauten dann z. B. k5, k53, k54, k6; ist O. Müller: Münchhausen im Vogelsberg als o5, Murger: Zigeunerleben als o6 signiert, so wird Münzer: Der Märchenkantor o55. Die einstelligen Zahlen werden natürlich zuerst verbraucht; ein neues alphabetisch zwischen k53 und k54 einzureihendes Buch wird etwa k535 signiert. — Will man aus mnemotechnischen Gründen als ersten Teil der Signatur den ersten Buchstaben des Verfassers setzen, so hat man im Anfang die Karten unter jedem Buchstaben durchzuzählen, geht aber verschwenderischer mit den Zeichen um, da z. B. sehr viele Namen mit S, kaum welche mit Y beginnen; dadurch werden natürlich im Durchschnitt die Signaturen länger. Bei Buchstaben wie S hilft selbst die Anhängung eines zweiten Buchstabens, z. B. sc, st, wenig. — Wenn der Bestand nicht, wie an den Bestellkarten der Neueinrichtung oder bei Umsignierung des alten Bestandes übersehen werden kann, so legt

man Cutters Tafeln zugrunde und signiert z. B. Fischer: Freude am Licht als 23, Ders.: Greifenprinz als 23l oder 23g; die zwei Bände Grazer Novellen werden dann etwa 2305, 2306 oder 23fv, 23fw. — Will man den ersten Buchstaben des Verfassers verwenden, so kann man wiederum die nächstfolgenden Buchstaben in Zahlen umsetzen; man bezeichnet z. B. die ersten Bücher, die zur Hand kommen und deren Verfassernamen mit Fa Fe Fi Fl Fo Fr oder Fu beginnt, als F2 F3 F5 F6 F7 F8 F9; Fontane: Vor dem Sturm wird dann als f7 und Ellernklipp mit Dezimalrechnung etwa als f68 oder durch angehängten kleinen Buchstaben als f6t signiert.

13. Belehrende Literatur. In den belehrenden Büchern nimmt man, wie bisher üblich, als ersten Teil der Signatur die Abteilungsbuchstaben und, ist z. B. Photographie als Sr oder nach mnemotechnischer Methode als Tp bezeichnet, so wird z. B. Husnik: Reproduktionsphotographie nach der Tafel Sr 40 resp. Tp 40 signiert; ist die nächste zweistellige Zahl besetzt und ein neues Buch einzuschieben, so wird eine Dezimalzahl oder ein kleiner Buchstabe angehängt, z. B. Sr 405 oder Sr 40k oder Haas: Vulkane Ng 32, Haas: Vulkanische Gewalten Ng 32b oder Ng 32l.

14. Wenig benutzte Bestände. Soll die Signatur nur dazu dienen, um Bücher wenig benutzter Bestände, z. B. der Reserve, wiederfinden zu können, so kann von springenden Signaturen abgesehen werden; man verzeichnet bei jedem Zugang die letzte benutzte Nummer auf der ersten Leitkarte des Katalogs und reiht dann den Katalogzettel alphabetisch ein; ein neues Buch erhält die Nummer, die derjenigen auf der Leitkarte folgt. Man hat so Standortskatalog und Verfasserkatalog vereinigt; für Revisionen werden die Zettel nach den Nummern gelegt. Einzelne leicht erkennbare Abteilungen, z. B. fremdsprachliche Bücher, können für sich unter besonderen Abteilungszeichen signiert werden.

15. Spezialbibliotheken. Die Spezialbibliotheken wie Lesesaal- und Nachschlagewerke kann man in die Signaturen des Hauptkatalogs einreihen und dann LB und NB davorsetzen, wenn man ihnen nicht lieber besonders einfache Signaturen geben will.

16. Filialen. Es würde wohl zu große Zentralisierung des Betriebes bedeuten, wenn die Bücher in den Filialen dieselbe Signatur wie in der Zentrale erhielten.

Vereinigt man in einem Katalog mehrere Ausgabestellen, so werden diese durch Buchstaben, z. B. A—F, bezeichnet; besonders der Zentrale kann man noch in Klammern die Abteilungsbezeichnung hinzufügen, in der dann der Leser das Buch alphabetisch nach dem Verfasser eingeordnet findet.

17. Indikator und Freihand. Am Indikator werden die Bücher von den Lesern ohne den ersten großen Buchstaben gefordert, z. B. 27k oder k27, da dieser sich für den Beamten aus dem Standort des Lesers von selbst ergibt. Die Freihand erfordert die strengste systematische und alphabetische Anordnung der Signierung, da ohne sie

die Leser weder den Platz des Gegenstandes, über den sie etwas suchen, noch das einzelne Buch finden können.

18. Revisionskarten. Zur Erleichterung der Revisionen kann man für 2. und folgende Bände und Dubletten eigne billigere Katalogkarten anderer Farbe, die nur die Signatur tragen, zwischen die Hauptkarten einreihen.

19. Zusätze zur Signatur. Andere Zeichen als Zahlen und Buchstaben werden besonders im Druckkatalog den Signaturen hinzugefügt, um gewisse Eigenheiten hervorzuheben; so bezeichnet im Bremer Katalog ein ! vor dem Titel das Buch als von einem Bremer Autor verfaßt, ein * als für jugendliche Leser geeignet, wofür anderswo auch j steht; die meistbenützten Bücher erhalten ein Zeichen neben der Signatur und werden nahe dem Schalter aufgestellt. Als einen Teil der Signatur kann man auch die durch Zahlen ausgedrückte Lesestufe, oder bei Noten die Bezeichnung l für leichte Musik, h, m, t für hohe, mittlere und tiefe Stimme, bei Romanen en, fr für Aus dem Englischen, Französischen, f, d. h. von einer Frau verfaßt, ansehen.

20. Paragraphen des Druckkatalogs. Da der belehrende Druckkatalog nicht mit dem System parallel laufen sollte, sondern durch alphabetische Anordnung der Ober- und Unterabteilung dem Leser die Benutzung erleichtern sollte (s. Bl. f. V. u. L. 18, S. 4 f.), so laufen auch die Paragraphen-Nummern des Druckkatalogs nicht mehr parallel mit den Abteilungssignaturen und müssen auf die Katalogkarten geschrieben werden, damit diese danach beim Neudruck gelegt werden können.

21. Technik. In Bücherhallen sollten Papieretiketten im allgemeinen, selbst bei wenig gelesenen belehrenden Büchern, nicht verwendet werden, da sie zu leicht unansehnlich werden und sich zu oft teilweise oder ganz ablösen, was schon bei aufgeklebten Leder- und Dermatoidetiketten oft vorkommt, wenn der Untergrund nicht durch Abkratzen der Oberfläche rauh gemacht ist und die Etikette nicht um den Rand greift. In Bremen schreibt man Etiketten schubweise mit der Schreibmaschine unter Anwendung des Tabulators auf dünnen Batist- oder Baumwollstoff, schneidet sie auseinander, klebt sie auf und zaponiert sie. Papierstreifen auf den Seitendeckeln von dünnen Büchern und Broschüren können neben dem Titel die Signatur enthalten, wenn diese nicht gar auf den Pappdeckel selbst geschrieben wird. Haben neue Bücher eine Papierhülle (Schmutzhülle), so kann aus Sparsamkeitsgründen die Signatur vorläufig darauf geschrieben werden; die Hülle wird eine Reihe Entleihungen aushalten. Schützt die Bücherhalle die Einbände durch eigene Papierhüllen, so erhalten diese die Signatur. Auch auf helle Buchrücken kann die Signatur mit Tusche geschrieben und eventuell zaponiert werden. Weiße Oesersche Farbfolie (nach Ottens Bibliothekstechn. Ratgeber 1913, S. 64, auch in Gelbdruck zu haben) ist sonst statt Goldaufdruck für Signatur- und Titel-Aufdruck allgemein zu empfehlen; in Bremen wird Blattaluminium verwendet.

Die Schrift muß für die wegstellenden Unterbeamten und Lesesaalbesucher so deutlich sein, daß die großen Buchstaben 7 mm, auf den Büchern und Zeitschriftendeckeln des Lesesaals sogar 11 resp. 14 mm hoch sein sollten. Die Farbfolie wird mit Fixativ, nach Otten auch mit dem Vergoldmittel Ideal, grundiert und bestrichen und dann mit Zapon überzogen (vgl. Gustav Eggert in Bl. f. V. u. L. 2, S. 7 und Jg. 5, S. 127 f.). Will man gelegentlich weißen Aufdruck durch den Buchbinder ersparen oder beschädigten nachziehen, so kann man weiße Tinte mit Schreibfeder aufschreiben, natürlich ohne Garantie der Haltbarkeit. B. Otten läßt die Signatur der Billigkeit halber im Stundenlohn bezahlen (s. Otten S. 64). In Hamburg kostet die Signatur 7 Pf. und 20 % Kriegsaufschlag. Um das Verstellen der Bücher zu verhindern, sind in Hamburg eine Zeitlang Sterne in 5 Farben, abwechselnd für etwa je 60 Bände, aufgedruckt worden; doch ist der Versuch besonders wegen des schlechten Abhebens der Farbe auf den verschiedenfarbigen Einbänden wieder aufgegeben worden; bunte Glanzpapieretiketten würden denselben Zweck erfüllen. Statt dessen für den ganzen Rücken verschiedenfarbige Stoffe zu verwenden, verbietet sich durch die dazwischen kommenden Originaleinbände. In Bremen zieht man durch letztere Schilder von Stoff in der Farbe der Abteilung und befestigt diese innen durch Papierscheiben. Unten am Rücken dürfen die Signaturen nicht angebracht werden, weil selbst die weiße Folie abgegriffen und schmutzig wird. Stehen die großen Formate unten, so ist die Signatur oben auf den Rücken zu setzen. Sonst sollten die Signaturen zur Schonung der Augen womöglich alle in gleicher Höhe stehen, also der normalerweise kleinsten Bände, der Reclamschen; natürlich steht dem oft der Titel im Wege. Nur zusammen mit dem Titel und bei dünnen Bänden ist die Signatur senkrecht aufzudrucken, sonst quer. Ist auf dem Rücken überhaupt kein Platz für die Signatur, so ist sie auf dem Deckel möglichst nahe dem Rücken anzubringen, so daß man sie gleich beim Herausziehen des Buches findet.

Im Buch wird man die Signatur unbedenklich mit Bleistift auf die Vorderseite des Titelblatts schreiben. Für Bücherhallen genügt es nicht wie bei wissenschaftlichen Bibliotheken, sie nur im Innern anzubringen, etwa auf dem Vorder- oder Rückdeckel, oder auf hervorstehenden Zetteln, die bei der Ausleihe eingeklappt werden. Die Abteilungsbezeichnung der Signatur kann bei eingeklebten Signatur-Etiketten vorgedruckt werden. Für Schilder (vgl. Otten 16, 27 f. und 61) kann sie mit Schablonen und Typen hergestellt und dann überlackiert werden; am Indikator werden Emailschilder verwendet; in der Freihand kann man nach englischem Muster Signatur und Namen der Abteilung in Transparenten anbringen. — Auf den Katalogkarten ist es wohl empfehlenswerter, Signaturen rechts anstatt links anzubringen; ebenso im Druckkatalog, also hinter dem Titel am Ende der Reihe, wodurch eine eigene Rubrik für die Signatur erspart und ein zweispaltiger Druck ermöglicht wird.

22. Vorteile der Standortskarten und springenden Signaturen. Die Vorteile der Standortskarten und der springenden Signaturen seien nochmals kurz zusammengefaßt (vgl. Bl. f. V. u. L. 18, 197). Die kurzen Eintragungen in die Standortsliste sind bibliothekarisch wertlos. Dagegen ergeben Standortskarten mit möglichst vollständigem Titel einen systematischen Katalog; sie dienen auch als handschriftliche Grundlage des Druckkatalogs, in diesem braucht in der belehrenden Signatur nur die Abteilungsbezeichnung, nicht die Zahl angegeben zu werden, da jedes Buch alphabetisch nach dem Verfasser in seiner Abteilung steht, z. B. Ts anstatt Ts 345. Letzteres gilt auch vom Wunschheft der Leser. Die Standortskarten der schönen Literatur fallen mit dem alphabetischen Verfasser-Katalog des Büros und der Grundlage des Druckkatalogs zusammen und ersparen die Angabe der Signatur im Druckkatalog und im Wunschheft und damit viel Mühe für die Leser und unangenehme Erörterungen zwischen Lesern und Beamten. Da auch im Buchkartenapparat der Ausleihe in der schönen Literatur alphabetische Anordnung und Signaturen parallel laufen, so sind die Signaturen zum Aufsuchen nicht nötig, zum Wiedereinordnen aber bequemer und zuverlässiger als die alphabetische Einordnung nach den Titeln. Revisionen werden durch Standortszettel anstatt -listen sehr erleichtert. Benutzt man einen Teil der Buchkarten als Leitkarten (s. Bl. f. V. u. L. 19. Juli), so wird das Aussuchen und Einordnen sehr leicht gemacht. Jedes Buch sollte auch ohne Katalog gefunden werden können; dies ist aber nur möglich, wenn es infolge der springenden Signatur in der Standortsliste alphabetisch innerhalb der Abteilung eingefügt werden kann. Als Resultat ergibt sich, daß die besten Signaturen die sind, welche die Bücher weder an den Platz im Magazin festnageln (s. Graesel 315 f.), noch an Standortslisten, noch innerhalb der Abteilungen an die zeitliche Reihenfolge der Aufnahme, noch an die Anfangsbuchstaben der Verfasser und Titel, sondern durch springende Signatur volle Freiheit und Lockerheit ermöglichen.

Hagen, die Zentralberatungsstelle für das öffentliche Büchereiwesen in der Provinz Westfalen.

Von Frau Hanna Schönherr-Reyelt, Hagen.

Es war lange Zeit als Übelstand empfunden worden, daß die Leiter, die kleine oder mittlere öffentliche Büchereien im Nebenamt verwalten, für diese Tätigkeit naturgemäß nicht die Zeit aufbringen können, die sie dieser hochwichtigen Volksbildungsarbeit widmen möchten. Sie sind von den rein äußerlichen Amtsgeschäften des Ausleihens, des Einordnens der Bücher und ähnlich mechanischer Handreichungen oft derartig in Anspruch genommen, daß es ihnen, bei ihrer durch den Hauptberuf schon belasteten Zeit, selbst beim besten Willen unmöglich ist, sich ein persönliches Urteil zu verschaffen über die Bücher, um deren

Einstellung sie gebeten werden oder deren Anschaffung ihnen ein Wohlmeinender angeraten hat. Weil nun aber die fachmännisch vorgebildeten Kräfte zu selten sind, weil andrerseits örtliche Verhältnisse, z. B. in kleineren Gemeinden, die Anstellung einer hauptamtlichen arbeitenden Büchereileitung nicht möglich erscheinen lassen, so hat u. a. die Regierungsbehörde der Provinz Westfalen eine Einrichtung getroffen, die in dergleichen Schwierigkeiten ausgleichend und regelnd wirken soll. Man hat eine Zentrale geschaffen, die sowohl auf Grund umfassender Erfahrungen in allen bücherei-technischen Fragen als auch auf Grund persönlichen literarischen Urteils imstande sein soll, den bibliothekarisch nebenamtlich arbeitenden Stellen nötigenfalls Auskunft und Anweisung zu erteilen.

Diese Zentralberatungsstelle für die Provinz Westfalen (früher in Dortmund) ist seit 1. Januar 1917 der unterzeichneten Leiterin der Städtischen Bücher- und Lesehalle Hagen übertragen worden. Im folgenden einige praktische Fälle, wie sie im Arbeitsgebiet dieser Zentralberatungsstelle vorkommen.

Angenommen, eine Gemeinde beabsichtigt die Einrichtung einer öffentlichen Bücherei und Lesehalle, so ist die staatliche Zentralberatungsstelle in Hagen angewiesen, auf Wunsch sogar bei der Festlegung des Bauplans und der Frage der Ausgestaltung der einzelnen Räume, vom Gesichtspunkt möglichster Zweckmäßigkeit und Formvollendung fachmännischen Rat zu erteilen, sowie auch bei der weiteren Ausgestaltung bis in die letzten dienst-technisch bedingten Einzelheiten (wie Ausleih-System, Bücher-Unterbringung, Packgelegenheit für die Entleiher, Möglichkeit fürs Publikum, sich über die im Druckkatalog noch nicht verzeichneten Neuanschaffungen zu unterrichten — usw.) ratend zu helfen.

Eine andre Seite der Tätigkeit der Zentralauskunftsstelle Hagen i. W.: Da sind Leiter neu einzurichtender oder neu auszustattender, bzw. zu ergänzender kleinerer öffentlicher Büchereien, die anerkennenswerterweise so gewissenhaft sind, daß sie die für Bücheranschaffungen bewilligten Mittel ohne wirklich genaue persönliche Kenntnis der in Aussicht genommenen Bücher und literarischer Urteilsfähigkeit nicht verausgaben möchten. Nur zu leicht läßt der Nichtfachmann sich von der Reklame der verschiedenen Verleger, die die Bücher als höchst empfehlenswert oder gar für unbedingt anschaffensnotwendig hinstellen, beeinflussen, oder er läßt sich durch die immer wiederholte Erwähnung der Namen gewisser Tages-Autoren in der Presse über die zu fordernde literarische Vollwertigkeit der anzuschaffenden Bücher hinwegtäuschen und verschwendet so die meist viel zu geringen Geldmittel, die einer kleinen Bücherei zur Verfügung stehen. Um dieser Gefahr zu entgehen, senden die Verwalter der Provinzbüchereien Listen mit den zur Anschaffung vorgesehenen Büchern an die Zentralberatungsstelle ein und bitten um Begutachtung dieser Werke. Daß gerade in Zukunft bei der voraussichtlich außergewöhnlichen Beschränktheit öffentlicher Mittel eine derartige Gewissenhaftigkeit bei der Verwendung öffentlicher Gelder doppelt und dreifach notwendig ist, bedarf in Anbetracht der zu erwartenden

wirtschaftlichen Verhältnisse keiner Erwähnung. — Dieses Einsenden zur Begutachtung der zur Anschaffung beabsichtigten Bücher mit Verfasser, Titel und Verlagsangabe hat die Regierung der Provinz Westfalen für alle die Büchereien zur Pflicht gemacht, die bei der Anschaffung die Zuwendung von Mitteln aus dem Staatsfonds beantragen, die in der Provinz Westfalen in weitgehendster Weise gewährt werden. Die fachmännische Beratung und Begutachtung ist natürlich am rationellsten, wenn die Arbeit von den ersten Anschaffungen an erbeten und gegeben wurde. Da nun diese beratende Tätigkeit einen recht erheblichen Umfang angenommen und die Erfahrung gezeigt hat, daß die Anfragen betreffs Bücheranschaffungen sich in gleichem oder ähnlichem Sinn wiederholen, so hat die Leiterin der Zentralberatungsstelle in Westfalen verschiedene Musterverzeichnisse ausgearbeitet, die die Arbeit der Bücher-Auswahl für die Leitung der kleineren und mittleren Büchereien und für die Beratungsstelle gleichermaßen planvoll zu erleichtern geeignet sind. Das eine Verzeichnis gibt die Bücher aus der schönen und den verschiedenen Gebieten der belehrenden Literatur an, die als Normativ des überall zunächst wünschenswerten Grundbestandes gelten können. Nebst Verfasser und Titel der Bücher ist der Verlag und der Preis angegeben. Um aber die Ausleihtätigkeit, deren Hauptaufgabe es bekanntlich nicht sein soll, hohe Bücherausleih-Statistiken zu erzielen, sondern: das geeignete Buch in die Hand des geeigneten Menschen zu bringen, systematisch zu stützen, hat die Zentralberatungsstelle in konsequenter Durchführung und Ausgestaltung ihres Beratungsprinzips, der Angabe eines jeden Buches, das in dem „Bücherverzeichnis für öffentliche Büchereien" aufgeführt ist, eine Charakteristik zugefügt. Diese Charakteristik will kurz den Inhalt angeben, und außerdem dem Ausleihenden andeuten, für wen das betr. Buch in Betracht kommt. Auf diese Weise kann sich auch der nichtfachmännisch Vorgebildete, nebenamtlich tätige Büchereiverwalter einen Überblick und ein Urteil über jedes Buch seines Bücherbestandes verschaffen und kann demzufolge auch den Ansprüchen einer modern aufgefaßten Ausleihtätigkeit in etwa genügen, bis er sich im Laufe der Zeit durch persönliche Lektüre und Schulung schließlich den eigenen Einblick verschafft hat. Diesem Hilfsmittel für Büchereiverwalter hat die Leiterin der Zentralberatungsstelle noch 2 andere Verzeichnisse folgen lassen. Es sind das die Verzeichnisse „Jungmädchenbücher" und „Jungmännerbücher". Beide Verzeichnisse wollen eine Zusammenstellung guter Jugendschriften geben für das Alter von 13—19 Jahren. Bei den Jungmädchenschriften sind alle so beliebten seichten Backfischgeschichten ausgeschaltet und an ihre Stelle literarisch und menschlich wertvolle Bücher gesetzt. Bei den Jungmännerverzeichnissen sind die wüsten Abenteurererzählungen und Indianergeschichten fortgelassen. Es gibt vollwertigen Ersatz dafür. Der schnelle Absatz der Jugend-Sonderkataloge in der Hagener Bücherei, wo nach denselben Grundsätzen ein Jugendverzeichnis aus dem Bestande der Bibliothek für Mädchen und Knaben ausgearbeitet wurde und immer

wieder in neuen Auflagen erscheinen mußten, weil sie in kurzer Zeit vergriffen waren, zeigt, daß unsere jugendlichen Leser mit der Auswahl zufrieden sind.

Die Bücherangaben sind auch wieder mit Charakteristiken versehen, die so gehalten sind, daß sie zugleich dem jugendlichen Leser als Führer dienen, oft auch ein Buch mit weniger fesselndem Titel begehrenswert machen.

Diese Kataloge werden durch die von der Leiterin der Zentralberatungsstelle zusammengestellten und von der Regierung in Arnsberg herausgegebenen „Listen empfehlenswerter Bücher", die vor allem aus der Unmasse der Neuerscheinungen die für kleinere und mittlere Büchereien am besten geeigneten Bücher namhaft machen, systematisch ergänzt.

Die Unterstützung der nebenamtlich arbeitenden Stellen durch die Zentralberatungsstelle erstreckt sich aber auch auf die technische Durchgestaltung der Büchereibetriebe. So hat sich die Leitung der Beratungsstelle besonders die Aufgabe angelegen sein lassen, durch ein möglichst vereinfachtes Ausleihsystem die mechanischen Arbeiten der Ausleihe zu vermindern, um mehr Kraft und Zeit für die geistige Seite der Tätigkeit bei der Ausleiharbeit zu gewinnen.

Das neue System besteht aus einer Buchkartentasche. Bei der Entleihung wird die Leserkarte des Entleihers in die betr. Buchkartentasche hineingesteckt und das Datum des Rückgabetermins in das Buch hineingestempelt. Die doppelte, oft dreifache Buchung, jede lästige Schreibarbeit, fällt weg. Die Arbeits- und Zeitersparnis ist so groß, daß 100—150 Leser in einer Stunde von einem Ausleihbeamten bewältigt werden können. Das Buchkartentaschensystem entspricht außer diesen Vorteilen noch den Sparsamkeitsgrundsätzen, da die Karten nicht, wie die bei anderen Ausleihsystemen, durch die nötige Buchung beschrieben werden, schließlich einmal vollbeschrieben sind und ersetzt werden müssen. Das System der Buchkartentaschen ist aus der Freihand der öffentlichen Bücherhallen in Hamburg entnommen und für die Beratungsstelle umgearbeitet.

Zu der Tätigkeit der Zentralberatungsstelle Hagen i. W. kommt noch die Erledigung von Aufgaben, wie z. B. die Vermittlung preiswerter Büchereinkäufe, vorteilhafter Formularbeschaffung u. a. Auch sind verschiedene Provinzbüchereien mit dem Ersuchen an die Zentralberatungsstelle herangetreten, ihre Büchereiverwalter oder Assistentinnen eine Zeitlang an der Bücherhalle in Hagen informatorisch zu beschäftigen. Die jeweiligen Hospitanten wurden dann während der Monate der Volontärzeit in alle wichtigen Gebiete des Büchereiwesens eingeführt und auf die differenzierten Büchereiaufgaben von Stadt und Land aufmerksam gemacht. Eine Reihe von öffentlichen Büchereien haben auch um Namhaftmachung einer tüchtigen, literarisch und technisch gut ausgebildeten Persönlichkeit gebeten, die die Verwaltung der kleinen öffentlichen Bücherei selbständig übernehmen kann. In mehreren Fällen war es möglich, eine Assistentin vorzuschlagen, die an der Hagener

Bücherhalle ihre Ausbildung absolvierte und dadurch mit den örtlichen Verhältnissen der westfälischen Städte und ihrer Bewohner in ihrer heimattümlichen Eigenart schon vertraut war.

Aber auch in anderer Hinsicht ist es der Leitung der Zentralberatungsstelle gelungen, in Richtung der Volksbildungsarbeit tätig zu sein: manche Stadtverwaltung hat sich durch die Aufklärungsarbeit der Zentralstelle von der ungeheuren Wichtigkeit der geistigen Bildungspflege und -fürsorge überzeugen lassen und hat den für das Büchereiwesen eingestellten Etat erhöht; in einem Fall sogar um das Fünffache der bisherigen Summe.

Wir sind überzeugt, daß eine rechtzeitigere und tiefgründigere pflegliche Behandlung und ein weniger verspätetes Bemühtsein um die geistige Wohlfahrt der Massen — als es vor dem Kriege in all der Verkennung der ungeheuren seelischen Tragweite der Volksbildungsarbeit leider der Fall war — (der anerkennenswert günstige Stand der Büchereien in der Provinz Westfalen [1]) unter dem so rührigen und interessierten Bildungspflege-Dezernenten Herrn Geheimen Regierungsrat Rahm aus Arnsberg, zählt zu den Seltenheiten im Deutschen Reich) hätte in weiten Kreisen unseres Volkes nicht das Gefühl des Vernachlässigtseins erzeugen können und nicht das triebmäßige Denken, daß die Massen selbst sich in den Besitz ihrer Rechte auf Menschlichkeit setzen müßten. Und doch ist darin der Grund zu suchen, den man als psychischen Faktor für die Entstehung der Revolution anzusprechen hat.

Die Bücher des Furche-Verlages.

Ein Verlagsverzeichnis mit einer Einführung „das Gesicht des Verlages" von Werner Mahrholz und drei Bildwiedergaben. Ausgegeben am 1. Januar 1920.

Verlage, die gediegene, ernste und edle Bücher bringen, sind heute — das wissen wir alle — in schwieriger Lage. Warum? Gute Bücher finden geringeren Absatz als schlechte, sie sind teuer zu drucken und bringen wenig Geld. Man kann wenig Reklame machen — und so verkommen guter Verlag und gute Bücher. Das Publikum will Modesachen, die den Geist nicht anstrengen, aber Herz und Kopf ungesund erregen. Die Zahl der guten Leser verschwindet vor der Zahl der schlechten und steht in keinem Verhältnis zu ihr.

Es gibt keinen Verlag, den solche Zustände nicht versucht haben, einmal Schund und Kitsch zu bringen. Davon ist der Diederichs-, der Insel-, der Furche-Verlag und wie sie sonst heißen mögen, nicht ausgenommen. Besonders der Diederichs-Verlag zeigt ein doppeltes Gesicht: er bringt sehr gute Bücher neben sehr schlechten, deren Ausstattung gut sein mag, diese um Geld zu verdienen, jene um Gutes zu leisten. So sind alle Verlage genötigt, sich der Wirklichkeit anzupassen und Geschäft zu machen um der edlen Absicht willen.

Auch der Furche-Verlag ist Verführungen ausgesetzt. Es kann kein Verlag den Bedingungen der Zeit entgehen. Aber wie ohne Absicht der Furche-Verlag entstand, birgt er in sich das Zeug zum Besten, das Gemüt erfreut und ernst erhebt.

---

[1]) In Westfalen bestehen 218 öffentliche Büchereien, die von den Gemeinden eingerichtet sind, dazu kommen noch Kreiswanderbüchereien mit 27 Unterstellen.

Die Zeitschrift „Furche“, das Bedürfnis nach einer geistigen Versorgung der im Felde stehenden Akademiker: edle Absichten waren die Anfänge des Furche-Verlages. So wächst er seit kaum vier Jahren organisch. Nicht viel bringt der Katalog, aber das Wenige ist gut.

Von hoher Warte entwirft uns Werner Mahrholz das jetzige „Gesicht des Verlages“. Da ist die christliche Abteilung mit ihren biblischen Veröffentlichungen — hervorgehoben sei der schöne Neudruck von Luthers Septemberbibel — die christlichen Erzähler und die „Furche-Bücher“, worin der moderne Christenmensch sich mit den dringenden Problemen unserer Zeit auseinandersetzt. Es folgt die Kunstabteilung mit den Runge, Speckter, dem Illustrator der entzückenden Kindergedichte von Hey, Schwind, Spitzweg, Welti, Klinger, Grünewald, Dürer, Steinhausen, Thoma, Stroever, Joergensen und Thylmann. Und neuestens kommt hinzu die akademische Abteilung: die Hochschulbücherei, als deren erstes Heft das bekannte Büchlein von Werner Mahrholz „Der Student und die Hochschule“ erschien.

So entwickelt sich der Verlag nach verschiedenen Richtungen. Und man kann nicht sagen, sein christlicher Charakter wirke unfrei. In diesem Bücherverzeichnis nimmt er seine ganze Kraft zusammen. Damit hängt zusammen die Veränderung in seinem Äußeren: der Wechsel der Geschäftsleitung und die Verlegung der Arbeitsräume in die Nähe der Universität (Bauhofstraße 7).

Und so ist zu wünschen, der Verlag möge ein langes, reiches Leben haben, allen Versuchen aber, sich tendenzhaft einzuengen oder Modeströmungen anzupassen, wie im allgemeinen bisher widerstehen.

Ich habe selten einen so einfachen, gediegenen und ernst-schönen Verlagskatalog gesehen. Dr. Max Wieser.

Neue niederdeutsche Bücher.

Von G. Kohfeldt.

Boßdorf, Herm., De verhexte Karnickelbuck un anner dulle Dingen. Twolf nedderdütsche Humoresken. Hamburg, Richard Hermes 1919. 8°. 94 S. 3 M., geb. 4 M. (Ndd. Büch. 83. Bd.)

Bücking, Martin, Zeteler Markt. Roman von der friesischen Wede. Ebd., Richard Hermes, 1919. 8°. 351 S. 7 M., geb. 10 M. (Ndd. Bücherei. 68. Bd.)

Havemann, Jul., Ruth Sydentop. Novelle. Ebd. 1919. 8°. 148 S. (Ndd. Büch. 66. Bd.) 6 M.

Janssen, Albr., Wilde See. Geschichten von der Waterkant. Mit Bildern von H. Förster. Ebd. 1919. 8°. 106 S. (Ndd. Jugendbücherei. 2. Bd.)

Lobsien, Wilh., Ebba Enevolds Liebe. Roman. Ebd. 1919. 8°. 370 S. 9 M., geb. 12 M. (Ndd. Bücherei. 72. Bd.)

Mähl, Joachim, Klaskreih un ander Vertellen. Bearb. von Herm. Boßdorf. Ebd. 1919. 8°. 80 S. 3 M., geb. 4 M. (Ndd. Büch. 76. Bd.)

Müller-Rüdersdorf, Wilh., Lustig Volk. Ein niederdeutscher Guckkasten. Ebd. 1919. 8°. 116 S. (Niederdeutsche Jugendbücherei. 1. Bd.)

Niese, Charlotte, Vom Kavalier und seiner Nichte. Geschichte eines Frauenlebens. Mit Scherenschnitten von Carlos Tips. Ebd. 1919. 8°. 88 S. 3,80 M., geb. 4,80 M. (Ndd. Büch. 64. Bd.)

Ruseler, Georg, De dröge Jan. Plattdütsche Geschichten. Ebd. 1919. 8°. 87 S. 3 M., geb. 4 M. (Ndd. Büch. 74. Bd.)

Wendt, Hans, Revolutschon in Meckelnborg. Roman. 2. Uplag. Ebd. 1920. 8°. 230 S. 9 M. (Ndd. Büch. 87. Bd.)

Kinau, Rud., Thees Bott dat Woterküken. Hamburg, Quickborn-Verlag, 1919. 8°. 174 S. 4,50 M., geb. 6,50 M.

Ortlepp, Oscar, De wunnerbore Regenschärm. Plattdütsche Märkens. Ebd. (1919.) 8°. 58 S. 1,50 M. (Quickborn-Böker. 21. Bd.)

Poeck, Wilh., Der Kriminalkutter. Eine tolle Seegeschichte. Leipzig, Fr. W. Grunow, 1919. 8°. 225 S. 6 M., geb. 8,50 M.

Schütze, Anna, Mamsell. En Vertellersch. Hamburg (1919.) 8°. 106 S. 1,50 M. (Quickborn-Bücher. 22. u. 23. Bd.)

Wriede, Paul, Plattdeutsche Kinder- und Volksreime. In Hamburg gesammelt. Ebd. (1919.) 8°. 63 S. 1,50 M. (Quickborn-Bücher. 24. Bd.)

Strauß und Torney, Lulu von, Reif steht die Saat. Neue Balladen. Jena, Eugen Diederichs. 1919. 8°. 108 S. 8,50 M.

Trotz Krieg und Revolution ist die niederdeutsche Heimatdichtung gerade in den letzten Jahren um manches hübsche Buch bereichert worden. Um die Drucklegung haben sich besonders zwei Hamburger Firmen, R. Hermes und der Quickborn, verdient gemacht. Sie haben in die nun schon recht stattliche Reihe ihrer Veröffentlichungen neben plattdeutschen auch hochdeutsch geschriebene Dichtungen aufgenommen, der niederdeutsche Schauplatz aber und die dazugehörigen Menschen sind allen diesen Dichtungen gemein. Auch der echt volkstümliche Grundton ist für alle, mag im übrigen ein ernster oder ein lustiger Ton angeschlagen werden, charakteristisch. Übermodernes in Form und Denkart dagegen und Leckereien für Ästheten und Snobs finden sich in diesen Veröffentlichungsreihen nicht. Das wird ihnen aber der Leiter einer volkstümlichen Bücherei jedenfalls am wenigsten als Mangel anrechnen.

Die meisten der hier anzuzeigenden Neuerscheinungen stammen aus der Feder gut bekannter und beliebter Schriftsteller. In den Kreis dieser ist auch schnell der Bruder Gorch Focks, Rud. Kinau, eingetreten. In dem Helden seines Tees Bott, in dem „Woterküken“, gibt er ein Gegenstück zu dem Klaus Störtebecker in dem Seefahrt-Roman seines Bruders. Beide Dichtungen haben es mit denselben Finkenwärder Menschen und Verhältnissen zu tun, in deren Mitte der angehende Seefahrer als knabenhafter Held steht. Aber so groß die Ähnlichkeit, so augenfällig ist doch auch wieder der Unterschied in der Auffassung des Hauptgegenstandes. In Gorch Focks Helden ist alles Leidenschaft und triebhaft wuchtiges Handeln auf oft düsterem und tragischem Hintergrund, die Seeleidenschaft des Kinauschen Woterkükens ist gemildert zu der fröhlichen selbstverständlichen Hingabe an die gewohnte, von einer langen Vorfahrenreihe überkommene Berufsarbeit und Lebensweise. Über Kinaus Dichtung liegt im ganzen die warme Stimmung eines ruhig-freundlichen Durchschnitts-Lebenstages, Gorch Fock läßt in die Herzen hell die Sonne hineinbrennen, aber er läßt sie auch erschauern unter Blitz und Donner und Sturmgeheul. Die Dichtung des älteren Bruders ist größer und tiefer, aber auch der jüngere sieht, packt und gestaltet die Dinge als reifer Mensch und Künstler.

Echte und gehaltvolle Heimatkunst bietet M. Bücking wieder in seinem neuen Roman Der Zeteler Markt. Was der bekannte Braunschweiger Pfarrer hier aus seiner Oldenburger Heimat erzählt, ist durchaus aus dem Vollen geschöpft. Eigenköpfige, oft verschlossene, immer aber freiheit- und selbständigkeitliebende Friesen treten uns in dem Roman entgegen, als ständen wir ihnen Aug in Aug gegenüber, und als atmeten wir mit ihnen die Luft ihrer Landschaft. Mit besonderer Freude folgt aber der Leser dem Helden der Dichtung, der — ebenfalls ein echter friesischer Bauer — doch infolge einer gelehrten Schulbildung nun mit Bewußtsein die Vorzüge und die Eigenart seines Stammes vertritt, am erfolgreichsten vertritt gegen den eingewanderten, zunächst hochmütig-ablehnenden preußischen Oberamtmann, dessen prächtige Tochter endlich als Herrin in den friesischen Bauernhof

einzieht. Unter den Romanen, die niederdeutsches Volkstum schildern, verdient der Zeteler Markt einen hervorragenden Platz: sein beobachtungs- und phantasiestarker Dichter versteht es, seine Leser zu fesseln und zu bereichern.

H. Wendt, dessen „Meckelbörger Minschen" viel Beifall gefunden haben, ist auch in seinem neuen Roman dem alten Schauplatz treu geblieben. Leider sind die Menschen nicht mehr von dem alten guten Schlage. Die Kriegsverlodderung und -verwilderung hat überall nur allzu tief ihre Spuren eingegraben. So spielen sich die Ereignisse, in deren Mittelpunkt die Liebesgeschichte zweier bäuerlicher Nachbarskinder steht, auf einem recht düsteren Hintergrund ab. Auch der junge Bauer, die Hauptperson des Romans, ist in dem langjährigen Kriegsdienst in Frankreich und Belgien, wennschon ohne körperlichen, so doch nicht ohne seelischen Schaden davongekommen. Er hat zwar noch das Zeug, eine Führerrolle im Revolutions-Soldatenrat zu übernehmen, aber seiner Braut, die als eine tüchtige, prächtige Frauengestalt gezeichnet wird, die Treue zu halten, fehlt es ihm an sittlicher Festigkeit. Erst nach und nach findet er sich wieder auf den richtigen Weg und damit zu der alten Verlobten zurück, so daß die Geschichte nach all den Revolutionswirren doch noch mit einem hellen Hoffnungsausblick in die Zukunft abschließt. Leider ist es nicht möglich, den vielen übrigen Personen der Dichtung mit derselben Teilnahme zu folgen wie diesem Bauernpaar. Die meisten Revolutionsbeteiligten stehen neben den ernst und wirklich genommenen bäuerlichen Hauptfiguren durchaus als Karikaturen da. Die Revolutionshelden ebenso wie ihre bürgerlichen Gegenspieler, die Bürgermeister, Geistlichen, Ärzte haben etwas derart Vertroddeltes, daß man beim besten Willen nicht mehr an ihre Wirklichkeit glauben kann. Gestalten dieser Art mögen in eine Revolutionsposse hineinpassen, in einem ernsten Roman wirken sie stilwidrig. Auch sprachlich ist die Dichtung nicht durchaus echt und stileinheitlich: vielleicht ließen sich, wenigstens bei einer Neuauflage, manche Wendungen, die aussehen, als ob sie aus dem Hochdeutschen übersetzt wären, ausmerzen.

Einen flott humoristischen Ton schlägt W. Poeck in seinem Kriminalkutter an. Wer in diesen düsteren Zeiten einmal wieder fröhlich lachen will, wird bei Poeck auf seine Kosten kommen. Wie der Dichter sich mit seinem philiströs-protzigen Großstadt-Hauswirt verfeindet, wie er mit seinen Maler- und Schriftstellerfreunden eine neue Wohnung auf einem Elbkutter einrichtet, wie er bei seinen Wasserfahrten dann mit der Sportsjacht des Hauswirts zusammentrifft, und wie dabei die komischsten und seltsamsten Dinge passieren, das ist — wenn auch ein bißchen derb — doch mit so munterer Laune und mit so natürlich-frischem Humor erzählt, daß auch griesgrämige Naturen das Buch wohl nicht vor dem Schlußkapitel aus der Hand legen dürften.

Gutlaunig anspruchslos gibt sich A. Schützes Geschichte der „Mamsell". Die Verfasserin, die die Rolle der Hausgenossin ihrer Heldin übernimmt, begleitet diese bei all ihren endlich doch von Erfolg gekrönten Altjungfernstreichen mit humor- und verständnisvoller Anteilnahme.

J. Mähl, G. Ruseler, H. Boßdorf, O. Ortlepp sind in den neuen Bänden der Niederdeutschen Bücherei mit einer Anzahl von kleinen Geschichten und Skizzen vertreten. Sie alle reihen kleine Züge aus dem niederdeutschen Volksleben, die mit Liebe und mit Klarblick erfaßt sind, wie Perlen zu einer einfachen Schmuckschnur zusammen. Mähls, des schon vor einem Jahrzehnt verstorbenen Nestors unter den plattdeutschen Dichtern, von Boßdorf unter dem Titel „Klaskreih" vereinigte kleine Dichtungen werden manchem Leser schon bekannt sein. Auch bei den spaßigen Geschichten Mähls hört man wohl den ernsten und sinnigen Unterton heraus, der in der letzten kleinen Skizze, dem „Mummum-Kieck", so voll und fast feierlich erklingt. Auch Ruselers, des kürzlich heimgegangenen Oldenburger Dichters, Schriften, von denen sich im „Drögen Jan" eine Auswahl findet, gehören jetzt schon der Geschichte

an. Meisterhaft versteht es Boßdorf, durch einen Mundvoll echtesten plattholsteinischen Dränschnacks seine Kleinleute zur Anschauung zu bringen: sein „Karnickelbuck“ vereinigt ein Dutzend kleiner drolliger Döntjens. Lebensweisheit und Lebensheiterkeit spricht aus den Märchengeschichten Ortlepps, die, in kräftigem Hamburger Platt geschrieben, unmittelbar aus der Hamburger Straßenwirklichkeit in die zeitlose Phantasiewelt der Hexen, der Verwandlungen und der erfüllten Wünsche führen.

Haben die bisher genannten Dichtungen durchweg ihre Wurzeln in dem derbkräftigen Ackerboden der niederdeutschen Heimatwirklichkeit, so machen ein paar andere, deren Verfasser W. Lobsien, Charlotte Niese und J. Havemann sind, den Eindruck, als ob sie in gepflegten Kulturgärten gewachsen wären. Lobsiens Gestalten gehören der nordschleswigschen kleinen Hafenstadt an. Aber die Menschen sowohl wie die Vorgänge sind aus dem Alltäglichen stark ins Romanhafte gesteigert. Ebba Enevold, die Tochter des Schiffskapitäns, fast noch ein Kind, glaubt an die aufrichtige Liebe ihres Gymnasiastenfreundes, des reichen Kaufmannssohnes der Kleinstadt. Dieser vergißt aber, sobald er die Heimat mit der Kunstakademie vertauscht hat, schnell die Schulliebeleien. E. folgt einem braven Manne in die Ehe, der seltsamerweise seine junge Frau nötigt, mit ihm auf einer weltabgeschiedenen Insel ein peinvolles Leuchtturmwärterdasein zu fristen. In diese Einsamkeit platzt nun eines Tages als Schiffbrüchiger der einstige Jugendgeliebte Ebbas hinein. Beide sind trotz neuerwachter Liebe entsagungsbereit, aber als der Ehemann offenbart, daß Ebbas Mutter und der Vater des Geliebten in ehebrecherischer Liebe gelebt haben, reißt der letzte Faden, der die unglückliche Frau noch mit dem Leben verbunden hat: sie stürzt sich vom Leuchtturm hinab in die Tiefe. Man sieht, an gewaltsamen Effekten fehlt es nicht. Aber der Gesamteindruck des neuen Romans bleibt doch — oder gerade deswegen — zurück hinter früheren Dichtungen Lobsiens, wie etwa dem Ekke Nekkepenn und andern seiner stimmungsvollen Nordseebilder.

Auch J. Havemanns Ruth Sydentop hat es mit einer rechten Kinderliebesgeschichte zu tun. Die Helden sind hier zwei Jungen, die so etwa auf dem Certianer- und Sekundanerstandpunkt stehen, und ein kaum ins Backfischalter getretenes Schauspielertöchterlein. Der halbspielerische Verkehr in dem geheimnisvollen Patriziergartenhaus nimmt ein tragisches Gretchenende. Nur dadurch, daß H. über die ganze Geschichte einen eigenen zarten, romantischen und inselfernen Hauch legt, wird sie einigermaßen erträglich.

Ein ähnlicher Ton versonnener Romantik klingt durch Ch. Nieses Novelle vom Kavalier. Schon die Verknüpfung der ganzen Geschichte mit dem geheimnisvollen alten Pastellbild, das allerlei Familienerinnerungen verkörpert, wirkt in diesem Sinne. Der Hauptschauplatz ist das Paris der großen Revolution, in dessen Stürme der deutsche Kavalier und seine schöne junge Nichte hineingezogen werden. Entsagende Liebe ist der Grundton der kleinen Erzählung.

In den niederdeutschen Dichtungskreis gehört noch die Balladensammlung der Lulu v. Strauß und Torney „Reif steht die Saat“. Die Dichterin versteht auch in die Stoffe aus dem einfachen See- und Landleben die ganze Wucht der geheimnisvoll wirkenden Schicksalsmächte hineinzulegen und dramatisch zu gestalten. Die vielfach wechselnden Versmaße sind den Stoffen gut angepaßt. Einige der Gedichte hätten nach meinem Empfinden vielleicht gewonnen, wenn der Gang der Handlung aus dem sonst balladenechten Dämmerdunkel mit ein wenig mehr Klarheit entwickelt worden wäre, womit natürlich nicht einer verstandesmäßigen Nüchternheit das Wort geredet sein soll.

Eine kleine Sammlung von Volkspoesie legt P. Wriede vor. Er hat seine Reime und Sprüche ausschließlich aus dem Hamburger Volksmund geschöpft. Aus Büchern stammt, wie er erklärt, nichts. Natürlich finden sich viele dieser kleinen

Poesien nicht bloß in Hamburg, sondern in gleicher oder ähnlicher Fassung auch in andern Teilen Niederdeutschlands.

Von einer eigenen „Niederdeutschen Jugendbücherei“ sind bisher zwei Bände erschienen. Das erste der bildgeschmückten Hefte — W. Müller, Lustig Volk — bringt allerlei aus den Dichtungen von Th. Storm, Fr. Reuter, W. Raabe, H. Sohnrey, H. Seidel, H. Löns u. a., das zweite — A. Janssen, Wilde See — hat aus G. Fock, W. Lobsien, Th. Mügge u. a. eine passende Auswahl getroffen.

Bücherschau.

A. Wissenschaftliche Literatur.

Behrend, Fritz, Der Tunnel über der Spree. I. Kinder- und Flegeljahre 1827—1840. Berlin, Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. (Mittler u. Sohn.) 1919. (VII, 151 S.)

In unvergleichlicher Weise hat uns Fontane über die Blütezeit des „Tunnels über der Spree“ berichtet, die ihm und anderen bedeutenden Persönlichkeiten, wie Strachwitz, Kugler, Heyse usw. zu verdanken ist. Fontanes Aufzeichnungen finden nun eine glückliche Ergänzung durch die vorliegende auf reichem archivalischen Material beruhende Veröffentlichung. Der erste, von der Begründung bis 1840 reichende Band ist den Anfängen des Vereins gewidmet, die noch ohne besondere geistig-literarische Bedeutung doch ein fesselndes Bild von dem altberliner geselligen und literarischen Leben und Treiben gewähren. Besonderes Interesse erwecken die Gestalten des Humoristen Saphir, des späteren Kultusministers v. Mühler, Ludw. Schneiders, v. Lepels und Heinrich Smidts. Die beigefügte Auswahl aus den literarischen Beiträgen (Gedichte, Märchen, Novellen usw.) der Tunnelmitglieder trägt viel dazu bei, uns ein anschauliches Bild von dem literarischen Durchschnitt jener Zeit zu geben. Fr. Behrend hat es außerordentlich verstanden, uns in fesselnder Darstellung die Zeit mit ihrem harmlosen Leben und Treiben näher zu bringen, und man sieht dem zweiten Bande, der uns den Tunnel in seiner ganzen Glorie zeigen soll, mit Interesse entgegen. G. Fr.

Deetjen, Werner, Sie sollen ihn nicht haben! Weimar, Böhlaus Nachf., 1920. (67 S.)

Deetjen gibt eine Geschichte der Entstehung und Wirkung des berühmten Liedes von Nikolaus Becker, aus dem Gegensatz zu französischen, namentlich von Lamartine angeregten Eroberungsgelüsten heraus. Das Lied hatte eine erstaunliche Wirkung im ganzen Volk, um 1840 herum. Zahlreiche Nachahmungen und Parodien entstanden, es wurde von namhaften Künstlern, z. B. Schumann, komponiert, es wurde illustriert, andrerseits bekämpft, so von Heine, in Frankreich löste es eine heftige Reaktion aus, noch Bismarck bezeichnete 1893 seine Wirkung als eine solche von einigen Armeekorps mehr am Rhein. Die überaus gründliche Studie ist reich an einschlägigem Material aus der Zeit, spannend und amüsant geschrieben und — natürlich — in hohem Maße zeitgemäß! Oe.

Ehmcke, F. H., Otto Speckter. Mit einer Bibliographie von Karl Hobrecker, 2 Bildnissen des Künstlers und 104 Abbildungen nach dessen Werken auf 64 Tafeln. (Furche-Kunstgaben: 1. Veröffentlichung.) Berlin, Furche-Verlag, 1920. Lex.-8°. (52 S.) 64 Taf. 24 M.

Büchereien, die nicht bloß verstand-, sondern auch gemüt- und geschmackbildend wirken wollen, sollten unter keinen Umständen unterlassen, das neue schöne Speckter-

buch anzuschaffen: Eine Menge von Lesern wird dafür überall dankbar sein. Speckter, der ausgezeichnete norddeutsche Illustrationszeichner, ist bisher neben Ludw. Richter, dem er durchaus ebenbürtig ist, leider allzulange vernachlässigt worden. Seine Bilder zu Kl. Groths Quickborn, zu Fr. Reuters Hanne Nüte, zu Andersens Märchen, die alle im Original heute selten sind, gehören zu dem Schönsten und Innigsten, was die deutsche Buchillustration aufzuweisen hat. Und von all dem Schönen und Eigenen hat der Herausgeber wieder das Schönste und Eigenste in einer so reichen Auswahl zusammengestellt und in einer so vorzüglichen Druck- und Papierausstattung zugänglich gemacht, daß das Buch auch in einer Bibliophilen-Sammlung als Zierstück stehen könnte. Der Begleittext spricht in jeder Zeile von der liebe- und verständnisvollen Vertiefung des Herausgebers in die Kunst und Eigenart des viel zu wenig gewürdigten Altonaer Künstlers. Der Preis des Buches ist übrigens so niedrig angesetzt, daß er auf dem heutigen Markt fast als Unikum gelten kann.

Ehret, Joseph, Litauen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Mit 49 Abb., 2 Farbendr. u. 8 Kt. Bern, Francke in Komm., 1919. (492 S.) 8⁰.

Der Verfasser will als Schweizer für die Rechte der Unterdrückten eintreten. Aus Litauens Geschichte sucht er nachzuweisen, daß nur ein selbständiges Litauen mit den heute geltenden Grundsätzen der Menschheit vereinbar ist. Dazu soll Deutschland das Kurische Haff mit der Ostseeküste bis Kranz beisteuern, d. h. etwa 8000 qkm mit 400000 Einwohnern. Der Großstaat Litauen würde 120000 qkm mit $5^1/_2$ Millionen Einwohnern zählen und als Isolierstaat zwischen Deutschland und Rußland die friedliche Verbindung vermitteln. Deutsche Kultureinflüsse in Litauen werden, abgesehen von einigen Bauten in der Zeit des Ritterordens und des Weltkrieges nicht erwähnt. A. St.

Günther, L., Die deutsche Gaunersprache und verwandte Geheim- und Berufssprachen. Leipzig, Quelle & Meyer, 1919. (XVIII, 238 S.) Geb. 9 M.

Das wissenschaftlich hervorragende Werk bietet auch für den, welcher der Sprachwissenschaft fernsteht, eine außerordentlich fesselnde Lektüre, nicht nur, wie es naheliegt, aus Gründen, die das Stoffliche berühren, sondern auch wegen der geistvollen Behandlung, die der Gegenstand erfährt. So bietet das Buch wertvolle Aufschlüsse über die verschiedenartigsten Ausdrücke, die auch in die Sprache des bürgerlichen Lebens eingedrungen sind, ohne daß man sich über ihre Herkunft recht klar ist. Der Verfasser gibt einen Überblick über das deutsche Rotwelsch, die sogenannte Kunden-(Landstreicher-)Sprache, die Scharfrichtersprache, die sogenannte deutsche Gemeinsprache (mit Berücksichtigung der Geheim- und Berufssprachen) und außerdem eine Reihe von Wörterverzeichnissen, in denen auf die Erläuterungen zu jedem einzelnen Ausdruck, die der Text enthält, hingewiesen wird. Das Buch ist nicht nur kulturgeschichtlich bedeutsam, sondern kann auch viel dazu beitragen, deutsches Sprachgefühl zu schärfen. Es gehört in jede größere Volksbibliothek. G. Fr.

Hofmann, A. v., Das deutsche Land u. die deutsche Geschichte. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1920. (604 S.) Geh. 20 M., geb. 24 M.

Die Betrachtungsweise H.'s wird wohl den meisten Geschichtsfreunden neu, ungewohnt und an manchen Stellen auch vielleicht einmal bedenklich vorkommen; daran aber, daß der Standpunkt des Verfassers oft überraschend neue Ausblicke und ungeahnte oder doch bisher unbeachtete Zusammenhänge offenbart, wird niemand zweifeln können. Von einem engen Ineinandergreifen des Topographischen und des Historischen ist man freilich schon längst überzeugt gewesen, bei der wissenschaft-

lichen Darstellung ist das Eine aber zumeist auf Kosten des Andern etwas zu kurz gekommen. Die von H. ersonnene neue Darstellungsmethode erst läßt den beiden Tatsachenreihen ihre volle Bedeutung und Geltung. In der Einführung des Begriffs der historischen Landschaft als Bindeglied zwischen den beiden Wissenschaften hat er eine glückliche Lösung der schwierigen Aufgabe gefunden. Hierdurch hat er einen festen Gegenstand und einen Mittelpunkt der Untersuchung und der Darstellung gewonnen, und von hier aus kann er nun ohne Künstelei die weiteren Hauptlinien in seine Zeichnung eintragen, indem er das ganze deutsche Land in neun Sondergebiete einteilt, deren Grenzen sich durch die Reichweite historischer Wirkungen bestimmen und die somit nicht als geographische, sondern als historische Landschaften anzusehen sind. Wie sich in diesem Rahmen die Möglichkeit ergibt, die geschichtlichen Vorgänge und deren ursächliche Bedingtheit in engster Fühlung mit den landschaftlichen Besonderheiten zu schildern, wie z. B. durch die Fluß-, Straßen- und Gebirgsverhältnisse Westfalens die Ereignisse der Römer- und der Kaiserzeit, die Entstehung der Bistümer u. a. in eine hellere Beleuchtung gesetzt werden können, das zu verfolgen ist bei der anschaulichen Darstellungsart H.s von besonderem Reiz. Es ist deshalb sicher, daß auch Heimatfreunde, die sich schon mit den Einzelheiten ihres Landes vertraut gemacht haben, noch wertvollste Anregung und Bereicherung finden werden, wenn sie sich von H. führen lassen, ganz besonders aber sollte man allen, die, ob Jung oder Alt, durch die deutschen Gaue wandern und reisen wollen, den Rat geben, sich durch die Kapitel des Hofmannschen schönen Buches zu nachdenklicher Land- und Geschichtsbetrachtung anleiten zu lassen. Nach dieser Richtung hin werden auch die volkstümlichen Büchereien für die Verbreitung der Hofmannschen Gedanken sorgen können. — Erwähnung verdient es, daß das mit vielen Kartenskizzen ausgestattete Buch durchaus noch das solide Aussehen eines Vorkriegsdruckes hat. G. K.

Moszkowski, Alexander, Unglaublichkeiten. Ernste und heitere Paradoxe. Berlin, Dr. Eysler & Co. (200 S.)

Moszkowski sagt in dem „Vorspruch" zu seinem Buch: mit dem „Glaublichen", „mit dem ohne weiteres Einleuchtenden ist im Schrifttum kein Staat zu machen". Es hat „einen Anflug von Langeweile, wie das Einmaleins, wie eine Logarithmentafel, wie das preußische Landrecht". Dagegen „hinter der abgestandenen Glaublichkeit öffnet sich eine frische und sehr interessante Unglaublichkeit!" Diese beleuchtet er: „Der Leser soll ergötzlich unterhalten werden, das ist genau so wichtig, wie die Absicht, ihm merkwürdige Belehrung zufließen zu lassen". Und das gelingt Moszkowski trefflich. Die Skizzen, die in drei Abteilungen, Begebnisse, Erlebnisse, Ergebnisse geteilt sind, dieses Gemisch von „Philosophie und Humor" sind tatsächlich „erlebte und gedachte krause Wunderlichkeiten, Rätsel und geistige Abenteuer", die im Leser Spannung und dann erfreuliche Lösung erzeugen. Inmitten dieser Zeit voll Verwirrung, Hast und Sorge um die dringendsten äußeren Lebensbedürfnisse ist das Buch eine Wohltat. We.

Pallat, Ludwig, Der deutschen Jugend Handwerksbuch. Unter Mitwirkung von O. Brandt, R. Frenkel [u. a.] herausgegeben. 2. Aufl. Bd. 1. Mit 117 Abb. Leipzig, Teubner, 1920. (162 S.) Geb. 5 M. und Zuschlag.

Den gesteigerten pädagogischen und handwerklichen Ansprüchen, die in der Gegenwart hervortreten, trägt das vorliegende, zuerst 1914 erschienene Buch in vortrefflicher Weise Rechnung, vor allem dadurch, daß es den vorhandenen Neigungen und Bedürfnissen entspricht und unter diesem Gesichtspunkte das Handwerkliche lediglich als Mittel zum Zweck betrachtet. Die neue Auflage ist durch neue Aufgaben und Arbeitsgebiete erweitert und in zwei Bände geteilt, von denen der eine für Anfänger, der andere für Geübtere gedacht ist. So gibt der erste Band: Anleitung zur Herstellung

von Bastelarbeiten (E. Morawe-Kunst), Arbeiten aus Papier und Pappe (H. Pralle), Beschäftigungsspielen (F. P. Hildebrand), Festschmuck (F. P. Hildebrand), Kleisterpapieren (C. Kik), Spielgerät und Spielzeug aus Naturholz (C. Köhler) und Spielzeug aus Brettholz (K. Storch). Der zweite Band wird schwierigere Aufgaben in Papier-, Papp- und Holzarbeit, und unter Fortlassung des Abschnitts über elektrische Apparate der 1. Auflage die wichtigsten Arten der Metallarbeit mit Anleitung zum Bau von Geräten und physikalischen Apparaten enthalten. Text und Abbildungen des Buches passen sich dem jugendlichen Verständnis auf das beste an; es sei allen Jugend-, und Volksbibliotheken dringend zur Anschaffung empfohlen. G. Fr.

Picard, Max, Mittelalterliche Holzfiguren. Mit 32 Abb. Erlenbach-Zürich, Rentsch, 1920. (27, 32 S.)

Holzfiguren aus öffentlichen Sammlungen und aus Privatbesitz, insonderheit aus dem Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin und dem Germanischen Museum in Nürnberg. Wertvolles und Minderwertiges durcheinander, aber immer irgendwie Typisches. Jedenfalls erhält man einen vorzüglichen Überblick über die Entwicklung. Der einführende Text enthält sich jeder historischen Notiz. Es sind freie Phantasien zu den bildlichen Darstellungen, in der Sprache von Hymnen in Prosa. Dadurch sollen die Bilder noch mehr Leben erhalten, als sie an sich schon haben, und — sie erhalten es. Oe.

Richter, Ludw., Die gute Einkehr. Auswahl schönster Holzschnitte. Königstein i. Taunus, K. R. Langewiesche [1920]. (72 S.) Geh. 2,45 M. u. Zuschlag.

Eine gute Einkehr ist es immer, wenn man sich beschauend oder besinnend der Kunst Ludwig Richters naht, von der man mit Recht gesagt hat, daß sie die einzige ist, die die ganze Materie vom Kunstgelehrten bis zum Dorfkind in Liebe vereinigt. Im vorliegenden Buch handelt es sich um eine von dem bekannten Verlag der „Blauen Bücher" getroffene Auswahl der schönsten und ansprechendsten Holzschnitte, deren Stimmungsgehalt die darunter abgedruckten Sprüche oder Lieder bestens erläutern. Zu rühmen ist vor allem die bildliche Wiedergabe, die entweder nach der Druckstärke, oder wo diese nicht zu erreichen war, nach besonders guten Probedrucken des Dresdener Kupferstichkabinetts erfolgte. Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß man in dieser freudearmen Zeit einer Gabe, die so viel Freude und Behagen auslöst, die weiteste Verbreitung in Haus und Familie gönnen möchte. E. L.

Tagore, Rabindranath, Nationalismus. Leipzig, Neue-Geist-Verlag, 1919. (170 S.) 3 M.

Von den Verhältnissen in Indien ausgehend, unterwirft der Verfasser das Wesen der modernen nationalistischen Entwicklung schärfster Prüfung. Der Nationalismus ist politische Organisation zu materialistischem Zwecke: Reichtum und Macht auf Kosten andrer. Jede solche Organisation ist aber eigentlich Mechanisation, die Maschinerie tritt an die Stelle des Lebendigen und wird dessen Tyrann, der das Leben langsam, aber sicher verkrüppelt und vernichtet. Der Verfasser beleuchtet dann die ungeheure Gefahr, die der Glanz der Erfolge dieser äußerlichen Zivilisation für den Osten bringt, in erster Linie für Japan. Japan hat die westliche Zivilisation angenommen, es fragt sich, ob seine Eigenart stark genug ist, die Gefahren derselben zu überwinden. Indien aber, das unter der Herrschaft einer fremden Nation steht, gehindert durch äußeren Zwang und innere Gesellschaftsverfassung das Gute einer fremden Kultur in sich aufzunehmen, würde noch schneller als andere Völker unter dem Einfluß des Wesensfremden zugrunde gehen. Hymnische Mahnungen an sein Volk schließen das Werk des Dichters.

Dasselbe ist klar und eindringlich geschrieben und bei allem warmer Idealismus von einem Scharfblick, der in den Kern des Wesens dringt. Was der Dichter sagt,

gilt nicht nur seiner Heimat, nicht nur internationalen Beziehungen, sondern auf jedem politischen und gesellschaftlichen Gebiete kann daraus die beherzigenswertesten Mahnungen ziehen, wer hören will. Die Übersetzung ist fließend und klar und wird auch der gehobenen Sprache des Schlusses vollkommen gerecht. A. St.

Thoma, Ludwig, Erinnerungen. München, Langen, 1919. (321 S.) Geh. 6 M., geb. 9 M.

Selbstverständlich ist es interessant, wenn Thoma aus seinem Leben erzählt. Selbst wenn die Darstellungsweise merkwürdig wenig von seiner besonderen Eigenart an sich trägt, wie es in diesen Erinnerungen tatsächlich der Fall. Selbst wenn die Geschichte seiner Vorfahren über Gebühr breit ausgeführt ist; die Liebe zu Familie und Heimat hat hier den Schriftsteller verführt. Aber in dem Augenblick, wo er sich mit kräftigem Ruck selbst aus dem Anwaltsberuf heraushebt und die Schriftstellerlaufbahn beginnt, muß der Anteil an den Einzelheiten allgemein und lebhaft werden. Denn nun handelt es sich um authentische Beiträge zur Geschichte der „Jugend" und des „Simplizissimus", ihrer Kämpfe, Verfolgungen und Siege. Oe.

Wiethke, Fr., Weltfreimaurerei, Weltrevolution, Weltrepublik. Eine Untersuchung über Ursprung am Endziele des Weltkrieges. 5. verm. Aufl. München, J. F. Lehmann, 1920. (XVI, 280 S.) Geb. 10 M.

Der Verfasser obiger Schrift hat auf dem Titel vergessen, seinen Namen hinzuzufügen: „und antisemitischer Wortführer"; als solcher reiste er nämlich im Anfang des Jahres von Stadt zu Stadt, um im Auftrage des Deutsch-völkischen Schutz- und Trutzbundes in stark besuchten Versammlungen über das Thema „Weltfreimaurerei und Weltrevolution" Vorträge zu halten, die im wesentlichen Auszüge der vorliegenden Schrift sind und in denen er als antisemitischer Hetzer reinster Kultur auftritt. Der erstaunte Leser wird fragen, was hat die Freimaurerei mit den Juden zu tun? Sehr einfach: Freimaurer = Jude, das ist die Gleichung, die der Verfasser aufstellt aber zu beweisen schuldig bleibt! — Es gehört eine gute Portion Mut und Ausdauer dazu, dies Buch von A bis Z durchzulesen, dessen immer wiederkehrender Refrain darauf hinausläuft, daß die vom Judentum durchsetzte und beseelte internationale Freimaurerei an allem Unglück, das der Weltkrieg verursacht hat, allein Schuld hat, ja den Krieg selbst herbeigeführt hat. Nicht bloß das österreichische Thronfolgerpaar ist von den bösen Freimaurern ermordet worden, auch die Tragödie von Mayerling ist auf ihr Schuldkonto zu buchen — also spricht Wethke. Man wird sich nach dem Gesagten wundern, daß eine derartige Tendenzschrift in allerkürzester Zeit 5 Auflagen erleben konnte. Doch die gegenwärtige Zeit und ihr aufgeregtes Publikum scheint den Sinn für das Edle, Schöne und Wahre verloren zu haben; sie greift mit einer gewissen Wollust nach Sensationellem. Erregt waren die Gemüter der Leser der früheren Auflagen schon durch die Lektüre von der Bluttat zu Serajewo. Was Wunder, daß nun die neu hinzugekommene „hochinteressante" und „pikante" Mayerling-Affäre der 5. Auflage einen neuen Leserkreis sicherte! Doch genug der Worte.

Daß eine Schrift, wie die vorliegende, in eine öffentliche Volksbücherei gehört, wird vielleicht nur der Deutsch-völkische Schutz- und Trutzbund behaupten; anders geartete Naturen, zu denen sich auch der Rezensent rechnet, können vor solchen Schmäh- und Hetzschriften nicht genug warnen. P. Hirsch.

B. Romane, Novellen, Erzählungen usw.

Bloem, Walter, Gottesferne. Bd. 1. Leipzig, Zürich, Grethlein, 1920. (459 S.) Geb. 23,50 M.

Ein abschließendes Urteil über das Buch ist nicht zu fällen, da nur der erste Band vorliegt. Die Handlung spielt in Würzburg kurze Zeit vor der Absetzung König Wenzels. Es handelt sich um die Erhebung der Stadt gegen den Erzbischof, gegen das geistliche Regiment und für die Stadtfreiheit. Innere politische und religiöse Gegensätze spielen hinein. Der Roman soll zugleich ein Kulturbild und ein Gegenwartspiegel sein. Beide Seiten werden mehr in die Breite als in die Tiefe ausgearbeitet. Die äußere Handlungsführung ist geschickt und glatt, seine Stärke in der Darstellung großer Massenbewegungen beweist der Verfasser fast ebenso glänzend, wie in seinen 70er Kriegsromanen. Die inneren Konflikte, die sich aus dem Stoff ergeben, und die er vorzüglich anlegt, vernachlässigt er häufig oder biegt ihnen im entscheidenden Augenblick aus. Was an die Gegenwart anklingt, die Begleiterscheinungen einer solchen allgemeinen Gärung, als da sind Mißtrauen aller gegen alle, Engherzigkeit der Herrschenden, Begehrlichkeit der Massen, Zügellosigkeit und Verwilderung: Alles das wird wohl treffend geschildert, aber doch nur mit der äußeren Handlung verwebt. Ob in der Fortsetzung aus allem diesen größere Werte herausgeholt werden, bleibt abzuwarten, wenn auch als bloße Vorbereitung der erste Band etwas umfangreich wäre. A. St.

Eulenberg, Herbert, Der Bankrott Europas. Erzählungen aus unsrer Zeit. Berlin, Gurlitt, 1919. (251 S.)

Das Beste, was Eulenberg gemacht hat, ist seine Prosa. Die „Schattenbilder", die „Sonderbaren Geschichten", „Katinka die Fliege" usw., das sind meisterhafte Dinge. Sie wirken. Die Skizze ist eigentlich Eulenbergs Element. Mit wenigen Strichen einen Menschen charakterisieren, ein ernsthaftes oder komisches Ereignis umreißen, eine Anekdote schlagend hinstellen, das versteht er wie kein anderer. — Diese Kunst bringt er auch in seinem Kriegsbuch „Der Bankrott Europas" zur Anwendung. „Erzählungen" sind es im Grunde nicht, sondern Skizzen, Bilder, meist auch wieder eine Art „Schattenbilder", insofern er mit Vorliebe Tote zu Worte kommen läßt. Hier lebt noch einmal der Krieg mit seinen verschiedenen Stimmungen auf. Und zwar durchweg der Krieg als fürchterliche Erscheinung. Das ganze Grausige in ihm, die Todesängste, die Höllenqualen, die Widerlichkeiten, den Ekel fühlen wir erneut. Wir sollen es fühlen mit Abscheu. Eine stark pazifistische Tendenz geht durch das Ganze. Das ist auch der einzige einheitliche Grundzug, der die Bilder verbindet. So entsetzlich war das alles, scheint uns Eulenberg mit jedem Stück zurufen zu wollen! Und an Freund und Feind gleichermaßen wendet er sich, an die ganze Menschheit. Diese Tendenz ist der fragwürdige Punkt in dem Werk. Sein künstlerischer Wert wird dadurch beeinträchtigt. Es fehlen auch die andersartigen Stimmungen des Weltkriegs, die positiven, gewaltigen, erhebenden, Neues schaffenden. Oder wenn sie erscheinen, werden sie sarkastisch behandelt. Aber wirkungsvoll ist das Buch jedenfalls in hohem Maße. Niemand wird sich dem starken Eindruck entziehen können. Und als Dokument dafür, wie der Krieg in der Seele eines unsrer besten Schriftsteller und Dichter gewirkt hat, bleibt es unter allen Umständen wertvoll. Oe.

Frank, Bruno, Ein Abenteuer in Venedig. Novelle. München, Musarion-Verlag, 1919. (99 S.) Kart. 2 M.

Eine ausgezeichnet geschriebene Novelle. Feine psychologische Skizzierung fesselt durch das ganze Büchlein hindurch. Auf einmal aber dreht sich alles um:

die sensitiven und sentimentalen Äußerungen eines anscheinenden Edelmannes enthüllen sich plötzlich als Schauspielerkünste eines Verbrechers, angewandt zum Zwecke der Beraubung. Man ahnt das anfangs nicht, findet es zuletzt aber doch natürlich, in der Entwicklung vorbereitet. Darin zeigt sich die Meisterschaft der Darstellung.
Oe.

Huch, Rudolf, Das Lied der Parzen. Roman. Berlin, Borngräber [1920]. (488 S.) Geb. 20 M.

Ein Roman, aus dem Geiste des Weltkriegs geboren, aber aus dem deutschen Geist von 1914. Das Leben in einer kleinen Universitätsstadt bildet die Grundlage. Hauptfiguren: ein Referendar, ein Assessor, einige Korpsstudenten, darunter ein Prinz, eine Studentin und eine Opernsängerin. Diese ziehen harmlos ihre Kreise des Lebens nebeneinander her und durcheinander, mit all den tausend täglichen Kleinigkeiten, dem Hin und Her des Seelischen, mit den überflüssigen, selbst geschaffenen Nöten, wie sie das Leben junger Leute in Friedenszeiten bewegten. Dahinein schlägt der Krieg. Und nun schafft er auch hier überall Schicksale. Er bildet die Charaktere heraus zu Kraft und Größe. Der ganze Augenblickskleinkram fällt zusammen. Die großen Linien allein bleiben übrig, sie werden markant. Die Gestalten sind durchweg lebensfrisch, aber vielfach mit dem Einschlag moderner seelischer Kompliziertheit gezeichnet, die Huch überhaupt eigen ist. Oe.

Kaergel, Hans Christoph, Der Hellseher u. a. Novellen. (Neue christliche Erzähler, 10. Band.) Berlin, Furche-Verlag (1919). (180 S.) Ppb. 10 M.

In diesen Novellen zeigt sich Kaergel ebenso wie in seinem in der gleichen Sammlung erschienenen Roman „Des Heilands zweites Gesicht" als starke und eigenartige, aber recht problematische dichterische Kraft. Die religiösen Erlebnisse, die den Gegenstand fast aller dieser Novellen bilden, ruhen auf innerster Erfahrung, nur sind sie teils durch religiöse Leidenschaft so übersteigert, daß sie fast als künstlich konstruiert wirken, teils werden Gefühlsgegensätze wie krankhafte religiöse Schmerzseligkeit und unbändiger Trotz gegen einen unbarmherzigen Gott so unvermittelt nebeneinander gestellt, daß die Überzeugungskraft der Erzählung darunter leidet. Man steht oft einem Gefühlschaos gegenüber, das zwar überaus wirkungsvoll und in der Stimmung fast zwingend dargestellt, aber nicht eigentlich künstlerisch überlegen gestaltet ist. Das erklärt wohl den nur erregenden und meist nicht recht befriedigenden Gesamteindruck der Novellen. Es spricht aber für Kaergels ursprüngliche dichterische Anlage und für die innere Einheit der Novellen, daß sich die unüberwundene Vielspältigkeit ihres seelischen Gehaltes auch in ihrer Sprechform unmittelbar zeigt. Strenge Schlichtheit und gewaltsame Eigentümlichkeit streiten im Stile um den Vorrang, der im Ganzen den Eindruck einer fast aufreizenden Ruhelosigkeit hinterläßt. Und trotz allem spürt man, daß Kaergel Eigenes erlebt und Eigenes zu sagen weiß, daß ihm zu einem reifen Werk vielleicht nur mehr innere Ruhe und Ausgeglichenheit fehlt. — Für reife Leser, aber auch nur für solche, können die Novellen empfohlen werden. H. J. Ho.

Koffka, Friedrich, Herr Oluf. Drama. Berlin, Reiß, 1919. (94 S.)

Nietzsche spricht einmal seine Verwunderung darüber aus, daß man als Gegenstand von Roman und Drama immer nur die Beziehungen zwischen Mann und Frau, nie die zwischen Freunden nehme. In Koffkas Drama Herr Oluf (nach der bekannten alt-dänischen Ballade) finden wir dieses Thema behandelt. Thomas, eine Künstlernatur, vielseitig, leidenschaftlich im Lieben und Hassen, hat lange Jahre in echter intensiver Freundschaft mit Andreas gelebt. Dann hat er die Liebe eines Mädchens gefunden, einer reinen und sich anschmiegenden Marianatur. Die Hochzeit

steht unmittelbar bevor. In der Nacht vorher weilt er, von Andreas veranlaßt, zum letzten Male im Kreise der Freunde, um Abschied zu nehmen. Der Gegensatz zwischen dem bisherigen genialisch-künstlerischen Leben und dem zukünftigen im behaglichen Kreis einer von ihm gegründeten Familie springt hervor, er wird von Andreas unter Beihilfe der Freunde scharf betont. Tief lebenswahr, erlebt wirkt das alles. Innere Geschehnisse von entscheidender Bedeutung sind es, die sich nur in den Seelen der Freunde abspielen, nur dem feinen Auge durch die Äußerlichkeiten hindurch sichtbar werden. Schließlich siegt der Freund über die Geliebte, die Freundschaft wird zur Tragödie, Thomas gibt sich selbst den Tod. — Die Unwahrscheinlichkeit eines solchen Ereignisses im Leben wird im Drama doch zur Notwendigkeit, die überzeugt, weil die seelischen Vorgänge mit hoher künstlerischer Meisterschaft zur Anschauung gebracht werden. Oe.

Reicke, Ilse, Der Weg nach Lohde. Berlin, Scherl, 1919. (306 S.) Geb. 9 M.

Der Roman versetzt uns in die Zeit Katharinas II. Die Heldin, eine Prinzessin von Braunschweig, deren Gemahl in russische Dienste tritt, ist die echte Verkörperung jenes höfischen Rokokos, anmutig, leichtsinnig, geistig gehaltlos, lebt nur der Gesellschaft und dem sinnlichen Vergnügen und geht auf entsetzliche Art zu Grunde. Das Herabsinken wird folgerichtig Schritt für Schritt geschildert. Die Charakterisierung ist namentlich in den beiden Hauptfiguren anschaulich und lebendig. Daneben dürfen einige Mängel nicht unerwähnt bleiben. Der historische Hintergrund ist nicht genügend mit der Handlung verwachsen, welche ebensogut an irgend einem Duodezhofe spielen könnte, wie an dem Katharinas. Auch die beiden Teile der Handlung, der Aufenthalt in Petersburg und der in Lohde, stehen in keinem lebendigen Zusammenhang. Die Darstellungsweise geht öfters ins Breite und ermangelt der Treffsicherheit in der Wahl ihrer Mittel. Dies gilt namentlich für den Punkt, der für weibliche Schriftsteller aus naheliegenden Gründen stets der mißlichste ist: die Schilderung des eigentlichen „Liebeslebens". Hier schwankt die Darstellung zwischen zu mattem und zu plumpem Ausdruck und verfällt leicht in jene sinnliche Rührseligkeit, die nicht zu den Mitteln ernsten schriftstellerischen Strebens zählt. Daß letzteres der Verfasserin eigen ist, beweist sie schon durch das eingehende Studium, das sie der Zeitgeschichte gewidmet hat. Im Ganzen ist das Werk eine tüchtige Talentprobe, die Gutes für die Zukunft verspricht. A. St.

Die Silbergäule. Eine radikale Bücherreihe. Dichtung, Graphik, Essai. Bd. 1ff. Hannover, Steegemann, 1920. Jeder Band 1,50 M.

Unter dem gemeinsamen Titel „Die Silbergäule" veröffentlicht der Verlag Paul Steegemann in Hannover eine „radikale Bücherreihe". Sie enthält Dichtungen, Essays, Graphik. Hervorragende Namen finden wir darunter wie Heinrich Mann (mit einer feinsinnigen spannenden Novelle „Der Sohn"), Kurt Hiller (über „Wynekens Erziehungslehre und der Aktivismus"), Kasimir Edschmid (mit Gedichten „Stehe von Lichtern geschmeichelt"), Heinrich Vogeler-Worpswede (mit kommunistischer Prosa), Otto Flake (mit einer Novelle „Wandlung"), Karl Hauptmann (mit wundervollen, in hymnischer Sprache abgefaßten Legenden) u. a. Aber auch Kurt Schwitters schnell berühmt, ja berüchtigt gewordene „Anna Blume" ist darunter. Es ist gewiß eine Sammlung, die einen umfänglichen Einblick in die Mentalität unserer neueren Dichter- und Schriftstellerwelt gestattet. Oe.

C. Kurze Anzeigen.

Coster, Charles de, Herr Halewyn. Leipzig, Matthes, 1920. (103 S.) Geb. 4,50 M.
Als 38. Zweifäusterdruck ist de Costers wilde Erzählung vom Herrn Halewyn erschienen, in ansprechender Ausstattung. Die Übersetzung ist von Dr. Odin, die Steinzeichnungen Otto Weigels dazu sind ausgezeichnet, dem phantastisch — kraftvoll — blutrünstigen Charakter des Buches angepaßt. Oe.

Löns, Hermann, Junglaub. Lieder und Gedichte. Hannover, Gersbach, 1919. (XV, 96 S.)
Dichtungen aus der Werdezeit von Löns, veröffentlicht von Friedrich Castelle. Natürlich erkennt man vielfach bereits die „Lönssche Art". Aber es ist auch viel übliche Jugendreimerei darunter, Alltägliches, dessen Bekanntgabe sich nur deshalb rechtfertigt, weil es eben von Löns ist. Oe.

Molo, Walter von, Die besten Erzählungen von Tolstoy. München, Langen [1920]. (XII, 217 S.) Geb. 5 M.
Wenn Walter von Molo eine Auswahl aus Tolstoys Erzählungen gibt, so kann man gewiß sein, daß wirklich nur gute Sachen genommen sind. Wir finden in dem Band vereint: „Sewastopol im Mai", „Eheglück", „Der Herr und sein Knecht", „Wo Liebe ist, da ist auch Gott". Auf wenigen Seiten schickt Molo eine Charakterisierung Tolstoyscher Erzählungskunst voraus, die reich und komprimiert im Gedankengehalt, glänzend in der Stilisierung ist. Oe.

Märchen, Kaukasische. Ausgew. u. übers. von A. Dirr. Jena, Diederichs, 1920. (XI, 294 S.) Geb. 15 M.
Die kaukasischen Märchen bilden einen Band der Märchen der Weltliteratur. Entzückende Sachen sind darunter, die von uns genau so genossen werden können wie unsere heimischen Märchen. Aber auch Fremdartiges, Wildphantastisches findet sich darin, für uns unverständlich, ungereimt; indessen wird das grad für Erwachsene das Interessantere sein. Oe.

Wiesenthal, Grete, Der Aufstieg. Aus dem Leben einer Tänzerin. Berlin, Rowohlt, 1919. (221 S.) Geh. 10 M., geb. 15 M.
Die berühmte Tänzerin erzählt ihr Leben, ihren Werdegang von Jugend auf, in behaglichem Plauderton, anspruchslos und ohne die üblichen Prätensionen und Eitelkeiten, der man sonst in derartiger Literatur regelmäßig begegnet. Sympathisch berührende Bilder von ihr schmücken das Buch. Oe.

D. Bibliographie des Volksbüchereiwesens und der allgemeinen Bildungspflege.

Einschlägige Drucksachen und Notizen
werden erbeten an den Leiter der Lübeckischen Stadtbibliothek Dr. W. Pieth.

1. Bildungspflege im allgemeinen.

Ackerknecht, Erwin. Militärische Bildungspflege. Bildungspflege Jahrg. 1, H. 8/9.

Bäuerle, Thdr. Die Ausgestaltung des freien Volksbildungswesens. Eine Sammelschrift. 88 S. (Schriften d. Vereins z. Förderung d. Volksbildung, Stuttgart, Bd. 2.)

Marr, Heinz. Grundfragen der Volksbildung. T. 1. Das Problem der Masse und und seine Bedeutung für unser Werk (23 S.) (Schriften des Vereins zur Förderung der Volksbildung, Stuttgart, Bd. 3.)

Pieth, Willy. Deutsche Reichskulturpolitik. Volkshochschulblätter 1920, H. 12

2. Bücherei und Bildungspflege.

Berchem, Mecht. Was liest unsere heranwachsende gewerbtätige Jugend? Die Bücherwelt 1920, H. 5.

Grundlagen und Ziele der Volksbücherei. Richtlinien eines auf der Tagung des Evang. Preßverbandes der Provinz Hannover gehaltenen Vortrages in: Volksbücherei und Volksbildung in Niedersachsen. 1. Jg. Nr. 4 (Beilage des „Niedersachsen").

Pieth, Willy. Buch und Bildungspflege als positives Mittel gegen die Schundliteratur. Die Trese, Lübeck, Colemann, 1920, H. 2.

Plate, O. Grenzen der Bücherhalle und ihr Verhältnis zur wissenschaftlichen Bibliothek. Bildungspflege Jg. 1, H. 8/9.

3. Einzelne Probleme der Bücherei.

Roderburg, A. Aufgaben und Ziele der Kinderlesehallen. Neue Bahnen: 1919, H. 11. Leipzig, F. Dürr.

— Erfahrungen mit einer Kinderlesehalle. Erziehung und Unterricht: 1919, Nr. 41. Hamm i. W., Breer & Thiemann.

— Jugendlektüre. Geschichte, Wesen und Wert der Jugendschrift. Einrichtung und Ausnutzung der Schülerbücherei. Münster i. W., Universitätsverlag Coppenrath, 1918. 3. Tausend.

— Jugendlektüre und Kinderlesehallen. Deutsche Arbeit: 1919, Heft 9. Cöln, Venloerwall 9.

— Kinderlesehallen. Der Wächter für Jugendschriften: 1919, Cöln, J. P. Bachem.

— Kinderlesehallen im Dienste der Jugendpflege. Zeitschrift für christliche Erziehungswissenschaft: 1919, H. 8. Paderborn, F. Schöningh.

— Die neue Zeit und die Aufgaben der Kinderlesehallen. Mit einem für Kinderlesehallen entworfenen Jugendschriftenverzeichnis. Halle a. S., H. Gesenius, 1920.

Heimbach, H. Für eine gemeinsame Statistik der deutschen Volksbüchereien. Blätter f. Volksbibliotheken. Jg. 1, H. 5/6.

Wangart, St. Die gegenwärtigen Strömungen im Buchhandel. Das Literarische Echo. Jg. 22, H. 21.

Wieser, Max. Die Kunst des Schreibens. Blätter f. Volksbibliotheken. Jg. 1, H. 5/6.

4. Büchereiwesen einzelner Länder, Städte, Vereine usw.

Hannover. — Lerche, Otto, u. Jacob, Karl H. Die wissenschaftlichen Anstalten Hannovers und die Volksbildungspflege. 4 Aufsätze über Grundfragen, Einrichtung und Arbeitsmöglichkeiten der Wissenschaft und des außerschulmäßigen Bildungswesens in Hannover. (31 S.) Hannover, Schmorl u. v. Seefeld, 1920.

— Lerche, Otto. Volksbibliotheken in Hannover. Forderungen und Anregungen. Ein kulturpolitisches Programm. (20 S.) Hannover, Schmorl u. v. Seefeld, 1919.

Hessen. Volksbildungsarbeit in Hessen. Versuch e. Darstellung d. bisher auf diesem Gebiet geleisteten Arbeit nebst Gedanken u. Anregungen. Bearb. u. hrsg. auf auf Grund einer Umfrage v. d. Zentralstelle z. Förderung d. Volksbildung u. Jugendpflege in Hessen. (90 S.) Darmstadt, Buchh. d. hess. Staatsverlages in Kommission, 1920.

Niedersachsen. Bildungsbrüderschaft. II. Aus praktischer Volkshochschularbeit in Niedersachsen. Von H. Peters, Hannover-Linden. Volksbücherei und Volksbildung in Niedersachsen. 1. Jg. Nr. 4 (Beil. des „Niedersachsen").

Kleine Mitteilungen.

Einen Lehrgang für Leiter volkstümlicher Büchereien veranstaltete die Büchereiberatungsstelle zu Frankfurt a. d. Oder in den Räumen des dortigen Volkshauses am 25.—28. Mai. Es hatten sich 64 Teilnehmer aus allen Teilen der Provinz Brandenburg eingefunden, die vom Regierungspräsidenten und von einem Vertreter der Stadt Frankfurt begrüßt wurden. Leiter der Veranstaltung war Stadtbibliothekar Plage-Frankfurt/Oder. Dieser sprach am ersten Tage über: „Begründung, Verwaltung und Geldwirtschaft der Bücherei". Am Nachmittag des gleichen Tages hielt Herr Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Roethe von der Universität Berlin einen ungemein fesselnden Vortrag über „Fontane und den märkischen Roman". Am 27. legte Herr Büchereidirektor Dr. Ackerknecht-Stettin an der Hand von treffenden Leitsätzen seine Forderungen hinsichtlich der „Gemeindlichen Bildungspflege" dar, die zuerst von ihm in diesem Umfange erhoben und bereits in vielen Gemeinden der Gegenstand zusammenfassender Bestrebungen der Bildungsfürsorge geworden sind. Der letzte Tag brachte einen tiefschürfenden Vortrag des Herrn Stadtbüchereirektors Prof. Dr. Fritz-Charlottenburg über „Die erzählende Literatur des Auslands in der Volksbücherei", in dem sich der Vortragende eingehend mit der Frage der Übersetzungen und den Verwendungsmöglichkeiten der Auslandsliteratur auseinandersetzte. An sämtliche Vorträge schlossen sich eingehende Aussprachen. An weiteren Veranstaltungen brachte die Tagung neben verschiedenen Führungen durch die Büchereien der Stadt Frankfurt einen volkstümlichen Vorleseabend unter der Leitung des Herrn Dr. Ackerknecht, der besonders den märkischen Dichtern Fontane, Wildenbruch, H. von Kleist, Gustav Schüler und Ina Seidel galt, und einen volkstümlichen Lichtspielabend unter der Leitung des Herrn Stadtbibliothekar Plage. Die Tagung schloß mit der Begründung eines „Verbandes märkischer Büchereien" der in erster Linie den wirtschaftlichen Zusammenschluß bezweckt. Eine vorläufige Satzung wurde genehmigt. Zum Vorsitzenden des Verbandes wurde Prof. Dr. Fritz-Charlottenburg gewählt, der auch weitere Beitrittserklärungen entgegennimmt.

Der Verein zur Verbreitung guter volkstümlicher Schriften (Berlin W 35, Lützowstr. 89/90) veröffentlicht im Maiheft (Nr. 3) 1920 seiner „Mitteilungen" ein Literarisches Preisausschreiben für gute Volkserzählungen.

Zunächst handelt es sich um kürzere Erzählungen im Umfange von etwa 6000—20000 Silben. Die Wahl des Stoffes und die Art der Behandlung wird in das freie Ermessen der Bearbeiter gestellt. Der Begriff der Volkserzählung ist nicht zu eng aufzufassen. Jede erziehliche oder belehrende Absicht ist zu vermeiden. Auch ausgesprochene Mundartdichtungen kommen nicht in Frage. Ob eine ernste oder heitere Form gewählt wird, — gefordert wird nur, daß der rechte Volkston getroffen wird, der die Seele des einfachen Mannes aus dem Volke mitschwingen läßt. Folgende Preise werden ausgesetzt: 1. Preis 3000 M., 2. Preis 1000 M., 3. bis 5. Preis je 500 M.

Das Preisrichteramt haben folgende Personen übernommen:

1. Dr. von Erdberg, Berlin; 2. Professor Niese, Berlin; 3. Wilhelm Poeck, Wittdün-Amrum; 4. Direktor Scheffen, Berlin; 5. Schriftleiter Verlagsbuchhändler Schinkel, Berlin; 6. Karl Strecker, Berlin.

Die mit Maschinenschrift herzustellenden Erzählungen sind an den Verein zur Verbreitung guter volkstümlicher Schriften, Berlin W 35, Lützowstraße 89/90 einzusenden, und zwar versehen mit einem Kennwort und begleitet von einem verschlossenen Briefumschlag, der mit dem Kennwort versehen ist, und in dem Namen und Anschrift des Bewerbers enthalten sind.

Die preisgekrönten Arbeiten gehen mit allen Urheber- und Verlagsrechten in den Besitz des Vereins über. Der Verein behält sich vor, von den nicht preisgekrönten Arbeiten die für seine Zwecke geeigneten nach Vereinbarung mit den Verfassern gegen ein angemessenes Entgelt zu erwerben. Nichtverwendbare Arbeiten werden zurückgesandt. Die preisgekrönten und angekauften Erzählungen werden in der vom Verein herausgegebenen Volkszeitschrift „Feierstunden" veröffentlicht und sollen später in Buchform als Sammlung von Volkserzählungen verbreitet werden.

Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung 1919/20. Die jüngste Entwicklung der Stiftung stand unter dem bestimmenden Eindruck der politischen und namentlich wirtschaftlichen Nöte.

Diese Nöte trafen naturgemäß am fühlbarsten die rein gemeinnützige Seite der Stiftungsarbeit, für die zu werben immer schwerer wurde, da die für ihre Wirksamkeit von jeher besonders interessierten Kreise des gebildeten Mittelstandes und Unternehmertums aus gleichen Ursachen mehr und mehr ausschalteten und gleichzeitig die Gebefreudigkeit der Staaten und Gemeinwesen merklich nachließ. Jedoch fließen die Spenden der deutschen Freistaaten seit Beginn des laufenden Jahres wieder erheblich reichlicher.

Die Abteilung Kriegsbuchtätigkeit hatte infolge der nur langsam heimkehrenden Kriegsgefangenen und durch die sich bildenden Reichswehr- und Freikorps-Formationen noch das ganze Jahr 1919, wenn auch in bescheidenem Umfange gegenüber den Kriegsjahren, zu tun, während die Bibliotheks-Abteilung und namentlich ihre für 1920 in Vorbereitung befindliche Bücherverteilung durch die wachsenden Herstellungs- und Anschaffungskosten der Bücher in ihrer Wirksamkeit arg behindert sind. Für 1919 konnten zwar wieder 1000 Volksbüchereien mit einer Verteilung aus eigenen und fremden Verlagsbeständen bedacht werden. 1920 wird dies indessen im wesentlichen nur mit der Beschränkung auf Bücher des eigenen Verlages möglich sein.

Am sichtbarsten litt unter den alles erschwerenden Zeitumständen der Verlag, so daß die für 1919 geplanten Neuausgaben erst im laufenden Jahre dem Erscheinen entgegengeführt werden können. Im übrigen war der Umsatz der Verlags-Abteilung, gemessen an den allgemeinen Verhältnissen, überraschend rege, wenn auch keinesfalls befriedigend; die Hochkonjunktur der auf das Buch als Liebesgabe mehr und mehr eingestellten letzten beiden Kriegsjahre kann und darf ja nicht zum Vergleich herangezogen werden.

Einen erfreulichen und stetigen Anstieg nahm die im September 1919 unter fachmännischer Leitung begründete Versandbuchhandlung, in deren Gründungsabsicht es liegt, den für das gemeinnützige Wirken der Stiftung unentbehrlichen Erträgen der Verlags-Abteilung weitere Mittel zuzuführen.

Trotz aller Erschwernisse nahm die Stiftung wesentliche Verbesserungen in der Ausstattung ihrer Verlagswerke vor. Wei.

Die Beratungsstelle für die Volksbibliotheken im Reg.-Bez. Düsseldorf, Düsseldorf, Duisburger Str. 81, die seit dem Tode ihres früheren Leiters Dr. E. Jaeschke nur vertretungsweise fortgeführt wurde, hat ihre Tätigkeit im vollen Umfange wieder aufgenommen. Dr. Victor Meyer-Eckhardt, Bibliothekar an den Städt. Bücher- und Lesehallen zu Düsseldorf, wurde durch Ministerialerlaß vom 18. November 1919 mit der Leitung beauftragt.

Aus den Jahresberichten.

Berlin. Dem 25. Jahresbericht der Öffentlichen Lesehalle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur (Rungestr. 25) entnehmen wir, daß in den verflossenen 25 Jahren mehr als 2 Millionen Besucher die Lesehalle aufsuchten und daß rund 152000 Leihkarten ausgestellt wurden. Trotz der Unruhen und Verkehrsstörungen hat die Lesehalle im Jahre 1919 50487 Besucher gezählt und 43318 Bücher entliehen. Sie richtet bei den täglich wachsenden Lasten und Unkosten an alle Freunde des freien Volksbildungswesens die dringende Bitte, der guten Sache eine tatkräftige Unterstützung weiter zu gewähren. (Postscheckkonto Direktor Paul Jaffé, 57356, Charlottenburg 5.)

Charlottenburg, Stadtbücherei (Städtische Volksbücherei). Im Geschäftsjahr 1919 waren in der Hauptbücherei und den drei Zweigstellen insgesamt tätig: der Stadtbibliothekar (als Leiter), 3 Bibliothekare, 8 Bibliotheksassistentinnen, 2 Bibliotheksgehilfen, 2 Hilfsarbeiter, 2 Hilfsarbeiterinnen, 6 Schreibhilfen, 3 Buchbinder, 4 Bibliotheksdiener, 1 Hauswart, außerdem verschiedene Aushilfskräfte zu vorübergehender Beschäftigung sowie 4 Praktikantinnen. Geöffnet waren die Hauptbücherei täglich von 8—1 und 4—9 Uhr (Bücherausgabe werktäglich von 12—1 und 4—9 Uhr), die Zweigstellen werktäglich von 4—8 Uhr. Kohlenmangels wegen mußte die Hauptbücherei im Winter längere Zeit geschlossen werden. Für Bücheranschaffungen einschließlich Bindekosten standen 39350 Mk. zur Verfügung. Als Zuwachs waren 3303 Bände zu verzeichnen. Gesamtbücherbestand am 31. 3. 1920: 72195 Bände. Im Lesesaal der Hauptbücherei lagen 179 Zeitschriften und 33 Tageszeitungen aus. Von den Lesern waren 6,68% ungelernte Arbeiter, 16,33% gelernte Arbeiter, 2,13% Dienst- und Aufwartepersonal, 5,82% Gewerbetreibende, 4,91% Leser mit akademischer Vorbildung, 11,35% mittlere Beamte, 3,61% untere Beamte, 0,78% Industrielle und Fabrikanten, 0,86% Militärpersonen, 3,13% Lehrer, 1,96% Schriftsteller und Künstler, 4,12% Studierende, 15,59% Gesellen, Gehilfen, Kontoristen, 10,63% Schüler und Seminaristen, 7,59% Lehrlinge, 4,25% ohne Berufsangabe, 0,16% Ausländer. Ausgeliehen wurden 312440 Bände (1918: 363216). Die Lesesäle benutzten insgesamt 149208 Personen. — Die der Stadtbücherei angeschlossene Musikbücherei des Berliner Tonkünstlervereins hatte am 31. 3. 1920 einen Bestand von 5790 Nummern. Die Entleihungen beliefen sich auf 18166 (14451) Nummern.

Hamburg, Öffentliche Bücherhalle. Die von der Patriotischen Gesellschaft begründete Öffentliche Bücherhalle sah am 2. Oktober 1920 auf ein zwanzigjähriges Bestehen zurück. Verliehen wurden von ihr im ganzen 26½ Millionen Bände. Der Höhepunkt der Benutzung fiel in das Jahr 1916 mit fast 2½ Millionen Büchern, seitdem ist die Benutzung zurückgegangen. (1919: 2079000 Bände.) Zum Teil läßt sich die Verminderung der Ausleihe aus der allmählichen Heraufsetzung der Einschreibe- und Stempelgebühr herleiten, die z. Zt. 1 Mk. für Erwachsene und 50 Pf. für Kinder beträgt. Die Rückkehr der Männer aus dem Felde bewirkte eine Steigerung der Benutzung der belehrenden Literatur um 63000 Bände. Aus der Musikabteilung wurden 6650 Bücher über Musik, 26400 Notenbände und 5300 Operntexte entnommen, aus der technischen Abteilung 53000 Bände. Die drei Lesezimmer wurden von 52000 Lesern (1918: 33000) benutzt. Der Hamburger Staat gewährte der Bücherhalle einen Zuschuß von 150000 Mk., für 1920 sind 320000 Mark beantragt. An Stelle des unerschwinglichen Neudrucks von Katalogen traten Auswahllisten. Mit einem Merkblatt und einem Aufruf gegen die Schundliteratur wurden gute Erfolge erzielt. Die sechs Kinderlesezimmer wurden im Winter 1918/19 von 27700 Kindern besucht, 1919/20 wegen der Kohlennot geschlossen.

Von der Deutschen Bücherei in Leipzig.

Die Schwierigkeiten, die sich durch die Zeitverhältnisse in der Frage der Erhaltung der Deutschen Bücherei ergeben haben und auch Erörterungen in der Öffentlichkeit zur Folge hatten, veranlaßten den Geschäftsführenden Ausschuß der Deutschen Bücherei zur Einberufung einer außerordentlichen Sitzung des Verwaltungsrates unter Hinzuziehung des Beirates für Bibliotheksangelegenheiten in Preußen und des Vorstandes des Vereins Deutscher Bibliothekare. In dieser Sitzung wurde folgende Erklärung von berufener bibliothekarischer Seite vorgelegt:

Die Deutsche Bücherei ist wie alle wissenschaftlichen Anstalten Deutschlands in so schwere Bedrängnis geraten, daß ihr Weiterbestehen gefährdet ist. Als Abhilfe ist ihre Verschmelzung mit der Leipziger Universitätsbibliothek vorgeschlagen worden. Demgegenüber müssen die am 24. August 1920 in Leipzig versammelten Vertreter des wissenschaftlichen Bibliothekswesens, insbesondere des Vereins Deutscher Bibliothekare und des Beirates für Bibliotheksangelegenheiten in Preußen nach eingehender Prüfung der allgemeinen wie der örtlichen Verhältnisse den Gedanken einer solchen Verschmelzung im Interesse beider Anstalten entschieden ablehnen.

Vielmehr sprechen sie in voller Würdigung der bisherigen Leistungen der Deutschen Bücherei wie der ihr künftig zur Förderung des ganzen deutschen Bibliothekswesens zuzuwendenden Aufgaben die Überzeugung aus, daß die Deutsche Bücherei als selbständige Anstalt unbedingt erhalten werden muß.

Geh. Hofrat Dr. Boysen, Direktor der Universitätsbibliothek Leipzig;
Dr. Fick, Abteilungsdirektor der Preußischen Staatsbibliothek Berlin;
Hofrat Dr. Frankfurter, Direktor der Universitätsbibliothek Wien;
Professor Dr. Längin, Direktor der Landesbibliothek Karlsruhe;
Geheimrat Dr. Milkau, Direktor der Universitätsbibliothek Breslau;
Professor Dr. Minde-Pouet, Direktor der Deutschen Bücherei in Leipzig;
Dr. Naetebus, Direktor der Universitätsbibliothek Berlin;
Geheimrat Dr. Paalzow, Abteilungsdirektor der Preußischen Staatsbibliothek Berlin;
Dr. von Rath, Direktor der Bibliothek des Reichsgerichts Leipzig;
Dr. Schmidt, Direktor der Landesbibliothek Darmstadt;
Geheimer Rat Dr. Schnorr von Carolsfeld, Generaldirektor der Bayerischen Staatsbibliothek München;
Geheimrat Dr. Schwenke, Erster Direktor der Preußischen Staatsbibliothek Berlin.

An den Reichspräsidenten, den Reichskanzler und die zuständigen Reichsminister wurde folgendes Telegramm geschickt:

Die am 24. August in der Deutschen Bücherei versammelten Vertreter des Verwaltungsrates der Deutschen Bücherei, des Beirates für Bibliotheksangelegenheiten in Preußen, der wissenschaftlichen Bibliotheken und des Vereins Deutscher Bibliothekare begrüßen mit aufrichtigem Dank das Interesse, das der Herr Reichspräsident der Deutschen Bücherei gezeigt hat, und sind einmütig der Auffassung, daß die Deutsche Bücherei im Interesse sämtlicher deutschen Bibliotheken erhalten werden muß, daß die Aufgaben dieser Kulturinstitute nur durch die Deutsche Bücherei in der wirtschaftlichsten Weise durchgeführt werden können, und daß Reich, Staat und Stadt zur restlosen Durchführung ihrer großen kulturellen und wirtschaftlich-praktischen Aufgaben die erforderlichen Mittel aufbringen müssen.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Blätter für Volksbibliotheken

Jahrgang 1 1920 Heft 10

Arno Holz und das neue Weltgefühl.*)

Von Johannes Thummerer, Leipzig.

Die Entwicklung der Lyrik in den letzten Jahrzehnten ist vor allem gekennzeichnet durch eine Erweiterung der Ichgrenzen, durch eine Art kosmischer Sympathie, eine Art Allerweltsteilnahme. Die Beengnis persönlichen Erlebens wurde mehr und mehr überflutet vom Geschehn der Außenwelt, das Bestreben, telepathisch die Entfernungen, den Raum zu überwinden und die Flugkraft des Gefühls und Geistes über die Schranken nächster räumlicher, körperlicher Begrenzungen hinwegzulenken, siegte über die narzißhafte Ichbetrachtung, und was früher nur dem Epiker und Dramatiker gegeben war: fremdes Schicksal in sich aufzunehmen und zu seinem eigenen umzuformen, das ward allmählich auch Wunsch und Wille des reinen Lyrikers.

Letzten Endes geht dieses Streben zurück auf die Romantik. Diese hatte zum erstenmal scharf dem Ich die Außenwelt gegenübergestellt, das Ichbewußtsein als höchste Entfaltung und Äußerung des Weltbewußtseins aufgefaßt und so im Einzel-Ich das Element der Weltseele gesehn, darin sich diese ihrer selbst bewußt wird und das Weltgeschehn widerspiegelt. Aber dies kosmische Gefühl der Romantiker verlor in der verträumten Hingabe an die vermenschlichende Beseelung von Einzeldingen ohne tiefere Beziehung zum Weltganzen den Blick für dieses, den Blick für die Unendlichkeit. Der romantische Trieb, überall, zwischen Mensch, Tier, Blume und Stern Analogien, Gemeinsamkeiten, Merkzeichen des All-Einen zu sehen, führte bald zur Spielerei, ja bei den Epigonen oft zur geschickten Mache. Und das konnte auch, sobald sich minder schöpferische Geister und der geschickt kombinierende Intellekt jener einmal in ihren wesentlichen Grundzügen festgelegten Naturauffassung zuwandten, gar nicht anders kommen. Zumal da die Natur innerhalb ihrer Sichtbarkeit begrenzt ist und eine wohl reiche, aber nicht unendliche Fülle von mehr oder minder deutlichen Erscheinungsformen darstellt, mußte sie in dem Maße, als diese Erscheinungsformen immer wieder von jener Auffassung aus betrachtet und dichterisch verwertet wurden, zu einem System überlieferter Symbole herabsinken, und ihre Verwendung als dichterisches Darstellungs- und Schmückmittel wurde nach und nach zu einer Sache der Routine.

---

*) Anläßlich dieses Aufsatzes sei besonders auf die Volksausgabe „Arno Holz, Das ausgewählte Werk", Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co., hingewiesen, die charakteristische Stücke aus des Dichters Dramen und aus seinen Gedichtwerken enthält.

Eine zweite noch stark romantische Phase des kosmischen Gefühls setzte mit Charles Baudelaire ein, der sich durch künstlich erzeugte Rauschzustände den Eintritt in das „paradis artificiel“ eines Allverwobenseins und in jenes Reich des schönen Wahns erzwingen wollte, darin die Grenzen von nah und fern durcheinanderrinnen und alle Sinne ein Sinn werden. Eine dritte Phase kam endlich mit dem Amerikaner Walt Whitman. Diese ist für unsere Zeit die wichtigste; denn gewiß wirkt die romantische Vermenschlichung der Natur auch heute noch in gutem und bestem Sinne nach und mancher feine Dichter weiß ihr einen schönen Schein von menschlicher Beseelung zu geben, der uns entzückt. Auch Baudelaire hat in dem Kreis um Mallarmé eine starke Nachfolge gefunden. Aber das neue Weltgefühl, das Weltgefühl unseres, des Maschinenzeitalters, des Zeitalters der Technik, der Flugapparate, der Industrie und Großstadtkultur steht dennoch ganz im Zeichen Walt Whitmans — wobei ich Whitman nicht als dichterische Einzelpersönlichkeit gefaßt wissen möchte, sondern mehr als erstes Anzeichen einer notwendigen Zeiterscheinung; als ersten Erkenner eines natürlichen, unromantischen Weltgefühls, dessen sich auch schöpferisch Geringere unbeeinflußt von ihm, ja ohne ihn zu kennen, bei uns zu gleicher Zeit hätten bewußt werden können, wäre unser europäisches Gefühlsleben nicht im Traditionellen, in dem altväterisch romantischen Behagen am „Sinnigen“ allzusehr und allzulange befangen gewesen.

Whitman, der scharfsehende Amerikaner mit dem selbstbewußten Pathos der Nüchternheit, dem freien, nicht auf einzelnes verstreuten Blick, durch keinerlei Vorurteile, Schwärmereien, subjektive Sympathien beengt, ein Mann ganz ohne lyrisches Steckenpferd, ohne ausgeklügelte oder von subjektiver Neigung aufgepäppelte Ideale, nur erfüllt von der einen Sehnsucht, das gesamte Erdendasein zu erfassen und zu begreifen — er wollte, konnte nicht bei der Natur stehen bleiben. Er mußte sehen, daß die Natur nicht das einzige Wunder auf Erden ist, obzwar sie ihm noch bei weitem mehr Schönheiten barg, als sich die ewig auf Vermenschlichung erpichten Romantiker träumen ließen, mußte sehen, daß es noch andere Dinge gab, Seltsamkeiten, Wunder, — unscheinbar und doch des Betrachtens und Besingens wert: Städte und Häuser, Schiffe, Maschinen, Menschen aller Art. Aber auch Qualen, Flüche, Krankheiten, tausenderlei Formen von Not und Sehnsucht. Und so unromantisch im überlieferten Sinn Whitman war, dies verfocht er dennoch: daß alles Wirkliche, das von der Natur wie das von Menschenhand Geschaffene, seine Wesenheit, seinen Bruchteil von Seele hat, der an des Menschen Seele brüderlich zu rühren vermag. Er glaubte gewissermaßen an eine Art Fluidum, ähnlich dem, was die Alten sich als Weltseele erträumten, an eine geheimnisvolle Kraft und Geistigkeit, die von Ding zu Ding, von Mensch zu Mensch strömt, funkengleich überspringt, eine Kraft, die dem einzelnen die Beziehung zum ganzen gibt, die fremdes vereint und den Willigen zum Bruder, Freund, Liebenden der ganzen Welt werden läßt. — — —

Der ungeheuere wirtschaftliche, technische, industrielle Aufschwung, den in den letzten Jahrzehnten Europa nahm, hat auch das einstmals idyllische Gesicht dieses Erdteils und die Lebensverhältnisse seiner Bewohner von Grund auf verändert. Deutschland zumal wurde aus einem bescheidenen Agrar- und Kleinhandelsland zu einem Industriestaat. An Stelle der kleinen und mittelgroßen Ortschaften traten die ungeheuren Sammelpunkte aller Kräfte, die Industriezentren und Großstädte. Sie rissen das Landvolk in ihren Bereich. Sie nahmen dem einzelnen seine Individualität, reihten ihn ein in die ungeheure Menge der Arbeits- und Schicksalsgenossen. Sie zwangen ihm seine beste Kraft im Dienst der Arbeit und des Arbeitenmüssens ab und schenkten ihm dafür völlig neue Lebensbedingungen, — Vergnügungen, über deren Kulturwert sich streiten läßt, Bedürfnisse, die der Landbewohner von einst sich kaum hätte träumen lassen. Die neue Zeit und das Reich, in dem ihre heißesten Schlachten ausgefochten wurden, die Stadt, stellten den Arbeitsmenschen auch sofort in Kampffront gegen die, die schon vorher da waren, die schon hatten, was jener noch nicht besaß: Reichtum, Geld, Machtmittel und damit bessere Lebensbedingungen. Ins Ungeheure wuchs zufolge der jäh sich hochentwickelnden kapitalistischen Weltkultur der Gegensatz zwischen Besitzenden und Besitzlosen, zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, ins Ungeheure wuchs die Macht der Masse hier wie dort, sie organisierte, vertrustete sich. Die Armut organisierte sich und der Reichtum schloß sich zusammen. Aber auch das Bestreben, einen Ausgleich zu schaffen, wurde eine Macht und schuf Einrichtungen von bewunderungswürdiger Größe.

Die Neuheit all dieser Lebensphänomene bedingte eine mähliche Verwandlung des Empfindungslebens; und im Dichter vor allem mußte sich dieses neue Empfindungsleben kristallisieren. In ihm mußte bewußt werden, was seine Mitwelt nur dumpf ahnte, unbewußt empfand und genoß, aber noch nicht in seinem Innersten begriff: das Wesen der neuen Zeit. Im Dichter mußte die Triebkraft des Allgemeinerlebens, das neue oder veränderte Lebensgefühl seiner Generation, das sich erst allmählich mit der Zeitentwicklung und in ihr bildet, wach werden. Nicht nur die innere Veranlagung, auch äußere Nötigung mußte hierbei von entscheidender Bedeutung sein. Denn weit mehr als der Dichter von einst steht der heutige im Kulturleben seiner Zeit. Er muß die Zentren der Städte durchwandern, er kann sich ihrem Getöse, dem Rhythmus ihrer Kraft, dem Anblick ihrer Energieentfaltungen, dem Wissen um die fast maschinenmäßige Beharrlichkeit, mit der sie neue Schicksale, neue Probleme, neue Konflikte, Berufe, Pläne, Menschenklassen und Bedürfnisse erzeugen, nicht entziehen; er muß erkennen, daß das moderne Leben andere Energien beseelen als die Postkutschenzeit von einst, er erlebt es täglich, stündlich an sich selber, daß der Rhythmus des Lebens gehetzter, fiebernder geworden ist, und er atmet mit der Luft um ihn her etwas ein, was dem älteren, weltentrückt-verträumten Dichter leicht fremd bleiben konnte: Kulturwissen, Kenntnis des Zeitlebens.

Freilich: Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß diese Zeit eine Zeit des Übergangs ist. Vielleicht werden sich die äußere und die geistige Form unseres Lebens in Zukunft noch viel rascher verändern, als dies bei der vorletzten Kulturepoche, der Zeit etwa vor 1870, der Fall war. Vielleicht wird die Menschheit, in einem Tempo von ungeheurer Raschheit aus einer Errungenschaft in die andere stürzend, schon in wenigen Jahren als altmodisch belächeln, was wir Menschen von heute und gestern noch bewundern. Und vielleicht wird der nächsten Generation das, worum wir heute alle kämpfen, und das, worum die heute im Zenith des Lebens stehende Generation gekämpft hat — vielleicht werden die Probleme, die dem Leben der letzten 50 Jahre unauslöschlich ins hartzermürbte Antlitz geschrieben sind, der Kampf um menschenwürdige Lebensbedingungen, der Kampf des Proletariats gegen das Kapital, der Kampf der Industrie mit der Agrarwirtschaft, der Kampf des Handwerks mit der Industrie, und dann die vergebliche Sehnsucht nach Vergeistigung, nach Abkehr von der entsetzlichen Öde dieses materialistischen Zeitalters, vielleicht wird einer künftigen Generation all dies wie ein böser Traum, wie ein mit den Maßstäben einer neuen Wirklichkeit nicht meßbares Trugbild erscheinen. Nur der Epiker wird dann das historisch Überkommene mit dem damaligen Lebensgefühl zu schildern unternehmen, kaum aber der Lyriker, dessen Seele wiederum nur mit dem Rhythmus seiner Zeit zu schwingen, zu vibrieren versteht. Und darum ist es unendlich wichtig, daß wir Dichter besitzen, die diese Zeit mit ihrem tollen Rhythmus, ihren Schönheiten, Widerlichkeiten und ihren Energieentfaltungen zu erfassen suchen, sie mit der ganzen Gewalt ihrer Gefühlswelt lieben oder hassen, begeistert bejahen oder anklagend verneinen, aber ihr keinesfalls gleichgültig gegenüberstehen.

Die Dichter, die diese Zeit, durchdrungen von einem neuen allumfassenden Weltgefühl, besungen haben, kann ich im Rahmen dieses kurzen Aufsatzes nicht im einzelnen behandeln. Ich glaube in dem Gesagten die wichtigsten Voraussetzungen ihrer Kunst gegeben zu haben, und will nun einen von ihnen herausgreifen, Arno Holz, auf den zunächst die genannten Voraussetzungen weniger zu passen scheinen als etwa auf Emile Verhaeren und seine zahlreichen deutschen Schüler. Denn Arno Holz hat niemals rein thematisch die einzelnen Erscheinungen der Großstadt besungen wie die Menge, das Geld, die Musikhallen, die Fabriken, den Aufruhr usw. Er gehört auch nicht —schon weil er älter ist — zu jenem Kreis junger Lyriker, die sich ein wenig selbstgefällig „die Dichter des neuen Pathos“ nennen, im Grunde aber völlig von Whitman und Verhaeren abhängig sind. Arno Holz stand vielmehr immer abseits von allen Cliquen, aber ein Dichter des neuen Zeit- und Weltgefühls bleibt und ist er trotzdem; und zwar vor allem in seinem großen symphonischen Weltgedicht „Phantasus“. Es soll im folgenden nur von der Idee und dem Gedankengehalt dieser Dichtung gesprochen werden, nicht aber von seiner höchst eigenartigen Form. Als Theoretiker und fanatischer Verfechter einer neuen, nicht an die

Silbenzahlen gebundenen Versrhythmik ist Holz ja bekannt[1]). Sein erster Gedichtband „Buch der Zeit, Lieder eines Modernen“ (1885) kann als Auftakt zum „Phantasus“ gelten. Schon hier, als junger Mensch von zwanzig Jahren, ist der Dichter bestrebt, das moderne Leben lyrisch zu erfassen. Hönisch ruft er in dem einleitenden Gedicht, das ich bruchstückweise zitiere, seinen lyrischen Kollegen zu:

Noch sproßt der Bart mir nicht ums Kinn,
auch weiß ich, hört mich, ihr Teutonen,
daß unter allen Epigonen
just ich der allerletzte bin.

Doch laßts mich trotzdem euch gestehn:
Ihr jammert mich, ihr armen Dichter,
ihr Groschen- und ihr Dreierlichter,
von denen zwölf aufs Dutzend gehn.

Ihr stöhnt verzweifelt: Der Bien muß!
und ampelt krampfhaft an der Leiter,
doch ach, ihr kommt und kommt nicht weiter,
wie weiland Fausti Famulus.

Seht, das ist eure Quintessenz,
ihr fliedersüßen Lenzrhapsoden:
Ihr macht mit Hymnen und mit Oden
den Nachtigallen Konkurrenz!

Ihr glaubt verblendet, Poesie
sei Lenznacht nur und Blütenschimmer,
ihr glaubt's verblendet und singt immer
ein und dieselbe Melodie.

Ihr dichtet jeden dritten Tag
ein hohes Lied auf eure Liebe,
reimt selbstverständlich darauf „Triebe“
und gebts dann schleunigst in Verlag . . .

Und kauft man sich dann das Idol,
dann sind's die alten tauben Nüsse,
die längst ergossenen Ergüsse,
der aufgewärmte Sauerkohl.

Von Wein und Wandern, Stern und Mond,
vom „Rauschebächlein“, vom „Blauveilchen“,
von „Küßmichmal“ und „Warteinweilchen“,
von „Liebe, die auf Wolken thront“! . . .

---

[1]) Über diese neue Rhythmik, die Holz selbst als eine revolutionäre Tat bezeichnet, hat er in der Zeitschrift für Bücherfreunde (Jg. 1919) eine Aufsatzreihe veröffentlicht.

Ich aber mag nicht, laß wie ihr,
das Pfund, das Gott mir gab, verwalten,
ich will hoch über mir entfalten
der Neuzeit junges Lenzpanier.

Ich lache, wollt ihr blöden Blicks
verjährten Tand modern staffieren
und himmelbläulich phantasieren
vom Waldgnom und vom Wassernix . . .

Nein, mitten nur im Volksgewühl,
beim Ausblick auf die großen Städte,
beim Klang der Telegraphendrähte
ergießt ins Wort sich mein Gefühl.

Dann glaubt mein Ohr, es hört den Tritt
von vorwärtsrückenden Kolonnen,
und eine Schlacht seh ich gewonnen,
wie sie kein Feldherr noch erstritt.

Doch gilt sie keiner Dynastie,
auch kämpft sie nicht mit Schwert und Keule —
Galvanis Draht und Voltas Säule
lenkt funkensprühend das Genie.

Konsequent ist nun freilich Holz in diesem programmatischen Gedichtband nicht.

Aber Ziel und Richtung seines geistigen Entwicklungsganges sind trotz vieler Rückfälle ins lyrische Epigonentum hier schon bemerkbar, und vor allem: er war sich hier bereits seiner Aufgabe bewußt, der Dichter der neuen Zeit und eines Weltbildes im Sinne der neue Zeit zu werden. Eine Erfüllung konnte das Erstlingswerk des jungen Dichters in dieser Hinsicht nicht sein, sondern nur eine Verheißung, ein Programm, ein unbewußter Auftakt. Aber des Dichters späteres Schaffen hat gehalten, was er versprach. Sein Zyklus „Berlin, Die Wende einer Zeit in Dramen" und sein „Phantasus" sind Weltbilder, die die Skala — man kann fast sagen — aller Probleme, die das Leben dem Menschen auferlegt, enthalten — dort in dramatischer Zusammenballung, aber auf einzelne Gestalten und eine komplizierte Handlung verteilt — hier im Phantasus, in die Seele eines einzelnen Menschen, eben des Dichters verlegt, der, erfüllt von einem Weltgefühl höchster Steigerung, das gesamte Weltgeschehen innerlich wiedererlebt und erleidet. Wir wollen hier nur vom „Phantasus"*) sprechen. Über die Grundidee dieser größten lyrischen Symphonie der modernen Literatur sagt der Dichter selbst in dem schon erwähnten Aufsatz in der Zeitschrift für Bücherfreunde: „Ich gestalte und forme die ‚Welt', wenn

*) Der „Phantasus" ist in einer monumentalen Ausgabe im Inselverlag, Leipzig, erschienen.

es mir gelingt, den Abglanz zu spiegeln, den sie mir in die ‚Seele' geworfen! Und je reicher, je mannigfaltiger, je vielfarbiger ich das tue, um so treuer, um so tiefer, um so machtvoller wird mein Werk". Und an Karl Hans Strobl schrieb er schon im Jahre 1900: „Das letzte ‚Geheimnis' der von mir in ihrem untersten Fundament bereits angedeuteten Phantasuskomposition besteht im wesentlichen darin, daß ich mich unaufhörlich in die heterogensten Dinge und Gestalten zerlege. Wie ich vor meiner Geburt die ganze physische Entwicklung meiner Spezies durchgemacht habe, wenigstens in ihren Hauptstadien, so seit meiner Geburt ihre psychische. Ich war ‚alles' und die Relikte davon liegen ebenso zahlreich wie kunterbunt in mir aufgespeichert".

Man kann diese Auffassung als naturwissenschaftlich bezeichnen, und sie bietet ein gutes Argument dafür, wie sehr sich der Naturalismus von der Naturwissenschaft, besonders von den Lehren Darwins und Haeckels befruchten ließ. Haeckels biogenetisches Grundgesetz lehrt: Die Ontogenie ist eine Wiederholung der Phylogenie, d. h. jedes Geschöpf macht bei seiner Lebenswerdung sämtliche Entwicklungsstadien seiner Gattung, seine ganze Stammesgeschichte durch. Neben dieser naturwissenschaftlichen Wahrheit hat die Grundidee des Phantasus vor allem Whitman befruchtet. Darauf wird noch zurück zu kommen sein. Zunächst eine kurze Analyse des Phantasus. Der Dichter beginnt, indem er von seinem vormenschlichen Dasein erzählt: „Sieben Billionen Jahre vor meiner Geburt war ich eine Schwertlilie. Dann fühlt er sich in die einzelnen Menschheitszustände der Urzeit hinein, lebt in einer Pfahlbaute, in einem Urwaldstrom; er jagt, ein Tartarenfürst, auf vereister Tibetsteppe mit geschwungenem Lasso. Dann durchlebt er wichtige Etappen der Welt- und Kulturgeschichte, die er in berückenden Bildern erstehen läßt. Er durchwandert als Harun al Raschid die Tigrishauptstadt Basra, er landet unter Hengist und Horsa an englischer Küste, er wandelt als Tochter Nabopolassars durch die heiligen Haine Babylons. Dann kommt eine Reihe Gedichte, die eigentlich entwicklungsgeschichtlich genommen, an früherer Stelle stehen müßten. Er macht die Stadien der Tierwelt durch, ist Ichthyornis, Schuppenlolch, eine Rieseneidechse. Endlich kommt sein Geburtstag als Mensch, als Arno Holz, in einer norddeutschen Kleinstadt, und nun erzählt er in einer Reihe ganz wunderbarer Gedichte von seinen Kindheitsträumen. Dann reproduziert er das typische Leben eines jungen Mannes, Liebesglück, Ehe- und Vaterglück auf dem Lande, bescheidenes Kleinbürgerglück in der Großstadt. Und hier zumal kommt schon der soziale Einschlag zur Geltung, Anklage gegen die Zeit mit ihren künstlich verstärkten Gegensätzen von arm und reich, von Luxus und Not. Nach diesen Stücken, die stark autobiographisch wirken, kommt eine Reihe von orientalischen farbenglühenden Traumbildern, das Bild Salomes, die mit dem Haupt des Dichters tanzt, eine chinesische Frühlingslandschaft, und das gewaltigste, das den ganzen fünften Teil des Werkes faßt, das Märchen der 1002. Nacht. Es schildert in berückendsten, blühendsten, derbsten Farben ein wahrhaft pantagruelisches Zechgelage, bei dem

der Dichter die widerlichsten Gerichte verzehren muß, um die schöne Sultanstochter zu erringen.

Vom 6. Hauptstück ab sind die einzelnen Gedichte persönlicher gehalten, bricht stärkere Verbitterung durch. Die alten Götter werden noch einmal vorgezaubert, und dann der Christen- und Judengott. Höhnisch ruft ihm der Dichter zu: „Ich wollte, Du wärst; von Deinem goldenen Stuhl, mitten aus Deinem singenden Seraphimhimmel, an Deinem lächerlichen Judenbart risse ich Dich herunter und tunkte Dich in all den Jammer, in all das Elend, in die ganze Sauce . . ." Und dann läßt er den lieben Gott in Berlin vor der Nazarethkirche sitzen und betteln und in die nächste Destille humpeln, unerkannt, von spielenden Kindern umneckt.

Noch anklagender ist das 7. Hauptstück. Es schilt diese Zeit, die den krassesten Materialismus heraufbeschwor und, falschen Götzen untertan, des Dichters hartes Dulder- und Kämpferschicksal mit verschuldet hat. Aus den Göttern hat sie Etiketten und Reklamemarken gemacht, Luna ist ein Rasierapparat geworden, Merkur ein patentierter Kragenknopf, an den Litfaßsäulen preist man Kulturerrungenschaften an, die keine sind, unterdessen bettelt er, der Dichter, vergebens um Erfolg und kommt sich vor wie ein invalider Leierkastenmann. Und so singt er in einem seiner erschütterndsten Gedichte:

Immer wieder
quietscht es aus meinem Kasten.

Immer wieder klettern und ranken sich in die gequälte Luft
meine Lieder.

Das Publikum
drängt erbittert vorbei und hat Eile.

Unter der grünen Wolldecke, zwischen den blanken Orgelpfeifen,
blutig auf Porzellan gemalt,
betteln für mich meine Schlachten.

Sie belustigen nicht einmal die Kinder!

Der Schnee auf meiner Nase schmilzt,
mich schmerzt mein Stelzbein.

Aber es bleibt dem Dichter doch ein Recht, das ihm, dem Verkannten, in einer ärmlichen Dachstube Hockenden niemand nehmen kann, das Recht und die Macht, Gericht zu sitzen über diese Welt und sie sich nach seinem Wunsch neu im Geiste zu formen. Er zerrt schonungslos die heiligsten Idole von ihren Piedestalen, er höhnt die heiligsten Cliquengefühle seines Zeitalters, er lacht der erfolggekrönten Literaturgreise, die ihn, Strohkronen auf ihren Schädeln, geifernd anklagen: „Du hast unsere Tropfsteinstühle bespien. Du hast über unsere Gesäßschwielen gelacht. Du hast unsere Exkremente nicht verehrt". Den Kreuzweg des Künstlers, der gegen eine Welt von Feinden anrennt,

durchleidet er, und dann erträumt er sich einen stolzen Erfolg, den Erfolg seiner Tragödie „Ignorabimus“.

Und jubelt:

Sieben Jahre
lag ich im Kohlenkeller!
Sieben Jahre
zerkleinerten liebevolle Leute
auf meinem Buckel
ihr Brennholz!
Sieben Jahre!
Ich prüfe tastend meine Glieder.
Keins kaputt!

„Hurrah, hurrah! Ich kann noch tanzen!“
„Durch!!!“ „Durch!!!“ ... „Durch!!!“ ... „Durch!!!“

Aber es war nur ein Traum, am andern Morgen — und das ist übrigens Tatsache — steht in den Zeitungen zu lesen, daß seine Tragödie ein Bierulk sei. Und dennoch, er dünkt sich der reichste Mann der Welt zu sein, da er stolz von sich sagt: „Ich überträume alle Träumer“. Zu seinem fünfundzwanzigsten Jubiläum als deutscher Dichter lädt er sich alle Götter zu Gaste, dazu die größten Künstler aller Zeiten. Ein prunkvolles Fest wird gefeiert, der Dichter schildert es in den glühendsten Farben, durch die wehmütige Ironie schimmert, und der Schluß ist dann wieder, ganz wehe Erkenntnis der eigenen Ärmlichkeit, die sein Erdenlos bisher war.

„Der Saal verbraust,
ich fühle aller Augen auf mir in meinem purpuren Ehrensitz,

Aus der Kuppel,
langsam,
durch perlmutterglänzende Wölkchen,
fallen,
kleine, feine,
blasse
Blütensterne.

Hungerblümchen!

Geflügelte Engelsköpfchen
singen,
Mozart dirigiert:

‚... unter wehenden Blumen blüht tausend Trost. Vergiß! Vergiß!...‘

Tränen
rollen mir in den Fünfundsiebzigpfennigschlips mit dem japanischen Drachenmotiv.“

Endlich das Schlußstück, aus dem der Sinn des ganzen am klarsten erhellt.

Ich zitiere einen charakteristischen Teil daraus:

„Nichts,
nichts, nichts . . . war mir fremd!
Nichts,
nichts, nichts,
was mich nicht in seiner blühend lautern,
herrlichst makellos lichten Süße
schauernd übergnadete,
nichts,
nichts, nichts,
was mich nicht schreckstarr, schlotternd und entsetzensfahl,
finster,
bis in seinen heimtückisch mahlstrudelnd tiefsten,
grausam teuflischst innersten,
erzverrucht untersten
Schuldschlund
zog!

Man segnete mich, man fluchte mir,
man jubelte Hosianna,
man höhnte mich,
man spie mich an, man kniete vor mir,
man küßte anbetend inbrünstig verzückt meine gesalbten, heiligen,
gebenedeiten Füße,
schwenkte jauchzend wehende Palmen,
verriet mich
und
kreuzigte mich dann!

In meinen ungezählt hundertmalhundertmalhunderttausend
labyrinthischst myrionenfach verschlungnen,
irdischen, grausigen Todleben
zum letzten,
seligsten und bittersten mal!

Dunkel,
hinter mir,
liegt nun die Welt.

Für ewig und immer!
Ein übler, trügerischer und erloschner Höllenhimmel,
eine irre, wirre, flirre Nebelwüste, eine schale, kahle,
fahl verblichne Schattenlandschaft!

Höher und höher
strebt
mein Geist,

läutert sich, erlöst sich
hebt sich,
verschwebt sich, verwebt sich
ins All!

Mein Staub
verstob
wie ein Stern
strahlt mein Gedächtnis!

Dieses resümierende Schlußstück offenbart am deutlichsten die Endabsicht des Dichters. Er wollte, wie er in dem schon erwähnten Aufsatz in der Zeitschrift für Bücherfreunde sagt „Die Autobiographie einer Seele", des Schaffenden, des Dichtenden, des Künstlers geben, der als der letzte gesteigertste Menschheitstyp hingestellt wird, und durch den in irgend einer „Beziehung", in irgend einem „Betracht", mit gleicher Intensität „alles" geht: „alle Qual, alle Angst, alle Not, alle Klage, alle Plage, alle Wonnen, alle Verzücktheiten, alle Jubel, alle Ekstase, aller Entrücktheiten! Nicht nur seine eigenen, sondern die der ganzen Menschheit! In allen Formen, unter allen „Verkleidungen", durch alle Zonen, aus allen Zeiten!"

Die Abhängigkeit dieser Grundidee von Walt Whitman ist klar. Man kann Whitmans dichterische Absicht letzten Endes auf eine einfache Formel bringen: Alles sehen, alles hören, alles fühlen, alles sein. Diese vier sind das Grundelement seiner Dichtung, aus dem sich alle anderen Motive abzweigen. Er betont so die Auflösung der Einzelpersönlichkeit und ihres Sinnen- und Gefühlslebens in die Gesamtheit des Welt- und Naturgeschehens und wird dem nicht durch einzelne kleine Impressionen gerecht, die nur dürftige, stückhafte Illustrationen seiner Absicht und seines Weltbildes wären, sondern indem er wirklich alles besingt, was an sein erstaunliches Erinnerungsvermögen und weitgespanntes Empfinden rührt. Da ist etwa eine Reihe Gedichte mit dem Grundmotiv „ich höre". Dies Grundmotiv wird gleich präludierend angeschlagen.

Jetzt will ich nichts tun, als lauschen,
damit das, was ich höre, in diesem
Lied erwachse, daß es sich
durch diese Klänge bereichere.

Und nun folgt eine lange Aufzählung:

Ich höre Jubellieder von Vögeln, Knistern des Weizens in seinem Wachstum, Schwatzen von Flammen, Knacken von Reisig, mit dem ich mein Mahl koche.
Ich höre den Ton, den ich liebe, den Ton der menschlichen Stimme;
Ich höre alle Töne ineinanderfließen, verbunden, verschmolzen oder in ihrer Aufeinanderfolge;
Leute der Stadt und Leute von außerhalb der Stadt,
Leute von Tag und Nacht.

Den Richter, der mit den Händen sein Pult preßt, während seine
bleichen Lippen das Todesurteil verkünden;
Das Hoiho! der Packer, die auf den Werften die Schiffe ausladen;
den Kehrreim derer, welche den Anker lichten,
Das Läuten der Sturmglocken . . .*)

Sehr zahlreich sind bei Whitman auch die Gedichte mit dem Grundmotiv: Alles fühlen, Alles sein. Da meint er etwa, es wären allenthalben in Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, in allen Fernen Menschen voll Kümmernis und Sehnsucht. Und ihm ist, als ob er diese Menschen alle kennte, als ob er sich zu ihnen hingezogen fühlte; und er singt so den Fremdling an und fühlt sich vom Wesen dessen berührt, der ungekannt an ihm vorübergeht. Stimmen aller nur erdenklichen Menschen und Lebewesen gehen durch ihn, Stimmen von Kranken, von Verzweifelten, Dieben, Krüppeln, Räubern, Verrückten, Verachteten. Er hat Raum und Zeit überwunden, er ist überall und in allem:

„Meine Bande und mein Ballast fallen von mir ab,
meine Ellbogen rühren an Meerbuchten,
An Gebirgen streif' ich hin, meine Handflächen bedecken Kontinente.
Ich gehe mit meinem Traum.
Unter den viereckigen Stadthäusern lagere ich, in Blockhäusern mit
Holzhändlern;
Chausseegleise entlang wand're ich hin, die trockene Schlucht entlang
und dem Bette des Bächleins.
Ich jäte meinen Zwiebelacker . . .
. . . lange schweifen meine Gedanken fern von mir,
wandeln über die alten Hügel von Judäa, der holde, gütige Gott
an meiner Seite;
Schweifen durch den Raum, durch den Himmel und die Gestirne . . .
Ich bin ein Freischärler; ich biwakiere bei den Wachtfeuern des
hereinbrechenden Feindes . . .
Ich bin der gehetzte Sklave; ich winde mich unter dem Biß der Hunde.
Qualen sind meine Kleiderwechsel,
Ich frage den Verwundeten nicht, wie er sich fühlt, ich werde selbst
der Verwundete;
Meine Wunden werden brandig, während ich auf den Stock gelehnt
beobachtete . . .
Ich nehme teil; sehe und höre alles . . ."

Es liegt nahe, daß solch prägnante Verse zu parodierender Erweiterung herausfordern. So finden sich dann auch bei den Dichtern des neuen Weltgefühls zahlreiche Entsprechungen, die deutlich erweisen, wie sehr ihnen die von Whitman überkommene Grundidee eines neuen allumfassenden Weltgefühls in Einzelmotive zerbröckelt. Eines der

*) Dies und das folgende Gedicht zitiert nach der vortrefflichen von Johannes Schlaf besorgten Übersetzung in Reclams Universalbibliothek.

treffendsten Beispiele ist Franz Werfel, der von seinen Freunden als der größte lyrische Former des neuen Weltgefühls ausgerufen wurde; er sagt in einem Gedicht „An den Leser“:

. . . ich habe alle Schicksale durchgemacht. Ich weiß
Das Gefühl von einsamen Harfenistinnen in Kurkapellen,
Das Gefühl von schüchternen Gouvernanten im fremden Familienkreis,
Das Gefühl von Debutanten, die sich zitternd vor den Souffleurkasten stellen.
Ich lebte im Walde, hatte ein Bahnhofamt,
Saß gebeugt über Kassabücher und bediente ungeduldige Gäste.
Als Heizer stand ich vor Kesseln, das Antlitz grell überflammt.
Und als Kuli aß ich Abfall und Küchenreste.

Arno Holz hat diese Gefahr überwunden, und das hebt ihn über die anderen Dichter des neuen Weltgefühls hinaus. Er schafft aus dem gleichen gesteigerten allumfassenden Empfindungsleben heraus, das die neue Zeit ihren Dichtern als Angebind schenkte, aber er verzettelt sein Empfindungsleben nicht an die Aktualität der Zeit allein, er bleibt nicht bei den Erscheinungen stehen, die diesem Zeitalter ihr Gepräge geben, sondern er sucht ihr Werden zu erfassen, die Zusammenhänge, die Evolution des Geistes, bis zu seinem letzten Haltepunkt, der die Gegenwart ist. Und er belebt aufs neue, was im Verlauf dieser Jahrhunderte dauernden Evolution abstarb und vergessen wurde. Diese Zeit ist ihm nur das Ende eines Anfanges, der unendlich weit zurückliegt, die letzte Polarität, um die das Weltgeschehen in einem gewaltigen Panorama sich auftut, ein gewaltiges Zentrum, um das Gewesenes wie Gestirne kreist.

Aber die Welt wird in diesem Gedicht erst so groß und gewaltig durch den Dichter, der sie so sieht, den Regenbogen seines Gefühls über das Gestern, Heute und Morgen spannt und die unendliche Vielfalt des Weltgeschehens in den unendlich aufnahmefähigen Spiegel seiner Seele zwingt. Und darum bedeutet diese einzigartige Dichtung zugleich den Triumph des Geistes über die Realität. Freilich nicht im Sinne des Expressionismus. Denn Holz will ja bloß die Welt, sie geistig nachschaffend, sich zu eigen machen, keinesfalls sie verändern. Er will keine Entwirklichung. Die Materie, das tatsächlich Gegebene, so wie es ihm die Geschichte der Menschheit und die Zeit als Erkenntnis zuträgt, ist die Grundlage seiner lyrischen Phantasien. Daher diese endlosen Katarakte von Eigenschaftswörtern, die den Eindruck höchster Farbigkeit erwecken sollen, daher auch dieses naturalistisch genaue Aneinanderreihen bunter Augenblicksbilder, die oft nichts als rhythmisch bewegte Beschreibungen wären, wenn nicht immer wieder die tiefe Ergriffenheit, Leidenschaft, Trauer, Seligkeit des Dichters durchzitterte.

Holz' Weltgefühl ist somit nicht ex-, sondern impressionistisch. Es blüht nicht in der verdünnten Luft des absolut Geistigen, sondern in der Wirklichkeit, und es wird nicht von vagen Begriffsverwilderungen, sondern von klaren Erkenntnissen gespeist.

Diese Feststellung scheint mir notwendig, weil Holz neuerdings — wenigstens in bezug auf seine neue Rhythmik — als ein Wegbahner des Expressionismus hingestellt wird. Zum Expressionismus führt vom „Phantasus“ aus kein Weg. Wenn der Expressionismus, was wir ja heute noch nicht mit Sicherheit entscheiden können, wirklich die Kunst der Zukunft ist, dann wird man wohl den Phantasus als den Abschluß und Gipfel der vorexpressionistischen Kunstepoche bezeichnen können, als ein Weltbild, wie es sich in einem Menschen dieses Zeitalters malt, das uns die größten Entfaltungen menschlichen Wissens brachte, als ein Weltbild, herausgeboren aus einer unendlichen Freude am Erkennnen, am Schauen und Miterleben, — herausgeboren aus einer unendlichen Anteilnahme am Gesamtschicksal der Menschheit. Und so ist es zugleich auch der grandioseste Ausdruck der unendlich gesteigerten Vitalität, die das Leben des Menschen von heute durchpulst, — beschwingt von einem Rhythmus, gekleidet in eine Schönheit, die mit veralteten Schönheitsbegriffen, mit den Maßstäben einer überkommenen Ästhetik nicht meßbar ist.

Jahrelang mußte sich der Dichter des Phantasus den notwendigsten Unterhalt durch Herstellung von Kinderspielzeug schaffen, noch bis vor kurzem hauste er in einer ärmlichen Dachwohnung. Sein Werk wurde wohl von manchen in den Himmel gehoben, aber zugleich auch von vielen kurzsichtigen Kritikern und einer hämischen Revolverpresse in den Staub gezerrt. Er hat so die göttliche Komödie des Erdendaseins, die sein Phantasus schildert, wirklich, nicht nur in Träumen, durchlebt und durchlitten. Solches Schicksal macht ihn zu einer der ergreifendsten Gestalten der Literaturgeschichte. Möge eine spätere Zukunft gerechter, vorurteilsfreier über ihn richten, als es heute im Widerstreit der Meinungen möglich ist. Aber dies steht heute schon fest in seinem Charakterbild: Man nannte ihn einen Vielwisser und geschickten Anempfinder, aber was nachschaffende Armut schien, ist schöpferischer Reichtum. Man nannte ihn einen Fanatiker ausgeklügelter Kunsttheorien, — aber er ist ein Seher. Man sagte ihm Gehässigkeit gegenüber seinen dichtenden Zeitgenossen nach, aber es war meist temperamentvoller Wille zur Gerechtigkeit; man warf ihm Größenwahn vor, aber es war fast immer nur ein stolzes, gerechtfertigtes Selbstbewußtsein. Und man empfand seine Verachtung gegenüber den Reklamegrößen der Literatur als Verachtung der Kunst, aber es war gewöhnlich — Liebe.

Die goldene Legende der Volksbibliothekare.

Von Hans Heimbach.

(Fachkunde der Bücherhalle Nr. 4.)

In der ganzen Kulturwelt sieht man seit Jahrzehnten das Volksbüchereiwesen als einen mächtig aufschießenden Ast am Baume des Büchereiwesens sich frei entfalten, und trotzdem gibt es immer noch so manche, sogar recht gelehrte Leute, die es gänzlich verkennen. Zum Teil liegt das wohl in dem etwas trübseligen und almosenhaften Ur-

sprung des Volksbüchereiwesens, zum Teil verkennt man die erste Silbe in dem Worte Volksbücherei. Man weiß eben noch nicht allgemein, daß die Volksbücherei keine Klassenbücherei ist, weder für eine obere noch für eine mittlere oder untere Klasse. Wenn letztere unter ihren Besuchern am reichlichsten vertreten ist, so liegt das am allgemeinen Bevölkerungsaufbau, den die Benutzer der Volksbücherei in ihrer Gesamtheit ebenso spiegeln wie die Benutzer der Straßenbahn, der Postämter oder die Besucher der Kaufhäuser. Die Volksbücherei ist auch nicht auf einen bestimmten Bildungsgrad eingestellt. Wenn sie dem Schlichtgebildeten alles bietet, so leistet sie doch auch dem Hochgebildeten das, was nicht gerade zum besonderen Handwerkszeug eines gelehrten Berufes gehört. Sie dient dem ganzen Volk und ergänzt jede vorhandene Bibliothek, die eine nach der Tiefe, die andere nach der Höhe, die meisten nach der Breite, und als eine ihrer besonderen Aufgaben sieht sie es an, den Genuß der schönen Literatur zu vermitteln. In der Bewertung dieser letzteren Tätigkeit liegt nun eine weitere Quelle schiefer Beurteilung der Volksbüchereien, aber nicht ohne eine gewisse Schuld der Volksbibliothekare selbst. Gewiß lag es sehr nahe, diejenige Ausleihetätigkeit, welche auch jetzt noch wohl überall mehr als die Hälfte der Ausleihungen umfaßt, als den Kern der eigentlichen Volksbibliothekartätigkeit anzusehen, und es kann gegen eine solche Annahme, so weit sie sich eben nur auf Zahlen gründet, nicht viel eingewendet werden. Anders aber liegen die Verhältnisse, wenn noch eine besondere Theorie aufgestellt wird, welche das Ausleihen von schöner Literatur zu einem Geschäft macht, bei dem ganz ungewöhnliche Fähigkeiten des Ausleihers ganz wunderbare Bildungserfolge bei dem Entleiher zeitigen, während doch alle nüchternen Beobachter darin einig sind, daß die schöne Literatur nur zum kleinen Teile so genossen wird, daß sie Bildung hebend wirkt, während sie zum großen Teile der einfachen Schmökerei dient. Menschlich begreiflich ist es ja, daß so mancher Volksbibliothekar es nicht zugeben will, daß ein großer Teil des Schalterdienstes in lauter Handlangerarbeit für ein bloßes Unterhaltungsbedürfnis besteht, und daß gerade der eifrige Volksbibliothekar sich ein legendenhaftes Bild von dieser seiner Tätigkeit vorgaukeln läßt, das ihn erhebt und stärkt, und daß er diese ihm so liebe, diese goldene Legende verteidigt und verficht, als seinen eigentlichen Berufsglauben. Der Inhalt dieser goldenen Legende ist nun der, daß durch fortgesetzte Lektüre schöner Literatur die ästhetische Reife und das Verständnis des Lesers gehoben werden könne, wenn ein Leiter da ist, der diese Lektüre richtig auswählt. Dieser Leiter ist der Volksbibliothekar, der sich am Schalter seinen Mann anguckt und rasch ein geeignetes Buch für ihn findet, das dieser verstehen und mit einem gewissen ästhetischen Genuß lesen kann. Bringt dann der Leser das Buch zurück, so weiß der Volksbibliothekar, daß nun sein Leser an ästhetischer Reife gewachsen ist und ein Buch bekommen kann, das schwerer zu verstehen ist und höheren ästhetischen Genuß bietet. Nach beiden Richtungen hin liest sich nun der Leser wieder ein Stück höher hinauf usf. usf.

Nun wird man ja schon auf Grund der psychologischen Seite des ästhetischen Erlebnisses einwenden müssen, daß die Steigerung der ästhetischen Bildung nicht unbegrenzt stattfinden könne, ohne daß die Grundlagen der allgemeinen Bildung mit wachsen. Diese allgemeine Bildung kann aber doch nicht in genügender Weise so nebenbei aus der Lektüre der Dichtungen fließen. Jedoch sollen diese theoretischen Einwände hier gar nicht in den Vordergrund geschoben werden, sondern es soll nur gefragt werden, ob ein solches Verhältnis zwischen Leser und Bibliothekar, wie es die goldene Legende voraussetzt, überhaupt möglich ist.

Man stelle sich nur einmal das Bild eines Schalterbeamten vor, wie er in unserem Falle gebraucht wird. Er muß ein Menschen- und Seelenkenner ersten Ranges sein. Das Wenige, was ihm der gewollte und ungewollte Ausdruck des in der Kette der Entleiher stehenden Lesers sagt, in Verbindung mit der Einsicht in die Titel der Bücher, die der Entleiher bisher aus dieser Bücherei bezogen hat, das ist der Grund, auf dem bauend er in kürzester Zeit seine Buchempfehlung bewirkt. Unendlich wenig ist hier gegeben und unendlich viel wird vermißt, z. B. daß der Leser nebenher aus anderen Bibliotheken oder von Bekannten usw. noch alles mögliche andere gelesen haben kann, daß ein großes Erlebnis in Liebe oder Leid, eine Reise, ein Berufsereignis, eine plötzliche Gedankenumstellung sein Leben für die nächste Zeit völlig aus den Gleisen geworfen haben kann, was wird damit? Aber zu diesen Schwierigkeiten im Entleiher kommen noch Schwierigkeiten im Ausleiher, in unserem Schalterbeamten selbst. Wir wollen einmal zugeben, daß es tiefer angelegte Menschen gibt, die mehrere Tausend Romane und Novellen gelesen haben, aber kann das selbst mit dem Rüstzeug so mancher im Gedächtnis behaltenen Kritik zu einer so sternenklaren Übersicht des Bücherschatzes geführt haben, daß der Schalterbeamte von der tausendfach wechselnden Bildungs- und Erlebnislage der vor ihm stehenden Entleiher ausgehend in jedem einzelnen und immer wieder einzigartigen Falle einen wirklich individualisierten Ratschlag geben kann oder liegt die Sache nicht vielmehr so, daß selbst der seelenkundigste und in den Büchern am besten bewanderte Schalterbeamte wegen der Dunkelheit der Fälle meistens auch nicht zu viel anderen Ergebnissen kommt als ein weniger Befähigter, der sich nur an das weitmaschige Netz von ein bis zwei Dutzend Begriffen halten kann, die er auf den Buchkarten findet, und die die Eignung des Buches für einige wenige Stufen und Gruppen des Alters, der Bildung, der Reife, des Inhaltes aussprechen?

Aber schon hört man den Einwand: „Wozu diese Konstruktion, wozu dieser fiktive Leser, dieser fiktive Schalterbeamte? Sehen wir denn nicht in unserer Praxis, daß ein Mensch durch unsere Leitung gefördert vom primitiven Lesegenuß sich aufschwingt zu verständnisvollem und ästhetisch reifem Urteil und Genuß?“ — Ja, wer erlebte dergleichen nicht, und wer würde die Kostbarkeit dieses Erlebnisses nicht tief empfinden und das Seine tun, um es zu fördern? Aber wie oft

erleben wir das, an wem erleben wir es, und inwieweit sind wir da Mitwirker oder Zuschauer? Zweifellos haben wir ein derartiges Erlebnis am ehesten gegenüber einem Leser, der sich noch auf aufsteigender Lebenskurve befindet, also in der Entfaltung seines Gefühls- und Willenslebens, in der Vermehrung seines Gedächtnisschatzes und seiner Assoziationen als natürliche Folge allgemein menschlicher, beruflicher oder wissenschaftlicher Entwicklung. Das typische Durchlaufen des so wohlbekannten Stufenbaues menschlichen Aufwärtsstrebens erzeugt durch seine verwirrende Fülle realer Denknotwendigkeiten ein steigendes Bedürfnis nach Entspannung, das sich um so leichter der Befriedigung durch das ästhetische Erlebnis zuwenden wird, je mehr die wachsende Fülle der seelischen Inhalte die Möglichkeit schafft, die Einfühlung in ein ästhetisch Gegebenes vorzunehmen, dessen Auswahl angesichts des Reichtums und der Schnelligkeit der inneren Entwicklung in ziemlich weitem Spielraum erfolgen kann. Dieses sind die dankbaren Fälle. Sie betreffen also mit wenig Ausnahmen, in denen bisher gehemmte ältere Personen nachträglich von einer Strömung geistiger Entwicklung erfaßt werden, immer das Alter bis zur Vollreife und, niemand bezweifelt es, immer nur eine kleine Auswahl aus dieser Altersklasse.

Die weitaus größte Schar der Leser ist aber für derartige Bemühungen undankbar, wenn nicht unzugänglich. Denn die Hauptmasse der Leser bietet in großen Volksbüchereien überall nahezu dasselbe, das wohlbekannte und so leicht übersichtliche Bild. Da wollen wir zwei Gruppen vorausnehmen, die der Bibliothekar, wenn er erst eine Strecke weit die Straße der Enttäuschungen gegangen ist, als ein harmloses und ungefährliches Übel einfach vegetieren lassen kann. Liebesgeschichten und immer wieder Liebesgeschichten, ab und zu ungeachtet aller Revolutionen eine Hofgeschichte, das ist das tägliche Brot der einen Gruppe, die in einer Art naiven Gefühlsüberschwanges dahinträumt, während die andere Gruppe vom Stoffhunger gejagt wird und die Seelenstimmung des Kinobesuchers durch die Literatur befriedigt sehen will. Nun aber kommt die dritte Gruppe, die Hauptgruppe, sie hat es stets sehr eilig, stets sehr wichtig und steht offenbar über der Bibliothek und der Weisheit ihrer Bibliothekare, denen gegenüber sie mit gönnerhaftem Bedauern das Fehlen höchst wünschenswerter Bücher feststellt. Sie ist überzeugt, daß der Bibliothek das fehlt, was man so das moderne Bewußtsein nennt, und was sie selbst als stolzen geistigen Besitz zur Schau trägt. Sieht man sich diese Leute, die sich aus fast allen Bildungs-, Standes- und Berufsklassen rekrutieren, näher an, so erkennt man leicht, daß ihr sogenanntes modernes Bewußtsein nichts ist, als ein Anflug aus der Kultur des Augenblickes aufgenommen von Schlagwortklebern und Paroleanbetern, die in einer Wolke von Meinungsstaub dahinleben, der um sie herum durch die Tagespresse, das Kino, Kaffeehaus- und Straßenerlebnisse, Vereins- und Standesdebatten aufgewirbelt wird. Solche Gefangene der Reklame und der zufälligen öffentlichen Meinung marschieren nun Tag für Tag in den großen

Volksbüchereien auf und fordern ausschließlich die Werke von ein paar Dutzend Schriftstellern, die weder den Kern unseres nationalen Wesens noch den großen Schritt der Kultur erkennen lassen, die niemand mehr lesen wird, wenn das geistige Weben, das uns jetzt umgibt, auch nur seine oberflächlichsten Kräuselungen geändert haben wird, die aber jetzt von der Gunst des Augenblickes getragen werden. Dabei soll durchaus nicht behauptet werden, daß diese Leute unfähig seien, auch ein Kunstwerk zu genießen, das in etwas zeitloserer Gestaltung sie zu reineren Höhen des ästhetischen Erlebnisses führen würde, aber sie sind dafür einfach nicht gestimmt. Sie würden ja sonst aufhören müssen, für jeden neuen Schrei ein Echo, für jede breite Geste eine Mitbewegung zu haben, wenn immer und irgendwo die Welt der Allzuvielen, das Reich der Tagesmode zu ihnen spricht. So sieht die herrschende Schicht unter den Lesern der schönen Literatur in den öffentlichen Büchereien aus und übt einen Druck aus, der zum Leidwesen der Büchereien wohl nie behoben werden kann. Wir können die Gründe aus dem Reich der Massenpsychologie hier nicht erörtern, die die Konstanz dieser Erscheinung verbürgen, und heben nur zusammenfassend hervor, daß der Hauptteil der Leser, welche in einer Volksbücherei schöne Literatur entleihen, der direkten hebenden Einwirkung des Bibliothekars sich entzieht und entziehen wird.

Daraus die Schlußfolgerung zu ziehen und den Schwerpunkt der bibliothekarischen Tätigkeit nicht mehr so überwiegend in das Gebiet der schönen Literatur fallen zu lassen, erfordert doch wohl die Logik. Nach wie vor wird freilich der Volksbibliothekar hier sattelfest sein und bleiben müssen. Er bleibt ein Hüter unersetzlicher geistiger Schätze und der Reinheit der Sprache, er bleibt der Mann, der für die Geschmacksbildung weiter Kreise maßgebend ist, und er bleibt der dankbar verehrte Leiter und Helfer derer, die aus der großen Masse der Allesleser sich hinaufführen lassen zu einer Stufe geläuterten ästhetischen Genusses. Aber der Volksbibliothekar muß noch viel mehr sein. Auch an sein Haus klopft, und vielleicht lauter als mancher ahnt, die Not unserer Zeit, namentlich auch unseres Volkes. Menschenökonomie zu treiben, die Menschen nicht nur zu zählen, sondern auch zu wägen, aus jedem zu machen, was aus ihm zu machen ist, das ist die eiserne Forderung der Stunde, und Psychologie und historischer Sinn, wirtschaftliches und technisches Verständnis, Schritt halten mit den raschen Fortschritten der Begabungsforschung und Berufsberatung, überhaupt Anteilnahme an allen Bestrebungen der nach der Schule sich entfaltenden Bildungs- und Wohlfahrtspflege, das ist das Rüstzeug, mit dem der Volksbibliothekar diesen neuen Forderungen neben den alten gerecht werden muß.

Die Herstellungskosten der Bücher im sozialistischen Zukunftsstaat.

Von Rolf Günther.

Wir sind noch nicht ganz im sozialistischen Zukunftsstaat angelangt, wenn wir uns auch auf dem Wege dahin befinden; nur in Sowjet-Rußland hat man eine bestimmte, nicht eben anmutende Art dieses Zukunftsbildes in die Wirklichkeit umgesetzt. Immerhin besteht die Absicht, auch andere Völker mit ähnlichen Segnungen zu beglücken, so daß es für jeden, dem das Geistesleben am Herzen liegt, von hohem Interesse ist, wie sich in einer so oder anders organisierten sozialistischen Gesellschaftsordnung das Verhältnis des Einzelnen und der Gesamtheit zum Buch gestalten wird.

Dafür gibt es nun eine *Fülle von Theorien.* Wie verschieden sich etwa die einzelnen Utopien dazu verhalten, ist ungemein lehrreich.

Es gibt Richtungen, die — wie Cabet dieses in seiner 1840 erschienenen „*Reise nach Ikarien*“ tat — sowohl die Herstellung wie das Lesen von Büchern unter die *schärfste Staatsaufsicht* stellen wollen. In Ikarien dürfen nur solche Bücher gedruckt werden, die von der *staatlichen Zensurbehörde* als dafür würdig anerkannt werden. Alle anderen müssen ungedruckt bleiben; oder, soweit sie schon gedruckt sind, verfallen sie der Vernichtung durch den Staat. Nur ein paar Exemplare dürfen — wie in einem Giftschrank — in der staatlichen Zentralbibliothek aufbewahrt werden, um dort wissenschaftlichen Forschungen zu dienen.

Cabet geht bekanntlich soweit, daß er auch die *gesamte Presse* diesem eisernen Zwang unterwirft: Zeitungen darf es für jede Provinz höchstens *eine* geben, außerdem für das ganze Land noch eine Nationalzeitung, natürlich ein absolutes Regierungsorgan. Den Provinzzeitungen ist aufs strengste verboten, irgend eine Maßnahme der Regierung zu kritisieren. Auch Gesetze und Verordnungen dürfen nur im Wortlaut mitgeteilt, aber nicht mit einem einzigen Wort der Kritik versehen werden. Denn das würde die Anordnungen des Staates abschwächen oder gar kritisieren — und das dürfte eine von so guten Absichten geleitete Regierung, wie die Regierung dieses Volksstaates, eben einfach nicht dulden . . . .

Andere Utopien halten sich von diesem äußersten Zwang gegenüber dem gedruckten Worte frei. Sie stellen sich also nicht auf, wie wir heute sagen würden, bolschewistischen Boden, sondern möchten die Freiheit der Persönlichkeit nicht grundsätzlich verbieten. Zu dieser *freieren Richtung* gehört vor allem *Bellamy*, der Verfasser der erfolgreichsten Utopie des letzten Menschenalters.

Unter den heutigen Verhältnissen ist es von Interesse, zu erfahren, wie er sich die *Herstellung von Büchern* denkt. Eine Zensur gibt es in seinem „Jahre 2000“ nicht, vielmehr darf jeder lesen was

ihm gefällt. Überhaupt ist Bellamy bemüht, den Bürgern seines Zukunftsstaates möglichst große Freiheit der Bewegung zu lassen, sie nicht in die spanischen Stiefeln eines rücksichtslosen Zwangs einzuschnüren, so daß er ihnen nicht von Staatswegen vorschreibt, wie viele und welche Güter der Einzelne (auch auf geistigem Gebiet) verbrauchen darf.

Fragt sich nur, wie dann neue Bücher gedruckt werden können? Das Problem der Bedarfsdeckung bestand für Bellamy darin, jedem Einzelnen nur ein bestimmtes Höchstmaß an Gütern zur Verfügung zu stellen, weil eben doch eine gerechte Verteilung des insgesamt von der Nation Erarbeiteten stattfinden soll — gleichzeitig aber ihm eine gewisse Freiheit der Auswahl zu lassen. Das glaubt er durch eine Art Knipskarten durchführen zu können, die dem Einzelnen etwa gestattet, einen Arzt zu nehmen, der ihm besonders zusagt, statt ihn an einen bestimmt vorgeschriebenen Arzt zu binden. Der Arzt knipst dann auf der Verbrauchskarte ein paar Löcher ein. Ebenso geschieht es im Theater; hätte es, als Bellamy seinen „Rückblick aus dem Jahre 2000" schrieb, schon Kinos gegeben, so hätte er diese besuchteste Stätte der Volksbildung oder vielmehr der Volksverblödung sicherlich ebenfalls nicht unerwähnt gelassen.

Wie aber soll es nun möglich sein, daß auf Grund eines Knipskartensystems neue Bücher gedruckt werden? Der sozialistische Staat Bellamys soll ja, weil die höchste Arbeitszeit, die man für die Gesellschaft zu leisten hat, sich auf acht Stunden beläuft, dem Einzelnen genügend freie Zeit lassen, seinen Neigungen zu leben. Wer sich unangenehmen Arbeiten widmet, dem wird die Arbeitszeit sogar erheblich herabgesetzt. Und sollte — so schreibt Bellamy an einer Stelle — die Arbeitszeit für eine besonders unangenehme Arbeitsart auch auf 10 Minuten täglicher Gesamtarbeit festgesetzt werden müssen, es würde sofort geschehen!

Wer also schriftstellerische Neigungen in sich verspürt, oder wer die Absicht hat, ein wissenschaftliches Werk zu schreiben, der würde in dem System Bellamys die nötige Zeit auch dann erübrigen können, wenn er keinen geistigen Beruf ausübt; wobei berücksichtigt werden muß, daß in den eigentlichen Dienststunden der geistigen Berufe sicherlich keine Zeit bleiben würde Bücher zu schreiben, so daß man dies nebenher tun müßte.

Ist nun ein Werk niedergeschrieben — auf wessen Kosten soll es gedruckt werden? Den Vorschlag, jedes fertiggestellte Manuskript etwa auf Staatskosten zu drucken, macht Bellamy natürlich nicht. Er ist sogar so menschlich, nicht etwa zu fordern, daß eine staatliche Zensurbehörde alle neuen Manuskripte lesen müsse. Vielmehr hat seine Zukunfts-Gesellschaft einen anderen Weg eingeschlagen. Sie hat ein Literaturamt eingerichtet (er nennt es Literarisches Büro), das selbstverständlich — wie alles andere in dieser neuen Gesellschaft — staatlich ist. Jedes Manuskript nun, das man diesem Literaturamt einreicht, wird gedruckt, sobald sich der Verfasser bereit erklärt, die Druckkosten aus eigenen Mitteln, d. h. eben mit gewissen

Abschnitten seiner Knipskarte, zu bestreiten. Dr. Leete, dem ja die ganze Erzählung über die Verhältnisse des Jahres 2000 in den Mund gelegt ist, erklärt dies folgendermaßen: „Er muß dafür bezahlen, daß ihm das Publikum ein williges Ohr leiht, und wenn er wirklich etwas Hörenswertes zu sagen hat, wird er es gern tun. Bestände bei uns eine Verschiedenheit des Einkommens wie in alter Zeit, so würden natürlich nur die Reichen in der Lage sein, den Schriftstellerberuf auszuüben. Unter den veränderten Verhältnissen bietet diese Art des Selbstverlages dem Autor Gelegenheit, seine Kräfte zu messen. Die Kosten einer Buchausgabe können bei einiger Einschränkung vom Jahreseinkommen erspart werden. Das Werk wird nach seinem Erscheinen von Staatswegen zum Verkauf gestellt. Der Preis eines Buches wird nach den Herstellungskosten unter Zuschlag eines Gewinnes für den Autor festgesetzt. Der Betrag dieses Gewinnes wird ihm gut geschrieben, und er wird so lange von anderen staatlichen Dienstleistungen befreit, als dieses Guthaben zu seiner Erhaltung ausreicht. Hat das Buch einen mäßigen Erfolg, so ist er für mehrere Monate oder Jahre gesichert, und veröffentlicht er inzwischen ein weiteres verkäufliches Werk, so wird die Dienstbefreiung so lange ausgedehnt, wie diese Verkäuflichkeit anhält. Ein Autor von Ruf kann sich durch seine Feder während seiner ganzen Dienstzeit erhalten."

Bellamy macht also zwei wichtige Voraussetzungen, die für die Verlagstätigkeit im Zukunftsstaat von entscheidender Bedeutung sind. Zunächst nimmt er an, daß die Kosten für die Herstellung eines Werks „bei einiger Einschränkung vom Jahreseinkommen gespart werden". Papier, Druck und Einband müssen also so billig sein, daß sich die Herstellungskosten eines Buches, sagen wir von einem gewissen Durchschnitts-Umfang, aus den Ersparnissen eines Durchschnitts-Einkommens bezahlen lassen.

Prüft man diese Voraussetzung an den heutigen Verhältnissen, so ist freilich die Antwort, die die Wirklichkeit auf diese schöne Annahme erteilt, vernichtend. Denn heute sind die Herstellungskosten eines Buches bereits auf so unerschwingliche Höhe gestiegen, daß eine außerordentlich große Zahl von Büchern ungedruckt bleibt, daß selbst mit erheblichen Zuschüssen sich die Herstellung zum großen Teil nicht mehr bestreiten läßt, kurzum, daß wir vor einem Stillstand der Bücherproduktion stehen — abgesehen von den besonders unentbehrlichen Gebieten. Das aber sind einesteils solche, die sich auf die unbedingte Notdurft richten: also einesteils etwa medizinische Werke, für die ja schließlich jeder Preis gezahlt werden muß, andernteils aber Bücher, die dem Geschmack der breitesten Masse so sehr zusagen, daß sie besinnungslos gekauft werden: als da sind Marlitt, Eschstruth und ihre heutigen Nachfolger.

Die zweite Voraussetzung Bellamys ist die, daß ein neues Buch nur zu erscheinen braucht, um ohne weiteres gekauft zu werden, falls es nur innerlich wertvoll ist. Auch darauf erteilt die Wirklichkeit eine vernichtende Antwort. Wie unentbehrlich die Reklame selbst für die hervorragendsten literarischen Schöpfungen ist, davon weiß jeder Ver-

leger ein Lied zu singen. Daß ein Buch erscheint, genügt eben durchaus nicht — es muß auch bekannt werden, soll „man“ es kaufen.

Es scheint also fast, als bedürften die Theorien vom Zukunftsstaat doch noch eine etwas schärfere Durchdenkung, als sie ihnen bisher von sozialistischer Seite zuteil geworden ist. Nun lehnen freilich die Anhänger des Marxismus alle Utopien ab. Sie berufen sich vielmehr darauf, daß sie, dem Gebot ihres Herrn und Meisters folgend, jedes Nachdenken darüber, wie die sozialistische Gesellschaftsordnung, durch die eines Tages die kapitalistische abgelöst werden soll, aussehen wird, auf das peinlichste unterlassen haben. Es fragt sich nur, ob durch diese Einstellung des Nachdenkens viel gewonnen wird, oder ob wir nicht gerade dadurch in Gefahr geraten, sobald willensstarke Richtungen im Volksleben eine Annäherung der gegenwärtigen Verhältnisse an ein wie immer beschaffenes sozialistisches Ideal herbeiführen wollen, von dessen tatsächlicher Gestaltung doch eben alles abhängt, einer Lähmung der wirtschaftlichen Kräfte zu verfallen, die endlich zu völligem Produktionsstillstand führen muß.

Dadurch würden dann — genau wie wir es jetzt erleben — zunächst vor allen Dingen die Gebiete des Geisteslebens betroffen werden. Statt einer Sozialisierung des Geisteslebens würden wir seine Erdrosselung erleben.

Öffentliche Lesesäle, insbesondere Zeitungslesesäle, mit einem Streifblick auf englische und holländische Lesesäle.

Von Hertha Jerrmann, Hamburg, Öffentliche Bücherhalle.

Im 1. Heft der „Bildungspflege“ entwickelt der Mitherausgeber dieser neuen Zeitschrift für Volksbildung das Ideal des Volkshauses. Gewiß ist dem großzügigen Programm vollste Sympathie entgegenzubringen, und es ist zu hoffen, daß sich in den folgenden Jahren das Projekt in vielen deutschen Städten verwirklichen läßt, hat doch Walter Besant's Saat nicht nur im Osten Londons, im Peoples Palace, sondern auch diesseits des Kanals schon jetzt schöne Früchte getragen. Wien, Amsterdam und Jena haben seit Jahren echte Volkshäuser, wenn auch nicht in der geforderten Plageschen Großzügigkeit. Auch Hamburg erhielt um die Wende des Jahrhunderts sein Volksheim im entlegenen Arbeiterviertel, für das Walter Classen viele Jahre hindurch seine volle Kraft eingesetzt hat, und heute besitzt dasselbe 4 Zweigniederlassungen. Sicherlich wird Hamburg dem Gedanken des Volkshauses großen Stils, sobald die Zeiten es erlauben, nahetreten, regt sich doch in diesem Sinne schon jetzt so manche Stimme. Dann wird in ihm auch dem Öffentlichen Lesesaal ein würdiger Platz eingeräumt werden.

Leider sucht man in Hamburg bis jetzt vergebens nach einem öffentlichen Lesesaal, in dem die Tagespresse zu finden ist. Die Bücherhalle hat in mehreren Stadtteilen Lesesäle, in denen Fach-, Bildungs- und

Unterhaltungszeitschriften in großer Zahl zu finden sind, auch sind nicht nur Nachschlagewerke jeder Art, sondern auch belehrende und unterhaltende Bücher dort reichhaltig vertreten; doch auch hier hat die Tagespresse nicht ihren Platz gefunden. Die Lesesäle der Hamburger Bücherhalle werden schon jetzt so stark benutzt, daß es nicht ratsam befunden wurde, durch Einstellen von Tageszeitungen den Besuch noch zu verstärken.

Wenn es auch naheliegt, den Zeitungslesesaal den öffentlichen Lesehallen anzugliedern, so ist diese Verbindung keine unbedingte Notwendigkeit. Der Zeitungslesesaal kann auch selbständig bestehen, obgleich es von großem Wert ist, daß hauptsächlich in dieser Zeit sehr kostspielige Zeitschriftenmaterial auch den Lesern der Tagespresse zugänglich zu machen. — Vor allem müssen alle Tageszeitungen der betreffenden Stadt möglichst in mehreren Exemplaren ausliegen. Die Beschaffung derselben wird keine großen Kosten verursachen, vielleicht werden sich manche Zeitungen bereit zeigen, ein Exemplar unentgeltlich zu liefern. Außerdem müssen die führenden Zeitungen der wichtigsten größeren deutschen Städte vertreten sein. Wie weit die Auslandblätter in den öffentlichen Lesesälen ausliegen müssen, hängt von der örtlichen Lage der betreffenden Städte ab. Eine im Inland gelegene Stadt wird sich mit ganz wenigen Auslandzeitungen behelfen können, indessen Hafen- und Grenzstädte der Leserschaft davon bei weitem mehr bieten müssen. Hauptsächlich wird man diese Zeitungen sehr auf ihre Benutzung hin prüfen müssen, damit für wenig gelesene kein unnötiges Geld ausgegeben wird.

Im Ausland legt man besonderen Wert auf die Zeitungslesesäle, was ja auch erklärlich ist, da das Abonnententum dort bei weitem nicht in dem Maße eingeführt ist, wie bei uns in Deutschland. Die regelmäßigen zweimaligen Hauslieferungen von Zeitungen sind hauptsächlich deutsche Sitte. Der Franzose und Engländer kauft sich seine Zeitungen auf seinen Geschäftswegen, liest sie in den Kaffees oder in den erwähnten öffentlichen Lesehallen. Dieser Brauch hat den unbedingten Vorteil, daß der Leser nicht auf eine bestimmte Zeitung angewiesen ist und auf diese Weise leichter verschiedene Zeitungen und Ansichten kennen lernt. Es braucht sich beim Zeitungslesen durchaus nicht immer um politische Dinge zu handeln; das Interesse kann sich auch auf vielerlei, z. B. Handel, Wissenschaft, Kunst oder Literatur verteilen. Die Tagesfragen sind der Presse beinahe ganz anheim gestellt. Überhaupt darf man den Bildungswert der Presse nicht unterschätzen. Es ist durchaus wünschenswert, daß der Sinn für Politik mehr geweckt wird; denn nicht mit Unrecht wird uns Deutschen Mangel an politischer Schulung vorgeworfen.

Da die Preise für Zeitungen immer mehr steigen, werden sich bald nur wenige mehr als eine Zeitung halten können. Besonders teuer sind die Auslandszeitungen, so kostet z. B. bei dem heutigen Kurs und dem niedrigen Stand unserer Valuta das Abonnement auf die „Times" im Vierteljahr 1200 M., für „Daily Mail" und „Daily Chro-

nicle“ 800 M. (Den Preis in englischem Geld konnte ich leider nicht erfahren.) Damit soll nicht gesagt sein, daß Öffentliche Lesesäle diese kostspieligen Zeitungen halten müssen.

In England und in Amerika überwiegen die Puplic Libraries die rein wissenschaftlichen Bibliotheken durchaus, letztere sind meist mit dem Public Libraries verschmolzen. Eine besondere Eigenheit englischer Bibliotheken ist die Reference-Library, der Lesesaal großen Stils, dem eine sehr reichhaltige Bibliothek zur Verfügung steht, deren Bücher nur innerhalb der Bibliothek benutzt werden dürfen. Demnach kann der Leser immer mit der Anwesenheit bestimmter Bücher rechnen. Neben diesen Lesesälen befinden sich immer noch Zeitungslesesäle in der Bibliothek, die durchaus nicht nur von den unbemittelteren Volksschichten besucht werden. In Liverpool wurde mir nach der Besichtigung der prächtigen William Brown-Bibliothek ein im Keller gelegener Zeitungslesesaal gezeigt, der in seiner Ausstattung sehr von den reichausgeschmückten Bibliotheksräumen abstach, diesen bezeichnete mir der Hauptbibliothekar Mr. Shaw mit leicht verächtlichem Lächeln, als für die „Paupers“ bestimmt. Sicherlich haben wir in Deutschland stets einen Unterschied von Arm und Reich gekannt, aber diese unsoziale Trennung einer Kaste mißachteter Armen, wie das „liberale“ England sie hat, haben wir in Deutschland Gott sei Dank nie gekannt.

In England sah ich die Zeitungen oft auf schrägen Stehpulten, in Beilagen getrennt, befestigt, das hat den Vorteil, daß die Zeitungen nicht unnötig lang in der Hand eines Lesers bleiben, trotzdem weisen noch Plakate darauf hin, daß jeder Leser nur 10 Minuten Anspruch auf ein Blatt hat. In Holland sah ich die Zeitungen vielfach über Messingstangen hängen, die in der Mitte der langen Lesesaaltische in verschiedenen Höhen angebracht sind. Jedoch die in Deutschland fast durchweg eingeführten Zeitungshalter scheinen mir am praktischsten und für die Aufrechterhaltung der Ordnung zweckmäßiger.

Da das Wetten in England besonders stark betrieben wird, sah ich dort, um diese Leidenschaft nicht zu begünstigen, die Totalisatorberichte durch Überwalzen mit schwarzer Farbe unleserlich gemacht. —

Die Besucher des Lesesaals dürfen nicht unnötig gestört werden, deshalb tut man gut daran, die Stellenangebote des Arbeitsmarktes im etwaigen Vorraum des Lesesaals auszuhängen.

Ich habe nicht die Absicht, hier allgemein Bibliothekstechnisches zu bringen, nur das Wichtigste, was mir auf meiner kurzen Studienreise durch englische und holländische Bibliotheken von deutschen abweichend auffiel, sei hier kurz erwähnt.

In allen holländischen Lesesälen ist es mir besonders aufgefallen, daß man bestrebt ist, die Räume so wohnlich und hübsch auszustatten, wie möglich. Blumen auf den Tischen, gute Kunstblätter an den Wänden und ein freundlicher Blick aus den Fenstern, dieses Bild bot sich mir stets. Letzteres läßt sich natürlich nicht überall erreichen, denn das Prinzip, die Lesehallen in die Nähe der ärmeren Bevölkerung oder in Gegend des größten Geschäftsbetriebes zu legen, ist sicherlich sehr

wichtig. Hingegen ist eine wohnliche, möglichst künstlerisch gehaltene Einrichtung wohl zu bewerkstelligen. Das nüchterne Aussehen deutscher Lesesäle ist bis auf wenige Abweichungen auffallend. Auf eine Anfrage bei dem Direktor des Hamburger Botanischen Gartens wurde mir die Aussicht gestellt, daß nach Beendigung des Kriegszustandes eine Belieferung der Bibliothek mit Blumen für Ausstattungszwecke wohl möglich sei, zur Zeit würden alle überschüssigen Blumen an die Lazarette verteilt. — Eine besonders schöne Sammlung von wertvollen, wirkungsvollen Stichen und Lithographien sah ich in der kleinen vortrefflich geführten Öffentlichen Bibliothek von Hilversum, einer Villenkolonie in der Nähe von Amsterdam. Das Zusammenarbeiten der holländischen Bibliotheken ist sehr gut, so stellt Hilversum z. B. diese seine Kunstschätze auch den anderen Bibliotheken für Ausstattungszwecke zur Verfügung. Gerade dort in Hilversum hörte ich, daß auch die Villenbesitzer allmorgentlich ihre Zeitungen in der Bibliothek läsen, und daß diese Herren zum größten Teil die Spender der erwähnten Kunstblätter und besonders wertvoller Bücher seien. Es sei hier auch der Vorschlag gemacht, kostspielige Zeitschriften mit einer zweiten Bibliothek zu halten, bei so mancher Zeitschrift verringert sich der Wert derselben nicht durch etwas verspätete Auslage.

Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß das Eintrittsgeld von 4 Hellern in den Lesesaal des Wiener Volksheims seinerzeit auf Wunsch der Ottakringer Arbeiterschaft vereinbart wurde. Zwei Arbeiter derselben waren es, die vor Eröffnung des Volksheims mit einem Sammelbogen von Fabrik zu Fabrik gingen, und in kurzer Zeit die beträchtliche Summe von 1700 Kr. zusammengebracht hatten und diese dem Volksbildungsverein für die Bibliothek zur Verfügung stellten. Diesem kostete vor etwa 10 Jahren ein Platz im Lesesaal des Volksheims jährlich 40 Kr., 9 Kr. davon wurden durch Eintrittsgelder gedeckt.

Der Lesesaal umfaßt 142 Plätze; 50 Tageszeitungen und 280 Zeitschriften werden neben der stattlichen Handbibliothek von etwa 600 Bdn. gehalten*). Die gänzlich unentgeltliche Benutzung des Lesesaals ist durchaus nicht erforderlich, die heutigen schwierigen finanziellen Verhältnisse werden einen Beitrag aus den Leserkreisen immermehr verlangen. In Wien trat Reyer, der große Reformator auf dem Gebiete des Volksbildungswesens, auch in den Zeiten unserer besten wirtschaftlichen Verhältnisse, für ein bedingtes Lesegeld ein, da er es im Interesse der Sache hielt, die Verantwortlichkeit des Benutzers zu wecken.

Um dem Lesesaalbenutzer die Bücher der Bibliothek leichter zugänglich zu machen und auch um Aufsichtspersonal zu sparen, ver-

*) Prof. Dr. Heimbach, der Bibliothekar der Stadtbibliothek Chemnitz, berichtet, daß in dieser Bibliothek 300 Tageszeitungen gehalten werden und daß, als gerade während der Demobilisationszeit die Bibliothek wegen Heizungsmangel geschlossen werden mußte, Techniker, Kaufleute und Arbeiter oft mit ihren Frauen mit allen Mitteln erzwingen wollten, wenigstens die Annoncenteile der Zeitungen und Zeitschriften zu erhalten.

bindet man in England und auch in Holland Lesesaal und Ausleihe kleinerer Bibliotheken gern miteinander. Besonders vorteilhaft ist bei dieser Art das Freihandsystem, das den Lesern gestattet, die Bücher eigenhändig von den Büchergestellen auszuwählen und auch selbst wieder zurückzustellen.

Zum Schluß möchte ich folgende Forderung stellen, jede deutsche Stadt soll mindestens einen öffentlichen Lesesaal besitzen, in dem die Tagespresse zu finden ist; zweckmäßig ist es, wenn dieser der Volksbibliothek angegliedert ist, am besten wäre es, wenn er neben der Volksbibliothek ein Teil des modern organisierten Volkshauses sein könnte.

Bücherschau.

A. Wissenschaftliche Literatur.

Die Volksbildungsgesetze der tschechoslowakischen Republik, herausgegeben und mit einem Geleitwort versehen (von Dr. Emil Lehmann) im Auftrage der Geschäftsstelle für das deutsche Volksbildungswesen in der tschechoslowakischen Republik. Reichenberg, Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, 1920. (32 S.) 3,75 Kr.

Umfaßt die Gesetze zum Volksbüchereiwesen und zur staatsbürgerlichen Erziehung. Es muß gefordert werden, daß über das deutsche Volksbildungswesen nur frei gegewählte, unabhängige Deutsche gesetzt werden können. von Hauff.

Das Werden des deutschen Volkes. 1. Heft: Wie der deutsche Osten entstanden ist. Von Walther Classen. Hamburg, Verlag des deutschen Volkstums in Hamburg. (100 S.) 3,20 M.

Das erste einer Sammlung von selbständigen Heften, in denen die politische und wirtschaftliche Entwicklung des deutschen Volkes erzählt werden soll. Im Mittelpunkt des 1. Heftes steht die Ansiedlung im Osten, die in den üblichen Darstellungen deutscher Geschichtserzählung nur nebenbei erwähnt wird, so daß diese überaus wichtigen Vorgänge im Volk so gut wie unbekannt sind. von Hauff.

Finnland im Anfang des 20. Jahrhunderts. Herausgegeben im Auftrag des Ministeriums der Ausw. Angelegenheiten. Mit 102 Abb. u. 1 Karte. Helsingfors, Druckerei der finnischen Literaturgesellschaft, 1919. (672 S.) 30 M.

Diese erste in deutscher Sprache abgefaßte zusammenhängende Darstellung Finnlands ist ein Nachschlagebuch, das sich aus Aufsätzen des ersten soeben zum Abschluß gekommenen finnischen Konversationslexikons Tietosanakirja zusammensetzt. Es ist übersichtlich geordnet und mit einem Sachregister versehen, so daß man sich leicht zurechtfindet. Daher ist die Anschaffung des schönen Werkes vor allem auch Volksbüchereien zu empfehlen. Ist die Zahl der Deutschen in Finnland zunächst auch noch klein, so machen sie doch fast ebensoviel aus, wie die Angehörigen aller andern Völker zusammen, abgesehen von den Schweden und den Russen. Doch ist es bezeichnend, daß auch die Russen nicht mehr als 0,2% der Bevölkerung darstellen. Dagegen stand Deutschlands Handel 1913 an erster Stelle. Für die Entwicklung der Architektur ist der 1816 nach Finnland berufene Carl Ludwig Engel von hervorragender Bedeutung gewesen. Gern würden wir mehr über die deutsche Gemeinde in Helsingfors hören. von Hauff.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren herausgegeben von Breit. 29. Band. 8./9. Heft: Katholische Lebenswerte in moderner Beleuchtung. Zeitgemäße Lebens-, Erziehungs- und Literaturfragen von Dr. J. Gotthardt. Mai—Juni 1920. Beer & Thiemann, Hamm. S. 177—219. 2 M.

Sieht die Errettung aus der gegenwärtigen Not in dem unbedingten Anschluß an die katholische Kirche und der entsprechenden Mitarbeit in kultureller und wissenschaftlicher Hinsicht. von Hauff.

Geucke, K., Goethe und das Welträtsel. Von künftigen Dingen. Berlin, Concordia, 1918. (108 S.) 3 M.

Den zweiten Teil des Büchleins bilden die aus Geuckes „Nächte, Gassen- und Giebelgeschichten" entnommenen Gespräche mit der Sehnsucht, zu denen die Zitate aus Goethe und anderen großen Denkern eine gewisse Grundlage bilden sollen. Dazwischen einige Gedichte. Das Ganze vertritt den Standpunkt der Selbsterlösung im Sinne der Selbsterneuerung durch die Reincarnation. von Hauff.

Hefte für Büchereiwesen. Mitteilungen der deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen zu Leipzig E. V. 5. Band, Heft 4/6: Die Erlebensnähe in der Volksbildungsarbeit. Felix Dietrich, Leipzig, 1920. S. 37/67. 3,50 M.

Der Beitrag des Leiters der Leipziger Bücherhallen über die Erlebensnähe beschäftigt sich mit den Fragen der Volksbildungspraxis. Im ganzen ist das Heft wieder vorwiegend ein Arbeitsbericht aus den Bücherhallen. von Hauff.

Heimatbildung. Monatsblätter für heimatliches Volksbildungswesen. Monatlicher Ratgeber für Ortsbücherei und Heimatschrifttum, Heimatforschung und Heimaterkundung, Vortragswesen und Gemeinschaftsleben, Heimatschutz und ländliche Wohlfahrtspflege, Volksheim und Ortsmuseum, Chronik, Volkskunst, Brauchtum und Lebenserneuerung, sowie die gesamte Volksbildungsarbeit in Gemeinde, Körperschaft, Genossenschaft, Verein und Jugendgruppe. Herausgegeben von der Geschäftsstelle für das deutsche Volksbildungswesen. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg. 1. Jahrg. 1920, halbjährlich 9,50 Kr.

Tritt u. a. ein für die lebendige völkische Selbstverwaltung der natürlichen Landschaften. Wenn die Tschechen die Entwicklung der deutschen Landesteile stören, so vernichten sie damit jahrhunderte alte Werte zum beiderseitigen Schaden.

Ein Sonderabdruck daraus von Prof. Hiersche-Eger: Was ist eine Volkshochschule? (1,30 Kr. 16 S.) erzählt anschaulich von einem Besuch schwedischer Volkshochschulen. von Hauff.

Howald, Ernst, Friedrich Nietzsche und die klassische Philologie. Gotha, Perthes, 1920.

Nietzsche, der Philologe, ist bisher zu kurz gekommen: er wurde durch den späteren Nietzsche, der noch dazu gelegentlich recht verächtlich von seiner Philologen-Existenz sprach, in den Schatten gestellt. Und doch ist Nietzsche als Gesamt-Erscheinung ohne genaue Kenntnis seiner fachwissenschaftlichen Betätigung nicht zu erfassen: es gibt eine Reihe für das Verständnis Nietzsches grundlegend wichtiger Fragen, auf die nur seine philologischen Arbeiten Antwort zu geben vermögen; z. B. was bedeutet das klassische Altertum für Nietzsches Entwicklung? War die Art, wie er die Probleme, die namentlich das Griechentum bot, anfaßte, nicht schon ausgesprochen „Nietzschisch"? Wie weit reichen die Keime späterer Hauptgedanken zurück? Ist es richtig, in Nietzsches Entwicklung drei scharf abgegrenzte Perioden zu unterscheiden, wie das so vielfach geschieht? Hat Nietzsche seine Philologentätigkeit später nicht

zu niedrig bewertet? Wäre die entscheidende Vertiefung einer Reihe von Problemen, die ihn bis in die letzte Schaffenszeit nicht losgelassen haben, ohne den Zwang streng wissenschaftlicher Arbeit überhaupt möglich geworden?

Der Professor an der Universität Zürich, E. Howald, faßt das Thema enger, als der Titel des 44 Seiten umfassenden Schriftchens vermuten lassen könnte. Er streift die genannten Fragen nur gelegentlich, widmet vielmehr seine ganze Aufmerksamkeit der Schilderung der Stellung Nietzsches zu seinem Fach. „Im Grunde genommen waren Nietzsche und die Philologie in allen Zeiten gegenseitiger Berührung mit Ausnahme eines kurzen Waffenstillstandes Feinde." Die Geschichte dieser Feindschaft wird hier erzählt; allen ihren Entwicklungsphasen wird mit feinem Spürsinn nachgegangen.

Die Schrift bietet also einen wertvollen Beitrag zu dem Thema Nietzsche und die klassische Philologie, nicht aber seine erschöpfende Behandlung; diese harrt noch immer des Bearbeiters. Max Oehler (Weimar).

Quellen und Aufsätze zur russischen Geschichte herausgegeben von Karl Stählin. Historia-Verlag Paul Schräpler, Leipzig.

1. Heft. **Jacob von Stählin.** Ein biographischer Beitrag zur deutschrussischen Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts von Karl Stählin, o. ö. Professor für osteuropäische Geschichte und Landeskunde an der Universität Berlin. 48 S. 5 M.

Die Sammlung will in zwanglosen Heften russische Quellen kleineren Umfangs in deutscher Übersetzung mit knapper geschichtlicher Einführung und dem nötigsten wissenschaftlichen Apparat, sowie einzelne selbständige Aufsätze zur russischen Geschichte veröffentlichen, um so Schiemanns Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten möglichst vielseitig fortzusetzen. Es ist aber dabei nicht nur an den Geschichtsforscher gedacht, sondern an jeden Gebildeten, und die beiden ersten Hefte zeigen, daß die Herausgeber bei aller Wissenschaftlichkeit etwas bieten, das jedermann gern lesen wird. Stählin, 1709 in Memmingen geboren, wurde 1735 als Adjunkt für Eloquenz und Dichtung nach Petersburg berufen, wo er schon nach 2 Jahren zum ordentlichen Professor der Beredsamkeit ernannt wurde. Wir verfolgen das lange Leben des Mannes, der für das Deutschtum in Rußland von Bedeutung war, bis zuletzt mit steigendem Interesse und sehen mit Freude, wie ihn sein ehrenhafter Charakter mehr als einmal vor dem Sturz bewahrt. von Hauff.

2. Heft. **Die Fahrt des Athanasius Nikitin über die drei Meere.** Reise eines russischen Kaufmanns nach Ostindien 1466—1472. Aus dem altrussischen übersetzt, mit Einleitung, Anmerkungen und einer Kartenskizze versehen von Karl H. Meyer, Privatdozent für slawische Philologie in Leipzig. 47 S. 5 M.

Der erste Westeuropäer, der Indien mit kritischen Augen bereiste, war der Italiener di Conti, bald darauf ging Nikitin in das Wunderland. Er berichtet ohne jede Übertreibung in erster Linie vom Standpunkt des Kaufmanns aus, ohne daß aber dabei das rein menschliche zu kurz kommt. Der weite Blick des Reisenden und die anschauliche Darstellung der interessanten Erlebnisse fesseln den Leser vom Anfang bis zum Schluß. von Hauff.

Neue kunstgeschichtliche Veröffentlichungen.

Justi, Ludwig, Deutsche Malkunst im neunzehnten Jahrhundert. Ein Führer durch die Nationalgalerie. Mit 17 Taf. Berlin, Bard, 1920. (Amtliche Veröffentlichungen der Nationalgalerie.) 15 M.

„Das vorliegende Buch", sagt der Verfasser, „wendet sich an Besucher der

Nationalgalerie, die eine Führung brauchen und wünschen. Nicht an Kenner, die von Jugend auf mit der Kunst nahe vertraut sind." Aber mit einem Führer allerbester Art haben wir es hier zu tun, voll Elastizität, voll Verständnis für ältere Kunst wie offenem Sinn für die Neuzeit. Das ersieht man allein schon aus der Gliederung des Inhaltes: Vorspiel: Alte Kunst. Schaffen für äußere Zwecke (das Museums-Bild, das Salon-Bild). Schaffen aus innerem Zwang (Aufbau, Sachlichkeit, Rhythmus, Malerei, Ausdruck). Rückblick: Verschmelzung verschiedener Werte. Auch die allerdings nicht zahlreichen Bildbeigaben sind zweckentsprechend.

Fechter, Paul, Der Expressionismus. 3. Aufl. Mit 50 Abbildungen. München, Piper & Co., 1919. 64 S.

Sydow, Eckart v., Die deutsche expressionistische Kultur und Malerei. Mit 14 Bildbeilagen. Berlin, Furche-Verlag, 1920. (152 S.) 25 M.

Wieder zwei Bücher über Expressionismus. Fechter ist in erster Auflage bereits 1914 erschienen. Demgemäß charakterisiert sich sein Werk: er behandelt den Expressionismus in erster Linie als Gegenbewegung gegen die impressionistische Situation. Wir sehen ihn wachsen, werden, zunächst aus gewolltem Gegensatz, nachher als gewordene Natur, die ihre Entstehungsmotive schon vergessen hat. Eine maßvolle Zurückhaltung kennzeichnet die kritischen Besprechungen Fechters.

Anders verhält es sich schon mit dem jüngst erschienenen Werk von Sydow. Das ist eine große systematische Gesamtleistung über den Expressionismus als Kulturerscheinung. Bevor die einzelnen Künstler und Träger der neuen Richtung in ihrer Art gekennzeichnet werden, finden wir den Expressionismus in Zusammenhang gebracht mit dem religiösen Bewußtsein, mit der Ethik, den allgemeinen Grundlagen der Ästhetik, der Psychologie usw. Einstweilen ist dieses Werk wohl als die gründlichste wissenschaftliche Veröffentlichung über die Gesamterscheinung des Expressionismus zu bezeichnen.

Chodowiecki, Daniel, Künstlerfahrt nach Danzig im Jahre 1773. Des Künstlers Tagebuch dieser Reise in deutscher Übertragung und das Skizzenbuch in getreuer Nachbildung mit einer Einleitung, hrsg. von Willibald Franke. Leipzig-Berlin, Grethlein & Co. [1920]. (122 S.) 10 M. (Comenius-Bücher 6.)

Mit herzlicher Freude kann man diese Veröffentlichung begrüßen. Gerade jetzt! Wir müssen uns wieder in die Werte unsrer echten deutschen Vergangenheit einleben. Chodowieckis Kunst ist eine echt deutsche. Unser Zusammenhang auch mit ihm muß gepflegt werden, wie der mit größeren Deutschen. Sonst laufen wir Gefahr, daß wir mit der Revolution die Tradition unsres besten Wesens, unserer wirklichen Werte verlieren, ganz verkosmopolisiert und internationalisiert werden. — Der Herausgeber sagt über die Veröffentlichung: „Der Kulturkreis des deutschen achtzehnten Jahrhunderts, der Zopfzeit, der Wertherzeit, wie er sich besonders im bürgerlich-behaglichen, aber nicht glänzenden Leben Norddeutschlands darstellt, gesehen durch ein Temperament, das noch heute über Schadow, Krüger, Hosemann, Blechen, Menzel hinaus für Berlinische Kunst und Kunstauffassung charakteristisch ist, kommt in diesen 108 Zeichnungen Chodowickis restlos zum Ausdruck." Das Skizzenbuch ist schon einmal vor etwa einem Menschenalter in einer kostspieligen Ausgabe veröffentlicht worden. Das französisch geschriebene Tagebuch erscheint jetzt zum erstenmal. Es ist übrigens erstaunlich und höchst erfreulich, daß dieses stattliche Werk so billig ist.

Nicht minder erfreulich ist die folgende Veröffentlichung:

Das deutsche Dorf. 80 Federzeichnungen von 35 Künstlern der Gegenwart. Berlin-Schöneberg und Leipzig: Schneider [1920].

Wer überhaupt Sinn für deutsches Landleben hat, muß mit Entzücken diese

Zeichnungen betrachten. Wie verschieden sind doch unsre Dörfchen in Ost und West, in Süd und Nord! Und wie reizvoll vielfach vom künstlerischen Gesichtspunkt aus! Kurze textliche Skizzierungen verschiedener Verfasser charakterisieren die großen Gesamtunterschiede der Landschaftsstriche.

Unmittelbar anreihen kann man:

Heimatbilder. Herausgegeben vom Rheinischen Verein für Denkmalpflege. 1. Folge: Aus einer niederrheinischen Kleinstadt. Federzeichnungen von G. Olms, Düsseldorf. Text von Prof. E. Renard. Moers: Steiger. [1920]. 5 M.

Die erste Probe dieses Fortsetzungswerkes macht einen günstigen Eindruck. Die Zeichnungen sind ansprechend, die Wiedergabe ist gut ausgeführt, der Text ist interessant und wertvoll. Es ist zu wünschen, daß Fortsetzungen sich wirklich ermöglichen lassen.

Engert, Ernst Moritz, Silhouetten. Mit einer Einführung von Hans Schiebelhuth. Frankfurt a. M., Zingler, 1919. 45 S. 7.50 M.

Etwas wirklich Künstlerisches, mit starker Eigenart, erfreulich inmitten der Flut von dilettantischen Scherenschnitten, über die man sich vor nahezu jedem Kunstladen ärgern muß. Der Herausgeber übertreibt zwar gewiß, wenn er den Künstler mit diesem Werk in die Ewigkeit hineintransfiguriert: „Der Schattenschnitter Engert ist heute schon ewig und darum zukunftslos." Aber seine Einreihung in echtestes Künstlertum ist zweifellos berechtigt. Oe.

B. Romane, Novellen, Erzählungen, Dramen usw.

Jahnke, Mein Freund Lindwurm. Velhagen & Klasing, 1920. (242 S.)

Der bekannte Ministerialdirektor erfreut uns hier mit einem Bändchen prächtiger Novellen, die hoffentlich alle Schulmeister dazu anregen, recht viel Poesie in die Schulstube zu bringen und sie dadurch den Kindern zu einer lieben Erinnerung für ihr ganzes Leben zu machen. von Hauff.

Langewiesche, Wilhelm, Wolfs. Geschichten um ein Bürgerhaus. Erstes Buch: Im Schatten Napoleons. Zweites Buch: Vor Bismarcks Aufgang. München usw., Langewiesche Brandt, 1919. (Bücher der Rose, Bd. 26 und 27.)

Ein behaglich geschriebenes Geschichts- und Geschichtenbuch, im Stil an Wilhelm Meister erinnernd. An sich unmodern, aber eben deshalb wohltuend, zum seelischen Ausruhen geeignet. Eine Fülle von Gestalten und Bildern aus dem bürgerlichen Leben zieht an uns vorbei. Das echte deutsche Bürgertum der alten Zeit steht uns vor Augen, jene gesunde Kraft, die so viele Werte in ihrer Tüchtigkeit geschaffen hat, eine der Kräfte zweifellos, die den kommenden Wiederaufbau unsres Volkes wird schaffen müssen. Deshalb ist die Versenkung in derartige Bücher, das Sicheinleben in sie, gewiß ein fruchtbares Mittel für die Neugestaltung der Zukunft. Oe.

Rolland, Romain, Meister Breugnon. Übers. von Erna und Otto Grautoff. Frankfurt a. M., Rütten & Loening, 1920. VIII, 332 S. Geh. 7,80 M., geb. 11,05 M.

„Ein fröhliches Buch" wird der Roman vom Verfasser genannt. Es ist tatsächlich voll drastischen erquickenden Humors. Die Sprache urkräftig altertümlich. Sie scheint in der Übersetzung gut wiedergegeben zu sein. Meister Breugnon ist

ein Holzbildhauer und Schreiner im 17. Jahrhundert. Er erzählt uns in Tagebuchform sein Leben während eines Jahres, wobei wir natürlich Rückblicke auf frühere Zeiten reichlich tun können. Ein wildes Lebenstreiben zieht an uns vorüber, Belagerungen, Schlachten, Pestilenzen, Aufruhr, Fastnachtstreiben, häusliches Familienglück, Familienszenen. Alles das berichtet uns Meister Breugnon getreulich, teilweise mit köstlicher Selbstironie. Eine tolle Freude, Lebenslust beseelt ihn, eine derbe Lebenskraft, die niemals unterzukriegen ist, immer wieder frisch und vergnügt aus allem Ungemach hervortaucht und das Leben mit Humor handhabt, wie es auch sich gestalten mag. Ein fröhliches Buch, in der Tat. Oe.

C. Kurze Anzeigen.

Bilder vom Rhein. Nach Gemälden von N. v. Astudin. Köln a. Rh., Hoursch & Bechstedt [1920].

Eine schöne Mappe mit vorzüglich farbig reproduzierten Bildern. Der warme goldbraune Ton, den man in der Rheinischen Landschaft besonders häufig sieht, ist gut getroffen. Oe.

Deutsche Lyrik seit Liliencron. Hrsg. von Hans Bethge. Leipzig, Hesse & Becker [1920].

Wieder einmal kommt diese berühmte Anthologie neu heraus. Es ist das 61.—70. Tausend. Unsre neusten Dichter sind ja nicht darunter, aber die Neueren, die, von denen wir in unsrer Jugend begeistert waren. Oe.

Goedeckenmeyer, A., Die Idee vom ewigen Frieden. Leipzig, Meiner, 1920 (76 S.). 2.50 M. (Philosophische Zeitfragen).

Nach einer historischen Übersicht wird die Möglichkeit eines ewigen Friedenszustandes untersucht, die nach Ansicht des Verf. allein in der Moralisierung der Völker liegt. Obwohl der ewige Friede in fernster Zukunft liegt, gibt es doch den Glauben zu bewahren, daß er das Ziel der menschlichen Entwicklung bildet Eine klar geschriebene, über den Gegenstand gut unterrichtete Abhandlung. G. Fr.

Freudvoll und leidvoll. Goethes Gedichte der Liebe. Mit 8 Bildnissen. Ges., eingel., erläutert von Eduard Engel. Leipzig, Hesse & Becker, 1920. Pappbd. 8 M., Leinenbd. 12 M.

Ein höchst vernünftiger Gedanke, Goethes Liebeslieder mal zusammenzustellen. Kennt man das alles auch, man liest es doch immer wieder gern hintereinander, ohne durch andersartige lyrische Stimmungen abgelenkt zu werden. Natürlich ist die Ausstattung schön, graziös, die Bilder sind sogar ausgezeichnet. Wäre das Äußere häßlich, so wäre das in diesem Fall gradezu eine Gemeinheit. Oe.

Lersch, Heinrich, Die ewige Frau. Liebesgedichte. Köln, Salm-Verlag, 1919. 15 S.

Keine herkömmlichen Gedichte, wie sie jeder mal gemacht hat oder macht. Sie sind tief, merkwürdig, seelenvoll, der Rhythmus leicht und gefällig. Oe.

Schneider, Manfred, Der Expressionismus im Drama. Stuttgart, Jul. Hoffmann [1920]. (31 S.).

Eine außerordentlich klare Einführung in das Wesen der expressionistischen Kunst mit besonderer Beziehung auf das dramatische Schaffen. Zum Schluß wird eine Seite bekannterer expressionistischer Dramen gegeben.

von Scholz, Wilhelm, Städte und Schlösser. 2. erw. Aufl. Gotha, Perthes, 1920. 127 S. 6 M.

Zwei Kapitel sind in dieser Neuauflage hinzugekommen, das „Neckarstädtchen" Besigheim und „Stuttgart im Frühling". Scholz hat die herrliche Fähigkeit, sich mit allen gesunden Sinnen in eine Landschaft oder einen Ort, in ihre Eigenart hineinzufühlen, hineinzuwittern und — uns den ganzen Duft voll wiederzugeben. So willkürlich und unzusammenhängend die Stücke sind, die er uns mit durch-

wandern läßt: man lernt zweifellos durch ihn, diese fruchtbare Art des Genießens überall anzuwenden, wohin man durch Zufall oder mit Absicht grad mal kommt. Sechs feine Bildchen beleben das Büchlein. Oe.

Kleine Mitteilungen.

Seit Juli erscheint die Zeitschrift „Arbeiter-Bildung", Monatsschrift für die Arbeiterbildungsausschüsse und Bildungsorgan für die Jungsozialisten. Herausgegeben vom Zentralbildungsausschuß der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Verlag Vorwärts, Berlin SW 68. Preis vierteljährlich 6.50 M. Eingeleitet wird das 1. Heft durch einen programmatischen Artikel von Heinrich Schulz, dem Leiter des Zentralbildungsausschusses, „Neue Wege zu alten Zielen." Ferner enthält das Heft Beiträge von Conrad Schmidt „Utopischer und wissenschaftlicher Sozialismus", S. Nestriepke „Volksbüchereivereine", Erich Fäse „Das geistige Wollen der Jungsozialisten" u. a. m. Den Schluß bildet eine „Bücherschau" sowie Berichte über die jungsozialistische Bewegung, das Volkshochschulwesen und das allgemeine Bildungswesen.

Unter dem Titel **„Mitteilungen aus dem Büchereiwesen der Stadt Hannover"** sind als Sonderdruck aus den Hannoverischen Geschichtsblättern drei Aufsätze zusammengefaßt: „Die Stadtbibliothek in jüngster Zeit" von Dr. O. Jürgens, „Die Entwicklung des Vereins für Volksbüchereien zu Hannover" von Dr. F. Heiligenstaedt und „Der Arbeiter Bildungsarbeit" von E. Hoppe, Bibliothekar der Sozialdemokratischen Zentralbibliothek. Sie geben einen fesselnden Überblick über das in den letzten Jahren in Hannover hervorgetretene Streben, das gesamte Bildungswesen zu fördern und neuzeitlichen Forderungen gemäß auszugestalten.

Aus den Jahresberichten.

Mit dem Schluß des Jahres 1919 konnte die Volksbücherei in **Berlin-Tempelhof** auf ihr 25jähriges Bestehen zurückblicken. 1905 wurde die Bücherei von der Gemeinde übernommen. Der Bücherbestand betrug 1919 7883 Bände mit 46136 Benutzungen. Leiter der Bücherei ist ihr Mitbegründer Lehrer W. Paulus, der sie i. J. 1894 mit begründet hat.

Wiener Volksbildungsverein. Bericht über die Vereinstätigkeit 1918—20. Hervorzuheben ist aus dem ausführlichen von Prof. Dr. Oberhummer erstatteten Bericht, die 1918 erfolgte Angliederung eines deutsch-österreichischen Volksbildungsamts an das Staatsamt für Unterricht und die Schaffung eines Regulativs, das die Organisation der Volksbildung für das gesamte Deutsch-Österreich auf eine breitere Grundlage stellt. Die bereits früher in Aussicht genommene Arbeitsgemeinschaften für den Wirkungskreis der drei inländischen Universitäten finden innerhalb dieser Organisation Platz. Neu begründet ist von dem Volksbildungsamt die Zeitschrift „Volksbildung". Bieten sich so für das Gesamtgebiet des Volksbildungswesens in Österreich neue Ausblicke, so ist auf der anderen Seite die materielle Lage der Angestellten des Wiener Volksbildungsvereins wie die Aufrechterhaltung der Vereinstätigkeit (Bibliotheken, Kurse, Vorträge usw.) ein Gegenstand schwerer Sorge. Die Benutzung dieser Einrichtungen zeigt auch in den Berichtsjahren eine starke Weiterentwicklung. Am 12. Januar 1919 fand anläßlich des 10jährigen Bestehens des Wiener Volksbildungshauses daselbst eine Feier statt, bei welcher der Obmann Prof. Dr. Oberhummer eine Ansprache hielt.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Blätter für Volksbibliotheken

Jahrgang 1 1920 Heft 11

Die ausländische Schöne Literatur und die Volksbibliotheken.

Von G. Fritz.

(Fachkunde der Bücherhalle Nr. 5.)

Bereits vor dem Weltkriege haben wir Deutschen uns mit der Tatsache abfinden müssen, daß von bestimmten Ausnahmen abgesehen — ich denke dabei besonders an die skandinavischen Länder — im Auslande den Werken unserer Dichter ein recht geringes Verständnis entgegengebracht zu werden pflegte. Auf die tiefer liegenden Gründe dieses Verhaltens möchte ich hier nicht eingehen und nur darauf hinweisen, daß selbst in Fällen, wo man mit Ernst und Gewissenhaftigkeit sich der Aufgabe unterzogen hat, eine Auswahl aus der deutschen Nationalliteratur von repräsentativem Charakter zu treffen, wie z. B. in dem amerikanischen Musterkatalog (A. L. A. Catalog)*), das Ergebnis geradezu niederschmetternd ist. Von äußerster Gegensätzlichkeit ist demgegenüber die Rolle, welche die ausländische Schöne Literatur bei uns zu Lande, besonders in unseren Volksbibliotheken spielt. Ein Blick in jedes beliebige Bücherverzeichnis gibt nicht nur Kunde von einer überaus starken Berücksichtigung ausländischer Dichtung, in erster Linie der erzählenden Prosa, sondern läßt auch vielfach den Ehrgeiz erkennen, alle bekannteren Namen der „Weltliteratur" in Übersetzungen, zum Teil auch in der Ursprache beisammen zu haben. Dies, man möchte sagen, leidenschaftliche universalistisch gerichtete Streben, das die ganze Stufenleiter vom genießerischen Ästhetentum bis zur gedankenlosen Neugier durchläuft, bildet einen der hervorstechendsten Züge im deutschen Wesen und ist nicht mit Unrecht zum mindesten in seinen Ausartungen einer unglücklichen, nicht erwiderten Liebe verglichen, die teils tragisch, teils lächerlich wirkt. Blicken wir zurück, so war es, wie wir wissen, von jeher der deutschen Seele eigentümlich, von außen befruchtet zu werden, um die edelsten Blüten zu treiben, aber auch allerhand fremde Gifte aufzusaugen und daran für längere oder kürzere Dauer hinzusiechen. Antike, französische, spanische, englische, skandinavische, slawische Einflüsse haben wir in buntem Wechsel, oft auch nebeneinander, in unsern Organismus aufgenommen und in uns auskämpfen müssen. Es erscheint beinahe überflüssig, hier den vornehmsten Kronzeugen, Lessing, zu nennen, der bereits die im 18. Jahrhundert hereinbrechende Flut wahlloser und schlechter Übersetzungen eine wahre Landplage nennt, ebenso wie später Gervinus, der in seiner Geschichte der deutschen Nationalliteratur bittere Klage darüber führt. Dann über Goethe und Schiller hinaus ähnlich in der glänzend ausschweifenden Zeit der Romantik,

*) Vgl. darüber meinen Aufsatz in dieser Zeitschrift Jg. 1908, Heft 1.

die das Fernstliegende erobern will, mit dem faden, heute noch nicht überwundenen Nachgeschmack der Pseudoromantik, die den breiten, vollen Strom in trüben Wässerchen versickern läßt. Das Geschäftsmäßige, die Spekulation auf dem Alltagsleser, kritiklose buchhändlerische Unternehmungen, dilettantisches Übersetzertum hemmen immer wieder wie ein lästiges Schlinggewächs das schließlich doch siegreiche Bemühen, das Beste fremden Literaturgutes in mustergültigen Übersetzungen zu geben. Wieviel Vorzügliches, aber auch wieviel Mittelmäßiges, ja Schlechtes fremder Herkunft kreist auf dem Gebiete der Literatur als Bestandteil unserer Bildung, aber auch unserer nationalen Verbildung in unserem Blute, aufgestaut nicht zuletzt in unseren volkstümlichen Büchereien, die mit in erster Linie verantwortlich zu machen sind.

Bis jetzt hat man bei den Erörterungen über die Bücherauswahl an dieser Frage im großen und ganzen vorbeigesehen. Erst während des Krieges treten Gesichtspunkte hervor, von denen aus man dazu Stellung zu nehmen versuchte, meist übertriebener nationalistischer Art, die man von vornherein ablehnen muß. Auf der einen Seite wurde ernsthaft die Frage aufgeworfen, ob man Werke der „feindlichen Literatur" wie z. B. solche Shaws, Maeterlincks, d'Annunzios, ja sogar Shakespeares und Molières aufführen dürfe, auf der anderen wurden die Schriften Shaws, Galsworthys u. a., die an den Eigentümlichkeiten ihrer Landsleute scharfe Kritik üben, besonders empfohlen, um daran die sittliche Minderwertigkeit des Gegners zu studieren. Aber das sind Erscheinungen, die uns heute nicht mehr zu beschäftigen brauchen. Worauf es ankommt, ist zu untersuchen, wie weit aus nationalen Gründen im tieferen Sinne des Wortes der ausländischen Literatur Eingang verschafft werden darf, inwiefern wahrhafte deutsche Bildungspflege dadurch gefördert oder beeinträchtigt wird.

Wilhelm Raabe sagt einmal: „Die Deutschen wollen von dem, was sie selbst haben, nichts wissen. So habe ich schon Kampf führen müssen gegen Kalifornien, gegen Norwegen, Rußland, gegen alles, was für das deutsche Volk von weither, also desto sympathischer ist und beim Buchhändler billig zu haben ist." Und an einer anderen Stelle: „Das Exotische ist die Formel, unter der der Mensch die Welt zu sehen wünscht. Der deutsche Spießbürger aber ist ein Exotischer für den Pariser und umgekehrt. Sich selbst will das deutsche Volk nie." Das sind bittere, aber leider nicht ganz unberechtigte Worte. Erscheint in ihrem Lichte das bereits gekennzeichnete Streben des deutschen Geistes, der Schätze der Weltliteratur teilhaftig zu werden, zu sehr im Gewande der Philisterhaftigkeit (eine Ansicht, die man dem lange verkannten großen Dichter Raabe wohl verzeihen kann), so werden wir uns von unserem doch anders bestimmten Standpunkte mit dieser Auffassung nicht begnügen und uns zunächst einmal das vielbeliebte Schlagwort „Weltliteratur" näher ansehen müssen. Denn dies bedarf in erster Linie einer genaueren Feststellung. Goethe, auf den es zurückgeht, wollte damit in seinem berühmten Ausspruch etwas dem landläufigen Sprachgebrauch Entgegengesetztes ausdrücken, nicht mehr oder

weniger als ein Ideal damit bezeichnen, eine besondere Empfänglichkeit des europäischen Menschen — des guten Europäers nach Nietzsche — eine Dichtung, die aus der sittlich-ästhetischen Übereinstimmung der Völker erst entstehen soll, wobei selbstverständlich kein Volk seine Eigentümlichkeit preisgeben darf, anderseits indes auch den anderen Nationen gerecht bleiben muß. Es handelt sich also um eine Art von „Arbeitsteilung in der dichterischen Produktion der Völker." (R. M. Meyer)*). Weltliteratur in diesem Sinne wird nur in ganz seltenen Fällen möglich sein, nur in gewissen Gipfelpunkten dichterischen Schaffens (Homer, Dante, Shakespeare, Goethe) überhaupt in Erscheinung treten können. Seiner stolzen Würde etwas entkleidet erscheint dieser Begriff schon, wenn darunter die Gesamtheit der hervorragendsten Werke aller Völker verstanden wird, oberflächlich und nichtssagend dagegen, wenn er auf Gesamtdarstellungen der Literaturgeschichte (Scherr, Busse, Hauser, Wiegler) angewendet wird, bei denen in bunter Folge neben dem Vorzüglichen auch andere Erscheinungen minderen Ranges, vielleicht nur kulturpsychologisch bedeutsam, mit dem Anspruch auf eine gewisse Vollständigkeit dargestellt werden.

So selbstverständlich es ist, daß wir auf dem Wege zu deutscher Bildung auch die Bekanntschaft mit den Großen der Weltliteratur zu machen und immer zu erneuern haben, ein Streben, ohne welches deutsche Bildung überhaupt nicht gedacht werden kann, so sind doch auch die Schädigungen ins Auge zu fassen, die sich aus der fast unbegrenzten Aufnahmefähigkeit unseres Volkes für fremdländische Geistesschätze herleiten lassen. Zweifellos hat, um wieder mit Goethe zu reden, unsere Bildung an fremden Sitten und ausländischer Literatur uns so lange gehindert, uns als Deutsche früher zu entwickeln, und diese Hinderung besteht auch heute noch. Aber trotzdem handeln wir, als ob wir für die Erhaltung und Nutzbarmachung aller Schätze der Weltliteratur allein verantwortlich seien entsprechend dem Faustwort „Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, will ich in meinem innern Selbst genießen".

Die Verantwortlichkeit der Volksbücherei diesen Erscheinungen gegenüber geht nach verschiedenen Richtungen. Zunächst kommen rein stoffliche Gesichtspunkte in Betracht. Die Volksbücherei lehnt im Gegensatz zur wissenschaftlichen den Grundsatz der literarischen Vollständigkeit ab. Sie darf nicht, verführt durch falschgerichteten Ehrgeiz oder infolge von Kritiklosigkeit, ihr Streben darauf richten, sozusagen an der Hand der Literaturgeschichte alles, was ihr an bedeutsamen oder merkwürdigen Erscheinungen aus dem Gebiete fremder Literaturen zugänglich ist, in ihren Bestand aufnehmen, eine Versuchung, der sie durch das Vorhandensein verschiedener reicher Sammlungen (Engelhorn, Reclam usw.) leicht erliegen kann. Wenn wir uns Schriften wie denen der Marlitt, Eschstruth, von B. Möllhausen usw. usw. gegen-

*) Vgl. auch den Aufsatz von Fr. Michael im „Inselschiff". I, 6 (1920), S. 280 ff.

über ablehnend verhalten, so müssen wir schon aus Gerechtigkeitsgründen auch Sue, Dumas, Feuillet, Ohnet, Braddon, Rider Haggard und wie sie alle heißen, zum mindesten in deutschen Übersetzungen aus der Bücherei verbannen, ebenso jenen von literarisch-geographischen Gesichtspunkten bestimmten Exotismus, der Fern- und Fernstliegendes, etwa georgische, armenische, argentinische Dichtungen nicht unberücksichtigt lassen mag. An die in die Volksbücherei aufzunehmende ausländische Literatur muß unter allen Umständen der höchste literarische Maßstab angelegt werden, noch strenger, als es bei der einheimischen der Fall sein soll, schon aus ökonomischen Gründen, die heute besonders in den Vordergrund treten. Auch für das literarische Mäntelchen des modernen Kultursnobismus, das sich auch jetzt nach dem Kriege wieder von den jeweiligen „Strömungen" bald hierhin, bald dorthin wehen läßt, darf in der Volksbücherei kein Platz sein. Natürlich alles ohne Engherzigkeit, mit Maß und Ziel. Ganz abgesehen von den großen Weltdichtern wollen und können wir auch den ausländischen Roman, den älteren wie den modernen, nicht entbehren, weil er vielfach Werte enthält, die der heimischen Prosadichtung fehlen, ferner auch, weil er uns wertvolle Einblicke tun läßt in die kulturelle und seelische Verfassung anderer Völker, von der wir uns zu unserem Schaden oft ein unvollkommenes oder völlig verzerrtes Bild gemacht haben. Der große epische Stil eines Dickens, eines Thackeray, die Architektonik und durchgebildete realistische Form eines Stendhal und Flaubert, die leidenschaftliche Problematik und psychologische Tiefe der großen Russen und Norweger: sie drücken Werte aus, die der deutsche Roman in dieser Vollendung nur selten erreicht und die uns schon aus diesem Grunde unverschlossen bleiben müssen.

Ist die Auswahl und Verständigung unter diesen Gesichtspunkten verhältnismäßig leicht, so stoßen wir auf nicht unerhebliche Schwierigkeiten, wenn wir die formale Seite der Frage, also die Übersetzungen ausländischer Literaturwerke, nach ihrem Wert oder Unwert zu prüfen haben. Denn um Übersetzungen handelt es sich doch im ganzen bei unserer Fragestellung. Originaltexte, die, abgesehen von der viel Minderwertiges enthaltenden Tauchnitz-Edition, schwieriger zu beschaffen sind, mögen unter dem Gesichtspunkt der sprachlichen Fortbildung eher zu Zugeständnissen nötigen.

Das schwierige Problem des Übersetzens, auf welchem Gebiete wir Deutschen ja gleichzeitig von jeher Meister und Stümper gewesen sind, bildet ja den Gegenstand zahlreicher gedankenreicher Erörterungen von berufenster Seite (Schleiermacher, Wilamowitz, Gundolf), kann aber hier selbstverständlich nur gestreift werden. Eine als vollwertig anzuerkennende Übertragung soll den künstlerischen Gehalt in Sprache und Rhythmus so wiedergeben, daß der Leser vergißt, eine Übersetzung vor sich zu haben, eine Forderung, deren Erfüllung meist jenseits des Erreichbaren liegt. Wir werden uns mit Annäherungswerten begnügen müssen und Ungenauigkeiten und andere Mängel, sogar ein subjektives Empfinden, das dem Geiste des Originals zuwiderläuft,

(Vossens Homer!) mit in den Kauf nehmen, wenn es sich trotzdem um wirkliche Kongenialität handelt. Unter keinen Umständen kann uns philologische Genauigkeit dafür entschädigen. Genau genommen zeigen Übersetzungen, auch die besten, doch immer den Teppich von der Rückseite (Lagarde), trotz der Versicherung Goethes, daß, wer Deutsch versteht, andere Sprachen entbehren könne.

Auch die Volksbibliothek muß den immer mehr um sich greifenden Dilettantismus beim Übersetzen zu ihrem Teil bekämpfen, indem sie bei der von ihr zu treffenden Auswahl die oben gestellte Forderung nicht aus den Augen läßt. Mängel der Spracherziehung, Geringschätzung der Prosa und der Schwierigkeiten, die nicht mit dem Lexikon in der Hand zu bewältigen sind, sind für viele Übertragungen wertvoller Literaturwerke kennzeichnend. Auch nach dieser Richtung ist von dem Bibliothekar Wachsamkeit zu fordern. Viele Übersetzungen, die das rein Inhaltliche äußerlich sprachgewandt und richtig wiedergeben, leiden daran, daß konventionelle Wendungen, sprachliche Eigentümlichkeiten, die für die fremde Kulturwelt wesentlich sind, in geistloser Wörtlichkeit wiedergegeben werden und damit eine Verfälschung eintritt, die den Absichten des Dichters nicht gerecht wird.

Wie die große Menge der Durchschnittsleser, so hat auch der Durchschnittsübersetzer selten ein Gefühl für das Irrationale, den Rhythmus, das Tempo des Stils, für Besonderheiten, die oft den letzten Grund der künstlerischen Wirkung bedeuten. So verleihen z. B. die einsilbigen, schlagenden Wörter Werken der englischen Sprache häufig eine eigentümliche suggestive Kraft, was vor allem bei Poe zu beobachten ist, wie auch bei seinen Nachtretern im englischen Detektivroman, der in der Übersetzung leicht matt und ausdruckslos erscheint. Im Gegensatz zum Englischen liegen in der russischen Sprache die sprachlichen Schwierigkeiten mehr auf der Oberfläche, russische Prosa ist dem Deutschen im Rhythmus und Tonfall zweifellos weit näher verwandt als die Sprachen unserer westlichen Nachbarn und läßt sich unter der Voraussetzung der Sprachbeherrschung weit leichter übersetzen als englische oder französische.

Die Leichtfertigkeiten und Mängel, von denen hier die Rede ist, werden indes noch übertrumpft durch bewußte Fälschungen des Originaltextes, die nicht selten vorkommen und in der Regel aus der buchhändlerischen Spekulation zu erklären sind. Hierfür nur ein Beispiel. Tolstois großer Roman Anna Karenina, der, wie nebenbei bemerkt sein mag, neben den anderen Werken des großen russischen Dichters von Raph. Loewenfeld vortrefflich verdeutscht ist (Verlag von E. Diederichs), erschien früher im Jankeschen Verlage in einer Form, die dadurch gekennzeichnet wird, daß aus dem reichen, die gesamte russische Kulturwelt schildernden Werke lediglich die eigentliche Ehebruchsgeschichte herausgeschält ist; wundervolle Episoden, wie vor allem die, die das Leben auf dem Lande zum Gegenstande haben und mit das Wertvollste in diesem unvergleichlichen Roman ausmachen, sind einfach unter den Tisch gefallen. Überhaupt sind nach gelegentlichen Feststellungen, die ich gemacht habe, die russischen Dichter in älteren Übersetzungen besonders schlecht

weggekommen, was zweifelsohne seinen Grund darin hat, daß das Übersetzungsrecht bis 1913 jedem freistand. Einen anderen besonders abstoßenden Fall haben wir in gewissen Ausgaben Zolascher Romane vor uns, die heute noch zusammen mit der Schundliteratur und dieser gleichzustellen in Massenauflagen und in erbärmlichster Ausstattung vertrieben werden. Aber man braucht nicht bei den gröbsten Verfehlungen stehenzubleiben. Für den Wert einer Übersetzung sind nicht selten gewisse Geringfügigkeiten entscheidend, von denen es abhängt, ob der Leser zum richtigen Verhältnis, zur wirklichen Einfühlung gelangt oder nicht. So z. B. bei dem Costerschen Ulenspiegel, der in Übertragung von Wesselski (Inselverlag) wegen der sprachlichen Treffsicherheit in der Wiedergabe wichtiger Dialogszenen vor den übrigen Übersetzungen den Vorzug verdient. Oder bei Tilliers von L. Pfau in wahrhaft kongenialer Weise übertragenem Onkel Benjamin. Es sind nur Stichproben, die ich hier zu geben vermag. Zweifellos würde eine genauere Durchforschung und Vergleichung der Übersetzungsliteratur noch Vieles zutage fördern, was uns vom Standpunkte deutscher Bildungspflege aus betrachtet nachdenklich stimmen müßte. Hier wäre noch viel Arbeit zu leisten, die indes schon dadurch erschwert wird, daß die betreffenden Originaltexte in den weitaus meisten Fällen kaum zu haben sind. Jedenfalls aber wäre es, ganz abgesehen von der gebotenen Vorsicht bei der Auswahl fremdländischer Literatur, zu begrüßen, wenn auf die Beschaffenheit der Übersetzungen strenger als bisher Bedacht genommen würde. Auf ein Werk, das nicht in einer vollwertigen Übertragung erschienen ist, wird besser überhaupt verzichtet, als daß man durch Vermittlung einer minderwertigen Übersetzung die in der ursprünglichen Ausgabe enthaltenen Werte dem Leser verschließt oder in einer Abschwächung darbietet. Aus Gründen, die sich auf das rein Stoffliche beziehen, von dieser Forderung abzusehen, halte ich nicht für richtig. Freilich sind die Schwierigkeiten, die sich daraus für den Bibliothekar bei der Auswahl ausländischer Literaturwerke ergeben, nicht gering anzuschlagen, da, abgesehen von gelegentlichen Hinweisen, Vorarbeiten kaum vorhanden sind. Es wäre zu wünschen, daß in den für die Frage interessierten Kreisen Material gesammelt würde, das später für zusammenfassende Darstellungen verwendet werden könnte. Der Verfasser dieses Aufsatzes würde buchkritische Mitteilungen und Einsendungen, die sich auf diesen Gegenstand beziehen, mit Dank entgegennehmen.

Peer-Gynt-Literatur.

Eine Auswahl von Dr. Wilhelm Frels.

Nach Goethes Faust und Shakespeares Hamlet hat in der dramatischen Literatur Ibsens tiefsinniges und farbenbuntes Werk Peer Gynt wohl die meisten Erläuterer auf den Plan gerufen. Ist es im Faust vornehmlich der Doppelsinn vieler Auftritte, ihre Durchsetzung mit mythologischen Elementen und Allegorien, im Hamlet die ungeklärte

Stellung des Dichters zur Hauptperson, der in Dämmerlicht gehüllte letzte und tiefste Sinn der Dichtung, die eine Erläuterung nötig machen, so ist Peer Gynt sowohl aus dem einen wie aus dem andern Grund der Interpretation bedürftig. Ich verweise nur auf die Traum- und Märchenszenen des 2., die Allegorie und Satire des 4 Aktes einer-, die Doppeldeutigkeit des für den Sinn des Werkes und die Beurteilung der Hauptperson ausschlaggebenden Schlußauftritts andrerseits. Bei der Fülle der Veröffentlichungen ist es natürlich, daß häufig Gleiches gesagt, ähnliche Gedanken von verschiedenen Verfassern vertreten werden, neben manch Wertvollem viel Wertloses steht. Im folgenden biete ich eine Zusammenstellung dessen, was mir beim Durcharbeiten der Peer-Gynt-Literatur beachtenswert und nutzbringend erschien. Im Hinblick auf den praktischen Zweck meiner Veröffentlichung, dem Fachgenossen eine rasche Beratung von Lesern zu ermöglichen, dem Literaturfreund einen Weg zum vertieften Genuß der Dichtung zu zeigen, habe ich darauf verzichtet, kaum oder schwer erlangbare Literatur zu verzeichnen. Insbesondere gilt dies von Aufsätzen, die in ausländischen oder abgelegenen deutschen Zeitschriften erschienen sind. Kurze Bemerkungen oder Zitate, die wenigstens andeutungsweise die Stellung der verschiedenen Erläuterer zur Dichtung festlegen, sind den einzelnen Titeln angefügt. Der Bequemlichkeit wegen sind fremdsprachige Zitate von mir in deutscher Übertragung wiedergegeben.

Peer Gynt im Gesamtschaffen Ibsens.

Henrik Ibsens Briefe = sämtliche Werke, Bd. 10. Große Ausgabe im Verlag von S. Fischer, Berlin. Insbesondere S. 150/51, 188, 290. — Axel Garde: Der Grundgedanke in Henrik Ibsens Dichtung. Übersetzt von Karl Küchler. Leipzig 1898. — Hans Landsberg: Ibsen. Berlin 1904 = Moderne Essays, H. 12/15. — Rolf Engert: Der Grundgedanke in Ibsens Weltanschauung nach Ibsens eigenen Hinweisen an seinen Werken gewonnen und entwickelt. Leipzig 1917 = Probefahrten. Hrsg. v. A. Köster. Bd. 29.

Übersetzungen.

Die bekannteste deutsche Übersetzung ist die Christian Morgensterns in der großen Ausgabe Bd. 4 und in der Volksausgabe von Ibsens Werken Bd. 2, beide Ausgaben bei S. Fischer, Berlin. Formal glatter und den von mir gemachten Proben nach noch zuverlässiger ist die Übersetzung von Ludwig Fulda (Stuttgart und Berlin 1916). Die Übetragung von L. Passarge in Reclams Universalbibliothek, verdienstlich als erste Übertragung des Gedichtes, läßt manches zu wünschen übrig.

Zeitgenössische Erläuterer.

Ibsen über sein Werk: Briefe S. 98, 106, 188. — Georg Brandes in „Moderne Geister“: „Bisweilen tritt die Verherrlichung der Frau sogar abstoßend doktionär hervor, z. B. wenn Solveig in Peer Gynt durch ihre Liebe die — in diesem Falle wahrlich allzu unwürdige — Seele des Geliebten rettet.“ — Edmund Gosse, dessen Peer-Gynt-Be-

sprechung im Spectator 1872 von Ibsen sehr gelobt wird (Briefe S. 199), sieht in Peer Gynt eine absichtslose Dichtung. „Die Problemsucher verderben das Gedicht und sehen nicht seine Schönheit. Ibsen ließ seiner Phantasie die Zügel schießen, er schüttelt die Schellen seiner Narrenkappe. Der Held ist die Verkörperung selbstsüchtiger Eitelkeit, der Typus eines, der sich seiner Lebensbestimmung entzieht. Doch kommt diese Moral eigentlich erst im 5. Akt hinein." (Gosse, H. Ibsen. London 1907). — Valfrid Vasenius: H. Ibsen. Ett Skaldeporträtt. Stockholm 1883. S. 207—229. Vasenius legt den Schlußauftritt dahin aus, daß Peers Heimkehr zu Solveig nicht das letzte Gericht, sondern der Anfang eines neuen Lebens für ihn sei, in dem Peer aufrichtet, was er zuvor in seinem Innern niedergetreten hat. — Henrik Jäger: Henrik Ibsen. Ein liter. Lebensbild. Übertragen, erweitert und selbständig fortgesetzt von Heinrich Zschalig. 2. verm. Aufl. Dresden und Leipzig 1897. S. 170—179. Jäger sieht in Peer Gynt „die als typische Gestalt ausgeprägte norwegische Nation", insbesondere den Norweger der letzten Zeit der romantischen Periode. — L. Passarge: Henrik Ibsen. Leipzig 1883. S. 134—191. Für diesen ist Peer ein Bild des ringenden, ewig irrenden, nach Befreiung trachtenden Menschen. — Adalbert von Hanstein: Ibsen als Idealist. Leipzig 1897. Hanstein weiß wie Jäger von keiner Begnadigung, nur von einer Einschmelzung Peers.

Neuere Erläuterer.

Die Literarhistoriker.

Heinrich Bulthaupt: Dramaturgie des Schauspiels, Bd. 4. 7. Aufl. Oldenburg und Leipzig 1914. S. 54–58. Oberflächlich und verständnislos. — Roman Woerner: Henrik Ibsen. Bd. 1. München 1900. S. 211—262. Vorzügliche Orientierung über Quellen und Stoffgeschichte. Die Erläuterung der Dichtung befriedigt weniger. — Julius Elias und Paul Schlenther: Einleitung zur Volksausgabe, Bd. 1. „In Peer Gynt wird der norwegischen Nation ein Bild ihres Wesens und Charakters vor Augen gebracht, unbeschönigt, ungemildert, mit allen Lastern und Fehlern." Wie von Woerner so wird auch von ihnen der Schluß, der i. E. die Begnadigung Peers ausspricht, als dem Sinn des Gedichtes widersprechend empfunden. — Emil Reich: Henrik Ibsens Dramen. 9. und 10. Aufl. Berlin 1913. S. 118—142. Sehr geeignet für die erste Einführung. „Der Held der Dichtung ist der Repräsentant aller schwachen, halben Charaktere, die weder im Guten noch im Schlechten bis ans Ende zu gehen wagen, die nie ganz sie selbst sind, deshalb schließlich weder für Himmel noch für Hölle taugen." — A. Le Roi Andrews: Ibsens Peer Gynt and Goethes Faust. In: Journal of english and germanic philology. Vol. 13. 1914. S. 238—246. „. . . mehr als zufällige Analogien mit Faust. . . . Am Schluß von Ibsens Gedicht erscheint Peers Seele ähnlich wie Fausts von Gretchen durch Solveigs Liebe gerettet zu werden . . . Aber diese äußere Ähnlichkeit scheint mit sehr wesentlichen Verschiedenheiten verbunden zu sein, indem P. G. nichts getan hat, um die Begnadigung

zu verdienen. Er erscheint als gerader Gegensatz zu dem streitenden strebenden Faust in dem, was er sich als Leitstern seiner Handlungen und Motto seines Lebens gesetzt hat ..." Andrews ist der Ansicht, daß Ibsen in dem Aufbau der Handlung und zahlreichen Einzelheiten unter dem Einfluß von Goethes Faust steht.

Der Psychiater.

Paul Schrecker: Peer Gynt. Versuch einer psychologischen Interpretation. In: Wissen und Leben. Schweiz. Halbmonatsschrift. Jg. 7, 1914. S. 331—345, 402—423. Peers Handlungen werden vor allem durch sein Minderwertigkeitsgefühl bestimmt, dem auch seine Furcht vor dem Weibe entspringt. Sein Verhalten Solveig gegenüber ist aus dieser Furcht zu erklären.

Die Theologen.

Harry Rose: Ibsen as a religions teacher. In: The contemporary Review. Vol. 93. S. 699—708. „Peer Gynt ist die Geschichte eines Mannes, der sich selbst sucht, der erst das Daseinproblem löst durch das Suchen nach sich selbst und dann durch Selbstaufgabe und schließlich endet ohne die definitive Hilfe der organisierten christlichen Kirche." Da er bereut, vergibt Gott ihm um des Gebetes der Mutter willen. — J. Collin: Henrik Ibsen. Sein Werk — seine Weltanschauung — sein Leben. Heidelberg 1910. „Auch in Peer Gynt wird die Frage nach dem Wesen der Persönlichkeit im religiösen Sinne entschieden." P. erlebt am Schlusse eine Wiedergeburt durch die Liebe. — Emil Felden: Alles oder nichts. Kanzelreden. 3. Aufl. Leipzig 1917. Das lesenswerte Buch betont vor allem den ethischen Gehalt der Dichtung.

Die Philosophen.

Otto Weininger: Über die letzten Dinge. Wien und Leipzig 1904, S. 1—48. „Peer Gynt ist die Tragödie des Menschen, der seine Seele sucht." „P. G. ist ein Erlösungsdrama und zwar der größten eines." — Paul Schulze-Berghof: Zeitgedanken zu Ibsens Peer Gynt. Leipzig 1919. „Es ist der moderne Mensch als reiner Intellektualist und seelenloser wissenschaftlicher Welträtsellöser, der in Peer als überstolzer Europäer abgeführt und abgeurteilt wird." Den Schluß deutet Schulze-Berghof ähnlich wie Vasenius aus (Seelenwanderung).

Der Mystiker.

Dietrich Eckart: H. Ibsens Peer Gynt. In freier Übertragung für die deutsche Bühne eingerichtet. 2. Aufl. München 1917. Richtlinien S. 9—60. „Auch P. G. ist wie Faust so ein Gotteskind (im Sinne des Angelus Silesius), wenn es uns auch vorkommt, als fehlte manchmal in ihm die Triebkraft des Geistes. Wir brauchen bloß seine umgekehrte Heuchelei durchschauen, nur wahrnehmen, daß er sich immer erheblich schlechter macht als er in Wahrheit ist, und wir werden nicht mehr zweifeln, daß er zu den vom Geist getriebenen Auserwählten gehört."

Der Bühnenpraktiker.

Carl Heine: Das Problem einer Peer-Gynt-Aufführung. In: Hamburg. Zeitschrift für Heimat und Fremde. Jg. 1, 1907. H. 16—19. „Das ist der Sinn des Stückes, das ist der Schrei, den Ibsen in diesem Drama ertönen läßt: Laßt den Menschen doch, wie er nun einmal individuell geschaffen ist, beirrt ihn nicht durch euer Verlangen, er soll sein wie ihr . . ., er ist, wenn er seinem innern Beruf folgt, ein ebenso nützliches Glied der Gesellschaft; aber zieht ihr ihn gewaltsam in euren Kreis, so wird er ein Schädling . . . In allerlei Groteskes und Burleskes ist diese aus der Verzweiflung geborene Erkenntnis gehüllt; und ihr Licht erhält diese Peer-Gynt-Tragödie von einem leuchtenden Gestirn, von dem Glauben an die Macht der treuen Liebe."

Der etikettenlose Dichter.

Bernard Shaw: Ein Ibsenbrevier. Deutsch von S. Trebitsch. Berlin 1907. „Ibsen zeigt uns einen vollendeten Schurken namens Peer Gynt, einen Idealisten, der Brands Irrtümer vermeidet, indem er zu seinem Ideal die Selbstentfaltung durch die äußerste Befriedigung des eigenen Willen erhebt." „Peer Gynt versucht so zu handeln, als ob er eine besondere Kraft in sich fühlte, die so konzentriert werden könnte, daß sie die Oberhand über alle anderen Kräfte zu erlangen vermöchte."

Der Verfasser dieser Zusammenstellung stellte in einem Aufsatze mit dem Titel „Wird Peer Gynt begnadigt?" die Ansichten der verschiedenen Erläuterer über diesen entscheidenden Punkt einander gegenüber, um zu dem Schluß zu gelangen, daß Emil Reich das Richtige getroffen haben dürfte. „Ist Peer der Repräsentant der halben Menschen, der Schwächlinge, so kann die Dichtung der ganzen Problemstellung und Anlage nach nicht mit seiner Begnadigung enden. Peer wird eingeschmolzen werden." Der Aufsatz erschien in: Seemannskost. Gabe der Bibliothekare der Deutschen Bücherei für Artur Seemann. Sonderveröffentlichung der Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei. Leipzig 1919.

Deutsch-baltische Romanliteratur.

Unter der Überschrift „Romane, die geschrieben werden sollten" hat von Hauff in dem Juli- und Augustheft der „Blätter für Volksbibliotheken" in dankenswerter Weise die Aufmerksamkeit auf die Romanliteratur des Auslanddeutschtums gelenkt und dabei den Wunsch ausgesprochen, daß die Kämpfe unserer Brüder in der weiten Welt, die sie um ihr Deutschtum führen müssen, durch volkstümliche Romane und Erzählungen bekannt gemacht werden möchten. Diese Anregung kann im Interesse eines festeren Zusammenhanges zwischen dem Mutterlande und den auf vorgeschobenen Posten stehenden Auslanddeutschen nur mit Freuden begrüßt werden, und es wäre dringend zu wünschen, daß sie auf fruchtbaren Boden fiele; ist doch die Kenntnis von den Leistungen unserer deutschen Pioniere zur Erhaltung und Förderung deutschen Wesens im Auslande in weiten Kreisen unseres Volkes leider immer noch sehr dürftig vertreten.

In einer Beziehung aber bedürfen die in dieser Frage gemachten Äußerungen doch der Zurechtstellung, denn wenn von dem bisher auf diesem Gebiete erschienenen Schrifttum bloß die Romane von Adam Müller-Guttenbrunn und Gillhoffs Jürn Jacob Swehn als beachtenswerte Leistungen bezeichnet werden, so scheinen mir die Grenzen der einschlägigen Literatur entschieden zu eng gezogen zu sein. Es seien daher hier als Ergänzung einige baltische Romane und Erzählungen namhaft gemacht, die geeignet sind, in dichterischer Form von deutsch-baltischen Zuständen und Kämpfen in älterer und jüngerer Vergangenheit Kunde zu geben, und die sowohl vom völkischen, als auch vom künstlerischen Standpunkte aus zur Anschaffung für Volksbibliotheken empfohlen werden können.

Die typischen Gestalten des Deutschtums im herzoglichen Kurland des 18. Jahrhunderts lernt man immer noch am besten aus den „Lebensläufen" des alten Theodor Gottlieb von Hippel kennen, dessen prächtige, humorvolle Schilderungen in der verkürzten und für die Gegenwart bearbeiteten Ausgabe von Alexander von Oettingen (Leipzig, Duncker & Humblot, 3. Aufl. 1893) auch dem modernen Leser viel Genuß bereiten werden.

Noch weiter zurück in die Vergangenheit Kurlands führt uns Heinrich Laube in seiner kurischen Erzählung „Die Bandomire" (Neue Ausg. Riga: Kymmel 1908) in welcher ein anschauliches Bild der inneren Kämpfe und Spaltungen des kurländischen Adels während der sog. „herzogslosen Zeit" entworfen ist.

Der bedeutenste baltische Dichter auf epischem Gebiete ist fraglos Theodor Hermann Pantenius, dessen kraftvolle, wurzelechte und von starker Heimatliebe durchwehte Schilderungen wohl am besten geeignet sind, einen nachhaltigen Eindruck von der deutsch-baltischen Eigenart zu vermitteln. In scharf umrissenen Formen treten uns in seinen Romanen und Erzählungen die meist aus hartem Holz geschnitzten Gestalten entgegen, deren eckig-derbe Art, fern von dem weichlichen Zuge unserer Zeit, den nach harten Kämpfen bodenständig gewordenen Kolonialdeutschen erkennen läßt und in zäher Anhänglichkeit an die Heimatscholle fest verankert ist. Pantenius Werke greifen z. T. auch in die fernere Vergangenheit des Baltenlandes zurück, so namentlich sein geschich licher Roman „Die von Kelles", der die blutig-wilde Zeit des Untergangs des livländischen Ordensstaates in farbenprächtiger Weise zur Darstellung bringt, und der wohl als sein bestes Werk gelten darf. In dem größeren Teil seiner Dichtungen versetzt uns aber Kurlands Heimatdichter in das behäbige, teilweise noch idyllische und doch an Gegensätzen starke Leben seines Heimatlandes etwa um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Hierher gehören die Romane „Wilhelm Wolfschild" und „Allein und Frei", sowie die kleineren Erzählungen „Im Banne der Vergangenheit" und „Im Gottesländchen", während der Roman „Das rote Gold" in die kaufmännischen Kreise der Handelsstadt Riga hinüberspielt. Neben diesen Hauptwerken, die als „Gesammelte Romane" in 9 Bänden (Bielefeld: Velhagen & Klassing 1898—99) vereinigt sind, ist noch die kleine Sammlung „Kurländische Geschichten" (Cottasche Handbibliothek Nr. 200. Stuttgart 1917) zu nennen, unter welchen sich besonders die Novelle „Der alte Jungherr und seine Liebe" durch eine psychologisch fein pointierte Behandlung der deutsch-lettischen Beziehungen jener Zeit auszeichnet. Für die Kenntnis deutsch-baltischen Wesens sind auch die sehr lesenswerten Jugenderinnerungen des Dichters von Bedeutung, die er unter dem Titel „Aus den Jugendjahren eines alten Kurländers" bei Voigtländer in Leipzig (2. wohlfeile Aufl. 1915) veröffentlicht hat.

Die reiche deutsche Vergangenheit Rigas ist in ihren charakteristischen Erscheinungen von Alexander Badendieck (Pseud.: Alex. Andreas) in mehreren historischen Erzählungen festgehalten worden, von denen namentlich „Munkenbek, Rigasche Erzählung aus dem 16. Jahrh." und „Bauernhandel, Rigasche Er-

zählung aus den Tagen unserer Großväter" (Riga: Jonck & Poliewski 1900, resp. 1902) in schlichter, ansprechender Form kulturhistorisch interessante Streiflichter auf das Handelsleben der ehemaligen alten Hansestadt an der Dünamündung werfen.

Unter den modernen baltischen Romanschriftstellern, deren Werke die zeitgenössischen Erlebnisse des baltischen Deutschtums in dichterischer Form widerspiegeln, ist Carl Worms zu nennen. Neben seinen größeren Romanen, von denen die „Erdkinder" hier hervorzuheben sind, weisen besonders seine kleineren Erzählungen ein ausgesprochen baltisches Kolorit auf: „Die Stillen im Lande" führen uns in die weltabgeschiedenen Winkel des Landes, der harte Gewissensdruck und die Nöte der Russifizierungspolitik haben ihren Niederschlag in der „Überschwemmung" gefunden, und den Skizzen „Aus roter Dämmerung" liegen z. T. die Schrecken der lettischen Revolutionsjahre 1905—1906 zugrunde. Während des jüngsten Krieges sind die unter dem Titel „Schloß Mitau" zusammengefaßten Bilder aus Kurlands Vergangenheit entstanden, die ebenso wie die anderen Werke von Worms bei Cotta in Stuttgart erschienen sind. Drei kleine Novellen von ihm sind neuerdings auch als Bd. 1. der Sammlung „Baltische Erzähler" von Dr. Ludwig Mathar herausgegeben worden (Berlin-Steglitz: Würtz 1919). Nur in losem Zusammenhange mit baltischen Verhältnissen steht endlich sein neuester Roman „Demetrius" (Cotta 1919), der eine eigenartige und interessante Lösung zu dem viel umstrittenen Pseudo-Demetrius-Problem beisteuert und nebenbei auch einen Einblick in das Leben der sogen. „Deutschen Vorstadt" Moskaus gewährt.

Die stimmungsvolle und fein geschliffene Erzählerkunst des Kurländers Eduard Graf Keyserling kann hier nur flüchtig gestreift werden, denn obwohl seine Romane und Novellen zu den vollendetsten literarischen Erzeugnissen gehören, die baltischem Boden entsprossen sind, klingen in ihnen die Stimmung des Landes und seine Reize nur in sehr diskreten und unaufdringlichen Tönen wider, so daß nur der mit den Verhältnissen bereits vertraute Leser bei Keyserling den baltischen Einschlag herausfühlen wird.

Schärfer tritt das estländische Milieu in den beiden Romanen Theophile von Bodiscos „Im Hause des alten Freiherrn" und „Das Kirchspiel von St. Lucas" (Berlin: Fischer) hervor, obschon auch hier das rein lokale Moment von den im Vordergrunde der Handlung stehenden allgemein menschlichen Problemen zurückgedrängt wird.

Auch Frances Külpe hat den Stoff zu ihren Erzählungen nur zum kleineren Teil aus der ihr vertrauten baltischen Umgebung entlehnt, und zwar trifft das auf ihren Roman „Mutterschaft" (Berlin: Schottländer 1907), den sie selbst als einen baltischen bezeichnet, und auf den Novellenband „Rote Tage" (Berlin: Schlesische Verlagsanstalt 1911) zu, in welchem sie eine Reihe fesselnder Bilder aus den Kämpfen der lettischen Revolutionszeit von dem Leser entrollt.

In die wirtschaftlichen und sozialen Gegensätze auf dem Lande versetzt uns „Der graue Baron". Lettische Geschichten von Mia Munier-Wroblewska (Stuttgart: Cotta 1919), und derselben Verfasserin verdanken wir auch ein anschauliches Bild von der schweren Leidenszeit, die mit dem Weltkriege über das baltische Deutschtum hereingebrochen ist; dieser den bezeichneten Namen „Und doch!" führende Roman (ebenda, 3. Aufl. 1918) ist als treffendes Zeitbild jener Tage wohl geeignet, einen klaren Einblick in das Leiden und Hoffen der deutschen Bevölkerung Kurlands im ersten Kriegsjahr zu gewähren, und macht die helle Begeisterung voll verständlich, mit welcher ihre gequälten Herzen den siegreich einziehenden deutschen Truppen jubelnd entgegenschlagen.

Entsprechend dem eingangs erwähnten Grundsatze beschränkt sich diese Besprechung in der Hauptsache auf eine inhaltliche Würdigung der einzelnen Dichtungen; eine eingehende Bewertung vom künstlerischen Gesichtspunkte aus würde den Rahmen

dieser Betrachtung überschreiten, nur soviel sei im allgemeinen hier hervorgehoben, daß die getroffene Auswahl auch berechtigten literärischen Ansprüchen vollauf genügen dürfte.

Königsberg i. Pr. W. Meyer.

Bücherschau.

A. Wissenschaftliche Literatur.

Beethoven. Seine Persönlichkeit in den Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen, seinen Briefen und Tagebüchern. Freiburg i. Br., Herder & Co. (XXI, 270 S.) Geb. 9.20 M. (Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten. Hrsg. v. P. Hellinghaus. Bd. 5.)

Eine ausgezeichnete Zusammenstellung, die von der Persönlichkeit des großen Menschen und Tondichters ein überaus fesselndes Bild gibt. Knappe, erläuternde Zwischenbemerkungen schließen das Ganze zu einer Biographie zusammen, die mit feinem Gefühl für das Wesentliche alle wichtigen Quellen berücksichtigt und uns das tragische Schicksal Beethovens von seiner Bonner Zeit bis zu seinen letzten Wiener Tagen erleben läßt. Eine Übersicht über des Meisters wichtigste Lebensdaten und seine bedeutendsten Schöpfungen leitet das mit einem guten Bilde B.s versehene Buch ein, Quellennachweise und Anmerkungen bilden den Schluß. Die gute und geschmackvolle Ausstattung sei besonders hervorgehoben. G. Fr.

Birt, Theodor, Charakterbilder Spätroms und die Entstehung des modernen Europa. Leipzig, Quelle & Meyer [1919]. (492 S.) Geb. 16 M. u. Zuschlag.

Zeitlich anschließend an des Verfassers „Römische Charakterköpfe", enthält das vorliegende Buch nicht minder fesselnde Charakterstudien und Kulturbilder von den Tagen des Septimius Severus bis Justinian in einer Darstellung, bei der man nicht weiß, was man mehr bewundern soll, die erstaunliche Stoffbeherrschung oder die lebensvolle, anschauliche Art der Schilderung. Mag es sich um die finsteren spätrömischen Soldatenkaiser, um Julian in seinem Kampfe wider das bereits verweltlichte Christentum oder um die hervorragenden Kirchenväter Ambrosius, Hieronymus und Augustinus handeln, immer weiß Birt mit seltener Kunst uns die betreffenden Persönlichkeiten und Begebenheiten in die unmittelbarste Nähe zu rücken, uns in ihre Sphäre zu bannen und darin festzuhalten. So gewinnen die der Antike gewidmeten Werke des Verfassers einen hohen Wert für die Erweckung des Verständnisses griechischen und römischen Wesens und damit für weltgeschichtliche Zusammenhänge, die gerade das vorliegende Buch, das mit einem Ausblick auf unsere Zeit schließt, in vorzüglicher Weise aufzeigt. Wer die Gründe für den Zerfall des römischen Weltreiches und das unaufhaltsame Aufkeimen in ihm beschlossener neuer geistiger Kräfte studieren will, der kann nichts Besseres tun, als zu der Darstellung von Birt zu greifen. Das Buch, das keinerlei Gelehrsamkeit zur Schau trägt, wird jeder reifere Mensch mit hohem Genuß lesen. Es gehört in jede Bücherei und kann als geradezu unentbehrlich bezeichnet werden. G. Fr.

Die Auskunft. Eine Sammlung lexikalisch geordneter Nachschlagebüchlein. Hrsg. von Franz Paehler. Heft 1: Neuere deutsche Literatur. Von Prof. Dr. Richard Dohse. Heidelberg, 1920. Willy Ehrig. (67 S.) 3.60 M.

Der Nutzen knapper und zuverlässiger Nachschlagebüchlein ist offenbar, und von vornherein hat der Plan der „Auskunft"-Hefte viel Verlockendes. Das erste

Bändchen führt in die deutsche Literatur der neueren Zeit ein, und zwar beginnt D. mit dem Realismus, den er bei Hebbel und Annette von Droste einsetzen läßt. Er will, neben einem Namen-Verzeichnis, auch über Schlagworte wie Expressionismus, Heimatkunst, über Sammelbezeichnungen, wie Soziale Dichtung, Humoristische Dichtung, unterrichten und geht über Tatsachen-Darbietung hinaus durch Werturteile in gedrängter Form. Entscheidend ist für die Beurteilung solcher Bücher einmal der Maßstab, sodann die Auswahl. Jener wird deutlich in den klaren Ablehnungen von G. Ebers oder, tiefer gegriffen, von Courths-Mahler. Es scheint mir aber seltsam, wenn Fritz Droop neun Zeilen, Sudermann neunzehn und St. George (den Benutzern solcher Hefte gewiß nicht leicht nahezubringen) nur vier Zeilen zugemessen erhält. An der Auswähl hätte ich viel mehr zu bemerken. Gewiß wird sie immer subjektiv sein, auch in dem, was man für wesentlich und charakteristisch hält. Aber hier kann ich oft gar kein inneres Verhältnis erkennen. Ganz auffallend überwiegend ist die niederdeutsche Literatur vertreten; das ist einseitig und dem Büchlein nicht förderlich. Muß man in dem Hefte E. E. Pauls oder E. F. Kullberg finden, wenn man dagegen vermißt: O. Erler, Leonh. Schrickel, Wilh. Stücklen, Emil Alfr. Herrmann, Max Herrmann-Neisse, um nur ein paar ganz beliebige Namen zu nennen, die mindestens so „wesentlich" und „charakteristisch" sind wie Rud. Herzog, Rob. Hohlbaum, Paul Oskar Höcker und Dutzende mehr? Unter den Literaturgeschichten rechne ich die meisten, wie z. B. die von R. M. Meyer, zu solchen, mit denen Leser eines „Auskunfts"-Büchleins recht wenig anzufangen wissen; wichtiger wäre es gewesen, ein paar einführende Bücher dieser Art zu nennen, wie etwa das Buch von H. Röhl. Wenn es — um eine Einzelheit wenigstens zu nennen — bei H. Burte heißt: „Sein bester Roman ist Wiltfeber", so klingt das, als gäbe es noch andere von ihm. Grundsätzlich würde ich es für geradezu notwendig halten, den einzelnen Dichternamen zur Weiterhilfe eine Schrift über den betreffenden hinzuzufügen; das läßt sich für W. v. Molo, Liliencron und manchen anderen neueren leicht und ohne Belastung durchführen. Im ganzen also ist das Heft auch für einen ersten Wurf zu ungleichmäßig, aber ausbaufähig und auch jetzt gewiß schon vielfach nützlich.

H. Knudsen.

Immanuel, Oberst Friedrich, Der Weltkrieg 1914—1919. Volkstümliche Darstellung. Mit 5 Karten u. 83 Zeichnungen. Berlin, E. S. Mittler u. S., 1920. (408 S.) 26 M., geb. 32 M.

Auf das treffliche Buch des verdienten Kriegshistorikers und Lehrers der Taktik braucht kaum noch hingewiesen zu werden. Ist es doch die Fortsetzung und Ausgestaltung seiner erfolgreichen Darstellungen: „Ein Jahr Krieg" und „33 Monate Krieg". Die Vorzüge seiner Arbeit sind anerkannt: Es kam dem Verf. bei aller Volkstümlichkeit markiger Schilderung darauf an, die Zusammenhänge und ursächlichen Beziehungen zwischen den verwirrend weit auseinanderliegenden Vorgängen aufzuzeigen; Politik, Wirtschaft, Krieg in ihrer Abhängigkeit begreiflich zu machen. Daher sind die Hauptschauplätze nicht für sich behandelt, sondern kriegsjahrweise als Szenen der großen Akte des Dramas. Nur dem Kriege in Vorderasien, dem Seekrieg und den Kolonialschauplätzen sind abgeschlossene Kapitel gewidmet. Die Gesamtlage am Schluß eines jeden Jahres wird umfassend gekennzeichnet. Zu der prägnanten Vorführung der großen Züge der Kampfhandlungen treten vorzügliche Zeichnungen und 5 Karten am Schlusse des Bandes. Jeder im Texte genannte Ort ist darauf klar berücksichtigt, alles Unwesentliche fern gehalten. Einzelheiten erhalten nur als lehrreicher Ausdruck der Stimmung Platz. Die einschlägige Literatur ist zuverlässig einbezogen. Eine Zeittafel und ein Verzeichnis der Personen und Orte dient raschester Übersicht. Vielleicht vermißt man die Friedensschlußkarte. Bei der Darstellung der Vorgeschichte und der folgenschwersten politischen und wirt-

schaftlichen Ereignisse werden Vorwürfe gegen die politische Führung vom Standpunkte des glühenden Vaterlandsverteidigers laut. Verf. sieht die Hauptursache unseres Unterliegens in dem stärkeren, zäheren Vernichtungswillen „drüben", wie ja Englands furchtbarer Volksneid die Kriegsfurie rief. Die Jugenderziehung im rechten Geiste bewahre uns vor Halbheit und Lauheit. Ein echter Erzieher will mit seinem „Weltkrieg" dem Aufbau dienen. Er finde Platz in allen unseren Bibliotheken. R.

Meisinger, Othmar, Bilder aus der Volkskunde. Frankf. a. M., Diesterweg, 1920. (288 S.)

In einer Zeit umstürzender Neuordnung von Gesellschaft und Leben ergeht an alle Schichten die Mahnung, unseres Volkes wertvolle Güter und seine Eigenart in dem emporsteigenden Antlitz nicht verkümmern zu lassen. Dazu soll uns die Volkskunde helfen. Das deutsche Schulwesen ist sich ihrer Heilkraft bewußt geworden. Wir erhoffen von ihr die Überbrückung berufsständischer Klüfte. An dieser Seelsorge für das Vaterland und seine Stämme arbeiten Meisingers „Bilder" mit vollem Verständnis. Aus mehr als 70 Aufsätzen unserer volkstümlichsten Bahnbrecher der Volkskunde von Herder-Goethes Offenbarungen über die Grimm zu Riehl, Ratzel, Steinhausen und die berufenen neueren Vertreter, wie Hildebrand, Meyer, Weinhold, Bücher läßt er die unverlierbaren Gemütssaiten und -tiefen deutscher Volksart rein und vielstimmig erklingen. So führt er uns zur Liebe für alles Echte und Wahre im unbewußten Weben unserer Gemütskräfte. Er spiegelt uns Heimat und Sitten, Naturbeseelung, Siedlung und Sprache, Glauben und Dichten.

Die Auswahl der Stücke aus dem weitverzweigten Schrifttum ist wohlüberlegt. Sie verbindet die erzieherischen Absichten mit dem Ziele wertvoller fesselnder Unterhaltung. Erwachsene, wie Schüler und Lehrer finden hier reiches Gut für die Gemütsbildung und gewinnen jene Ehrfurcht vor dem kostbaren Gute der Vergangenheit, ohne welche jede Neuerung wurzellos bleibt. Das Hervortreten des Klassischen in diesen Bildern überall, wo unser Volk oder ein deutscher Stamm in Vergleich mit anderen gebracht wird, entspringt sicherem Kulturgefühl. Meisingers Auswahl sei unseren Büchereien empfohlen. Nach jeder Revolution erstarkte solche Selbstbesinnung. R.

Müller-Lyer, F., Der Sinn des Lebens und die Wissenschaft. Grundlinien einer Volksphilosophie. 2. Aufl. München, Langen, 1919. (352 S.) Ungeb. 7,50 M. u. Zuschlag. (Die Entwicklungsstufen der Menschheit. Bd. 1.)

Das vorliegende Buch bildet die Einführung zu dem gewaltigen, neunbändigen, soziologischen Werke des 1916 gestorbenen Verfassers. Wir finden in der „Vorrede", wie M.-L. bescheiden den ersten Band nennt, bereits alle Elemente der später folgenden Darlegungen, die die soziologischen Hauptfragen: Ehe, Familie und Verwandtschaft, Eugenik, Staat, Sprache, Wissen, Glauben, Recht, Moral, Kunst usw. behandeln. „Der Sinn des Lebens" will nun erweisen, daß die Lehre vom Übernatürlichen (in den theologischen und metaphysischen Gedankensystemen) der Gegenwart nicht mehr Halt und Richtung zu geben vermag, ebensowenig könne aber auch der Bau ausschließlich auf der Grundlage der Naturwissenschaften aufgerichtet werden. Erst die moderne Kulturwissenschaft, das Wissen vom Menschen, vereinigt mit dem Wissen von der Natur, könne eine Philosophie aufrichten, die die großen Menschheitsfragen beantwortet und zur wirklichen Kulturbeherrschung führt, deren der vorsoziale Mensch nicht fähig war. In glänzender Darstellung wird nun unternommen, die bisherige Entwicklung der Menschheit am Stufengang von den niederen Anschauungsformen bis zur Ausbildung der vollkommenen Persönlichkeit als obersten Zweck und des vollkommensten Staats als des letzten Ziels (Euphorismus) aufzuzeigen.

Mit bewunderungswürdiger Klarheit, unterstützt von einer geradezu erstaunlichen Belesenheit, führt uns der Verfasser über die schwierigsten Probleme hinweg, die er, ohne sich je im rein Abstrakten zu verlieren, an der Hand zahlreicher Beispiele, in durchweg allgemeinverständlicher Weise zu behandeln versteht. Ein felsenfester Glaube an die endliche „Bezähmung der Nornen", die Bewältigung der Hindernisse, die der Kulturbeherrschung des Menschen entgegenstehen, wie Krankheit, Aberglaube, moralische Vorurteile usw., gibt dem ganzen Werke ein besonderes Gepräge, nicht jeder wird den schrankenlosen Optimismus Müller-Lyers teilen, dessen Anschauungen in starkem Gegensatz zu Spenglers intuitiver Geschichtsphilosophie stehen. Wie dieser, so verfügt auch M.-L. über ein gewaltiges positives Wissen, das er dem Leser gleichsam mühelos mitzuteilen versteht. Das ganze Werk gehört wegen seiner großen Vorzüge in jede Bücherei, da es wie kein zweites geeignet ist, das Interesse für soziologische und kulturwissenschaftliche Fragen anzuregen. G. Fr.

Oehler, Richard, Am jungen Tag. Versuche und Gedanken. Bonn, Ludwig Röhrscheid, 1920. (64 S.) Ungeb. 5 M. u. 20 %.

Aus den Seiten dieses schmalen, aber nach Form und Inhalt gleich gewichtigen Büchleins spricht eine starke Persönlichkeit. Eine Welt, reich an schönen, tiefen Gedanken, wie der das Buch eröffnende Essay „Stimmung", und die wundervollen, schönheitstrunkenen, dabei von ganz besonderem eigenen Erleben erfüllten Briefe aus Florenz, leuchtet farbig vor uns auf; in dem Abschnitt „Vom künstlerischen Schaffen" ringt der Verfasser mit unerschöpflichen, tiefgründigen Problemen, auf die neue, interessante Schlaglichter fallen. Und zuletzt die Aphorismen „Geselligkeit, Einsamkeit" und „Tatsachen des Seelenlebens"! In knappster Prägung, unerbittlich bis zur Herbigkeit, meisterlich geformt, erhalten wir hier Aufschlüsse der persönlichsten Art, Bruchstücke einer Konfession, die an Höhen und Tiefen vorbei in das Reich der inneren Freiheit strebt. Weitab von dem trüben Wirrsal unserer Tage stehend, wird das schöne Buch, ich zweifle nicht daran, manchen Leser finden, der das, was in ihm ausgedrückt ist, mit- und nacherlebt. Er wird es dann nicht nur einmal lesen, sondern zu dauerndem Gewinn wieder und wiedervornehmen. G. Fr.

Schemann, Ludwig, Paul de Lagarde. Ein Lebens- und Erinnerungsbild. Mit drei Bildnissen. Leipzig, Erich Matthes, 1919. (XVI, 410 S.) Geb. 18 M. u. Zuschlag.

Diese bedeutende, umfassende Biographie vermittelt uns zum erstenmal ein Gesamtbild von dem Leben und Wirken der großen Persönlichkeit Lagardes, der als Mensch wie als Gelehrter, Pädagoge, Politiker, mit welcher Aufzählung noch längst nicht alle Seiten seines Wesens bezeichnet sind, als Zeitgenosse eines an hervorragenden Köpfen wahrlich nicht armen Abschnitts unserer Geschichte — er lebte von 1827—1891 — auch noch jetzt in den dunklen Tagen, denen wir entgegengehen, als berufener Führer unseres Volkes gelten kann. Mit hingebender Sorgfalt und Liebe hat sich Schemann seiner schwierigen Aufgabe unterzogen. Ist ihm die Darstellung des heroischen Lebensganges des Mannes, der seiner Zeit in vielem weit voraus war, wohl gelungen, bestaunt man das ungewöhnliche Maß von L.s universalistischer Gelehrsamkeit, über die im zweiten Abschnitt des Buches berichtet wird, so fesseln ganz besonders die folgenden Abschnitte, in denen Lagarde als religiöser Denker und Neuerer, als Politiker, als Pädagoge und zuletzt als Gesamtgestalt und als deutscher Mann dargestellt wird.

Was aus dem gesamten Wirken Lagardes, von dem nur ein Teil in seinen „deutschen Schriften" niedergelegt ist, hervorleuchtet, ist seine „ganz unsägliche, wundervolle deutsche Heimatliebe", die, gepaart mit strengem, sittlichem Ernst und unbestechlicher Wahrhaftigkeit, ihn klarblickend gemacht hat für die Fehler und Vorzüge seines Volkes, das ihm als Mahner, Warner, kurz als rechtem Propheten, der aus der Fülle

des Geistes zu ihm redet, Liebe und Verehrung schuldet. Nicht nach einzelnen Aussprüchen und Meinungen, Lagarde will als Ganzes beurteilt werden, und es ist das Verdienst Schemanns, von diesem Blickpunkt aus an seine an Schwierigkeiten überaus reiche Aufgabe herangetreten zu sein. Sein Buch ist die beste Einführung in die „Deutschen Schriften", die aus tiefstem Verständnis für das Wesen der deutschen Seele und insbesondere für die religiösen und politischen Lebensnotwendigkeiten unseres Volkes in die Zukunft hinüberweisen. Mit Recht redet der Verfasser am Schlusse seines schönen, wertvollen Buches von der Unentbehrlichkeit Lagardes für unser höheres Sein, die durch den Krieg schlagender dargetan sei als durch alle ihm vorangegangenen Jahrzehnte. Möchte sein Geist unter uns immer weiter als rechter Sauerteig wirken, uns „aufrütteln, beschämen, anfeuern, heranziehen". Möchten wir es wieder lernen, über die Parteidoktrin hinweg zu der kerndeutschen Auffassung von werktätiger Vaterlandsliebe hindurchzudringen, wie er sie verkündigt hat. Für einen jeden, der sich ernsthaft mit ihm beschäftigen will, wird das vorliegende Buch unentbehrlich sein. G. Fr.

Teubners kleine Fachwörterbücher. Leipzig, Teubner.

1. Botanisches Wörterbuch. Von O. Gerke. 1919. Geb. 5 M.
2. Zoologisches Wörterbuch. Von Th. Knottnerus-Meyer. 1920. Geb. 7.20 M.
3. Wörterbuch der Warenkunde. Von H. Pietsch. 1919. Geb. 6 M.
4. Philosophisches Wörterbuch. Von P. Thormeyer. 2. Aufl. 1920. Geb. 5 M.
5. Physikalisches Wörterbuch von G. Berndt. 1920. Geb. 5 M.

Diese handlichen Nachschlagebücher bieten nach Form und Inhalt Vorzügliches und werden sich, wie zu erwarten steht, in unseren Volksbüchereien schnell einbürgern. Für ihre Bearbeitung maßgebende Gesichtspunkte waren: knappe, sachliche, allgemeinverständliche, wo es nötig, worterklärende Aufführung der wichtigsten Namen und Fachausdrücke. Am schwierigsten war die Aufgabe zweifellos bei dem philosophischen Wörterbuch von Thormeyer, dem indes wichtige Vorarbeiten (Kirchner, Michaelis, Eisner) zur Verfügung standen. Die klare Formung der Begriffs- und Worterklärungen muß hier besonders hervorgehoben werden. Bei den in der Reihenfolge des Alphabets angeführten Philosophen fehlen auch nicht bibliographische Angaben, wodurch das Werkchen an Wert gewinnt. Auch für andere Wissensgebiete (Literaturgeschichte, Kunstgeschichte, Klassisches Altertum, Chemie, Geographie, Astronomie) sind ähnliche Wörterbücher in Vorbereitung. G. Fr.

Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung. In Verbindung mit anderen hrsg. von Ludo Moritz Hartmann. Bd. IV. S. Hellmann: Das Mittelalter bis zum Ausgang der Kreuzzüge. Gotha, Perthes, 1920. (350 S.) 24 M.

Ziel und Gesamtanlage der Hartmannschen Weltgeschichte sind unsern Lesern als gut und verdienstlich bekannt. Die 3 Bände der Geschichte des Altertums sind abgeschlossen. Der vorliegende 4. Band hat für die Behandlung des früheren Mittelalters in dem süddeutschen Gelehrten Prof. Hellmann einen sachkundigen und selbständigen Darsteller gefunden. Seine Leistung schließt sich dem Plane des Sammelwerkes nach Umfang und methodisch gut an. In Einleitung, Vor- und Rückblicken kommen die Grundzüge; Hauptmächte, Kampfrichtungen der Zeit samt den Ergebnissen klar und geschlossen zum Ausdruck. Die Ausführung ist durchgehends wissenschaftlich und inhaltsreich. Eine ernst erarbeitete Gliederung führt zu voller Durchdringung des Stoffes und fördert seine Aneignung durch den Leser. Von den geschichtlich Interessierten werden sich Lehrer und Studierende des Buches mit großem

Nutzen bedienen. Sie finden Quellen und Literatur zuverlässig verwertet und jedem Kapitel vorausgestellt. Hellmanns Mittelalter ist in den größeren Bildungsbüchereien neben die nicht zahlreichen guten und gemeinverständlichen Darstellungen als neueste wertvolle Erscheinung zu stellen. Sie fesselt und bereichert uns nachhaltig durch großzügige Gedankenentwicklung und Einheitlichkeit auf dem Boden sicherer Forschungsergebnisse. R.

B. Romane, Novellen, Erzählungen, Dramen usw.

Anzengruber, Ludwig, Gesammelte Werke. Hrsg. v. Karl W. Neumann. Leipzig, Phil. Recl. jun. [1920.] (134, 543; 525; 534; 515 S.) In Pappe geb. 38 M.

In meisterhafter Weise hat seinerzeit O. Walzel in den „Blättern" (Jahrg. 7, S. 84 ff.) gezeigt, wie Anzengrubers Wirken im Wiener Theater ein steter Kampf gewesen ist gegen den leichten Sinn eines Publikums, das sich dem herben Ernst seiner Muse sich ihm je länger je mehr verschloß und wieder zur Operettenkunst zurückkehrte. Jetzt, nachdem die 30jährige Schutzfrist abgelaufen ist, wird der große Volksdichter abermals zu seinen Landsleuten sprechen und in der Not der Zeit hoffentlich besser verstanden und gewürdigt werden. Denn grade die vornehmen Eigenschaften, die ihn auszeichnen, sein weites Herz, sein freundliches Verständnis für menschliche Schwächen und Verirrungen, brauchen wir in dem wilden Kampf aller gegen alle, der leider noch immer unser Vaterland durchtobt. — Die vorliegende mit Umsicht vorbereitete und durchgeführte Volksausgabe trägt in ihrer bescheidenen äußeren Aufmachung den Verhältnissen der Gegenwart Rechnung, sie bringt nur die wertvolleren erzählenden und dramatischen Stücke und außerdem (im ersten Bande) eine biographische Einleitung, die sich auf das Wesentliche beschränkt. Einige Abbildungen des Dichters selbst, der Denkmäler, die man ihm errichtet hat, und der Stätten, die seinem Herzen teuer gewesen sind, werden manchem Leser willkommen sein. Der erste Band bietet die beiden Romane, den „Sternsteinhof" und (in der endgültigen Fassung) den „Schandfleck" dar, den man unter seinen Prosaschriften am höchsten stellen wird. Der zweite Band umfaßt die beiden Teile der „Dorfgänge", der dritte zwei Sammlungen der kleineren Geschichten und die älteren dramatischen Werke, die in chronologischer Ordnung mitgeteilt werden. Der vierte Band bringt die Hauptmasse der Dramen und ein Gesamtregister. E. L.

Brausewetter, Artur, Stirb und Werde! Berlin, M. Warneck, 1918. (426 S.) Geb. 7.80 M.

Der vorliegende Roman schildert den Werdegang eines evangelischen Geistlichen, der zuerst in der „kassubischen Diaspora", dann in seiner Vaterstadt, einem kleinen westpreußischen Flecken, und endlich in der Provinzialhauptstadt seines Amtes waltet. Bei allem ehrlichen Streben wird es Martin Steppenreiter, dessen Vater es nicht verwinden kann, daß er nicht die elterliche Apotheke übernehmen wollte, schwer, das richtige Maß zu halten. Stößt er in der Kleinstadt die Großgrundbesitzer der Umgegend und die besseren Bürger durch sein schroffes Eintreten für die Arbeiter vor den Kopf, so entwickelt er in der Großstadt seine geselligen Talente und gibt sich nur allzuwillig dem Glanz des Reichtums hin. Die Braut, ein reiches verwöhntes junges Mädchen oben aus Südwestdeutschland, versagt, als sie einen Einblick tut in die Aufgaben und Pflichten, die einer tüchtigen Pfarrfrau in den Häusern des Elends warten und scheidet sich von ihm. Da schlägt dem Geistlichen das Gewissen, er wird sich dessen bewußt, nicht auf dem rechten Wege zu sein; er bricht, vielleicht allzu schroff, mit der Gesellschaft, die ihn ehedem verhätschelt hat und ihn nunmehr meidet und anfeindet. In seiner Vereinsamung ist es dann eine inzwischen

verwitwete Jugendbekannte, die ihm ihre rettende Hand reicht und ihm in eine einsame Pfarrei am Meeresstrande folgt, wo Steppenreiter sein Gleichgewicht wieder findet und sich ein neues fruchtbares Feld seines geistlichen Wirkens schafft. Man merkt es dem Roman, der sich spannend liest, an, daß der Verf. hier aus der Fülle persönlicher Erfahrungen schöpft, die er in einem langen und mit Hingabe erfüllten Berufsleben gewonnen hat. E. L.

Busse, Carl, Aus verklungenen Stunden. Skizzenbuch. Leipzig, Quelle & Meyer [1919]. (295 S.) Geb. 7 M. und Zuschlag.

Jugenderzählungen des unlängst verstorbenen Dichters, nach seinem Tode von seiner Witwe gesammelt. Von warmem Leben, zarter Empfindung, die nicht selten ins Weiche, Wehmütige hinüberklingt, erfüllt, dabei jedoch stets lebensecht, gehören sie unstreitig zu dem Schönsten und Wertvollsten, was wir von Carl Busse besitzen. Die Umwelt, Berlin und entlegene kleine Städtchen auf deutschpolnischer Erde, ist dieselbe, die der Dichter auch bei seinem späteren Schaffen mit Vorliebe aufgesucht hat. Der Abglanz verträumter Jugendtage mit ihrem Lieben und Suchen ruht auf den Erzählungen und Skizzen, die so ganz abseits von der Unruhe und dem Lärm unserer Tage liegen und sicherlich viele Leser sich zu Freunden gewinnen werden. G. Fr.

Cardauns, Herm., Der Stadtschreiber von Köln. 6. und 7. Aufl. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung, 1920. (271 S.) 7 M., kart. 9 M.

Daß die wenigen wirklich guten historischen Romane trotz der vielfach vorhandenen Abneigung gegen diese Art der erzählenden Kunst ihren Weg machen, beweist der Erfolg des vorliegenden Buchs, das die „Blätter" bei seinem Erscheinen als eine treffliche Leistung empfohlen haben. Jetzt liegt die 6. und 7. Auflage dieser Schilderung des mittelalterlichen Kölns um die Zeit, da die Geschlechterherrschaft zusammenbrach und die Zünfte das Regiment an sich rissen, in schmuckem äußeren Gewand vor, dem man die Not der Gegenwart kaum anmerkt. E. L.

Das Schönste von Max Dauthendey. Ausgewählt und eingeleitet von W. v. Molo. München, Langen [1919]. (223 S.) Früher: Geb. 3 M.

Der exotischen Phantasie des während des Krieges auf Java gestorbenen Weltwanderers verdanken wir neben Gedichten und Dramen eine Reihe fein empfundener Novellen, farbige Schilderungen aus Indien und der malaiischen Welt, in denen tiefe, seelische Erlebnisse den Einschlag bilden zu einem bunten, oft traumhaft rätselhaftem Spiel von seltsamen Geschehnissen und landschaftlichen Schilderungen. Aus den „Acht Gesichtern am Biwasee", vielleicht dem Besten, was Dauthendey gelungen ist, sind einige in ihrer lyrischen Weichheit tief empfundene Geschichten mitgeteilt, andere entstammen den „Geschichten aus den vier Winden". Das aus den verschiedenen Gedichtbänden Ausgewählte zeigt, daß Dauthendey trotz feiner dichterischer Empfindung und dem Wohllaut seiner Verse doch die geschlossene, notwendige lyrische Form versagt war, sein Eigenstes steckt in seinen Novellen. Das Bändchen sei allen Büchereien zur Anschaffung empfohlen, zumal solchen, die auf die Anschaffung der einzelnen Veröffentlichungen des Dichters verzichten müssen. G. Fr.

Deschmann, Ida Maria, Sonneghof, Roman. Wien und Leipzig, Karl Herbauer, 1920.

Eine Erzählung, die anspruchslosen Lesern empfohlen werden kann, die Bezeichnung Roman aber kaum verdient, fehlen doch die ernsten Konflikte im Leben der „Tresl Sonneghoferin" die zweimal von ihrem Vater um äußerer Vorteile willen verheiratet wird, und deren Gefühlsleben das harte Muß des Lebens, Großbauernstolz, Pflicht- und Verantwortungsgefühl, Arbeit und Sorge um die Erhaltung des

wertvollen Erbes ihres ersten Mannes nicht zur Enthaltung kommen lassen. Als es endlich in reifem Alter der Frau doch alle Schranken durchbrechen und in der Liebe zu einem Knecht aufflammen will, bewahrt sie das entschlossene Eingreifen ihres eben herangewachsenen Sohnes und die gütig leitende Hand des Gatten vor seiner Unbesonnenheit. Die Erzählungsweise der steiermärkischen Schriftstellerin ist ungesucht einfach und somit gut, sie erinnert an die Art unserer älteren, heute leider fast ganz vergessenen Volksschriftsteller, der O. v. Horn, Nieritz und Gubitz, mit der sie auch die Neigung zur Sentimentaität und zum Moralisieren gemein hat. M. Oe.

Hesse, Hermann, Kleiner Garten. Erlebnisse und Dichtungen. Leipzig-Wien, E. P. Tal, 1919. Geb. 23 M.

Diese Sammlung Hessescher Kurzgeschichten und Skizzen ist zwar in numerierter Auflage erschienen (in der ganz unzeitgemäß schön ausgestatteten Samm lung „Die zwölf Bücher"). Wenn wir bedenken, daß heute schon Unterhaltungsromane zweiten und dritten Ranges auf elendem, grauem Holzpapier und in noch elenderem Pappband 25 M. kosten, muß dieses Buch jedoch geradezu als billig bezeichnet werden. Aber was wichtiger ist als das herrliche Japan-Dokumentenpapier, als der wundervoll klare Druck und die solide Heftung: das Bändchen enthält nicht, wie so häufig derartige Sammlungen, überwiegend Beiläufiges und Ephemeres; vielmehr ist fast alles, was darin steht, dichterisch und weltanschaulich vollgültig, ja es befinden sich einige der besten Stücke Hessescher Kleinkunst darunter.

Besonders genannt seien die nachdenkliche Geschichte „Der Leser" mit ihren geistvollen literarischen Streiflichtern, die elegische selbstbiographische Skizze „Es war einmal", aus der uns die Schönheit von Sommernächten voll leichter Schwüle und dem „geisterhaft bleichen Leuchten der großkerzigen weißen Kastanienblüten" anweht, die ausgezeichnete kleine Satire „Der Korbstuhl", die schelmische „Legende vom Feldteufel", der feierliche „Tod des Bruders Antonio" und — die drei besten Stücke! — der tief romantische, in farbiger Sinnbildlichkeit leuchtende „Schöne Traum", das dem eigenen Vater gewidmete „Zum Gedächtnis", ein ergreifendes Zeugnis reinster und frömmster Sohnesliebe und gestaltenden Bekenntnisdranges, und die (im Sinne Nietzsches) unzeitgemäße Betrachtung „Von der Seele", die eigentlich als billiger Sonderdruck in die Hände jedes gebildeten Deutschen gelangen müßte. E. A.

Hutten, Marie v., Die große Harmonie. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsh. [1919.] (215 S.) Geb. 7 M.

Der Verlag berichtet in einer besonderen „Einführung" über die Verfasserin, von der hier eine Sammlung von Erzählungen aus den verschiedenen Schaffensperioden vorliegt. Ihr Hilfsbedürfnis für die Menschen und namentlich für die in Not und Schuld verstrickten Stiefkinder des Lebens hat ihr die Feder in die Hand gedrückt. Es wäre aber wohl zuviel gesagt, wenn man behaupten wollte, daß diese Geschichten sich zu einer großen Harmonie zusammenfügen, wohl aber zeigt z. B. gleich die erste im „Schatten der Schuld", daß auf Seiten der Lehrer, Eltern und anderer Erzieher und Wohltäter der gute Wille allein es nicht tut, sondern daß liebevolles Verständnis hinzukommen muß, wenn das menschliche Schicksal aufgehalten oder zum Guten gewendet werden soll. Neben dieser verdient „das Käsperle" vor allem genannt zu werden, während andere, namentlich solche, die in den höheren Lebenskreisen spielen, ohne Schaden fehlen könnten. E. L.

Kotzde, Wilh., Frau Harke. Der Roman einer Landschaft. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1920. (263 S.) Geb. 8 M.

Unter etwas verändertem Titel erscheint jetzt der 1917 zuerst herausgekommene Roman „Frau Harke geht durchs Land" in dritter Auflage und in anderem Verlag. Die „Blätter" haben seinerzeit (Band 18, S. 189) eine ausführliche Besprechung

des schönen Buchs gebracht, das das Leben und Treiben der Havelfischer in dem buchtenreichen Teil des Flusses zwischen Potsdam und Rathenow voller Anschaulichkeit und Liebe schildert. Es entspricht durchaus dem Eindruck, den die Erzählung damals auf den Rezensenten machte, wenn sie jetzt den Nebentitel führt „der Roman einer Landschaft", denn in der Beschreibung dieser seiner Heimat in aller ihrer verschwiegenen Schönheit und Herrlichkeit kann Kotzde sich kaum genug tun, während dem gegenüber die Menschenschicksale, so fein sie auch beobachtet sein mögen, durchaus zurücktreten. Jedenfalls aber wird es in einer Zeit, da wir uns auf uns selbst und auf Vaterland und Heimat wieder besinnen müssen und wir mehr denn früher auf beide angewiesen sind, diesem Werk nicht an Lesern fehlen. Wenn es auch hinter seinem Meisterwerke „Wilhelm Drömers Siegesgang" zurücksteht, so bietet der Verfasser doch gerade in „Frau Harke" Gutes genug. E. L.

Müller-Guttenbrunn, Ad., Sein Vaterhaus. Leipzig, L. Stackmann, 1919. (366 S.) 7 M., geb. 9,50 M.

In der großen Roman-Trilogie von „Eugenius bis Josephus" hat der Verf. ein gutes Stück der rühmlichen inneren Geschichte Österreichs während des 18. Jahrhunderts dichterisch gestaltet, wie sich die Leser der „Blätter" erinnern werden. Besonders ist es die Besiedlung der weiten Niederungen am Zusammenfluß von Donau und Theiß durch deutsche Kolonisten schwäbischen Stammes, die Müller-Guttenbrunn mit ebensoviel Liebe wie Stolz zur Darstellung bringt. Ungefähr da, wo diese Erzählung aufhört, setzt der vorliegende Roman ein. Wir erfahren von den Schicksalen der Nachkömmlinge eben jener Ansiedler, die sich vornehmlich im Banat aber auch sonst im Ungarnland und vor allem in dessen Doppelhauptstadt niedergelassen und behäbigen Wohlstand erlangt haben. Die schöne Enkelin eines Kolonisten in der Ofener Vorstadt, die liebliche Therese Maigruber, verlobt sich ohne Wissen und Willen ihrer Mutter mit dem Sohn des Majors Niembsch, der es noch nicht bis zum Offizier gebracht hat und nunmehr, um heiraten zu können, seinen Abschied einreicht und eine Stelle als Rentbeamter in einem der alten Schwabendörfer im Banat übernimmt. Trotz aller Hausfrauentugenden gelingt es der jungen Frau nicht, ihren leichtlebigen Mann, den seine adelsstolze Mutter infolge dieser Ehe sozusagen verstößt, an Herd und Kinder zu fesseln. Durch seine Liederlichkeit verliert er seine Stellung, ruiniert das Vermögen der Frau und richtet seine Gesundheit zugrunde, so daß er nach längerem Siechtum seine Familie in dürftigen Verhältnissen zurückläßt. Namentlich für den einzigen Sohn, Nikolaus, den späteren Dichter Lenau, ist indessen der braven Mutter kein Opfer zu viel, aber schließlich sucht der frühreife Knabe doch bei den Großeltern Hilfe. Der den Lesern tiefergreifende Kampf des treuen Mutterherzens mit den rauhen Mächten des Lebens ist gescheitert, aber es bleibt der Dulderin der traumhafte Glaube an den leuchtenden Stern des Sohnes, dessen Leben ein weiterer Band, der in Vorbereitung ist, gewidmet werden soll. Verahnend aber vernimmt der Leser die Verse Lenaus an seine Mutter, die der Verf. dem Roman als Motto vorgesetzt hat:

O, daß der Tod von hier
So früh dich fortgenommen!
Es wäre wohl mit mir
Sonst nicht so weit gekommen. E. L.

Reicke, Georg, „Sie", Komödie in 4 Akten. Berlin, Erich Reiß Verlag, 1920.

Eine Hochstaplergeschichte: „Sie", die skrupellose Droschkenkutscherstochter, will — den ständigen Belehrungen ihres Vaters gemäß — unter allen Umständen „ruffkommen" und begibt sich zwecks vorteilhafter Verheiratung auf den Männerfang; sie probiert es, auch die unlautersten Mittel nicht scheuend, bei einem nach dem anderen, immer schließlich erfolglos, zu ihrem Heil und rettet endlich ihr Lebens-

schifflein nach glücklicher, wenn auch kaum verdienter Umsegelung recht gefährlicher Klippen, in den Hafen der Liebe ihres Jugendfreundes, der trotz aber ihrer Kapriolen an ihr festhält und als Mahner und Warner immer mal wieder auf der Bildfläche erscheint. — Sicherlich keine Komödie, dazu fehlt es an Geschlossenheit des Aufbaues und der dem Bereich des Zufälligen enthobenen inneren Notwendigkeit der Geschehnisse, sondern eine Aneinanderreihung nicht ungeschickt gemachter Szenen voll grober Effekte, Plattheiten und Oberflächenpsychologie; im ganzen eine Belanglosigkeit. M. Oe.

Rittland, Klaus (Elisabeth Heinroth), Frühlingsgewitter. Berlin-Wien, Ullstein & Co., 1918. (380 S.) Geb. 4.50 M.

Das Weimar vor und nach dem Revolutionsjahr 1848 lernt man durch diese mit großer Liebe und feinem historischen Verständnis geschriebene Geschichte kennen. Träger der Handlung sind der älteste Sohn und die jüngste Tochter der kinderreichen Familie eines ehrbaren Finanzrats. Friedrich Keßler begeistert sich für die Ideale der Jenenser Burschenschaft und der Vielversprechende stirbt an der im Barikadenkampf zu Berlin erlittenen Wunde, nachdem schwere Zweifel zuletzt sein Herz erschüttert, ob das im Streit mit deutschen Brüdern vergossene Blut für die gerechte Sache der Freiheit und der Zukunft seines Volks geflossen sei. Die schöne und musikalisch reichbegabte Lieblingsschwester geht zum Kummer der Eltern gleichfalls ihre eigenen Wege, löst die Vernunftverlobung mit einem liebenswürdigen Regierungsrat auf und folgt dem wegen seiner demokratischen Gesinnung verfolgten ehemaligen Lehrer des Bruders in die unsichere Existenz eines Journalisten. Neunzehn Jahre später, am Tage des Siegeseinzugs 1871, treffen sich die Beiden mit ihrem Ältesten, der als Kriegsfreiwilliger am großen Kampf teilgenommen hat, in Berlin und feiern im Friedrichshain das Andenken des Bruders und Oheims. „Das Ziel, nach dem wir ein Lebenlang gestrebt, so sagt der Vater tiefergriffen zu den anderen, nun ist es erreicht — auf anderen Wegen, aber herrlicher, als wir es je geahnt haben. Weißt du noch Liebste, wie du einmal zu mir sagtest: die deutsche Kaiserkrone ist Vergangenheit; sie liegt begraben im Brunnen der Geschichte, und ich dir erwiderte: Wir holen sie herauf?“ — Prachtvolle Schilderungen der nachgoetheschen Zeit und dann des musikalischen Lebens, das Friedrich Liszt in der Ilmstadt zu erwecken versteht, geben dem Buch Stimmung und Weihe. Leider macht eine ziemlich überflüssige Verführungsepisode das Buch für die reifere Jugend unmöglich, um so mehr aber sei es seines lehrreichen und versöhnenden Inhalts wegen ernsteren Lesern empfohlen. E. L.

Scheff, Harry, Die Eselreiterin. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1920. (380 S.) Geb. 15 M.

Nord, F. R., Ssir-anusch. Ebd. (446 S.) Geb. 18 M.

Nord, F. R., Ker-Ali. Ebd. (340 S.) Geb. 15 M.

Unter dem Titel „Der Abenteuer-Roman“ erscheint bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart eine Serie von Romanen, die „literarisch wertvolle Werke von reichbewegter Handlung und starker Spannung“ bringen will. In unserer Gegenwart, die dem Reisen in fremde Länder fast unübersteigliche Schwierigkeiten entgegenstellt, während andererseits die Lust an Fahrten und Abenteueren fortbesteht, glaubt das Unternehmen einem wirklichen Bedürfnis entgegenzukommen. Von den vorliegenden drei Bänden dieser Sammlung führt uns die „Eselreiterin“ von H. Scheff zunächst zu den Goldsuchern in den Rocky Mountains. Einer der verzweifelten Gesellen, die dort vergeblich ihr Glück machen wollen, ermordet seine Frau, geht nach Deutschland zurück und überläßt sein einziges Kind, ein Töchterchen, seinem Schicksal. Ein junger deutscher Künstler nimmt sich der Verlassenen an und erzieht die Kleine in seiner Mecklemburgischen Heimat, wo er ein angesehener Maler wird. Der Schlußakt,

in dem der Mörder entlarvt wird und die kleine „Eselreiterin“ von ehedem ihrem Retter und Wohltäter die Hand reicht, spielt in einem Sanatorium im Wiener Wald. — Ganz anders geartet ist der zweite Roman, bei dem die persönlichen Verhältnisse ganz hinter den politischen zurücktreten. Wir lernen in London zunächst armenische Agenten und Parteigänger der beiden einander bekämpfenden Richtungen kennen, die einen arbeiten für ein ehrliches Zusammengehen ihrer Volksgenossen mit den mohammedanischen Elementen Kleinasiens, während die anderen alle Welt gegen den türkischen Unterdrücker ins Feld rufen. Zugleich tut der Leser hier einen Einblick in die perfide Politik Englands den Türken gegenüber, wie sie in aller Heimlichkeit geübt wird. Die Hauptvertreterin der auf die Versöhnung ihrer Landsleute mit den Türken gerichteten Bestrebungen ist die junge kluge und charaktervolle Armenierin Ssir-anusch, die kurze Zeit vor Beginn des Weltkriegs London verläßt, um in Konstantinopel die führenden Männer darüber aufzuklären, was sie von den Engländern zu erwarten haben. Nachdem auch das türkische Reich mit hineingerissen ist in den Strudel der Ereignisse, erkennt die junge Armenierin, daß alle auf eine Versöhnung der kleinasiatischen Volksteile gerichteten Bemühungen vergeblich waren. Mit einer jungen Russin, die aus Georgien stammt und sich ihr in hingebender Freundschaft angeschlossen hat, teilt sie die furchtbaren Leidensgeschichten ihre Stammesgenossen. Die Männer, die ihre Sympathien für die aus dem Kaukasus vordringenden Russen, durch die Tat bewiesen haben, müssen über die Klinge springen. Die Weiber und Kinder werden von dem rohen türkischen Kriegsvolk von Ort zu Ort getrieben und kommen schließlich fast ausnahmslos in der Wüste um, teils durch Erschöpfung, teils durch die Kolbenstöße der wilden Kurden. Darunter auch Ssir-anusch, die selbst durch die aufopfernde Hilfe ihrer Freundin nicht gerettet werden kann. Zwar finden sich hier und da wohlwollendere und humanere türkische Machthaber, aber auch sie vermögen nur die Leiden der Unglücklichen vorübergehend zu mildern, den Ausrottungswillen der obersten türkischen Staatsmänner vermögen sie nicht zu brechen. Diese Darstellung, die ohne Gehässigkeit, die Tatsachen sprechen läßt, macht den Eindruck der Wahrheit und stimmt leider im wesentlichen überein mit dem Tatsachenmaterial, das Lepsius in seiner großen Veröffentlichung vor unseren Augen ausgebreitet hat. — Im Gegensatz zu der herben Wirklichkeit dieser Erzählung ist die dritte von demselben Verfasser herrührende, hinter dessen Pseudonym sich ein bekannter Forschungsreisender verbergen soll, ein richtiger Abenteuerroman, der an die Gläubigkeit des Lesers ungewöhnliche Anforderungen stellt. Ein zentralasiatischer Bergstamm, die Kasiren, kämpft mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln gegen englische Selbstsucht und gegen die Herrschsucht der benachbarten sehr viel mächtigeren Afghanen um seine Freiheit. Ein deutscher Gelehrter, den der Khan und seine Begleiter für einen Verräter halten, wird auf einem Auto und einem an der deutschen Meeresküste bereit liegenden Schiff aus Berlin entführt und nach Ostindien gebracht. Auf der Reise wird ein großer Passagierdampfer überfallen und seiner riesigen Goldbestände beraubt. Mit diesem Kriegsschatz suchen die Kasiren, denen sich der Forschungsreisende Nord bald auch mit dem Herzen anschließt, ihre politischen Unternehmungen durchzusetzen. Mit steigender Spannung folgt man der Entwicklung dieser Anschläge, die nach anfänglichem Gelingen mit einer großen Katastrophe enden. E. L.

Schneider, Karl, Der Sonnenwirt. Eine Hunsrückgeschichte. Bonn, Alb. Ahn, 1920. (187 S.)

Eine anspruchslose Erzählung, der man aber des Verfassers Liebe für seine Heimat anmerkt. Der reiche Sonnenwirt in Heimelingen auf dem Hunsrück, dessen Familie im jahrhundertlangen Besitz eines schönen Hofs ist, hat nur eine Tochter und möchte diese an den Bachanton, einen wohlhabenden Bauernjungen, verheiraten, zu dem aber Klara, die eine bessere Erziehung erhalten hat, sich nur wenig hingezogen

fühlt. Da kommt ein junger Förster ins Dorf, dem es gelingt ihre Liebe zu gewinnen, so eifrig auch der Vater jede Annäherung zwischen den beiden jungen Leuten zu verhindern sucht. Vor allem aber ist es der Bachanton mit seinen Genossen, der dem jungen Forstmann durch allerlei Schabernack und seine Wilddieberei das Leben sauer macht. Der aber läßt sich nicht aus dem Felde schlagen, er ertappt den Burschen auf frischer Tat, rettet dem Sonnenwirt, als dessen Gespann mit ihm durchgeht, das Leben, erhält schließlich dessen Jawort, übernimmt aber dann, dem Rat der Braut und des Schwiegervaters folgend, den Hof und wird Landwirt. Dieser einfache Hergang wird ohne große Kunst behaglich und voll Liebe für die Heimat erzählt. In der Anwendung der Hunsrücker Mundart legt sich Schneider verständige Schranken auf, so daß auch der mit dem Dialekt nicht vertraute Leser ihn bald verstehen lernt. So ist ein Buch entstanden, dem man über den Kreis der engeren Landsleute hinaus Verbreitung wünschen möchte. E. L.

Schussen, Wilhelm, Erste Liebe. Erzählungen. Stuttgart, Schröder, 1920. (199 S.)

Einen neuen Strauß von Kleinwerken seiner eigenartigen, farbensatten Erzählungskunst bietet der schwäbische Humorist W. Schussen dar unter dem treffenden Sammeltitel „Erste Liebe“. All die so verschiedenen Schicksale, auf die uns der Dichter einen tiefdringenden Streifblick werfen läßt, entscheiden sich, früher oder später, aus jener ersten erotischen Seelenbegegnung, die ihren einzigartigen, menschlichen und dichterischen Zauber nie verlieren kann, auch wenn noch so viele Halbnaturen in Leben und Dichtung ihre Gefühlsverlogenheit daran erproben. Das Schussen gerade auch bei diesem Thema himmelweit davon entfernt bleibt, sich in konventionellen Süßlichkeiten zu verläppern, bedarf für den, der schon eines seiner zahlreichen Werke (etwa die „philosophischen Kuckucksseier“ oder den „Medard Rombold“ oder den „Roten Berg“) kennt, keiner Versicherung. Seine Handlungen haben auch diesmal meist etwas Bizarres und Bruchstückhaftes, rätselhafte Verschlingungen, scharfe Ecken, jähe Schlüsse; aber in dem reifsten Stücken (z. B. in „Wenn schon, denn schon“) wirkt das alles nicht als Willkür einer reizbaren und sprunghaften Phantasie, sondern als fast spukhafte Schicksalsträchtigkeit einer vielbewegten und einsamen Dichterseele. — Größeren und mittleren Volksbüchereien ist für die Eigenbrödler unter ihren Lesern auch dieses neue Werk Schussens sehr zu empfehlen. E. A.

Seeliger, E. G., Die Macht. Zwanzig heroische Novellen. Leipzig, L. Staackmann, 1919. (380 S.) 7.50 M., geb. 10 M.

Man hat dem Verfasser mit gutem Grund energisches Zufassen beim Behandeln der von ihm gewählten Themen nachgerühmt, und so kann es Einen nicht verwundern, daß er dem Publikum „die hundert Novellen des Ewald Gerhard Seeliger“ als „Deutschen Dekameron“ voller Selbstbewußtsein darbietet. Von diesem Werk, dessen erster Teil das „Meer“ hieß und zwanzig „nautische Novellen“ umfaßte, kommt jetzt der zweite Teil heraus, der in gleichfalls zwanzig Erzählungen Hauptmomente der Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf den traurigen Ausgang des letzten großen Krieges an unserem geistigen Auge vorüberziehen läßt. Mit großem Geschick weiß S. das Zeit- und Ortskolorit zu treffen und die Träger der Handlung kurz aber scharf zu charakterisieren. Der antike Orient, das Volk der Griechen, das Rom des zweiten Punischen Kriegs und der Kaiserzeit, die Völkerwanderung, die Wickingerfahrten und die Kreuzzüge, die Hussitenkriege, das Zeitalter der Reformation und das der kolonialen Eroberungen, sowie die kriegerischen Ereignisse späterer Epochen, sie alle liefern ihm ansprechende Motive und gewähren ihm Gelegenheit, mit seltener Kunst darzutun, wie die Weltbegebenheiten in das Leben der Einzelmenschen eingreifen, wie sie Männer und Frauen auseinanderreißen oder auch trotz aller Schicksalsstürme wieder in Liebe zusammenführen. Man wird nach dieser zweiten Probe

ungewöhnlicher Begabung der Fortsetzung und Vollendung des „Deutschen Dekameron" voller Spannung entgegensehen. E. L.

Speckmann, Diedrich, Neu-Lohe. Berlin, Martin Warneck, 1920. (343 S.) Geb. 20 M.

Die Freunde der heiteren und lebensbejahenden Erzählungskunst Speckmanns werden diese Fortsetzung seines verbreitesten Romans „Heidehof Lohe" mit Freude begrüßen. Dreißig Jahre sind inzwischen verflossen, der Inhaber des Hofes hat sich während des Weltkrieges infolge Überanstrengung eine Krankheit und den Tod zugezogen. Von den drei Söhnen fiel der Älteste auf dem Felde der Ehre. Der Zweite, der Idealist Otto, hat nach der Rückkehr die Freude an der juristischen Laufbahn verloren und macht nun als Anerbe seinen Anspruch auf das väterliche Gut geltend, auf das schon der jüngste Bruder, von Beruf Landwirt, bestimmt gerechnet hat. Sehr bald aber stellt sich heraus, daß der Referendar trotz besten Willens der ungewohnten Aufgabe nicht gewachsen ist und grade seine ebenso kluge wie tatkräftige Braut veranlaßt ihn, seinen Lieblingsplan aufzugeben und sich einem neuen Ziel zuzuwenden. Als Direktor einer eben entstandenen Volkshochschule in der benachbarten Kreisstadt behält sich Otto die Verwaltung der Siedlung Neulohe vor, die er im Widerspruch mit seiner Familie und ganz gegen die Meinung der anderen Bauern auf dem Grund und Boden des Lohhofs mit alten Kriegskameraden gegründet hat. Diesen ganzen Vorgang benutzt der Verf., um die ältere und die neuere, nach der Revolution entstandene, Weltanschauung zu kontrastieren. Das geschieht in feiner und überzeugender und niemand verletzender Weise. Prächtige Gestalten, die temperamentvoll ihren Standpunkt verfechten, treten uns in der Erzählung entgegen. Den härtesten Stand hat die Mutter selbst, Frau Lohmann, die sich aus den unbedeutenden jungen Mädchen der älteren Erzählung nunmehr zu einer tatkräftigen Bäuerin entwickelt hat. Bei ihr findet auch der Sohn, der ein volles Fünftel des Hofs für sein soziales Unternehmen verwendet, Verständnis. So ist ein prachtvolles und tapferes Buch entstanden, das in angenehmer Form dem Leser reiche Belehrung spendet über ein Problem, an dem unsere Zukunft hängt. Daher möchte man auch dieser neuen Erzählung von der Lüneburger Heide, die ein rühmliches Zeugnis für das abgeklärte Urteil und den offenen Blick des Verfassers ablegt, die weiteste Verbreitung wünschen. E. L.

Uellenberg, Emil, Die Stimme in der Wüste. Leipz., C. F. Amelang, 1919. (304 S.) 7 M., geb. 8 M.

Wie die Romane desselben Verfassers „das Kreuz auf Dornawyl" und „Adolf Klarenbach," spielt auch die vorliegende Erzählung im Bergischen Lande. Im Kreuz auf Dornawyl wird die Einführung des Christentums und in der zweiten Geschichte wird das Wirken des Reformators Klarenbach in eben jener Gegend dargestellt, aber auch in dem neuen Roman stehen religiöse Fragen im Vordergrund. An einem mißverstandenen Christentum, wie es im Wuppertal sich eingebürgert hat, gehen zwei gute alte protestantische Familien zugrunde und nur die gehaltvolleren unter ihren Mitgliedern arbeiten sich unter dem in dem einen Fall moralischen, in dem anderen wirtschaftlichen Zusammenbruch wieder in die Höhe. Indessen will es scheinen, als ob der Verfasser die Zustände in der Schule und in der Gemeinde der großen Industriestadt doch allzusehr grau in grau gemalt hätte. Daher kommt es, daß man nicht immer an seine Gestalten glaubt, so sehr man auch der frohen Hoffnung zustimmen möchte, daß die durch den Krieg gefällte deutsche Eiche neue Früchte hervorbringen werde. „Sieh, so sagt zum Schluß der Hauptheld des Romans, der als Träumer durch die Welt geht und nicht zu Unrecht den Familiennamen Traum führt, — sieh, schon zweimal sind göttliche Funken in die Dürre überlebter Formen

hineingefallen und haben die Welt in Feuer getaucht: der Einzug des Christentums und die Reformation. Sollten wir nicht vielleicht Zeugen sein, wie die Gott-Liebe aus sich selber heraus den dritten Feuerfunken wirft, um durch das, was richtig am sozialistischen Weltgedanken ist, das herrlich-hehre Ziel des reinen Christs zum Siege zu führen?" — Es bedarf hiernach wohl kaum noch der Bemerkung, daß bei diesem Buche, dessen Absicht nicht immer scharf genug hervortritt, nur ernstgerichtete Leser, die dieser Heimatgeschichte besonderes Interesse entgegenbringen, auf ihre Kosten kommen werden. E. L.

C. Kurze Anzeigen.

Handwerker, Otto. Buch und Bücherei. Ein Blick in die Geschichte des Buchs und auf seinen Weg. Bücherei der Volkshochschule, Eine fortlaufende Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge und Abhandlungen. Hrsg. von Robert Piloty. Band I, Heft 7. Würzburg, Kabitzsch & Mönnich, 1920. (85 S.) Ungeb. 4 M.

Eine gemeinverständliche, klare Darstellung der Geschichte der Schrift, des Druckes und des Buches, bei der nur zu bedauern ist, daß die neuzeitlichen Verhältnisse so kurz behandelt worden sind.

Volkmann, Erwin. Straßennamen und Städtetum. Würzburg, Gebrüder Memminger, 1919. (160 S.)

Mit Recht nennt der Verfasser sein Büchlein im Untertitel „Beiträge zur Kulturgeschichte und Wortstammkunde aus alten deutschen Städten", denn die mit großer Sorgfalt gesammelten und erklärten alten Straßennamen geben erstaunlich viel interessante Einblicke in das Entstehen und Leben der Städte.

Tatflugschriften. Jena, Diederichs.

Nr. 36. Natorp, Paul. Hoffnungen und Gefahren unserer Jugendbewegung. 1920. (42 S.)

Der dritte Abdruck eines Vortrages aus dem Jahre 1913, durch Nachworte ergänzt, die auf die letzten Ereignisse der Jugendbewegung Bezug nehmen.

Nr. 57. Spitteler, Carl. Gottfried Keller. 1920. (15 S.)

Spittelers Rede auf dem Luzerner Keller-Fest im Juli 1920. An eine schöne Würdigung des Menschen und Künstlers Gottfried Keller schließt er eine ernste Mahnung an die Schweizer an, nicht durch „Vergötzung" Kellers eine lebendige Weiterentwicklung der Dichtung in der Schweiz unmöglich zu machen.

Schroeder, Otto. Vom papiernen Stil. Leipzig, Teubner, 9. Aufl. 1919. (92 S.)

Obwohl über dreißig Jahre seit dem ersten Erscheinen dieses Büchleins vergangen sind, haben die Klagen des Verfassers ihre Berechtigung noch nicht verloren. Freilich wird heute die Sprache weit ärger geschädigt durch die Mißbildungen des Zeitungsstils als durch die Schwerfälligkeiten der papiernen Gelehrtensprache, die er — selbst recht umständlich — darstellt.

Justi, Ludwig, Deutsche Zeichenkunst im 19. Jahrhundert. Berlin, Julius Bard, 1919. (127 S.) Kart. 3,50 M.

Ein Führer zu der in der National-Galerie ausgestellten Auswahl von hundert Blättern aus den Handzeichnungen der National-Galerie, allgemeinverständlich gehalten. Obwohl zunächst nur zur Lektüre beim Betrachten dieser besonderen Ausstellung bestimmt, bietet der Führer auch unabhängig davon viel Anregung.

D. Bibliographie des Volksbüchereiwesens und der allgemeinen Bildungspflege.

Einschlägige Drucksachen und Notizen werden erbeten an den Direktor der Lübeckischen Stadtbibliothek Dr. W. Pieth.

1. Bildungspflege im allgemeinen.

Baumann, H. Die Schwächen unserer Kultur und das Volkshochschulheim als ein Mittel zur Gesundung. Die Volkshochschulgemeinde Jg. 1, H. 6.

Benz, Richard. Die Grundlagen der deutschen Bildung. Vorlesungen. (106 S.) Jena, Diederichs, 1920.

Die Reichsschulkonferenz über Volksbildungswesen und Volksbüchereien. Niedersachsen 1920, H. 26.

Schultze, Ernst. Bildungshunger. Das Volkshaus Jg. 1, H. 6.

2. u. 3. Bücherei und Bildungspflege, sowie einzelne Probleme der Bücherei.

Blaschke, Frdr. Was sollen wir lesen? Ein Führer zur guten deutschen Literatur aller Zeiten (Märchen und Epos, Roman und Novelle, Lyrik und Drama). (80 S.) (Lehrmeister-Bücherei Nr. 546—547.) Leipzig, Hochmeister u. Thal.

Handwerker, Otto. Buch und Bücherei. Würzburg, Kabitzsch & Mönnich, 1920. (Bücherei der Volkshochschule.)

Knudsen, Hans und Willy Pieth. Die Schulbibliothek. Anlage, Einrichtung und Verwaltung von Lehrer- u. Schülerbibliotheken. Berlin, Weidmann, 1920. (40 S.)

Plate, O. Signaturen für größere Bücherhallen. Blätter f. Volksbibl. 1920, H. 9.

4. Büchereiwesen einzelner Länder, Städte, Vereine

Brandenburg. Verband märkischer Büchereien. Unter d. Titel: „Ein Lehrgang für Leiter volkstümlicher Büchereien . . .“ Blätter f. Volksbibl. 1920, H. 9.

Düsseldorf. Die Beratungsstelle für die Volksbibliotheken im Reg.-Bez. Düsseldorf. Blätter f. Volksbibl. 1920, H. 9.

Leipzig. Die Auswahl. Ein Bücherverzeichnis. (Umschlagt: Ein Verzeichnis wichtiger Bücher aus allen Abteilungen der städtischen Bücherhallen zu Leipzig, besonders f. jugendliche u. unvorbereitete Leser.) Gautzsch-Leipzig, F. Dietrich, 1920.

Paderborn. Eine Musikbücherei in Paderborn. (Die Bücherwelt Jg. 17, H. 7.)

Westfalen. Schönherr-Reyelt, H. Hagen, die Zentralberatungsstelle für das öffentliche Büchereiwesen in der Provinz Westfalen.

Borromäus-Verein. Braun, Johannes. Unsere Stellung zu der modernen Literatur. Rede, gehalten auf dem Bonner Katholikentag, am 16. Mai 1920, von Joh. Braun, Generalsekretär des Borromäusvereins, Bonn. (Die Bücherwelt Jg. 17, S. 7.)

Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung 1919/20. (Blätter f. Volksbibl. 1920, H. 9.)

Kleine Mitteilungen.

Die **Gesellschaft für Volksbildung**, deren Vorsitzender Heinrich Prinz zu Schönaich-Carolath kürzlich verstorben ist, veröffentlicht ihren 49. Jahresbericht über das Jahr 1919, dem wir folgende Angaben entnehmen:

In der Gesellschaft war das verflossene Jahr ein Jahr stiller und im ganzen erfolgreicher Arbeit. Amtliche Stellen wandten der Bildung und Erziehung der Erwachsenen mehr Aufmerksamkeit zu, als es im alten Staate in der Regel geschah.

Das gilt von den Reichs- und Staatsregierungen wie von den Kreis- und Gemeindeverwaltungen.

Die Hauptversammlung fand unter zahlreicher Beteiligung vom 3.—5. Oktober in Berlin statt. Verbandstage und Bezirksversammlungen wurden in Magdeburg, Erfurt, Chemnitz, Stralsund, Güstrow und Braunschweig abgehalten.

Die Gesellschaft gab im Jahre 1919 an 5993 Büchereien 99609 Bände ab, davon waren 1017 Wanderbüchereien mit 32914 Bänden. In 23 Jahren, von Anfang 1897 bis März 1920, hat die Hauptstelle der Gesellschaft 3839745 Bände, also über 3³/₄ Millionen Bücher, in die deutschen Lande und an das deutsche Heer hinausgesandt.

Die „Volksbildung", die Zeitschrift der Gesellschaft, erschien im Berichtsjahre nur monatlich einmal. Die Auflage beträgt 10500. Die Hauptstelle veranstaltete im letzten Jahre 251 Vorträge. Von den Verbänden, Zweigvereinen und körperschaftlichen Mitgliedern veranstalteten rund 3500 nahezu 30000 belehrende und unterhaltende Vorträge.

Der Geschäftsführer J. Tews beteiligte sich an der Erörterung der brennenden Tagesfragen auf dem Gebiete der Schule und der freien Volksbildungsarbeit, insbesondere an der Erörterung der Einheitsschule. Das „Jahrbuch für das deutsche Vortragswesen" erschien, stark beschränkt, in neuer Auflage. Die Gesellschaft unterstützt die Veranstaltung von Vorträgen seitens ihrer körperschaftlichen Mitglieder durch Beihilfen und unterhält umfangreiche Sammlungen von Veranschaulichungsmitteln. Daraus wurden rund 200000 Lichtbilder, mit Vorträgen, und 255 Bildwerfer und rund 1683 Bildstreifen (Filme) verliehen.

Die Deutsche Wanderbühne (Märkisches Wandertheater) führte vom 1. September 1919 bis 30. April 1920 161 Stücke in 55 Städten auf. Leider ist eine Fortführung des Unternehmens im nächsten Spieljahre nicht möglich.

Die Jahresausgaben der Hauptstelle der Gesellschaft betrugen 638520,45 M., das Vermögen beträgt 1288181,00 M. Die Mitgliederzahl beläuft sich im ganzen auf 12506 (6982 Körperschaften und 5524 Personen).

Die Gesellschaft steht kurz vor der goldenen Jubelfeier. Am 14. Juni 1871 fand die Gründungsversammlung statt. Die Gegenwartsaufgaben der deutschen Volksbildungsvereine werden in dem Bericht als besonders groß gekennzeichnet. Es heißt darin: „Niemals war Leitung und Führung, Hilfe und Fürsorge in allem Geistigen so notwendig als heute. Darum bleiben wir an der Arbeit, fahren wir fort in der Pflege und Verbreitung aller geistigen Güter unseres Volkes. Wir sind arm geworden, aber wir wollen unsere Jugend so erziehen, daß ihre Herzen nicht am Äußeren hängen. Frei und stolz sollen die künftigen Geschlechter auf der deutschen Erde ihr Haupt erheben. Die Erbschaft der Luther, Goethe, Kant, Beethoven und Richard Wagner bleibt auch den armen Freien noch. Und daß ihnen diese Erbschaft ganz werde, dafür wird die zukünftige, wenn auch äußerlich noch so bescheidene Schule und die freie Volksbildungsarbeit sorgen. Das ist ihre Aufgabe. Wir wollen auch hier geloben, diesen Hort zu wahren, zu mehren, und an alle im Volke zu verteilen, an alle ohne Ausnahme."

Am 8. und 9. Juni tagte unter Vorsitz des Präsidenten Dr. Strecker in Darmstadt der Hauptausschuß der Zentralstelle für Volksbildung und Jugendpflege in Hessen. Nach dem Tätigkeitsbericht von Direktor Hassinger wurde die Zentralstelle am 8. März 1919 beim Landesamt für das Bildungswesen eingerichtet. Ihre erste Arbeit war eine Erhebung über den Stand der Volksbildungsarbeit in Hessen. Sämtliche in dieser Arbeit stehenden Organisationen wurden sodann zu dem Hauptausschuß zusammengeschlossen, der im Mai 1919

zum ersten Male tagte. Unterausschüsse bestehen für volkstümliches Büchereiwesen, Theater und Kunst, Volksunterhaltung, Volkshochschulwesen, Heimatpflege, Naturwissenschaft und Technik, Frauenbildung, staatsbürgerliche und wirtschaftliche Bildung, Presse und Volkshaus. Ein Ausschuß für Leibesübungen ist in Vorbereitung. Der Hauptausschuß hat bis Juni 1920 bereits eine Reihe von Kursen und anderen Unternehmungen veranstaltet. Als Organ dient das „Volksbildungsblatt", das auch den Interessen der württembergischen Volksbildungsstelle dient. — In einem zweiten Referat stellte Direktor Hassinger die nächsten Aufgaben der Zentralstelle in einem Umrisse dar. Beabsichtigt wird zunächst eine Rundfrage zur allgemeinen Orientierung über die Volksbildungsarbeit in Hessen. Ein württemb.-hessischer Führerkursus war für August in Friedrichshafen geplant. Ein Volksbüchereitag in Heppenheim war für September 1920 vorgesehen. Volkshochschul- und Volksbildungstage sind für das ganze Land in Vorbereitung. Geplant sind auch Kataloge und Ratgeber für Bibliotheken verschiedenster Art. Zwischen allen örtlichen Bibliotheken soll aus wirtschaftlichen Gründen Arbeitsgemeinschaft bestehen. Besondere Aufgaben sind dem Kinoausschuß nach Inkrafttreten des Lichtspielgesetzes gestellt. Heimatmuseen sollen angeregt, die Mundartdichtung gefördert werden. Andere Pläne und Anregungen bezogen sich auf die Errichtung einer Landeswanderbücherei, Wanderkunst- und Wanderbüchereiausstellungen, u. a. m. An diese Referate schloß sich eine lebhafte Aussprache. Redakteur Ritter vom Volksverein für das katholische Deutschland in M. Gladbach sprach sodann über „Die Volksbildung im deutschen Aufbau." Andere Vorträge bezogen sich auf die Frage „Heimatmuseen und Dialektdichtung" (Lehrer Eidmann), auf die Volkshochschulfrage (Prof. Goldstein), auf „Hochschule und Volksbildung" (Direktor Bäuerle-Stuttgart) und auf die Begründung einer hessischen Landeswanderbühne (Direktor E. L. Stahl-Heidelberg). — Wir wünschen aufrichtig, daß den ebenso tatkräftigen wie weitausschauenden Bestrebungen der Hessischen Zentralstelle ein schnell wachsender Erfolg beschieden sein möge. G. Fr.

Unter der Bezeichnung **„Deutsches Volksbildungswesen"**, Mitteilungen der Geschäftsstelle für deutsches Volksbildungswesen in der tschechoslowakischen Republik (Leitmeritz, Ringplatz 7) erscheint seit 1920 eine Zeitschrift „die von dem lebhaften Streben des deutsch-böhmischen Volksteils Kunde gibt, durch intensivste Bildungsarbeit den nationalen und kulturellen Zusammenhalt zu pflegen und zu stärken." Nr. 7 bringt einen Bericht über den Leitmeritzer Lehrgang für Büchereiwart, Nr. 14 einen Bericht über den ersten sudetendeutschen Büchereitag, der Pfingsten 1920 in Leitmeritz stattfand und wo die in Leitmeritz bestehende Geschäftsstelle für deutsches Volksbildungswesen als Vertretung des gesamten deutschen Volksbüchereiwesens anerkannt wurde. Auch über das von der tschechoslowakischen Regierung erlassene Büchereigesetz, das starke Bedenken hervorrufen muß (s. Bl. f. Volksbibl. Mai/Juni-Heft, S. 158) fand eine Aussprache statt. Geschäftsführer der Hauptstelle für deutsches Volksbildungswesen ist Ing. Karl Koberg. Von ihm liegt ein als Flugschrift gedruckter Bericht „Zur Organisation der deutschen Volksbildung" vor, in dem den Maßnahmen der tschechoslowakischen Regierung gegenüber der feste Wille bekundet wird, die selbständige Geltung des deutschen Kulturlebens in Deutschböhmen auf alle Weise durchzusetzen.

Die von der „Gesellschaft für Volksbildung" verwaltete **Dr.-Hermann Schulze-Delitzsch-Stiftung** hat auch im verflossenen Jahre sich zum großen Teil in den Dienst der Kriegshilfe gestellt. Zahlreiche Fach- und Fortbildungslehrgänge für Verwundete und Kriegsbeschädigte, die den Zweck verfolgten, die Kriegsbeschädigten wieder in vollem Umfange erwerbsfähig zu machen, haben aus der Stiftung die nötigen Bücher und Lehrmittel erhalten. In vielen Fällen wurden wichtige Fachwerke auch

an einzelne Kriegsbeschädigte, aber immer nur auf Empfehlung der Anstalten, in denen sie ausgebildet wurden, unentgeltlich abgegeben.

Im Jahre 1915 wurden unentgeltlich abgegeben an 132 Stellen 2215 Bände im Gesamtwert von 1874,40 M., im Jahre 1916 an 324 Stellen rund 4000 Bände im Werte von 3750,30 M., im Jahre 1917 an 341 Stellen 4445 Bände im Werte von 3863,46 M., im Jahre 1918 (bis 31. März 1919) an 192 Stellen 3015 Bücher im Werte von 5141,44 M., im Jahre 1919/20 an 78 Stellen 7208 Bücher im Werte von 5146 M. Die Verteuerung der Bücher machte sich auch hier stark bemerkbar.

Die erforderlichen Mittel flossen der Stiftung als Unterstützungen zu. Die Versendung des Berichtes an die Genossenschaften und an Personen, die die Stiftung haben begründen helfen, hatte den Erfolg, daß 5146 M. an Zuwendungen und Jahresbeiträgen eingingen.

Die ausländischen Zeitschriften an den deutschen Bibliotheken. Schon mehrfach wurde die Öffentlichkeit auf die Notlage hingewiesen, in der sich die deutschen Bibliotheken infolge der aufs höchste gesteigerten Bücher- und Materialpreise befinden. Noch weit schlimmer als um die inländische Literatur steht es um die ausländische, da hier die Preise gegenüber dem Frieden vielfach auf das 20—30fache gestiegen sind. Die meisten Bibliotheken sind infolgedessen nicht mehr in der Lage, ausländische Literatur zu kaufen. So hat allein die Preußische Staatsbibliothek in Berlin die Zahl ihrer ausländischen Zeitschriften von zirka 3000 (vor dem Kriege) auf etwa 250 herabsetzen müssen.

Um der Not, die der deutschen Wissenschaft auf diese Weise droht, entgegenzuarbeiten, hat es das Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken unternommen, ein Verzeichnis der zur Zeit noch an den deutschen Bibliotheken gehaltenen ausländischen Zeitschriften aufzustellen; es will damit einmal die noch vorhandenen ausländischen Zeitschriften möglichst allgemein zugänglich machen, dann aber möchte es auch auf diese Weise verhindern, daß eine Zeitschrift 10 bis 20 mal andere, vielleicht nicht weniger wichtige, überhaupt nicht gehalten werden.

Aus diesem Grunde hat sich das Auskunftsbureau zunächst an die deutschen Bibliotheken gewandt, die vor dem Kriege am Gesamtzeitschriftenverzeichnis mitgearbeitet haben. Indessen werden dadurch bei weitem nicht alle ausländischen Zeitschriften erfaßt, die zur Zeit noch in Deutschland gehalten werden. Es fehlen vor allem die vielen Zeitschriften, die von kleineren Bibliotheken mit mehr oder weniger privatem Charakter, Institutsbibliotheken, Vereinsbibliotheken, Bibliotheken industrieller und kaufmännischer Unternehmungen usw. gehalten werden.

Das Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken (Berlin NW 7, Unter den Linden 38) richtet daher an alle deutschen Bibliotheken und Büchereien, einerlei ob öffentlich oder privat, ob Ausleihe- oder Präsenzbibliothek, die dringende Bitte, ihm im Interesse der deutschen Wissenschaft mitzuteilen, welche ausländischen Zeitschriften sie zur Zeit noch besitzen oder deren Eingang in sicherer Aussicht steht, einerlei ob durch Kauf, Tausch oder Geschenk. Es wird gebeten, bei jeder Zeitschrift Titel und Erscheinungsort anzugeben.

Eine Ausstellung **„Das deutsche Buch"** fand in Frankfurt a. M. während der dritten Internationalen Herbstmesse vom 3.—23. Oktober statt. Seit der „Bugra" (1914) wurde zum erstenmal wieder das deutsche Buch in einer sorgfältigen Auswahl ausgestellt. Verbunden war damit eine Musterausstellung, die für den fachmännischen Besucher die Bücher nach einem einheitlichen künstlerischen Plane in Kojen und Vitrinen nach Verlagen oder Verlegergruppen geordnet zeigte und eine Milienausstellung, die das Buch in seiner natürlichen Umgebung brachte. (Bücherei des 16. Jahrhunderts, Bibliothek des einfachen Mannes, Gewerkschaftsbibliothek usw.)

Dem Buchgewerbe war die Sonderschau „Die Entstehung des Buches“ gewidmet. Auch waren wissenschaftliche und bibliophile Erörterungstage vorgesehen (Gesellschaft der Bibliophilen u. a.).

Von der Schriftenreihe des **Borromäusvereins**, Bonn, **„Buch und Volk“** sind bisher erschienen: 1. Bibliotheksarbeit im Rahmen allgemeiner Volksbildung. Von Ad. Dyroff. 2. Bibliothek und Öffentlichkeit. Von Emmy Franke. 3. Einfluß der schönen Literatur auf das Volksleben. Von J. Mumbauer. 4. Zweck und Ziel der katholischen Volksbüchereiarbeit. Von A. Rumpf. 5. Literatur und literarische Erziehungsaufgaben. Von E. Thrasolt. 6. Die Bibliothek des Borromäusvereins als Mittelpunkt der kath. Bildungsarbeit. Von A. Rumpf. 7. Bibliothek und Arbeiterschaft. Von A. Rumpf. 8. Soziale und karitative Literatur für Volksbibliotheken. Von W. Lieze. 9. Erziehung des Kindes zum Buch. Von A. Rumpf. 10. Die Statistik in der Bücherei. Von A. Rumpf.

---

12 Jahre Volksbildungsverein in Spandau. Im Anfang des Jahres 1904 trat in der Stadt Spandau, die nach der 1903 ausgesprochenen Entfestigung vor einer schnellen Entwicklung stand, eine Anzahl Bürger zusammen, um durch Errichtung und Unterhaltung einer Volksbücherei und Lesehalle und deren unentgeltliche Bereitstellung die allgemeine Bildung unter der Einwohnerschaft zu fördern. Zu dem Zwecke wurde der „Volksbildungsverein zu Spandau“ gegründet und am 10. 5. 1904 in das Vereinsregister eingetragen. An der Spitze des Vereins stand ein Vorstand aus 6 Mitgliedern, die bis auf 12 verstärkt werden konnten. Durch freiwillige Beiträge wurden Geldmittel aufgebracht. Die Stadt stellte dem Verein die bis 1. 10. 1906 von der Kinderbewahranstalt Neustadt in der Gemeindeschule in der Kurstraße benutzten Räume zur Verfügung. Anfang 1907 wurde dort die Volksbücherei mit 159 Bänden eröffnet. Die weitere Entwicklung zeigt folgendes Bild.

	Bücherbestand	Ausleihung von Bänden	Ausleihung an Leser
1907	159	4318	
1908	999	12805	
1909	1454	18138	16065
1910	1670	21141	18388
1911	2307	23416	18731
1912	2629	28040	18968
1913	3009	31826	20142
1914	3611	27492	18022
1915	3786	30064	18424
1916	3967	39073	21830
1917	4198	42605	22563
1918	4537	31734	17354

Der Rückgang im letzten Jahre ist durch die Umwälzung im Staate verursacht.

Im Jahre 1909 wurde die Bücherei neu geordnet und ein Katalog gedruckt, 1912 die Büchervorbestellung eingeführt. 1911 erfuhr die Lesehalle eine Ausgestaltung, sie wurde regelmäßig von 200 Lesern monatlich besucht. An der Benutzung der Bücherei beteiligten sich alle Stände und alle Stadtteile.

Die Auswahl der neu anzuschaffenden Bücher traf eine besondere Kommission von 3 Frauen und 6 Männern, die stets darauf bedacht waren, nur gute Werke der Bücherei zuzuführen.

Um die Verwaltung der Bücherei haben sich der Lehrer Köhler und dessen Tochter Elsbeth Köhler außerordentlich verdient gemacht. Herr Köhler versah die Bibliothekargeschäfte zuerst unentgeltlich mit Hilfe seiner Tochter, die dann als

Bibliothekarin gegen mäßiges Entgelt angenommen wurde und 1913 eine Gehilfin erhielt.

Die Aufbringung der erforderlichen Geldmittel war außerordentlich mühevoll. Der Staat leistete einen jährlichen Zuschuß von 300 M., die Stadt einen solchen von 1000 M., der 1913 auf 2000 M., 1918 auf 3500 M. erhöht wurde. Die sonstigen Kosten mußten durch Beiträge der Vereinsmitglieder und durch freiwillige Spenden aufgebracht werden, letztere wurden vornehmlich von den Großindustriellen der Stadt gewährt. Keine Mühe wurde gescheut, um dem guten Zwecke Gelder zuzuführen. So wurden unter anderm im Sommer und im Winter Theater-Vorstellungen, Konzerte, Unterhaltungsabende zum Besten der Volksbücherei veranstaltet. Eine Anzahl von Büchern stifteten Privatpersonen und lieferten unentgeltlich oder zu mäßigen Preisen die Rückert-Stiftung, die deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung und die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung zu Berlin.

Die Bemühungen des Vereins, die Einwohnerschaft mit gutem Lesestoff zu versehen, der geeignet war, ihre Bildung zu fördern und sie vor dem Schmutz der Schundliteratur zu bewahren, sind durch die stetig wachsende Benutzung der Bücherei belohnt worden. Schließlich mußten aber die Kräfte des Vereins versagen, weil die Geldmittel und die zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten nicht ausreichten, um das wachsende Bedürfnis zu befriedigen. Schon 1914 bat der Verein die Stadt um Übernahme der Volksbücherei. Der Magistrat war dem Gedanken nicht abgeneigt, verschob aber die Entscheidung bis nach Beendigung des Krieges. Jetzt hat der Verein die städtischen Körperschaften von neuem gebeten, die Bücherei des Volksbildungsvereins zu übernehmen. Nachdem dem Antrage stattgegeben ist, hat der Verein sich aufgelöst mit dem Bewußtsein, Gutes gewollt und geschaffen zu haben.

Mögen die Keime, die der Volksbildungsverein ausgelegt hat, sich in der Stadtbücherei zu kräftigen Pflanzen entwickeln.

Aus dem 16. Jahresbericht der Städt. Volksbücherei Stolp i. Pom. für 1919/20. Die rückläufige Bewegung im Ausleihbetriebe, die im vorigen, dem ersten Friedensjahr, einsetzte, hielt an. Es wurden ausgeliehen: 1917: 38281 Bde.; 1918: 37228 Bde.; 1919: 32092 Bde.

Die neueingerichtete Jugendschriftenabteilung zog die Schuljugend stark an. Die Anzahl der vorhandenen Bände betrug 1917: 4684; 1918: 5178; 1919: 5431.

Der Zuwachs an Büchern war gering: 253 Bde. gegen 501 Bde. im Vorjahr. Es ist neben der Preissteigerung auf die diesmal geringe Zahl an geschenkten Büchern zurückzuführen: 69 Bde. gegen 207 Bde. im Vorjahr.

Die Zahl der wirklichen Leser betrug 1917: 1100; 1918: 1077; 1919: 1314. Den stärksten Zugang hat die Gruppe der Gehilfen, Gesellen und unselbständigen Handwerker zu verzeichnen, den schwächsten die Gruppe der selbständigen Handels- und Gewerbetreibenden und die der Beamten; keinen Zugang, sondern nur Abgang hat die Gruppe der Hauswirtschaftsgehilfinnen erfahren, was bei der derzeitigen Scheu unserer jungen Mädchen, hauswirtschaftlich tätig zu sein, nicht weiter zu verwundern ist. Die Leser gehörten allen Berufskreisen an.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Blätter für Volksbibliotheken

Jahrgang 1 1920 Heft 12

Versuch einer kurzen Einführung in das Wesen des „Expressionismus“.

Von Dr. Hans Knudsen.

Wenn heute schon langsam und sozusagen gerüchtweise das Wort vom „Ende des Expressionismus“ aufkommt, so könnte es scheinen, als geschähe jede kritische Auseinandersetzung mit dieser geistigen Strömung bereits post festum, als brauche man sich nun nicht mehr um den Ismus von vorgestern zu bekümmern. Das wäre ein berechtigter Einwand, wenn es sich um einen Kreis von Auch-Künstlern handeln würde oder gar von Un-Künstlern, deren Quasi-Schaffen nur Gerede, Gehabe, Getue gewesen wäre; so wie etwa bei den extremsten „Sturm“-Leuten, die — so denke ich — mit Kunst nichts mehr gemein haben. Nein: im Expressionismus steckt oder steckte, wenn man nun schon so will, so viel künstlerische Kraft ernst zu nehmender Dichter und Maler, daß eine Auseinandersetzung mit ihren Zielen, ihrem Wollen, ihrem Schaffen, ihrem Können noch immer eine Notwendigkeit sogar sein wird.

Es fehlt nicht an größeren und kleineren Schriften, Aufsätzen und Büchern über den Expressionismus. Was ich mit meiner Darstellung versuchen möchte, ist die Wiedergabe von Gedankengängen, mit denen ich wiederholt mich bemüht habe, die Vorstellungen vom Expressionismus auch bei einfacheren Zuhörern zu klären. Vielleicht ist auch das gedruckte Wort, freilich knapper gefaßt, nicht unförderlich.

Es könnte den Anschein haben, als müßten die jungen Künstler, denen das genießende oder bewertende Publikum Unverständlichkeit in erster Linie entgegenzuhalten geneigt ist, besonders daran interessiert sein, über ihre Kunst und ihr Wollen sich vernehmen zu lassen. Es ist nicht das allein, was die Expressionisten zu einem bemerkenswerten Kunst-Philosophieren und Theoretisieren treibt; es ist doch wohl auch das Bedürfnis, sich selbst Klarheit zu schaffen über das eigene Wesen, über die geistige Haltung ihrer Generation. Und wenn wir auch in dem — vielleicht darf man schon sagen: Übermaß an Programm-Schriften eine gewisse Gefahr sehen können, weil die Kunst im letzten Sinne solche Über-Bewußtheit vielleicht nicht vertragen kann und mehr Dumpfheit nötig hat, so sind wir genießende oder kritische Nicht-Künstler natürlich dankbar, vom Schaffenden selbst den Blick geöffnet zu bekommen in seine wirkende Seele.

So traditionslos und umstürzend sich auf den ersten Blick die neue Kunst gebärdet, so verkennt sie doch nicht, daß vor ihr manches da war, dem gegenüber sie verpflichtet ist, daß manche Ansätze früher schon zu expressionistischer Kunstformung gemacht waren. Die Malerei beruft

sich etwa auf das Primitive alter ägyptischer Kunstübung, auf die der Südsee-Bewohner, der Gotik, des Matthias Grünewald oder ähnl., freilich vielleicht verkennend, daß dort primitiv und naturhaft war, was heute bewußtes Hochtreiben und zurückschraubendes Kunst-Raffinement ist.

Wir dürfen aber, wenn wir den Expressionismus in die geistesgeschichtliche Entwickelung einstellen wollen, eine ganz andere Potenz nennen: Kant. Seine polare Gegenüberstellung von Erscheinung und Ding an sich hatte den Intellekt aufs höchste aufgewühlt. Dadurch, daß er der Welt klar gemacht hat: weil der Raum eine Funktion unseres Bewußtseins ist, können wir wohl etwas über die unserem Bewußtsein eingefügte Erscheinung des Hauses aussagen, das Haus an sich aber kennen wir nicht — dadurch hat er dem Menschen einen dauernden Stimulus gegeben, nun seinerseits doch den Blick hinter das Ding, hinter die Erscheinung zu richten. Vor dieser Situation stehen wir heute. Was damals von Kant, scheinbar, leidenschaftslos vorgetragen wurde, bewegt die heutige Generation in erhöhtem Maße, die den stärksten Impuls hat, das Ding an sich kennen zu lernen. Das macht ihre ganze Leidenschaft aus. Die Leidenschaftlichkeit, Energie, Intensität, mit der dieses Ziel erstrebt wird, hat an Kraft und Maß gewonnen, indem die künstlerische Notwendigkeit seiner Einstellung dem Expressionisten klar wurde durch die vergangene Epoche des Naturalismus und Impressionismus. Expressionismus und Impressionismus sind, sozusagen, Grenzfälle. Während man vor dreißig Jahren nach Naturnähe strebte, in der darstellerischen Erfassung der Natur und der Wirklichkeit das letzte Ziel sah, empfindet eine neue Generation alles Gegenständliche und Naturalistische als etwas Aufgezwungenes, automatisch Geformtes, erstrebt bewußt eine Naturferne. Die letzte Konsequenz des Naturalismus ist eine Kopie der Wirklichkeit, und, um das zu erreichen, brauche ich nicht Künstler zu sein, das kann ein gelernter Photograph mit viel größerer Vollkommenheit. Der Expressionismus also trennt, ohne nun etwa die Natur an sachlichem Wert oder an Erlebnis-Möglichkeit herabdrücken zu wollen, die Welt der Natur von der Welt der Kunst. Er sieht aber keine Möglichkeit, für beide Welten die gleichen Gesetze zu fordern. Anstatt Kunst als Kunst zu betrachten, ist das Publikum — so argumentiert der Expressionist — verbildet durch den Naturalismus, nur daran gewöhnt, ein Kunstwerk im Vergleich zu den Gegebenheiten in der Natur zu beurteilen. Der Impressionist und Naturalist versuchte, die äußeren Erscheinungen mit möglichster Intensität und Unmittelbarkeit zu erfassen, damit auf diese Weise das innere Wesen der Natur-Gegebenheiten deutlich werde. Dem Expressionisten kommt es aber garnicht auf die Natur und ihre Erscheinungen an; er will nicht die Natur wiedergeben, sondern sein Erlebnis. Der Maler Ludw. Meidner formuliert das mit den Worten: „Willst du eine Landschaft zeichnen, so mußt du viel von dem Geiste der Wolken, der Bäume und der silbernen, hinschwingenden Chausseen in dir haben. Bloße Genauigkeit und Intensität nützen hier nicht viel. Sei voll von Gesang — und alles wird von selbst gehen.

Wozu willst du im einzelnen wissen, wie man Birke, Fichte und Busch zeichnet, wie man das Schäumen des Stromes mit der Feder ausdrückt?" Stoff und Geist stehen sich gegenüber, Schein und Wesen. Das Extremhafte des Expressionismus wird am besten deutlich, wenn man von der Malerei ausgeht und daran anknüpft, daß etwa Kandinsky das Gegenständliche aus der Malerei schlechthin gestrichen haben will. Was bleibt dann aber — so fragt man nun — zum Malen übrig? Wenn nur das innere Erlebnis gestaltet wird, das, womit des Künstlers Seele belastet ist, dann hat er, statt der Berglandschaft, der Flußwiese, der geliebten Frau nur die diesen Bewußtseins-Inhalten entsprechenden seelischen Eigenschaften, etwa Staunen, Freude, Zärtlichkeit, wiederzugeben. Es können dem Künstler also seine technischen Mittel, hier also die Farbe, nur Symbole sein. Er muß daher seine Gesetze aus dem Wesen seiner Farben herleiten, aus den Wirkungen der Farben zueinander. Wenn also Farbe und Linie (und ebenso natürlich das Wort) eine Gegenständlichkeit erreichen, so ist das Kunstwerk im eigentlichen Sinne keine expressionistische Schöpfung mehr, kein Werk eines Ausdrucks-Künstlers mehr!

Man kann solche Gedankengänge wohl erleichtern, wenn man auf die Musik hindeutet, mit der der Expressionismus enge Beziehungen hat. Es ist doch wohl kein Zweifel darüber, daß die Musik ohne Gegenständlichkeit ist. Ich kann wohl musikalisch das Wogen des Meeres, das Herannahen eines Reiterregimentes — nun: nicht darstellen, aber klanglich nachahmen; aber niemals kann ich den Untergang der Lusitania oder die Schlacht bei Tannenberg musikalisch wiedergeben. Nur das kann ich: das seelische Erlebnis zur Darstellung bringen: Freude, Niedergeschlagenheit, Furcht usw. Dieses: Nur-Ausdrucks-Kunst-Sein an der Musik macht sie dem Expressionismus verwandt. Wir verkennen natürlich nicht: die Musik mit ihren Kunstmitteln steht den Kunstmitteln von Farbe und Wort wesentlich nach, und ihre Gebundenheit ist mitgeboren. Wenn nun aber der Expressionist das Gegenständliche zu photographieren ablehnt, so setzt er schließlich seine Worte wie Noten und darf sagen: ebenso wenig wie es an der Bachschen Fuge liegt, wenn sie viele Menschen garnicht berührt, so liegt es am Genießenden, ob er mein Erlebnis, das ich dargestellt habe, nacherleben, mitempfinden kann oder nicht. Ich jedenfalls gebe nicht die Vielheit oder gar Gesamtheit der Details — die ja übrigens niemals ein Beschauer in ihrer Gesamtheit zugleich erfaßt — sondern ich gebe mein Erlebnis mit allen sich einstellenden Assoziationen, mein Erlebnis mit allem, was meine Nerven erlebnishaft im Augenblick belastet. — Ganz unverkennbar führt das zu einem Subjektivismus, der unseren ästhetischen Anschauungen von einer im gewissen Sinne notwendigen und daseienden Allgemeingültigkeit der Kunst ins Gesicht schlägt. Folgerichtig schafft der Expressionist dann nur für sich (und Selbstbefreiung ist ja letzten Endes das Wesen der Kunst überhaupt), er macht ein Experiment. Entweder man fühlt's ihm nach, oder man geht leer aus; ein Mittelding gibt es nicht. Von hier aus erklärt sich

die Tatsache des Anhanges, der Gemeinde des einzelnen Künstlers, die man, mit stillem Vorwurf, Clique nennt.

Das Kunstwerk des Expressionismus ist nicht zu erklären. „Erklärt werden“ — so faßt Lothar Schreyer die neuen Anschauungen zusammen in der kleinen Schrift „Die neue Kunst“ — „kann nur das Handwerk. Erklärt werden können nur die Kunstmittel und ihre Anwendung. Vom einzelnen Werk kann das Gesetz abgelesen werden, nach dem die rhythmische Linie und die rhythmische Farbe das Bild gestaltet .... Wir geben dem Ratsuchenden etwas von uns und nichts vom Bild. Wir müssen den Ratsuchenden sagen, daß sie keinen Rat suchen sollen. Wir müssen ihnen sagen, daß sie nur das Bild anschauen dürfen und warten müssen, ob sie es schauen können. Wer das Kunstwerk empfangen will, muß willig sein ... Er darf nichts fordern von dem Bild, nichts in ihm suchen, nichts von ihm ablesen wollen .....“ Wenn nun eins solcher „Kunstwerke“, ein solch expressionistisches Gedicht lautet:

Tag. Lohen. Gewitter. Frühlingsbrunst.
Abend. Entzücken. Glühen. Aufschrei.
Jauchzen. Grün. Gold. Nachtseligkeit. Himmel.
Glück. Zart. Warm. Tränen. Entstrahlen.
Erde. Höhe. Brust. Jagen. Dehnsucht.
Stöhnen. Schoß. Kuß. Amethyst. Horizont.
Saugen. Empfang. Segen.
Wunder. Gang. Stadt.
Kirchen. Enteilen. Bronze. Flügel. Rufe.
Straßen. Entstürzen. Geisterhaft. Lachen. Dunkel.
Luft. Quelle. Umarmung. Erde. Himmel.
Lust.
Teil.
Herz. Ende. Welt.

Wenn also der Verfertiger dieser Wortzusammenstellung, Ludwig Bäumer, so anspruchsvoll ist, hierfür die nachspürendste Aufmerksamkeit zu verlangen, so werden wir doch wohl diesen Subjektivismus als maßlos bezeichnen dürfen und es als eine Barbarei an der deutschen Sprache empfinden, was als der Versuch hingestellt wird, wirken zu wollen, „durch die reine unmittelbare Wirkung des Wortes, das von allen verstandesmäßigen, logischen oder grammatikalischen Verbindungen losgelöst ist“. Das ist schlechthin Auflösung und Anarchie.

„Wir wollen den Naturalismus aufpeitschen zu fanatischer Vision.“ Vision — das ist es. „Vielgestaltig gestaltet der Dichter eins: die Vision, die am Anfang ist.“ So Georg Kaiser. Wenn Franz Kafka eine kleine Novelle „Der Heizer“ in Amerika spielen läßt, so ist ihm dabei nichts gleichgültiger als Amerika. Er gibt das vielleicht nie gesehene Amerika so, wie er es schaut. Oder: Gegen ein so einleuchtendes Schulbeispiel für den Expressionismus wie Hasenclevers „Sohn“ ist der Einwand naheliegend und billig: es gibt nicht solche Väter

und solche Söhne. Das würde nicht gegen den Expressionisten Hasenclever sprechen (gegen den sonst mancherlei sprechen würde); denn er will ja garnicht eine Realität wiedergeben, sondern schreibt sein Drama mit geschlossenen Augen, wie er die Welt schaut; so fern von der Wirklichkeit, wie etwa, um einen Großen zu nennen, Schiller in seinen Jugenddramen die Wirklichkeit verzerrte, damals, als er — cum grano salis — expressionistisch-unnaturalistisch schuf.

Wenn am Ende des 1. Aktes der Sohn bei Hasenclever seinen Monolog in die Nacht spricht, so heißt es:

Nicht wildem Rausch und schmerzlichem Erkennen —
Gib, Stunde, mich der tiefen Wonne hin:
Daß ich im ungeheuersten Verbrennen
Auf dieser Welt erfahre, wer ich bin.

Das ist der wirkliche Expressionismus: die Ekstase als Methode. Und kein anderes Ziel zunächst, als Klarheit gewinnen über das eigene Ich. Um den Menschen geht es. „Wir sind"; „Die Welt fängt im Menschen an" sagt Werfel. „Uns dient die Erde nur, uns selbst zu sehen" (Wolfenstein). Die Unrealität deutet der expressionistische Dramatiker schon in der Personen-Bezeichnung an: Der Sohn, das Fräulein, der Kassierer, der Milliardär usw. Der Expressionismus wird nie ein historisches Drama schaffen können. Bei Heinr. Mann steht einmal: „Er machte Verse, auch auf sie — nun ja. Der Gegenstand war doch gleichgültig für die Kunst."

Die Ablehnung der Wirklichkeit oder ihr Beiseite-Schieben und Zurückdrängen in eine Nebenstellung macht sich für uns im besonderen geltend in dem Verhältnis der Expressionisten zu der konzentriertesten Form der realen Bedingungen: zu Politik, zum Krieg. Mit einleuchtender Folgerichtigkeit ist der Expressionist einerseits pazifistisch, anderseits sozialistisch. Denn da er sich keine Wirklichkeit aufzwingen lassen will, sondern ihm „der Mensch in der Mitte" steht, so muß er alles verdammen, was den Menschen so ungeheuer trifft, wie der Krieg. „Ist Kampf, sei er vom Geist" (Edschmid). Der neue Dichtungsgehalt „geht weit über Literatur, wird schon Frage der Moralität", wird ganz ethisch. Der „politische Dichter" kann dann auch nur einer politischen Richtung angehören, die eine Steigerung und Hebung aller Menschen durchführen zu können glaubt. Freilich ist der dichterische Ausdruck dieser Anschauungen kaum einem gelungen, bestimmt nicht Hasenclever, weit eher Toller.

Wenn wir versuchen, in immer neuen Strahlen-Wegen das Zentrum zu erhellen, so werden wir nun noch auf folgendes hinweisen müssen:

Der Expressionismus ist nicht beschränkt auf Malerei und Dichtkunst, er zeigt sich in Musik, Architektur, Theater ebenfalls; es gibt gewissermaßen einen expressionistischen Menschen, ein expressionistisches Welt-Gefühl. So wie wir die Romantik nicht bloß als Kunst-Begriff fassen können, sondern von einem romantischen Lebensgefühl sprechen

dürfen. Des „Kosmischen“ ist sich der Expressionist bewußt. Er will die Welt in ihrer Totalität erfassen, dann aber sie nicht etwa wiederholen, sondern: „Sie im letzten Zucken, im eigentlichsten Kern aufzusuchen und neu zu schaffen, das ist — nach Edschmids Worten — die größte Aufgabe der Kunst.“ Der Expressionist „sieht nicht, er schaut. Er schildert nicht, er erlebt. Er gibt nicht wieder, er gestaltet. Er nimmt nicht, er sucht.“ Nicht eine Kette von Tatsachen ist das Wesentliche, sondern nur ihre Vision. Ein Haus wird nicht mehr als Gegenstand durch Attribute bewertet, sondern — um noch einmal Edschmid zu zitieren — „es wird solange gesucht in seinem eigentlichen Wesen, bis seine tiefere Form sich ergibt, bis das Haus aufsteht, das befreit ist von dem dumpfen Zwang der falschen Wirklichkeit, das bis zum letzten Winkel gesondert ist und gesiebt auf den Ausdrnck, der auch auf Kosten seiner Ähnlichkeit den letzten Charakter herausbringt .... bis .... alles erfüllt ist, das an Möglichkeiten an ihm schläft.“ So kommen denn jene mitunter völlig ungegenständlichen Attribute heraus, die den Leser entsetzen, wenn er nicht erkennt, daß ja garnichts über den Garten, die Frau, den Kanal gesagt werden soll, sondern nur über die Intensität, das Maß der Erfassung und des Erlebens.

Und diese Frage führt dann zu dem weiteren wichtigen Problem: dem Sprach- und Stil-Problem. Alles Abgebrauchte, Alltägliche wird vermieden, kommt garnicht in Frage. „Besser Überschwang als Geschmack, besser die Wüste als ein Trottoir, besser ein Wilder als ein Friseur.“ (H. Mann). Aber man geht mit diesem zweifellos berechtigten Standpunkt so weit, daß eine natürliche, schlichte, dem kultivierten und anspruchsvollen Gebildeten eigene Redeweise verdächtig erscheint und als platt gilt. Die Neigung zum stilistischen Superlativ ist gewiß eine Gefahr, weil darüber hinaus eine Steigerung einfach unmöglich ist. Die Furcht vor einfachem, man muß hier schon sagen: vor gutem Deutsch hat verderbliche Form gewonnen bei Sternheim. Denn das Bedürfnis, möglichst von der Wirklichkeit sich auch im Sprachlichen zu entfernen, ins Allgemein-Typische zu kommen, ist kein genügender Grund, die deutsche Sprache durch Artikel- und Partikel-Weglassungen und schreiende Umstellungen zu vergewaltigen. Um das Individuelle im allgemeinen aufzulösen, reden auch Sternheims Personen alle gleich, ohne individuelle Unterschiede. Ganz anders sind die Bemühungen K. Edschmids um einen neuen Ausdruck. Er, der selbst bekannt hat, überrascht vor der Tatsache gestanden zu haben, als man sein erstes Werk als expressionistische Leistung begrüßte, ist unter den Prosaikern der neuen Richtung einer der bedeutendsten. Große Linie, blockhaft hingestellte Abrisse, stärkste Konzentration, neu und stark erfaßte Bilder von verblüffendem Schau-Vermögen; dabei eine Beweglichkeit, die ganz der Aktivität des Lebens und des Geistes entspricht, die diese Generation kennzeichnet. Etwa diese Stelle: „Die Gäste gingen. / Ich stieg hinauf, um zu schlafen. / Es war spät in der Nacht. / Ich wachte auf. Ein wahnsinniger Schrei gellte, pfiff, peitschte sich durch das Haus. Ich stürzte die Treppe hinab. Unten glitt ich aus. Etwas

Dunkles fiel auf meine Augen und drückte. Als ich erwachte, lag ich schräg auf der Treppe. Langsam stand ich auf und ging hinaus. / Links lag ein Mann. Ein kastilisches Messer stak in seinem Hals. Nur Leute, denen der Tod in die Gurgel fährt, können so schreien. Blut sah ich keines. Es war Rodriguez." So geht es ungefähr zwei Seiten lang. — Die Stellung des einzelnen Dichters innerhalb des Expressionismus ist aber nicht nur bedingt von diesen Stilfragen; so sehr der Stoff, die Wirklichkeit, negiert sind, so ist doch wiederum gerade aus der Stellung zum Stoff für den Expressionisten mancherlei erkennbar. Sternheim z. B. ist schon in der Wahl des Stoffes Expressionist: Ablehnung des Bourgeois, des ruhig sicher thronenden Bürgers, der unfähig ist, die Wirklichkeit sub specie der Bewegung anzusehen, der nur nach dem Was, nicht nach dem Wie fragt, der satt ist, während nur der geistige Hunger zur aktiven Raserei und zum Rausch aufpeitschen kann. Die expressionistische Stoffwahl — wenn ich den Ausdruck so gebrauchen darf — geht dann bei Meyrink z. B. so weit, daß er in „des deutschen Spießers Wunderhorn" schließlich alle Ideen und Begriffe, die dem Menschen etwas bedeuten, mit verletzendem Hohn trifft. Der Bürger soll Mensch werden, und der Mensch kennt dann keine Schranken und äußerlichen Hemmungen. Den hemmungslosen Menschen darstellen — das gibt auch das Recht, ihn in grotester Verzerrung zu zeigen, das Grausig-Häßliche zu erfassen. Ich brauche nur daran zu erinnern, wie Franz Werfel, ganz gewiß eine lyrische Kraft, in den Versen „Jesus und der Äserweg" Abstoßend-Widerliches garadezu häuft. Auch bei Edschmid nehmen tierische Brutalitäts-Regungen gelegentlich, etwa in der Novelle „Yousouf" einen breiten Raum in Anspruch; und es könnte einen tieferen Sinn haben, als es beabsichtigt ist, wenn Max Brod einen Essay-Band unter gleichem Titel mit dem Aufsatz „Über die Schönheit häßlicher Bilder" einleitet. Nirgends verkennen die Expressionisten, daß sie viele Ahnen haben. Es ehrt Ehrlichkeit und Standpunkt, wenn Edschmid sogar warnt: „Ein guter Impressionist ist größerer Künstler und bleibt für die Ewigkeit aufbewahrter als die mittelmäßige Schöpfung des Expressionisten, der nach Unsterblichkeit schaut." Die Mittelmäßigen, die Mitläufer sind es in der Tat, die der expressionistischen Kunstanschauung und Kunstschöpfung den Weg in das Publikum erschwert haben. Vielleicht ist das nicht ganz richtig gesagt, wenn man die hohen Auflage-Ziffern bedenkt, die der Verlag Kurt Wolff, ihr organisatorisch wirksamst tätiger Beschirmer, mit den expressionistischen Autoren Heinr. Mann, Arnold Zweig, Kas. Edschmid, Max Brod, Meyrink usw. erreicht hat. Richtiger wäre zu sagen: Die Unfähigen haben den Fähigen Gegner verschafft.

Bemerkenswert sind noch zwei Momente: Die Scheidung expressionistischer Dichtungen von impressionistischen ist nicht immer ganz leicht. Edschmid selbst erstaunte, als Expressionist angesprochen zu werden. Ich möchte es im einzelnen zeigen können, daß z. B. „Die Wupper" der Else Lasker-Schüler, der man bei der Berliner Uraufführung

ein expressionistisches szenisches Gewand gegeben hat, dem Stil der Hauptmannschen Weber viel näher steht, als etwa dem „Sohn“ Hasenclevers. Und das zweite: trotz der Betonung des „Menschen“, trotz seines Anthropomorphismus hat der Expressionismus eine offenbare metaphysische Tendenz, einen stark übersinnlichen Einschlag. Max Brod schreibt eine Novelle „Die erste Stunde nach dem Tode“, Meyrinks „Golem“ dringt in die Nachtzeiten des Lebens, wie E. T. A. Hoffmann unter den Romantikern es mit freilich viel größerer Künstlerschaft unternahm. Und bei Kokoschka bekommt der mystische Wille durch Erotik noch eine besondere Note. Auch hierin wird wieder deutlich, daß der Expressionismus in der Dichtung eine Vielheit von Stimmungen, Ideen, Richtungen, Begriffen, Strömungen in sich schließt, die eine scharfe Hervorhebung der Grundelemente um so nötiger macht. Sind diese erkannt in einem Abrücken von der Wirklichkeit, in einer bis zur Ekstase hochgetriebenen Gefühlsbetonung gegenüber dem wissenden Verstande, in einem visionären Schauen und Hineinhorchen in sich selbst, in einer inbrünstigen Sehnsucht nach Überwindung des Endlichen zum Unendlichen, in einem leidenschaftlichen Streben nach neuer Humanität, im Suchem nach einem bewegten Lebensrhythmus, nach der Seele im Gegensatz zu allem Mechanistisch-Materialistischen, ist damit also der Grundcharakter einigermaßen angedeutet, so bleibt die letzte Frage die nach Belang, Wert, Gewinn, Bereicherung im Künstlerischen durch diese neue Richtung. Streichen wir alles an Übertreibungen und Übersteigerungen ab, so werden wir dennoch das sichere Empfinden nicht los werden: hier stehen wir in einer, sehr bald, als überschätzt erkennbaren Übergangsepoche. Sie hat uns für manches im Stilistischen, im Formalen überhaupt die Augen und die Ohren geöffnet; aber soviel danken wir dem verschrieenen Naturalismus mindestens auch. Für den Expressionismus kommt freilich hinzu, daß er als Weltgefühl einer ganzen Generation ein viel umfassenderes Geistesgebiet einschließt und der Ausdruck einer Epoche ist, die ein ganzes Zeitalter versinken und eine der ernstesten kulturellen Krisen sich abwickeln sieht. Im allerletzten Sinne ist der Expressionismus mehr ein Schrei, eine Forderung, eine Theorie geblieben, der es nicht gelungen (oder vorsichtiger gesagt: noch nicht gelungen) ist, das Programm in die Tat umzusetzen. Was der Zeit nottut, was die Sehnsucht seiner Generation ist, das hat der Expressionismus mit feinsten Nerven erfühlt, und man braucht nur daran zu erinnern, mit welcher Sicherheit z. B. Georg Kaiser die Probleme der Zeit erhorcht. Aber die Mittel zu Erfüllungen waren zu schwach. Vielleicht war der Expressionismus nur eine Flucht sehnsuchtsbestürmter Menschen eines absterbenden Zeitalters, ein Herauswollen aus wirklichkeitsbeschwertem Dasein in die reinere metaphysische Luft, weil, wie Fritz von Unruh sagt, „das Chaos unserer Gegenwart die Mentalität wieder für Transzendenz und Nihilismus empfänglich macht.“ Derselbe Unruh hat weiter gesagt, daß ihm „strenge Arbeit und der energische Drang zur Form als die entscheidenden Handwerker jeglicher Inspiration

erscheinen, ... weil die wilde Gegenwart allenthalben bemerkenswerte Talente zu der Anschauung verleidet, als bedeute jegliche, nur flüchtig fixierte Eingebung an sich bereits ein Werk". Die Formlosigkeit, die Entartung zur Form-Anarchie ist die weitere Gefahr, durch die dem Expressionismus das Grab gegraben wird. Selbst so begabte Dramatiker wie Georg Kaiser sind auf dem Wege zu unkünstlerischer Erstarrung und Manier. Es bleibt doch wohl dabei: die letzte überragende formale Potenz war Stefan George. Auch er hatte eine antinaturalistische Tendenz. Aber — ohne daß ich hier die Gegenüberstellung durchführen könnte — während George sein Ziel durch die stärkste Konzentration erreichte, will der Expressionismus durch ebenso starke Auflösung und Expansion dahin gelangen; und den vom Expressionismus abgelehnten Gegenstande hat Stefan George durch höchste Weihe geadelt.

Ein dänisches Gesetz, betreffend die Volksbüchereien.

Von Andr. Sch. Steenberg, Charlottenlund, Dänemark.

Durch das Gesetz vom 5. März 1920 über die staatlich unterstützten Büchereien, das erste Bibliothekgesetz im Norden, ist das Verhältnis zwischen Staat und Volksbüchereien gesetzlich festgelegt. Um dieses Gesetz zu verstehen, ist es nötig, einen kurzen Überblick zu geben, wie sich dieses Verhältnis entwickelt hat.

Die dänischen Volksbüchereien haben als Privatunternehmungen auf dem Lande begonnen, als eine Art Lesevereine; erst später sind die Städte damit gefolgt. Sowohl auf dem Lande wie in der Stadt ward allgemein für das Ausleihen eine Gebühr erhoben. Eine Lesestube war mit der Bücherei nicht verbunden. Nach und nach kam die Gewohnheit auf, daß die Gemeinde einen kleinen Beitrag zahlte; auch Banken, Sparkassen und andere örtliche Anstalten unterstützten mitunter die Bücherei.

Endlich trat auch der Staat mit seiner Hilfe ein, teils in Gestalt von Geldzuschüssen, teils als Berater und Anleiter. Sein Organ war von 1899 bis 1920 der staatliche Büchereiausschuß (Statens Bogsamlingskomité), von dem man sagen kann, daß er die Führung bei der Entwicklung des Büchereiwesens gehabt hat, besonders nachdem er im Jahre 1910 eine Kanzlei (ein „Kontor") in Kopenhagen erhalten hatte. Eine bedeutende Arbeit für die Sache ist auch von den Vereinen geleistet worden (Danmarks Folkebogsamlinger und Dansk Biblioteksforening, jetzt zusammengeschlossen); doch in erster Stelle ist diese Arbeit das Verdienst der zahlreichen Privatpersonen, die überall im Lande als Bibliothekare, meist ohne Bezahlung, gewirkt haben.

Das Gesetz drückt nun das Siegel auf eine Entwicklung, die anfangs langsam, in den letzten Jahren aber sehr rasch die Büchereien zu ihrer gegenwärtigen Stellung erhoben hat. Und darin liegt wohl auch der Hauptgrund für die fast beispiellose Leichtigkeit, mit der das Gesetz durchgebracht worden ist.

Am 31. Oktober 1919 setzte der Unterrichtsminister einen Bibliothekausschuß (Biblioteksudvalg) ein, damit er einen Gesetzentwurf ausarbeite. Im Ausschusse waren vertreten das Ministerium, die vier politischen Parteien des Reichstages, das genannte Statens Bogsamlingskomité, die wissenschaftlichen Bibliotheken und der dänische Bibliotheksverein (Danmarks Biblioteksforening). Im Januar 1920 übergab der Ausschuß dem Ministerium einen einstimmig angenommenen Gesetzesvorschlag; dieser ward unverändert vom Ministerium dem Reichstage vorgelegt, unverändert von beiden Kammern angenommen und am 5. März vom Könige unterzeichnet.

Die Abschnitte §§ 1 bis 7 des Gesetzes enthalten Bestimmungen über den Staatszuschuß. Der erste Staatszuschuß ward für 1882/83 bewilligt in Höhe von 3000 Kronen. Im Jahre 1899/1900, wo Statens Bogsamlingskomité die Verteilung des Zuschusses übernahm, betrug er 14000 Kr., wovon 4000 Kr. auf die Städte kamen. Es galt dabei die Bestimmung, daß der Staatszuschuß den festen örtlichen Zuschuß (von den Gemeinden und von örtlichen Anstalten) nicht übersteigen dürfe. Diese Begrenzung nötigte das Komitee, einen Höchstbetrag des Zuschusses für die einzelne Bücherei festzusetzen, anfänglich 200 Kronen.

Der Staatszuschuß stieg beständig, abgesehen von einer Herabsetzung im Jahre 1912/13, wo bestimmt ward, daß der Staatszuschuß die Hälfte des örtlichen Zuschusses nicht übersteigen dürfe. Diese Bestimmung ward als Grundregel festgehalten, doch schon von 1913/14 an wurden neue Bestimmungen eingeführt über Zulagen zu dem Grundzuschusse für die am meisten leistenden Büchereien. Zugleich ward die Höchstgrenze von 300 Kr. auf 2000 Kr. erhöht. Versuchsweise erhielten zwei „Zentralbibliotheken" je 1500 Kr.; von diesen weiter unten.

Von 1918/19 an fiel die Höchstgrenze weg, indem die Bewilligung von Zuschüssen im Finanzgesetze als „Voranschlag" aufgeführt ward. Zugleich wurden durch die Anmerkungen zum Finanzgesetzvorschlage feste Regeln für die Erhöhung des Staatszuschusses über die Hälfte des festen örtlichen Zuschusses gegeben; diese sind in der Hauptsache gleichen Inhalts mit den jetzt ins Gesetz aufgenommenen Regeln: so die Regeln, betreffend Zuschüsse für Lesezimmer und Bibliothekargehälter. Auch ward einem Zuschusse zugestimmt bei Errichtung oder durchgreifender Umgestaltung von Büchereien und zur Beaufsichtigung der größeren Büchereien.

Der örtliche Zuschuß wuchs sehr stark, besonders in den Städten, und damit stieg auch der Staatszuschuß. Ersterer betrug 1918/19 200000 Kr., der Staatszuschuß über 100000. Im Jahre 1919/20 belief sich der Staatszuschuß auf etwa 180000 Kr. Diese starke Steigerung machte es für den Staat wünschenswert, das Verhältnis durch ein Gesetz festzulegen, und da auch von den Büchereien der Wunsch ausging: es möge eine Bibliothekkommission eingesetzt werden, die Büchereiverhältnisse zu untersuchen und nach Befinden einen Gesetzesvorschlag

auszuarbeiten, setzte das Unterrichtsministerium den erwähnten Bibliothekausschuß ein, und das Gesetz ward Wirklichkeit.

Die Bestimmungen des Gesetzes, betreffend den Staatszuschuß, sind folgende:

Staatszuschuß erhalten Büchereien, deren Aufgabe ist, Kenntnisse zu verbreiten und allgemein aufzuklären (§ 4). Die Bücherei, die Gemeindeanstalt oder unabhängiges Unternehmen ist oder einem Vereine gehört, welcher für den Betrieb der Bücherei als Hauptzweck gegründet ist, soll Gelegenheit geben, Bücher zu entnehmen, sei es unentgeltlich oder gegen geringe Gebühr. Von dieser Erlaubnis können alle über 14 Jahre alten Bewohner des Wirkungskreises der Bücherei Gebrauch machen. Wo sich eine Lesestube findet, sollen alle freien Eintritt zu ihr haben (§ 7).

In der Regel erhält nur eine Bücherei in jeder Stadt oder in jeder Landgemeinde Staatszuschuß (§ 1).

Der Zuschuß wird gewährt zur Errichtung oder Neuordnung einer Bücherei, doch nicht zur Vornahme von Bauten, bis zu einem Drittel des dafür aufgebrachten örtlichen Zuschusses (§ 2).

Als Staatszuschuß zum Betriebe der Bücherei wird ein Grundzuschuß bis zur Hälfte solcher örtlichen Zuschüsse des verflossenen Jahres gewährt, die einen festen Charakter haben. Dabei kann als örtliche Unterstützung auch die Stellung besonderer für den Gebrauch der Bücherei bestimmter Räume, nötigenfalls mit Licht und Heizung gerechnet werden oder auch die Miete dafür. Der örtliche Zuschuß soll mindestens 50 Kronen ausmachen (§ 4).

Dieser Grundzuschuß kann durch besondere Zuschüsse erhöht werden: bis zu $^1/_8$ des Ortszuschusses für die Büchereien, die keine Leihgebühr erheben, ferner durch einen ebenso hohen Zuschuß, wenn die Bücherei eine unentgeltlich zu benützende Lesestube mit Handbücherei und bibliothekarischer Anleitung enthält (in den Städten) oder eine kostenlos zugängliche Handbücherei, zu deren Benützung Anleitung gewährt wird (auf dem Lande), weiter durch denselben Zuschuß (bis $^1/_8$ des Ortszuschusses) für die Büchereien, die ihre Wirksamkeit auf die Umgebung ausdehnen, und endlich kann durch den besonderen Zuschuß die Hälfte der Ausgaben für bibliothekarische Hilfen gedeckt werden. Der gesamte Zuschuß für die einzelne Gemeinde soll 15000 Kr. nicht übersteigen (§ 4).

Wenn das Gesetz einen besonderen Zuschuß den Stadtbüchereien gewährt, die auch in ihrer Landumgebung wirken, so ist das in Übereinstimmung mit der lebendigen Verbindung, die in Dänemark zwischen einer Stadt und deren Umgebung besteht. Es gibt nicht wenig Stadtbüchereien, die sogleich bei ihrer Errichtung auch für die Umgegend berechnet waren. Sowohl einzelne Personen aus der Umgegend wie auch kleinere Büchereien erhalten Bücher geliehen, und es werden auch die Öffnungszeiten für die Leseräume und die Ausgabestunden für Bücher so gelegt, daß auch die Landleute die Bücherei benützen können. Umfassender sind die sogenannten Zentralbibliotheken. Ursprüng-

lich war die Zentralbücherei eine erweiterte Umkreisbücherei, die für ein ganzes Amt wirkte (solcher Ämter hat Dänemark 20). Aber nachdem der Gedanke der Zentralbibliothek in der vom Oberbibliothekar H. O. Lange im Jahre 1909 herausgearbeiteten Gestalt von Statens Bogsamlingskomité aufgenommen und auch von der Volksbüchereien-Vereinigung „Danmarks Folkebogsamlinger" angenommen worden war, gab der Staat trotz verschiedenem Widerstande (1913/14) seine Zustimmung zu einem Versuche mit 2 Zentralbibliotheken. Und diese Einrichtung erwies sich sogleich als zweckentsprechend: es entstand eine Anzahl von Büchereien (zur Zeit 7) mit einem so großen Haushalte, daß sie einen fachlich ausgebildeten Bibliothekar anstellen, ein Lesezimmer mit einer guten Handbücherei einrichten und eine bedeutende Sammlung belehrender Bücher zum Ausleihen anschaffen und damit den kleineren Büchereien in ihrem Wirkungsbereiche große Hilfe leisten konnten.

Das Gesetz bestimmt (§ 5), daß Zentralbibliotheken, die außer ihrer Wirksamkeit wie die allgemeinen Büchereien zugleich die Arbeit der örtlichen Büchereien innerhalb eines größeren Gebietes (eines Amtes oder eines ähnlichen Bezirkes) ergänzen, sei es durch unmittelbare Ausgabe von belehrenden Schriften oder durch Wanderbüchereien und durch bibliothektechnische Anleitung, einen besondern Zuschuß erhalten bis zur Höhe des Grundzuschusses, doch nicht über 8000 Kr.

Demnach kann eine Zentralbibliothek alles in allem 23000 Kr. Staatszuschuß bekommen, und da sie zur Erlangung dieses Staatszuschusses 15000 Kr. örtlichen Zuschuß haben muß, so ergibt sich daraus ein Haushalt von 38000 Kr.

Der gesamte Staatszuschuß für die Büchereien wird nach § 1 des Gesetzes im Finanzgesetze mit einer bestimmten Summe festgesetzt.

Die Kopenhager Gemeindebüchereien, die bisher keinen Staatszuschuß erhalten konnten, können nun nach § 6 des Gesetzes ebenfalls Unterstützung erlangen, die im Finanzgesetze festgesetzt wird. Für 1920/21 sind es 75000 Kronen.

Das Gesetz enthält noch Bestimmungen darüber, daß Regeln und Arbeitsplan der Büchereien vom Bibliothekdirektor genehmigt werden müssen (§ 4 und § 7); ferner, daß das Eigentum von Büchereien, die ihre Tätigkeit einstellen, auf die Gemeinde oder den Staat übergeht; daß die Büchereien der Aufsichtsbehörde jährlich eine Abrechnung einreichen, und daß für Büchereien mit einem Gesamtstaatszuschusse von 2000 Kronen oder darüber Person und Gehalt des Bibliothekars vom Bibliothekdirektor, für Zentralbüchereien vom Minister nach dem Vorschlage des Bibliothekrates genehmigt werden (§ 7).

Die Abschnitte §§ 8—10 des Gesetzes enthalten Regeln über die Mitwirkung des Staates bei Förderung des Bibliothekwesens. Wie vorher erwähnt, ward diese Wirksamkeit bis zum Inkrafttreten des Gesetzes von Statens Bogsamlingskomité ausgeübt. Dieses bestand aus einem Vorsitzenden (Formand), der zugleich Beistand des Ministeriums (Bogsamlingskonsulent) war, zwei Ministerialbeamten

und, in der späteren Zeit, aus Vertretern der Büchereien. Das Komitee hatte außer durch Verteilung der Staatszuschüsse an Volksbüchereien (und eine Reihe anderer Büchereien) die Büchereien auch auf andere Weise unterstützt. Es hat kleinere Büchersammlungen an sie geliehen, hat durch Einrichtung neuer Büchereiräume und deren Ausstattung geholfen bei der Auswahl von Büchern, deren Einbinden und Ordnen. Zum Gebrauche bei der Ordnung hat das Komitee tabellarische Übersichten (Navnetabeller) ausgearbeitet auf der Grundlage von Cutters Einteilung, einer für dänische Verhältnisse umgearbeiteten Deweyschen Dezimalklasseneinteilung, und dazu Regeln für die Einordnung (Katalogisierung). Das Komitee hat endlich Bibliothekarkurse abgehalten und durch seinen Vorsitzenden und seinen Bibliothekar im ganzen Lande Vorträge halten lassen.

Nach dem neuen Gesetze geht diese Tätigkeit auf einen Bibliothekdirektor und einen Bibliothekrat über (§ 8).

Der Bibliotheksdirektor nimmt die Verteilung des Staatszuschusses vor, führt die Aufsicht über die Büchereien und erteilt ihnen Rat und Anleitung. Unter Mitwirkung des Bibliothekrates richtet er die Fachausbildung der Bibliothekare ein (§ 9).

Der Bibliotheksrat, dessen Vorsitzender der Bibliothekdirektor ist, und der mindestens zweimal im Jahre zusammentreten soll, besteht außer dem Vorsitzenden aus 10 Mitgliedern. Diese vertreten das Ministerium, die städtischen Gemeinden, die Landgemeinden, die Amtsgemeinden, die Stadt Kopenhagen, die wissenschaftlichen Bibliotheken in Kopenhagen und die Staatsbibliothek zu Aarhus. Außerdem sitzen im Rate 3 Vertreter von „Danmarks Biblioteksforening". Der Bibliothekrat bearbeitet den Jahreshaushalt, macht Vorschläge für Veranstaltungen zur Förderung des Bibliothekwesens und soll sich äußern über grundsätzliche Fragen, betreffend das Bibliothekwesen (§ 10).

Unter dem Bibliothekdirektor steht eine besondere Kanzlei (ein „Kontor"): d. i. die staatliche Bibliothekaufsicht, in der ein „Bibliothekinspektor", ein „Bibliothekkonsulent" und 5 Assistenten angestellt sind. Die Aufsicht erstreckt sich nicht bloß auf die im Gesetze genannten Büchereien, sondern auch auf eine Reihe anderer, die nicht dem Bibliothekrate unterstellt sind, wie Lehrerbüchereien, verschiedene Arten von Schulbüchereien.

Der Abschnitt § 11 des Gesetzes bestimmt, daß es im April 1920 in Kraft treten und binnen 3 Jahren dem Reichstage zur Nachprüfung (Revision) vorgelegt werden soll.

Wie schon gesagt, besiegelt und erweitert das neue Bibliothekgesetz eine Entwicklung, die mit Hilfe des Staates in den letzten 20 Jahren durchlaufen ist. Die Entwicklung baut sich auf der örtlichen Arbeit für die Büchereien auf, und die staatliche Hilfe hat darauf gezielt, diese Arbeit zu unterstützen und zu leiten. Die Entwicklung hat sich in der Richtung einer Befestigung der Bibliothekverhältnisse bewegt, und es besteht darum das Bestreben, von der Vereinsbücherei

überzugehen zu der unabhängigen oder der Gemeindebücherei. Das Gesetz befiehlt nicht die Errichtung von Büchereien oder eine bestimmte Form; es überläßt die Entscheidung den örtlichen Behörden oder dem Vorgehen einzelner.

Das Gesetz sucht den Büchereien bessere Arbeitsbedingungen zu schaffen dadurch, daß es ihnen zu Gebäuden und zu tüchtigen Bibliothekaren verhilft. Es belohnt durch besondere Zuschüsse unentgeltliche Ausleihe der Bücher, Aufklärung durch Lesezimmer und Tätigkeit der städtischen Büchereien in der ländlichen Umgebung. Das Gesetz erleichtert ferner die Errichtung von Sammelbüchereien (Zentralbibliotheken). Und endlich bringt das Gesetz eine Festlegung und Vermehrung der Staatshilfe durch die Bestimmungen der Aufsicht über die Büchereien — eine Aufsicht, die auch der bedeutende Staatszuschuß nötig machte — sowie betreffs der Beratung und Anleitung und der Bibliothekarausbildung.

Das Gesetz wird daher sicher dazu beitragen, daß der bedeutende Fortschritt in der Entwicklung der Volksbüchereien noch rascher vor sich gehen wird zum Nutzen für die Aufklärung des dänischen Volkes.

(Aus dem Dänischen übersetzt von Prof. G. Hamdorff, Görlitz.)

Die Stadtbücherei Spandau.

Am 24. Oktober ist die Spandauer Stadtbücherei mit über 10000 neuen Bänden eröffnet worden, nachdem die Vorarbeiten Anfang Mai begonnen hatten. Die Vorarbeiten zur Einrichtung der Bücherei fanden in beengten Räumen der Materialienverwaltung im neuen Rathause statt. Im zweiten Drittel des September erfolgte der Umzug der Bücherei in die eigenst für sie hergerichteten Räume Marktplatz 4 (1 Treppe). Die Unterbringung soll auch dort nur vorübergehend sein. Gleichwohl sind die Räume (es handelt sich um einen großen, hohen Eckraum, der für Magazin, Arbeitsraum und Ausleihe abgegliedert ist) bunt und anheimelnd von Kunstmalern hergerichtet. Die Vorarbeiten gingen unter den größten bürokratischen Schwierigkeiten vonstatten. Hatte sich die Stadt in der Geldbewilligung — 85000 M. für Bücheranschaffung, 100000 M. für Inneneinrichtung — als eine ausgezeichnete Förderin des zeitgemäßen Büchereiwesens erwiesen, so versagte der Magistrat jede Unterstützung in der Büchereiarbeit, mehr noch lähmte er jede tatsächliche Arbeit, die er andererseits verlangte. Von unten versagte der Handarbeiter, von oben zeigte der Beamte nicht das mindeste Interesse — und so war man in allen Dingen auf Selbsthilfe und eignes Schaffen, List und Risiko angewiesen. Der Mai verging mit Bücheranschaffen. Die Bücher wurden noch billig eingekauft, fast zur Hälfte uneingebunden. Der Einkauf geschah nicht auf Grund von Listen, sondern aus unmittelbarer Anschauung der Bücher. Auf Friedenspapier wurde ebensoviel Wert gelegt, wie auf hohe Auslese besonders der wissenschaftlichen Bücher. Entgegen den üblichen Gepflogenheiten wurde (nicht allein aus Rücksicht auf Spandauer Verhältnisse) das Verhältnis von wissenschaftlicher zu unterhaltender Literatur wie 2 : 1 angelegt: ein Verhältnis, das sich schon in der ersten Zeit der Ausleihe voll gerechtfertigt hat, denn es werden mitunter ebensoviel wissenschaftliche wie unterhaltende Bücher ausgeliehen. Freilich wird mit einer stärkeren Vermehrung der unterhaltenden Abteilung aus Beständen der alten Volksbücherei, die vorläufig ganz beiseite

gelassen wurden, gerechnet. Da die Bücherei bis zur Eingemeindung Spandaus in Groß-Berlin fertig sein mußte, wollte sie ihre Existenz nicht gefährden, so eilten die Arbeiten, und sie mußten daher auf Tag und Stunde berechnet sein. Hierdurch wurden ihnen große Schwierigkeiten bereitet; weil man sich heute nicht auf pünktliche Lieferung der Kaufleute, auf Entgegenkommen von Handwerkern und Beamten stützen kann. Gleichwohl verliefen die inneren Arbeiten planmäßig.

Anfang Juni konnte erst mit der Eintragung in das Zugangsbuch begonnen werden; Mitte Juni folgte der Beginn der Aufnahmen und gleichzeitig die Anfertigung der Druckzettel. Und so schlossen sich stufenweise daran an die Eintragungen in die Standortsliste (für die wissenschaftliche Abteilung), die Standortszettel (für die unterhaltende Abteilung), ferner das Anfertigen der Publikumskataloge (alphabetische Zettelkataloge für die unterhaltende und für die wissenschaftliche Abteilung, dazu ein systematischer Bandkatalog mit auswechselbaren Karten, 16 Doppelfoliobänden). Entsprechend diesen Arbeiten wurde das Hilfspersonal im harten Kampfe mit dem Personalbüro und dem Arbeitsnachweis vermehrt, denn es ist ja heute so, daß der Arbeitgeber samt seiner Arbeit aufgegeben wird, wenn es sich um die Unterbringung eines Arbeitslosen handelt, sei er auch für die Arbeit untauglich. Begannen die Arbeiten im Mai mit einer Assistentin und einer Hilfskraft, so setzten sie sich im Juni mit 3, im Juli mit 4 weiteren Hilfskräften fort, um Anfang September schon wieder abzuflauen mit Vermindern des Personals auf eine Assistentin, eine Gehilfin und 4 Hilfskräften. In der Arbeitszeit von Juni bis Mitte September wurden täglich durchschnittlich 120 Bände verarbeitet; und da jedes Buch 8 verschiedene Stadien (vom Zugangsbuch bis zur Buchkarte) zu durchlaufen hatte, ehe es in den Panzer-Regalen stand, so waren über 80000 Büchertitel, mehr oder minder kurz, geschrieben. Von Mitte September an verblieb ein Monat zur Aufstellung der Bücherei, zum Stempeln der Bücher, zum Ordnen und Einrichten der Kataloge u. dgl. m., und es blieb noch Zeit dazu übrig, einige Auswahllisten im Anschluß an Vorträge der Volkshochschule herzustellen mit Schreibmaschine und Zinkdruck. Etwa 2000 Bände wurden in einer eigenen, eiligst hergerichteten Buchbinderei, deren Einrichtung noch von dem Bücheranschaffungsetat bezahlt wurde, eingebunden (Kunstlederrücken mit Goldtitel und Goldsignatur), haltbare Kriegseinbände wurden in Lumpenkarton, imprägniert mit Zaponelack, eingeschlagen; und der Rest der ungebundenen Bücher wurde einheimischen Buchbindern genau nach Vorschrift, selbst des Materials, zum Einbinden gegeben. Die eigne Buchbinderei aber arbeitete sorgfältiger.

Dr. Wieser.

Bücherschau.

A. Wissenschaftliche Literatur.

Am Scheidewege. Berufsbilder. Sonderreihe der Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften. Herausgegeben von Hans Vollmer. Berlin, Paetel. Preis jedes Bandes 6 M.

Bd. 62. Der Oberlehrer. Von H. E. Sieckmann.
" 63. Der Apotheker. Von W. Jennrich.
" 64. Der Zeitungsschreiber. Von Th. Hübbe.
" 66. Der Buchdrucker. Von Fr. Bauer.
" 67. Der Arzt. Von C. Happich.

Mit viel Glück wird in diesen Darstellungen der Versuch gemacht, an Stelle von sachlich-trocken gehaltenen Berufswahlführern lebendige Schilderungen treten zu

lassen, die neben genauen Angaben über die äußeren Anforderungen und Aussichten des einzelnen Berufes auch auf das Seelische, die psychologischen Voraussetzungen, die ganze Welt der den inneren Menschen berührenden Erlebnisse, Erfolge sowohl wie Enttäuschungen, Bedacht nehmen. Nur so ist eine Berufsberatung wirklich fruchtbar, wenn sie den Suchenden veranlaßt, auf der Grundlage der Selbstbesinnung, der Abwägung der das innere Wesen des Berufs bestimmenden Umstände sich zu entscheiden. Diesem Zweck dienen die vorliegenden Bändchen durchweg in vorzüglicher Weise. Frisch, zum Teil auch mit gesundem Humor geschrieben (wie z. B. Bd. 62: Der Oberlehrer und Bd. 66: Der Schlosser) bieten sie anregende Einführungen in die Berufskunde, denen man nur die weiteste Verbreitung wünschen kann. G. Fr.

Bücherverzeichnisse der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig. Leipzig, Dietrich.

Nr. 1. **Naturwissenschaften.** 2. Aufl. 1920. (148 S.) Geh. 7.—

„ 2. **Die Auswahl.** Ein Verzeichnis wichtiger Bücher aus allen Abteilungen der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig, besonders für jugendliche und unvorbereitete Leser. 1920. (64 S.) Geh. 3.—

Das erste Verzeichnis ist, abgesehen von den neu aufgenommenen Titeln, gegenüber der ersten Auflage nur wenig verändert worden. Es enthält jetzt 749 Werke. Bei dem ziemlich großen Umfang des Verzeichnisses ist daraus schon zu ersehen, daß es mit Verweisungen, Inhaltsangaben, Charakteristiken usw. reichlich versehen ist, und dem Publikum der Volksbücherei viele willkommene Hilfen bietet. — Ähnlich ausgestattet ist die „Auswahl", nur sind die erläuternden Anmerkungen bei der erzählenden Literatur, wo sie gerade am notwendigsten sind, viel knapper gehalten, meist auf ganz kurze Untertitel beschränkt und oft ganz fortgelassen. Auffallend erscheint — selbst für ein Verzeichnis, das zunächst für die 14—16jährige Volksschuljugend bestimmt ist — die Kärglichkeit der Abteilungen „Bildende Kunst" und „Musik". H. J. Ho.

Chodowiecki in Dresden und Leipzig. Das Reisetagebuch des Künstlers vom 27. Oktober bis 15. November 1773. Hrsg. von Moritz Stübel. 2. Aufl. Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung 1920. 8°. (104 S.) 12 M.

In einem fast nur durch kurze Hauptsätze charakteristischen, nüchtern-sachlichen und mehr ins 20. als ins 18. Jahrhundert hineinpassenden Stil berichtet Ch. von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde, über seine dreiwöchigen Reiseerlebnisse. Nichts ist ihm zu geringfügig. Nicht bloß wie er selbst sich im Gasthaus nährt und pflegt, erfahren wir, auch die Fütterung seines Reitpferdes, die Entlohnung des Hausknechts und vieles der Art wird gewissenhaft gebucht. Zwischendurch hören wir dann von Besuchen bei Künstlern und Kunstfreunden, von der Besichtigung von Kunstwerken und Sehenswürdigkeiten, von eignen Arbeiten, vom Verkehr mit Buchhändlern u. dgl. Alles in allem gibt das Tagebuch jedenfalls einen kleinen Ausschnitt aus dem Kulturleben der Rokokozeit, der wegen seiner Unmittelbarkeit und Sachlichkeit wertvoll bleiben wird. Daß der Wert des Tagebuchs aber nicht unwesentlich durch die ungemein sorgfältigen und ausführlichen Erläuterungen des Herausgebers erhöht wird, verdient noch eine besondere Hervorhebung, ebenso wie die allen bibliophilen Ansprüchen genügende Ausstattung der Veröffentlichungen. G. K.

Der Krieg 1914/19. Werden und Wesen des Weltkrieges, dargestellt in umfassenderen Abhandlungen und kleineren Sonderartikeln. Hrsg. von Dietrich Schäfer. Dritter Teil. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1920. (VIII, 368 S.) Geb. 60 M.

Die beiden ersten Teile dieses großen Werkes, das hiermit abgeschlossen ist,

wurden bereits früher ihrer ganzen Anlage und dem Inhalt nach (vgl. zuletzt Jahrgang 19, S. 120) besprochen. Der unglückliche Ausgang des Kriegs mit seinen politischen und wirtschaftlichen Begleiterscheinungen hat natürlich auch die Weiterführung entscheidend beeinflußt. Der Gesamtplan mußte geändert und vor allem auf die längeren Abhandlungen verzichtet werden. Wohl aber galt es, in den lexikalisch geordneten Artikeln den noch fehlenden Zusammenhang der drei Teile herzustellen und die früheren längeren Schilderungen durch kürzere Angaben über die letzten kriegerischen und politischen Ereignisse zu ergänzen. Dahingegen war es nunmehr möglich, die von der Zensur für die vorhergehenden Bände nicht zugelassene Darstellung des gesamten militärischen Verlaufs des Weltkriegs nunmehr nachzuholen. Dieses mehr als ein Drittel des Bandes einnehmende Hauptstück rührt vornehmlich von dem inzwischen verstorbenen Oberstleutnant Frobenius und vom Generalleutnant von Steinaecker her. Pläne und Kartenskizzen in und außer dem Texte erleichtern es dem Leser, der wohlabgewogenen, auch die neueste Literatur berücksichtigenden Erzählung bequem zu folgen. Auch der Abschnitt Technik und Kriegsführung lüftet jetzt den Schleier von manchen Dingen, die sich früher der öffentlichen Mitteilung entzogen. Dann kommt der Lexikonteil, der auch die Revolutionen und ihre Führer mit berücksichtigt ganz im Sinne des Unternehmens, das nun einmal als lexikalisches Nachschlagewerk gedacht war. Von der reichen Ausstattung erhält man einen Begriff, wenn man hört, daß der Band 103 Abbildungen im Text, 70 farbige und schwarze Tafeln, 36 Karten, 25 Textkarten und 40 Beilagen enthält. Den veränderten Verhältnissen entsprechend ist natürlich eine erhebliche Preissteigerung dieses das Werk abschließenden Teils eingetreten. E. L.

Foß, Enthüllungen über den Zusammenbruch. 10. Aufl. Halle, Rich. Mühlmann (M. Große), 1920. (103 S.) 4,80 M.
— Nachtrag I zu den Enthüllungen. Ebenda. (74 S.) 4,80 M.

Verfasser, Konteradmiral a. D. und verdienter Marineschriftsteller, hat das während des Kriegs erschienene Werk: „Der See- und Kolonialkrieg", dessen bisher allein herausgekommener erster Band die beiden ersten Jahre umfaßt, nicht fortgesetzt, weil die Ereignisse im Spätherbst 1918 seine Vorliebe für seine alte Waffe fast in das Gegenteil verkehrt haben. Man kann diesen Standpunkt verstehen und doch das vorliegende Buch mitsamt dem Nachtrag, der eine Reihe von Zusätzen und Ergänzungen zum eigentlichen Text bringt, bedauern. Daß die Leidenschaft ein schlechter Berater ist, und ungerecht auch im Tadel macht, zeigt jede Seite dieser sogenannten Enthüllungen, die man eigentlich nur temperamentvolle Herzensergießungen über die Deutschen und ihre Eigenschaften, über die deutsche Staatskunst vor und während des Weltkriegs und über den letzten Kaiser und seine Regierungsmethoden darstellen. In dem Nachtrag erfreuen den ruhig urteilenden Leser, der sich von Schriften dieser Art nur wenig Gewinn weder für die Gegenwart noch auch für unsere nationale Zukunft versprechen kann, die persönlichen Erinnerungen an den Prinzen Friedrich Karl. Hier haben Liebe und Verehrung den Griffel geführt, und so entstand eine anziehende Schilderung von dem Leben und Treiben dieses charaktervollen und tüchtigen Mannes während eines Ferienaufenthaltes, den er mit seinen Gefährten im Sommer 1884 auf der schönen Insel Rügen verbrachte. E. L.

Hartlaub, Gustav, Die neue deutsche Graphik. Berlin, Erich Reiß, 1920. (96 S.) 3,30 M.

Das 14. Bändchen der alle künstlerischen Erscheinungen der heutigen Zeit monographisch behandelnden Schriftensammlung, die Kasimir Edschmid unter dem Titel „Tribüne der Kunst und Zeit" herausgibt, befaßt sich mit der modernen graphischen Kunst. Wie in allen diesen Bändchen wird auch hier der Stoffkreis einer kritischen Betrachtung unterzogen, viel richtende Arbeit steckt in den Bewertungen,

doch liest sich das Buch wie ein künstlerischer Essay. Zunächst untersucht der Verfasser die Darstellungsmittel des Graphikers und findet dabei merkwürdige stilistisch-technische Zusammenhänge. Zunächst war der Holzschnitt da. Dann kam, mit der Renaissance, der Kupferstich, weniger volks-, mehr bürgertümlich. Darauf die Radierung als Hauptausdrucksmittel der malerischen Barock (Rembrandt). Und zuletzt der Steindruck, als das charakterloseste Mittel dem journalistischen, impressionistischen 19. Jahrhundert besonders gemäß. Nachdem Hartlaub alsdann vom Holzschnitt als dem geeignetsten Mittel des anti-impressionistischen Stilwillens gesprochen hat und die Erneuerung des einfachen elementaren Formschnitt-Dialektes, wie es in der Gotik üblich war, als das Zeichen des beginnenden Expressionismus geschildert hat, gibt er einen kurzen aber äußerst interessanten und klärenden Abriß über die Entwicklung der deutschen Graphik in den letzten Jahrzehnten. P. Ortwin.

Hasse, Karl Paul, Die deutsche Renaissance. 1. Teil. Ihre Begründung durch den Humanismus. Meerane, E. R. Herzog, 1920. (439 S.) Ungeb. 20 M., gbd. 25 M.

Auf Grund eingehender Stoffbeherrschung wird in diesem Buch die große geistige Bewegung in Deutschland geschildert, die durch manche Erscheinungen des Mittelalters, vor allem im 15. Jahrhunderts vorbereitet, im deutschen Humanismus wurzelt. Ohne viel Neues zu bieten, werden Erscheinungen wie Reuchlin und die Dunkelmännerbriefe, Erasmus, das in den Städten neuerwachte geistige Leben und zuletzt der Humanismus im Dienste der Reformation (Hutten, Melanchthon), sowie Renaissance und Reformation in ihrem gegenseitigen Verhältnis in schlichter, leichtfaßlicher Weise, die stets das Wesentliche hervorzuheben bemüht ist, dargestellt. Das Werk verdient als gute Bereicherung der geistesgeschichtlichen Literatur ebenso wie desselben Verfassers Buch über die „Italienische Renaissance" (Kröners Taschenausgabe) die weiteste Verbreitung. G. Fr.

Krauß, Rudolf, Klassisches Schauspielbuch. Führer durch den deutschen Theaterspielplan der älteren Zeit. Stuttgart, Muth, 1920. (390 S.) Geb. 6 M. u. Zuschlag.

Eine willkommene Ergänzung zu des Verfassers „Modernem Schauspielbuch", das die Zeit von 1890 bis zur Gegenwart umfaßt. Die Auswahl des Stoffes bot sich im ganzen von selbst, vertreten sind 22 Dichter mit 80 Dramen, gegen deren Aufnahme sich bis auf Benedix, der den Reigen eröffnet, nichts erinnern läßt. Es werden, abgesehen von kurzen Notizen über Schaffen und Bedeutung der einzelnen Autoren, gute, knappe Inhaltsangaben gegeben, und zwar in der Weise, daß die Stücke Akt für Akt auseinandergelegt werden. Das überaus sorgfältig gearbeitete Buch wird im Rahmen der Bildungspflege gute Dienste leisten können. G. Fr.

Lettow-Vorbeck, General von, Heia Safari! Deutschlands Kampf in Ostafrika. Der deutschen Jugend unter Mitwirkung seines Mitkämpfers Hauptmann von Ruckteschell erzählt. Leipzig, K. F. Koehler, 1920. (280 S.) Geb. 13,55 M.

Aus den vielen, ja vielzuvielen den Ereignissen und Erlebnissen des Weltkrieges gewidmeten Veröffentlichungen hebt sich dies Buch heraus, in welchem der heldenhafte Verteidiger Deutschostafrikas in schlichter, und dadurch um so eindringlicherer Darstellung über die Vorgänge berichtet, deren Größe und Einzigartigkeit das deutsche Volk, vor allem die deutsche Jugend, nie vergessen darf. Nicht nur die Schilderung der Streifzüge und Kämpfe, die fast immer gegen eine erdrückende Übermacht ausgefochten werden mußten, auch die Kunde von Land und Leuten, die in der ungezwungensten, reizvollsten Weise damit verflochten ist, verleihen dem Werke

seinen Wert als ein Jugendbuch, vor dem der ganze Wust von Reiseromanen und Abenteuergeschichten gewöhnlichen Schlages in ein Nichts versinken sollte. Daß keine Volks- und Jugendbücherei die Anschaffung versäumen darf, ist selbstverständlich.
G. Fr.

K. F. Koehlers Kleine Literaturführer. Leipzig, K. F. Koehler. Bd. 1. Die besten deutschen Romane. Zwölf Listen zur Auswahl. Von Adolf Bartels. 6. Aufl. 1919. (138 S.) — Bd. 2. Erzählen und Vorlesen. Von Gottlob Gündel. 2. Aufl. 1918. (56 S.) — Bd. 3. Die besten deutschen Geschichtswerke. Zehn Listen zur Auswahl. Mit einer Einleitung über die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft. 1919. (137 S.)

Den schwierigen Aufgaben, vor die der Bearbeiter derartiger Führer gestellt ist, werden die Bearbeiter der vorliegenden drei Bände in sehr ungleichmäßiger Weise gerecht. Muß man bei Bartels die ungemeine Belesenheit und die Fähigkeit anerkennen, den umfänglichen Stoff in gedrängter Form gut zusammenzufassen, so wird man doch der Beurteilungsweise, die nicht selten hin- und herschwankt und einen sicheren kritischen Maßstab vermissen läßt, nicht ohne weiteres zustimmen können. Man vergleiche z. B. die unbefriedigenden Urteile über Bartsch, Fontane, Kolbenheyer und Raabe. Auch gegen die Auswahl, die doch die „besten deutschen Romane" umfassen soll, läßt sich manches sagen. Angefügt ist eine Liste unterhaltender Lebensbeschreibungen, mit der man sich gern einverstanden erklärt. — Das von G. Gündel bearbeitete Bändchen enthält zunächst treffliche Vorschläge, die sich auf das Vorlesen im häuslichen Kreise und in der Öffentlichkeit beziehen, dann eine Auswahl, die durchweg Gutes bietet. Erwünscht wäre in vielen Fällen ein knapper Hinweis auf den Charakter und Schwierigkeitsgrad der angeführten Werke gewesen. — Lorenz berücksichtigt in seinen Listen nicht nur die politische Geschichte, sondern auch zahlreiche kulturhistorisch und biographisch bedeutsame Werke. Diese Listen sind sehr sorgfältig zusammengestellt und auch reichhaltig, in manchen Fällen ist jedoch das Urteil zu farblos und allgemein (z. B. über Scherers Literaturgeschichte.) Bei alledem aber verdient das Buch als ein brauchbarer Führer empfohlen zu werden. Vielleicht entschließt sich der Verfasser bei einer Neuauflage dazu, anhangsweise eine Liste wichtiger ausländischer Geschichtswerke zu geben. G. Fr.

Muckermann, H. G. J., Kind und Volk. Der biologische Wert der Treue zu den Lebensgesetzen beim Aufbau der Familie. Bd. 1: Vererbung und Auslese. Bd. 2: Gestaltung der Lebenslage. 3. Aufl. Freiburg, Herder [1920]. (173, 232 S.) Ungeb. 8,60 u. 11,40 M. Geb. 10,40 u. 13,40 M. u. Zuschlag.

Das naturgemäße Zusammenwirken von Erbanlagen und Lebensbedingungen als die Grundlagen für das Wachstum und Gedeihen eines Volkes bildet den Gegenstand dieses hervorragenden Werkes. Im Besitze des ganzen Rüstzeuges der modernen Biologie und Rassenforschung hat es der Verfasser in meisterlicher Weise verstanden, dem Leser die Probleme der Vererbung und Auslese, sowie die sich daraus ergebenden Fragen, die das Familien- und Volkswohl, die Lebensgemeinschaft von Mutter und Kind, Lebenslage, Wohnweise und die sich daran anknüpfenden ethischen und religiösen Forderungen betreffen, näher zu bringen. Abgesehen von der wissenschaftlichen Gediegenheit ist besonders die anschauliche Darstellung hervorzuheben, die aus jeder Zeile sprechende Gemütswärme und innere Anteilnahme an dem Schicksal unseres schwergeprüften Volkes. Das Buch kann auch nichtkatholischen Lesern durchaus empfohlen werden. G. Fr.

Rodenberg, Julius, Aus seinen Tagebüchern. Berlin, Fleischel, 1919. (192 S.) Ungeb. 5 M.

Die liebenswerte Persönlichkeit Rodenbergs, des Begründers und langjährigen Herausgebers der „Deutschen Rundschau", verleiht diesem die Jahre von 1849 bis 1908 umspannenden Aufzeichnungen zusammen mit ihrer hervorragenden zeitgeschichtlichen Bedeutung besonderen Wert. Neben dem Reinmenschlichen — auch der Lyriker R. kommt nicht selten zu Worte — fesseln besonders die vielen Erlebnisse und Begegnungen aus einer Epoche deutschen Aufstiegs, die man sich heute nicht ohne Wehmut vergegenwärtigt. R.s Beziehungen zu den führenden Persönlichkeiten seiner Zeit waren außerordentlich weitreichend, Kinkel, Freiligrath, Herman Grimm, Spielhagen, Ibsen, G. Keller, C. F. Meyer und noch viele andere; die als Mitarbeiter an seiner Zeitschrift gewonnen zu haben, immer sein Ruhm bleiben wird, treten in wesenhafter Frische vor unser geistiges Auge und nehmen unser Interesse in besonderem Maße gefangen. Der von R.s Witwe getroffenen Auswahl hat Ernst Heilborn einen kurzen Lebensabriß R.s vorangestellt. G. Fr.

Storck, Karl, Deutsche Literaturgeschichte. 8. verm. Aufl. Stuttgart, Muth, 1919. (654 S.) Geb. 9,50 M. u. Zuschlag.

Die große Beliebtheit, deren sich das vorliegende, zuerst 1897 erschienene Buch des unlängst verstorbenen Verfassers zu erfreuen hat, gründet sich vor allem auf die übersichtliche Gliederung und klare Darstellung des Stoffes sowie die eingehende Berücksichtigung der neueren und neuesten Literatur. Besonders in der Neuauflage hat der Verfasser nicht ohne Glück versucht, die zeitgenössischen literarischen Strömungen bis herunter zum Expressionismus unter Hervorhebung der ihnen eigentümlichen Merkmale möglichst ausgiebig darzustellen, ein Versuch, der zum mindesten von großer Belesenheit und der Fähigkeit geschickter Formulierung zeugt. Gern wird man es dem Verf. auch zugestehen, daß er es verstanden hat, die literarischen Erscheinungen, wo es geboten war, in ihren Beziehungen zur allgemeinen Geistesgeschichte darzustellen. Verhältnismäßig knapp behandelt ist die Zeit von den Anfängen bis Klopstock (sie umfaßt 186 Seiten von insgesamt 625, die sogenannte klassische Zeit bis zur Romantik 128 S.). Der Schwerpunkt des Buches fällt somit auf die Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Hier ist einzuwenden, daß das dichterisch Wertvolle zu häufig hinter Erscheinungen zweiten Ranges zurücktreten muß und daß auf das Wertverhältnis zu wenig eingegangen wird. Wie ungenügend werden z. B. Raabe, Storm, Fontane und G. Keller abgefertigt im Vergleich zu Freytag und E. v. Handel-Mazzetti. Gegenüber solchen Mängeln muß aber doch betont werden, daß das Buch ein brauchbares Hilfsmittel zur ersten Einführung in den Gegenstand bleibt und auch dem Bibliothekar durch den gebotenen Überblick über die zeitgenössische Dichtung nützlich sein kann. Ein kurzer Abriß der deutschen Sprachgeschichte und Literaturnachweise beschließt das Werk. G. Fr.

Timm-Kröger-Gedenkbuch. Zum 75. Geburtstag des Dichters hrsg. von Jacob Bödewaldt. Mit vielen Widmungen zeitgenössischer Wort-, Bild- und Tonkünstler. Braunschweig, Georg Westermann, 1920. (166 S.) 17,60 M.

Unterstützt von begeisterten Freunden des Dichters und seiner Art und vor allem vom Verlag der Krögerschen Dichtungen, hat B. ein Buch geschaffen, das mit seinen gehaltvollen Beiträgen, mit seinem schönen Druck, seinem reichen Bildwerk und seinem geschmackvollen Einband als ein Gedenkbuch im schönsten Sinne gelten kann. Es wirkt wie ein Erinnerungs-Blumenstrauß. Mit seinen Wort- und Bild-Beilagen gibt es einen Farben-Zusammenklang, der ganz auf die Persön-

lichkeit des Gefeierten abgestimmt ist und der das Bild des niederdeutschen Heimatdichters in ebenso eindringlicher wie liebenswürdiger Weise vermittelt. G. K.

Vischer, Friedrich Theodor, Ausgewählte Werke in acht Teilen. Herausgegeben und eingeleitet von Theodor Kappstein. Leipzig, Hesse & Becker, 1919. 3 Bde. Geb. 36 M.

Vischer, Friedrich Theodor, Aussprüche des Denkers, Dichters und Streiters. Herausgegeben von Rudolf Krauß. Stuttgart, Hoffmann [1920]. (267 S.) Geh. 12 M., geb. 15 M.

Bei der Auswahl von Vischers Werken hat sich Kappstein von dem Grundsatz leiten lassen, „auf abgestecktem, knappem Raum möglichst viel von Vischers Geistesschätzen darzubieten und den durchschnittlich vorgebildeten Leser nicht zu quälen mit Abgestorbenem oder Nichtigem". Er will „Vischer zur Auswirkung seiner Kräfte innerhalb einer größeren Gemeinde deutscher Männer und Frauen aus seinen Büchern herausholen, daß sein unsterblich Teil auferstehe aus dem Pergament". Deshalb wurden der klassisch gewordene Pfahlbauernroman „Auch Einer" und die Parodie auf den Faust ganz aufgenommen. Den kernigen, aufrechten, köstlichen Mann unserem Volke noch lieber und bekannter zu machen, als er es schon ist, das ist der Zweck dieser Ausgabe. Möge es gelingen!

Die gleiche Absicht liegt der von Krauß getroffenen Auswahl von Aussprüchen des Dichters zugrunde. Sie ist vielleicht noch wirkungsvoller als Kappsteins Ausgabe: übersichtlich gedruckt, nach Gegenständen geordnet: Vischer als Persönlichkeit, Staatenleben und Volkstum, Religion und Lebensweisheit, Ästhetitik. 14 Bilder aus Familien- und Freundeskreis schmücken das Werk. Es ist ein Vergnügen, dem prächtigen Schwaben auf so bequemem Wege nahe zu kommen. Oe.

Wilser, Ludwig, Deutsche Vorzeit. Einführung in die germanische Altertumskunde. Mit vielen zeitechten Abbildungen, Völkerkarte, Stammtafeln. 2. Aufl. Berlin-Steglitz, Peter Hobbing, 1918. (VIII, 248 S.) Geb. 11,50 M.

Auf der Grundansicht fußend, daß der indogermanische Sprachstamm in Südschweden wurzle und daß von hier aus alle arischen Wanderungen erfolgt seien, bauen sich die in diesem Buche niedergelegten Forschungen auf, das eine leichtfaßliche, abgekürzte Bearbeitung des zweibändigen Werkes „Die Germanen" (1913—14) darstellt. Wenn auch von wissenschaftlicher Seite in manchen Punkten angefochten, so bietet der Verf. doch einen auf gründlichsten Studien beruhenden trefflichen Überblick über ein geradezu ungeheueres Gebiet, das erst in den letzten Jahrzehnten durch Ausgrabungen und Funde aller Art aufgeschlossen und erhellt worden ist. Diese ganze Umwelt des alten Germanenvolkes, Klima, Bodenbeschaffenheit, Tierwelt, die Rassen- und Sprachenfrage, ihre Wanderungen und Reichsgründungen, ihre gesamte Kulturwelt wird uns, unterstützt von zahlreichen Abbildungen, in der anschaulichsten Weise geschildert und die Irrlehre, daß unsere Vorfahren zu Beginn unserer Geschichte Halbbarbaren gewesen seien, an der Hand der Tatsachen erfolgreich bekämpft. Das Buch gehört in jede Volksbibliothek, ebenso wie die in gleichem Verlage erschienene Übersetzung der „Germania" des Tacitus von Wilser (3. Aufl. 1917, geb. 5.50 M.), die, mit Erläuterungen und Abbildungen nach zeitechten Kunstwerken und Funden versehen, gerade in dieser Ausgabe den Interessen der weitesten Kreise, besonders aber der heranwachsenden Jugend gerecht wird. G. Fr.

Wolfradt, Willi, Die neue Plastik. Berlin, E. Reiß, 1920. (90 S.) 3.30 M.

Dies Bändchen aus der Monographien-Reihe „Tribüne der Kunst und Zeit", Herausgeber Kasimir Edschmid, stellt vielleicht einen der wertvollsten Beiträge zur

Deutung der modernen Kunst dar. Es befaßt sich ausschließlich mit den plastischen Problemen unserer Zeit, und Wolfradt scheint der Berufene, um von ihnen zu sprechen. Er sieht die heutige Plastik durchaus im Zusammenhang mit der Plastik ganz im allgemeinen. Das Bildwerk, die Statue ist ein körperhaftes Ding und dadurch voraus bestimmt zur Gestaltung des Seins. Im 20. Jahrh., das als synthetisches, einheitlich zusammenfassendes auf das vorige analytische, problematische folgt, beginnt die freie Heiterkeit des Seins wieder Geltung zu bekommen. Und so erhofft Wolfradt eine Wiedergeburt des Seins aus dem Geiste der Plastik. Mit diesen theoretischen, auch im einzelnen überaus klar und interessant ausgeführten Grundlagen hat es nicht sein Bewenden. Der Verfasser fügt eine Darstellung der gestaltenden Kräfte aus dem Bereiche der Plastik an. P. Ortwin.

B. Romane, Novellen, Erzählungen, Dramen usw.

Anzengrubers Gesammelte Werke. Hrsg. von Carl W. Neumann. Leipzig, Phil. Reclam jun., 1920. 4 Bde.

Daß Ludwig Anzengruber (von dem O. Walzel hier 1906 im 7. Jahrg. gesprochen hat) noch keineswegs volkstümlich geworden ist, muß mit Bedauern ausgesprochen werden. Vielleicht wird diese erste Ausgabe des freigewordenen Dichters die Bemühungen seines Biographen und Freundes Anton Bettelheim günstig unterstützen; sie ist ganz dazu angetan und will volkstümlich auch darin sein, daß sie auf erklärende Anmerkungen verzichtet, was man freilich in anderem Sinne bedauern möchte. Indes unterrichtet die umfangreiche Einführung des Herausgebers C. W. Neumann, die sich gut liest, über alles Nötige, um die Entwicklung des Dichters, das Wesen und die Bedeutung seines Schaffens erkennen zu lassen. Eine bibliographische Zusammenstellung hilft dem Suchenden weiter. Der Akzent innerhalb des Anzengruberschen Gesamtwerkes liegt nicht so stark auf den hochdeutschen Stücken, daß man die Hineinbeziehung von nur einem aus dieser Gruppe, nämlich „Hand und Herz", als einen Mangel empfinden dürfte. Was den Dichter wirklich kennen lehrt, ist im wesentlichen geboten; der Dramatiker und der Prosa-Erzähler kommen zu ihrem Recht. Durch die „Selbstbiographischen Blätter", durch die Bildbeigaben, durch ein Register bekommt die Ausgabe weiterhin etwas Verlockendes. Man möchte es herzlich und dringend wünschen, daß der an diese Ausgabe gewandte Aufwand und alle Mühe mithelfen, das Werk eines wirklich volktümlich empfindenden und darstellenden Dichters zu verbreiten. Das äußere Gewand dieser Auswahl ist so, daß man zur Lebensdauer jetzt hergestellter Bücher wieder Zutrauen gewinnen kann. Verlag und Herausgeber können des Dankes der Einsichtigen sicher sein. H. Knudsen.

Baluschek, Hans, Enthüllte Seelen. Mit Zeichnungen des Verf. 3. Aufl. Hamburg-Berlin, Hoffmann u. Campe. 1920. (230 S.) 6,50 M.

Seinem ersten Buch „Spreeluft" von 1913 hat der bekannte Maler jetzt ein zweites folgen lassen, in dem er sieben kleine auf persönliche Erlebnisse und Eindrücke zurückgehende Geschichten zusammenfaßt. Durchweg handelt es sich um einigermaßen wurmstichige und heikle Verhältnisse aus dem Berliner Ehe- und Gesellschaftsleben. Die Darstellung ist flott und frisch. Einen tiefgehenden Eindruck darf man aber von den leichten Skizzen natürlich nicht erwarten. Gefallen kann der Bildschmuck und die sonstige Ausstattung des Buches. G. K.

Bauer, Paula, Zerbrich Deine Fesseln! Roman. Charlottenburg, Raben-Verlag. [1920.] (212 S.)

Die Geschichte einer starken Frauenseele, die nach schweren Leidensjahren einer unglücklichen Ehe und anderen herben Enttäuschungen sich an der Seite eines geliebten

Mannes zu innerer Freiheit und Lebensfreude emporringt. Was an dem Buche fesselt, ist weniger das Stoffliche als die ganze Art, die Menschen, um deren Geschick es sich handelt, zu sehen und in ihrer Umwelt zu schildern, dazu die Schönheit der Sprachbehandlung, die bei einem Erstlingswerk — denn um ein solches handelt es sich — besonders überrascht. G. F.

Habicht, Victor Curt, Echnaton. Novelle. Hannover, Steegemann, 1919. (Die Silbergäule, Bd. 5—7.) Geh. 4,50 M.

Ein ägyptischer König, der das alte Herschsystem verabscheut, weil es auf Krieg und Unterdrückung der Massen beruht; der den alten Ammonsglauben und mit ihm die Herrschaft der Priester und Krieger stürzen will; der einen neuen Glauben, die alleinige Verehrung Atons, des Sonnengottes, nach dem er sich nennt, und damit die Beglückung des ganzen Volkes und den ewigen Frieden um jeden Preis heraufführen will und an seinem Unternehmen zugrunde geht: das ist die Handlung des Werkes. Früher hätte man sich wohl dramatisch an einen solchen Stoff herangemacht, der Dichter hat eine Form gewählt, die er Novelle nennt, obwohl sie dem Roman entschieden näher steht, denn sie bringt die ganze Lebens- und Charakterentwicklung eines Menschenlebens. Freilich fehlt der Dichtung die Ausführlichkeit des Romans, mit flüchtigen Schritten eilt die Handlung über Jahre und Jahrzehnte hinweg, nichts wird ausgeführt, als was in unmittelbarer Beziehung zur Idee des Ganzen steht, der Kampf des Helden und seines Gegenspiels. Dieser großzügigen Darstellung entspricht die Sprache. Mit höchstem dichterischen Schwunge verbindet sich in ihr die feinste Seelenkündung. Meisterlich ist das Zusammenspiel des Geistigen und Körperlichen in dem Helden gegeben, dem Fanatiker und Epileptiker. Die andern Figuren sind entsprechend der Technik des Ganzen mehr skizzenhaft angedeutet, nur zwei oder drei heben sich ein wenig plastisch heraus. — Vielleicht ist hier der Weg gezeigt, den Gedankenroman in romantischer Art durch Einkleidung in fremdes Gewand von allem peinlichen Erdenrest zu befreien, aber nur ein echter Dichter kann diesen Weg gehen. A. St.

Eschmann, Ernst, Remigi Andacher. Eine Erzählung aus den Tagen Pestalozzis. Zürich, Füssli, 1918. Geb. 4,50 Fr.

Eine lebendige Jugenderzählung, stofflich reichhaltig und ohne allzuviel Rührseligkeit. Der Charakter Pestalozzis wird dem jugendlichen Verständnis und Gemüt lebendig nahegebracht. Das Buch ist schon für recht jugendliche Leser geeignet und wird auch noch reiferen reges Interesse abgewinnen. A. St.

Eschmann, Ernst, Der Geishirt von Fiesch. Zürich, Füssli, 1919. Geb. 4,50 Fr.

Der Verfasser hat hier einen eigenartigen und sehr dankenswerten Versuch gemacht, in dem jugendlichen Leser aus warmer Heimatsliebe und Natursinn heraus das Stilgefühl für heimatliche Kunst im Landschaftsbild zu wecken. Es scheint das ein gangbarer Weg, und so wäre der frisch geschriebenen Erzählung Verbreitung und Erfolg zu wünschen. A. St.

Haarhaus, Jul. R., Maculaturalia. Ein Märchen für Bücherfreunde. Leipzig, H. Haessel, 1920. (96 S.) Kart. 5 M.

Von den seltsamen, oft sehr jämmerlichen Schicksalen auch wertvollster Bücher der Weltliteratur weiß H. in der Form einer Traumphantasie eines jungen Buchhändlers so hübsch und anziehend zu plaudern, daß er jedem Bücherfreund eine rechte Freude mit dem Büchlein machen wird. G. K.

Herrmann, Georg, Kleine Erlebnisse. Berlin, Fleischel, 1919. (206 S.)

Behaglicher Humor und gutmütige satirische Laune herrschen in diesen längeren und kürzeren Skizzen vor, die, in der Linie der früheren Veröffentlichungen

G. Herrmanns liegend, das Berlinertum, zum Teil wenigstens, sozusagen poetisch zu verklären suchen, zum Teil alle möglichen grotesken Einfälle enthalten. Unterhaltende Harmlosigkeiten, aber auch nicht viel mehr. G. F.

Heubner, Rudolf, Ein Volk am Abgrund. Leipzig, L. Staackmann, 1919. (310 S.) 7,50 M., geb. 11,50 M.

Der Verf. besitzt die Gabe, alte Zeiten in ihrem Wollen, Denken und Empfinden im epischen Fluß der Erzählung vor den Augen der Gegenwart voll Lebenswahrheit wieder erstehen zu lassen. Im vorliegenden Buch handelt es sich um die Hauptepisode aus dem jahrhundertelangen Ringen zwischen Genua und Venedig um die Seeherrschaft im östlichen Becken des Mittelmeers und um den Vorrang im Orient. Von diesem historischen Hintergrund hebt sich das Leben und Treiben der stolzen, reichen und lebensfrohen Bewohner der alten Handelsstadt ab. Nicht dem Alcibiades jener Tage, dem jungen Marc Anton, der erst in der bittern Not seine zügellosen Begierden zu zügeln lernt, sondern dem wackern Heerführer von außerhalb, der seinen tapfern Arm der Republik in uneigennütziger Weise zur Verfügung stellt, fällt der Siegespreis zu: die schöne, edelgesinnte Tochter des Admirals Zeno. — Der Roman, bei dem man trotz der sorgfältigen Arbeit einige kleine Unwahrscheinlichkeiten mit in den Kauf nehmen muß, gewährt ernsten Lesern hohen Genuß und gründliche Belehrung, er sei daher allen größeren Bildungsbibliotheken bestens empfohlen. E. L.

Müller, Margarete, Von grünen Wiesen. Heilbronn, Eugen Salzer, 1920. (95 S.) Kart. 2,50 M.

Die niedlichen Erzählungen oder Skizzen, die dieser schmale Band einschließt, spielen in den gesegneten Gebieten zwischen Schwarzwald und den herrlichen Linien der Rauhen Alb. Da irgendwo in der Nähe der Stammburg der Staufen liegt auch der väterliche Pfarrgarten, in dem die Verfasserin mit Geschwistern und Nachbarkindern ihre fröhliche Jugend verlebt hat. Die Zeit, die dann kommt, ist weniger heiter, sie steht unter dem Druck des Weltkriegs, der den Eltern ihre Kinder nimmt und den Bräuten den zukünftigen Gatten erbarmungslos raubt. Die aber unter den Übriggebliebenen, die das Herz auf dem rechten Fleck haben, sollen und brauchen nicht zu verzagen, ihnen liegt es ob, das heranwachsende und verwaiste Geschlecht zu erziehen und im Sinne der in den Tod gegangenen Väter zu bilden. — Nicht nur den Erwachsenen, sondern auch der reiferen namentlich weiblichen Jugend sei das vorliegende anspruchslose aber tiefinnerlich empfundene Büchlein bestens empfohlen. E. L.

Multatuli, [E. D. Dekker], Max Havelaar. Deutsch von Wilh. Spohr. Minden, J. C. Bruns [1920]. (Meisterwerke der modernen Weltliteratur. 21. Bd.) (352 S.) 8,50 M.

Daß Multatulis berühmtes Buch in einer guten Volksbibliothek nicht fehlen darf, wird gewiß nicht bestritten werden können. Sein Inhalt, der leidenschaftliche Kampf gegen die Ausbeutung der Ärmsten durch staatlich geschützte, profitgierige und selbstgerechte Krämernaturen, wird jeden immer wieder ergreifen, der menschlich zu fühlen imstande ist. Seine geist- und kunstvolle Darstellungsform wird aber auch dem verwöhntesten Leser einen hohen Genuß verschaffen, jetzt noch ebenso wie zur Zeit der Veröffentlichung vor zwei Menschenaltern. Die vorliegende Übersetzung zeichnet sich durch eine lebhafte, anschauliche Sprache und durch eine gute Druckausstattung aus. G. K.

Sell, Sophie Charl. v., Die Sonne leuchtet über der Stadt. 3. Aufl. Stuttgart, J. F. Steinkopf 1920. (272 S.) Geb. 15 M.

Margarete von Hohwald, die schöne und frohgemute Tochter eines pensionierten Majors, der in Berlin in einer Versicherungsgesellschaft tätig ist, hat unter der liebenswürdigen Leitung eines Grafen, der sich als Dichter einen angesehenen Namen er-

warb, eine Reihe stimmungsvoller Novellen geschrieben. Als der Graf um ihre Hand anhalten will, eröffnet sie diesem ihrem bewährten Freund und Gönner, daß sie ihr Herz einem jungen mittellosen Journalisten geschenkt hat, und erlangt durch seine gütige Verwendung für ihren Bräutigam die Stellung eines Schriftleiters an einer namhaften Zeitschrift. In der Ehe, die dadurch möglich wird, erweist sich Margarete als eine musterhafte Gattin, die ihrem auf ihr Talent eifersüchtigen Mann zuliebe sogar auf die Weiterführung ihrer literarischen Arbeiten verzichtet. Sehr bald aber ergibt sich, daß sie ihr Schicksal mit einem Unwürdigen verkettet hat, der weder den ernsten Willen noch auch das Geschick hat, für seine Frau und seine Familie zu sorgen oder auch nur irgendwelche persönliche Opfer zu bringen. Nach dem Tode ihres vielgeliebten Jungen kann sich auch Margarete der traurigen Gewißheit über die vollendete Nichtigkeit dieses von ihr ebenso geliebten wie überschätzten Menschen nicht verschließen, aber sie willigt in die Ehescheidung erst ein, nachdem dieser sich einer reichen Amerikanerin in die Arme geworfen hat. Inzwischen ist ihr alter Freund, der Graf, in rührender Weise besorgt gewesen, ihr hartes Schicksal zu mildern. Jetzt, nachdem sie frei ist, wagt er es, der Geliebten, die die Gabe hat, in aller Not sich an einem verirrten Sonnenstrahl zu erfreuen, seine Gefühle zu gestehen. Aber der harte Spruch der Ärzte entscheidet gegen eine Vereinigung der beiden, die nach wie vor, wie zwei treue Kameraden, ihre literarischen Bestrebungen fortsetzen. Die Erzählung ragt kaum über den Durchschnitt empor, sie ist aber fein und verständig durchgeführt, so daß man sie namentlich im Hinblick auf die wahrhaft vornehme Gesinnung, die die Hauptcharaktere auszeichnet, als gute Kost unsern Volksbibliotheken empfehlen kann. E. L.

Speck, Georg, Eynars Töchter. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1920. (271 S.) 10 M., geb. 16 M.

Der Verf. hat vor Jahren zwei Romane veröffentlicht, die mit Recht Beachtung fanden. In der vorliegenden Geschichte, die in einem altertümlichen Städtchen an einem See in der deutschen Schweiz spielt, erzählt er von dem Schicksal der drei schönen Töchter des Arztes Eynar, der daselbst ein behagliches Heim hat und mit seiner einem alteingesessenen Geschlecht entstammenden Frau ein behagliches Familienleben führt. Unter den vielen Personen, die uns begegnen, ragt keine besonders hervor, aber die Mädchen sowohl wie ihre Verehrer und Männer sind frisch und anschaulich geschildert. Die Ehe der beiden älteren Schwestern, die sich mit eitlen jungen Großkaufleuten verbinden, schlägt nicht zum Guten aus; die Jüngste aber, die fleißigste und auch bescheidenste, die einem jungen tüchtigen Kaufmann die Hand reicht, trifft es um so besser, sie wird die Stütze des alternden Vaters, der nach dem Tode seiner Frau allein das alte geräumige Anwesen bewohnt und immer noch seiner Praxis nachgeht. Der Eigenart des Schweizer Schrifttums gemäß hat auch dieser Roman, der ganz überflüssige Fremdwörter enthält und dessen Sprache gepflegter sein könnte, eine lehrhafte Tendenz: er wendet sich gegen den falschen Schein im inneren und äußeren Leben und singt das Lob treuer Arbeit in Stadt und Land, als der Grundlage allen Glücks . . Freilich gehört dazu, wie die jüngste Tochter zum Schluß sagt, noch „ein wenig Schönheit" und außerdem auch, wie ihr Vater, der gute alte Doktor sofort hinzufügt, „Liebe". Ein Buch, das sich auf einem so soliden Fundament aufbaut, mag, selbst wenn der literarische Wert nicht allzusehr über den Durchschnitt emporragt, unsern Büchereien bestens empfohlen werden. E. L.

Speckmann, Gottfried, Aus meiner Seekiste. Berlin, Martin Warneck, 1920. (177 S.) Geb. 8 M.

Von der schönen Gabe behaglicher Erzählungskunst, die seinen Bruder Diederich — dem das vorliegende Buch gewidmet ist — auszeichnet, scheint auch Gottfried Speckmann sein Teil mitbekommen zu haben. Die Geschichten aus der „Seekiste"

enthalten ein Stück Lebensgeschichte. Der kleine Pastorsjunge baut sich schon aus Sand ein Schiff, später aber findet er unter dem strahlenden Weihnachtsbaum ein rotbemaltes Dampfschiff mit glitzerndem Messingschornstein. Nachdem die Schuljahre hinter ihm liegen, geht dann sein Lieblingswunsch in Erfüllung und er fährt als Schiffsjunge in die weite Welt hinaus. Von so einer Kreuzfahrt an der chinesischen Küste berichtet mit derbem Seemannshumor eine weitere Erzählung, während die folgende den „Anfang vom Ende", den unheilvollen Aufstand der Marinemannschaften im Herbst 1918 schildert. Der junge Seeoffizier läßt sich aber nicht zur Untätigkeit verurteilen, er mustert auf der „Anneliese" an und ist auf einmal wieder das, was er vor 14 Jahren auch schon einmal war: Matrose. Diese „Tagebuchblätter eines Fischloggermatrosen", die den Abschluß dieses prächtigen und namentlich der reiferen männlichen Jugend warm zu empfehlenden Buchs bilden, gewähren in ihrer Frische und Unmittelbarkeit einen großen Genuß. Nach anstrengender Arbeit kann das Schiff die Menge der Heringe kaum mehr fassen, die „Anneliese" läuft wieder im Hafen ein und die Fahrt ist zu Ende: „Und morgen um diese Stunde bin ich daheim bei meinem Mütterlein. Da binde ich denn für ein paar Tage wieder einen Kragen um und meine blauseidene Lieblingskrawatte. Und da darf ich an einem weißgedeckten Tisch richtig mit Messer und Gabel essen und aus einer schönen Porzellantasse trinken. Holdrio, wird das ein Leben! Herrgott, wie freue ich mich!" E. L.

Zwischen zwei Meeren. 25 Dichter der Nordmark. Ein niederdeutsches Dichterbuch. Herausgegeben von Jacob Bödewadt. Mit 25 Bildniszeichnungen von Karl Bauer. Braunschweig, Georg Westermann (1920). (XVI, 484 S.) 40 M.

„Aus den Werken der Dichter, die hier vereinigt sind, wird dem Leser, so hoffen wir, nach und nach eine bestimmtere Vorstellung von niederdeutscher Wesensart entstehen, als er sie wohl bisher besaß." Diese Hoffnung des Hrsg. dürfte begründet sein. Auch dem Mittel- und Oberdeutschen wird Bödewadts Buch die fremde Stammesart verständlich und vertraut machen können. Gerade in dieser Zusammenfassung des für das Niederdeutsche eigentlich Bezeichnenden liegt sein Wert. Nach diesem Gesichtspunkt ist die Auswahl getroffen: „von den Verstorbenen sind jene vertreten, die als ausgesprochene Niederdeutsche in ihrem ganzen Wesen und Werk unmittelbar weiterleben (Hebbel, Storm, Kl. Groth, Fehrs, D. v. Liliencron, T. Kröger, G. Falke, G. Fock u. a.); von den noch Schaffenden die aufgenommen, die man als typische literarische Vertreter der niederdeutschen Nordmark im allgemeinen und ihrer einzelnen Landschaften im besonderen ansprechen muß." Den etwa 30 Novellen und Skizzen und über 200 Gedichten seines Lesebuchs hat B. Kurze Dichter-Charakteristiken angehängt. Einen besonderen Schmuck des Buchs bilden die für die Veröffentlichung eigens gezeichneten Dichter-Bildnisse. G. K.

C. Kurze Anzeigen.

Apulejus, Amor und Psyche. Romantisches Märchen, frei übertragen von Prof. Dr. Jakob Nover. Leipzig, C. F. Amelang, 1920. (49 S.) 3 M.

Das reizende Märchen, das als Episode dem „goldenen Esel" des Apulejus eingefügt ist, hat Prof. Nover frei bearbeitet, unter Benutzung der Rodeschen Übersetzung, und so unter Hinzufügung entsprechender Stücke aus dem Stoff und Geist der Antike heraus allerdings ein allerliebstes Büchlein geschaffen, das ein gutes Beispiel der Amelangschen Taschenbibliothek für Bücherliebhaber darstellt.

Asanger, Florian und Karl d'Ester. Um Main und Donau. Ein Heimatbuch. Mit Zeichnungen von H. Oertle. Leipzig, Brandstetter. Geb. 12 M.

Eine abwechslungsreiche und reizvolle Zusammenstellung von wertvollen Einzel-

beiträgen und geeignet, nicht nur in dem Landeskinde, sondern in jedem natur- und volksliebenden Deutschen Liebe für manche Teile des Bayerlandes zu wecken, die abseits von der gewöhnlichen Straße der Reisenden liegen. A. St.

Brockes, Barthold Heinrich, Irdisches Vergnügen in Gott. Hannover, Zweemann-Verlag, 1920. 8°. 104 S. 15 M.

Auch wer nur imstande zu sein glaubte, vom historischen Gesichtswinkel aus die poetischen Naturbetrachtungen des biederen Brockes zu genießen, wird sich bei der Lektüre dieser hübschen Auswahl-Ausgabe mit Überraschung und Freude davon überzeugen können, wie sehr ein schön und geschmackvoll gedrucktes Buch — wie es das vorliegende ist — das Interesse und die Freude am Inhalt beleben und steigern kann. Vielleicht ist es schade, daß der Verleger nur eine kleine Auflage von 500 Exemplaren hat herstellen lassen. G. K.

Deutsche Briefe von Gellert bis zur Romantik. Herausgegeben und erläutert von Fr. Heiligenstaedt. Paderborn, Schöningh. (211 S.) Geb. 2,10 M. u. 30% (Schönings Ausgaben deutscher Klassiker mit ausführl. Erläuterungen. Ergänzungsbände. XI.)

Aus dem reichen Schatz deutscher Briefe, die den Lebenskreisen unserer großen Literaturperiode entstammen, hat der Herausgeber mit außerordentlichem Geschick solche ausgewählt, die über das Wesen jener Zeit und den Charakter der führenden Persönlichkeiten besonders aufschlußreich sind. Den Text der Briefe begleiten vortrefflich gehaltene Erläuterungen.

Engel, Fried., Märchen und Legenden. Bilder von Ernst Gräser, Geleitwort von Hans Thoma. Winnenden (Württ.), Zentralstelle zur Verbr. guter deutscher Literatur, 1919. (104 S.) 4°. Kart. 13,50 M.

Ein gutes, mit 4 Farbendrucken und 16 Schwarzweiß-Zeichnungen ausgestaltetes Kinderbuch. Die schlicht und warmherzig erzählten Märchen sind für die Altersstufe von etwa 8—12 Jahren zur Lektüre geeignet. G. Fr.

Flake, Otto, Das Ende der Revolution. Berlin, S. Fischer, 1920. (93 S.) Geh. 2,50 M.

Unter diesem Titel vereinigt Verf. 9 Zeitschriftenaufsätze des vorigen Jahres, in welchen er die Frage behandelt, ob der Marxismus die einzig mögliche sozialistische Form bedeutet von der Idee aus, ihm fehle zur Verwirklichung der Gerechtigkeit die Kulturgestaltende Geistigkeit, in der sich Tat und Idee erzieherisch ausgleicht. R.

Fock, Gorch, Schiff vor Anker. Erzählungen. Aus dem Nachlaß hrsg. von Aline Bußmann. Hamburg, Glogau jr., 1920. (160 S.)

Diese Nachlese von Gorch Focks Erzählungen ist sicher dankenswert. Prächtige Sachen sind darunter, aus alter und neuer Zeit. Die kernige Erzählungskunst von Fock packt auch hier immer.

Franziskus von Assisi, Der Sonnengesang. Erneuert und mit Holzschnitten versehen von Karl Josef Friedrich. Hartenstein, Sa., Greifenverlag [1920]. (48 S.) Geh. 8,55 M., geb. 13,20 M.

Eine schöne Ausgabe des Sonnengesanges des heiligen Franz. Der Text feierlich gedruckt. Daneben immer ein kräftig-schöner Holzschnitt des Herausgebers. Ein angemessenes Vor- und Nachwort, und schließlich eine Komposition des Gesanges vom Herausgeber.

Giese, Fritz, und **Hagemann**, Hedwig, Weibliche Körperbildung und Bewegungskunst nach dem System Mensendieck. Mit 80 Abbildungen. München, F. Bruckmann, 1920. (VIII, 169 S.) Geb. 15 M.

Das Buch soll eine Art Monographie darstellen, in der Einblick in die praktische Arbeit für eine zweckmäßige weibliche Körperkultur gegeben wird. Vor allem im Gegensatz zu teilweise bedenklich erscheinenden Modeströmungen, den

vielfach ohne Durchbildung des Organismus gepflegten Ausdruckstänzen will das Werk wieder zur gesunden Kultur des Frauenkörpers zurückführen.

Glaser, Curt, Der Holzschnitt von seinen Anfängen im 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart. 4.—8. Tausend. Mit 16 Abbildungen. Berlin, Bruno Cassirer, 1920. 8°. 54 S. 5 M.

Die Aufgabe, in engstem Rahmen die besten Holzschnittwerke und zugleich den Entwicklungsgang dieser Kunstgattung durch die Zeiten und Länder hindurch zu veranschaulichen, hat der Verf. in der glücklichsten Weise gelöst. Ein Einführungs- und Anregungsbuch, wie das vorliegende, sollte einen recht großen Leserkreis auch durch die volkstümlichen Büchereien zugänglich gemacht werden. G. K.

Göckeritz, Felix Leo, Rudolf Herzog. Ein Lebensbild. Leipzig, Quelle & Meyer [1919]. (81 S.) Geb. 3 M.

Anläßlich des 50. Geburtstag v. Herzogs geschrieben, bietet das Büchlein einen gut geschriebenen Überblick über das Leben und Schaffen des Dichters, freilich ohne tiefere kritische Würdigung. G. Fr.

Goethe, Johann Wolfgang, Das Tagebuch. Berlin, Axel Juncker, 1919. (53 S.)

Als 5. Luxusdruck der Orplid-Bücher hat Juncker Goethes Tagebuch herausgegeben. Es ist auch in der Tat wunderschön gedruckt, jeder Abschnitt auf einer Seite für sich. Nichts für alle Welt, aber den Verständigen ein Entzücken.

Günther, Hanns, Was ist Elektrizität? Erzählungen eines Elektrons. Freie Bearb. nach dem Englischen des Ch. R. Gibson. Mit zahlr. Abb. 124.—133. Tausend. Stuttgart, Kosmos-Gesellschaft (Franckh) [1919]. (102 S.) Geh. 3,60 M. u. Zuschl.

Im besten Sinne volkstümlich gehalten, bedarf dieses bereits in Tausenden von Exemplaren verbreitete Büchlein keiner besonderen Empfehlung. Dargestellt sind darin in leichtfaßlicher Weise die Reibungs- und die galvanische Elektrizität, die Grundlagen des Magnetismus und die Lehre von der Entstehung des Lichts.

Kurpiun, Robert, Der Mutter Blut. Roman. 8.—12. Aufl. Dresden, Lehmann [1920]. (404 S.) Geh. 18 M., geb. 25 M.

Auf den packend erzählten oberschlesischen Heimatroman sei anläßlich der Neuauflage erneut hingewiesen. Nicht nur das Stoffliche, die Verhältnisse Oberschlesiens, die ohne aufdringliche Tendenz in anschaulichen Bildern mit großer Liebe und Wärme geschildert werden, auch die hervorragende dichterische Gestaltungskraft, über die der Verfasser verfügt, verleihen dem Buche seine Bedeutung. G. Fr.

Lasson, Georg, Hegel als Geschichtsphilosoph. Leipzig, Meiner, 1920. (180 S.) Ungeb. 15 M., geb. 21,25 M. (Philosophische Bibliothek 171 e.)

Zur 150. Wiederkehr des Geburtstags Hegels kommt dieses Buch gerade recht, das in geistvoller Weise einführt in die Gedankenwelt von Hegels Geschichtsphilosophie, einem Werk, dem wegen seiner Allgemeinverständlichkeit auch heute noch ein größerer Leserkreis zu wünschen ist. — Hegels Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte sind im gleichen Verlage in 5 Bänden erschienen. G. Fr.

Lensch, Paul, Was wird aus der deutschen Arbeiterbewegung? Partei oder Gewerkschaften? Hrsg. von „Aufbau und Werden". Berlin, Firn-Verlag, 1920. (27 S.) 1,50 M.

Diese Fragen wirft der als erfahrener Politiker verdiente Verfasser in einem Vortrage vor Funktionären der Arbeiterbewegung im Anschlusse an die innerpolitische Wendung während des Kapp-Putsches auf. Er stellt die neue Haltung der Gewerkschaften fest, die er zu einheitlichem Zusammengehen vorzüglich geeignet hält. R.

Pfenningstorff, Fritz, Heimstätten zum Betriebe von Gartenbau und Kleintierzucht mit besonderer Berücksichtigung von Kriegsbeschädigten und Kriegswitwen. Mit Anhang: Die Landwirtschaft des Siedlers. 3. verm. Aufl. Berlin, F. Pfenningstorff. [1919.] (208 S.)

D. Bibliographie des Volksbüchereiwesens und der allgemeinen Bildungspflege.

Einschlägige Drucksachen und Notizen werden erbeten an den Direktor der Lübeckischen Stadtbibliothek Dr. W. Pieth.

1. Bildungspflege im allgemeinen.

Eisold, Paul W., Neue Kultur. Gedanken eines Proletariers. Die Tat, 1920, H. 7.

Erdberg, R. v., Vom Bildungsverein zur Volkshochschule. Die Arbeitsgemeinschaft II, 3/4.

Errichtung eines Volksbildungsamtes in Neukölln. Volksbildungsarchiv Bd. 7, H. 7/9.

Führerkursus für Volksbildung in Friedrichshafen. Volksbildungsarchiv Bd. 7, H. 7/9.

Mahrholz, Werner, Katholische Stimmen zur Volksbildungsfrage. Bildungspflege Jg. 1, H. 10/12.

Malberg, Hans J., Volkskunst im Dienste des deutschen Neuaufbaus. Der Türmer Jg. 23, H. 1.

Tacke, Otto, Musikalische Bildungspflege. Bildungspflege Jg. 1, H. 10/12.

Die Weltvereinigung für Volksbildung. Volksbildungsarchiv Bd. 7, H. 7/9.

Zur Chronik der Bildungspflege. Gemeindebildungsämter. — Der Bilderbühnenbund deutscher Städte. — Lübeck (Arbeitsgemeinschaft von Lichtspielgemeinde und Stadtbibliothek). — Besprechende Fachzeitschriftenverzeichnisse. — Zuschriften aus dem Leserkreise der „Bildungspflege" (zwecks kritischer Stellungnahme der Schriftleitung zu Plates Aufsatz „Grenzen der Bücherhalle"). Bildungspflege Jg. 1, H. 10/12.

2. u. 3. Bücherei und Bildungspflege, sowie einzelne Probleme der Bücherei.

Die planmäßige Gliederung des Bücherbestandes. Bearbeitet von der Büchereiberatungsstelle zu Frankfurt a. O. Bildungspflege Jg. 1, H. 10/12.

Bekämpfung der Schundliteratur. Volksbildungsarchiv Bd. 7, H. 7/9.

Eine Ausstellung: „Das deutsche Buch" (in Frankfurt a. M.). Volksbildungsarchiv Bd. 7, H. 7/9.

Kaisig, Karl, Fortbildung der Leiter volkstümlicher Büchereien. Bildungspflege Jg. 1, H. 10/12.

Plate, Otto, Signaturen für größere Bücherhallen. Blätter f. Volksbibl. I, 9.

Trede, Paul, Theaterliteratur. Bildungspflege Jg. 1, H. 10/12.

Was sollen wir lesen? (Einführende Literaturübersicht über den wissensch. Sozialismus.) Der Bibliothekar Jg. 12, H. 7/9.

4. Büchereiwesen einzelner Länder, Städte, Vereine.

Lübeck. Pieth, Willy, Bücherei und Volkshochschule. (Arbeitsgemeinschaft der lüb. Stadtbibliothek und Volkshochschule.) Lübeck. Blätter Jg. 62, Nr. 32.

Tschecho-Slovakei. Die deutsche Büchereibewegung in der C.-S.-Republik. Der Bibliothekar Jg. 12, H. 7/9.

Borromäus-Verein.

1845—1920 (fünfundsiebzig Jahre Borromäusvereinsarbeit). Die Bücherwelt Jg. 17, H. 8/9.

Braun, Johannes, Unsre Volksbüchereiarbeit. Die Bücherwelt Jg. 17, H. 8/9.

Dyroff, Adolf, Das Buch im Kampf um die Weltanschauung. Die Bücherwelt Jg. 17, H. 8/9.

Felten, Jos., Die drei ersten Vorsitzenden des Vereins vom hl. Karl Borromäus. Die Bücherwelt Jg. 17, H. 8/9.

Herz, Hermann, Die Bücherwelt und ihre literarischen Ratgeber. Die Bücherwelt Jg. 17, H. 8/9.
— Die Zeitlage bei der Gründung des Borromäusvereins. Die Bücherwelt Jg. 17, H. 8/9.
Höveler, Peter, In einer Sitzung des Borromäus-Vereins in Bonn. Die Bücherwelt Jg. 17, H. 8/9.
Korth, Karl, Wachstum und Leistungen des Borromäusvereins. Die Bücherwelt Jg. 17, H. 8/9.
Rohr, Gottfr., Neue Wege im Borromäusverein. Von der „literarischen Kommission" 1903—1907. Die Bücherwelt Jg. 17, H. 8/9.
Rumpf, Albert, Kriegsarbeit der Borromäusvereinszentrale im Weltkrieg. Die Bücherwelt Jg. 17, H. 8/9.

Kleine Mitteilungen.

Der Münchener Stadtbibliothekar. Aus München wird uns geschrieben:

Der Münchener Stadtrat hat kürzlich mit karg bemessener Meldefrist in den Münchener Tageszeitungen (z. B. Münchener Zeitung vom 24. Nov., Nr. 486) eine Bibliothekarstelle zur allgemeinen Bewerbung ausgeschrieben, über die hier ein paar Worte gesagt sein sollen, da dort nur von den Aufgaben des zu Berufenden die Rede ist, Vorkenntnisse, Vorbedingungen und Anforderungen aber mit Stillschweigen übergangen sind. Die Aufgabe dieses Stadtbibliothekars soll eine doppelte sein, in erster Linie „Verwaltung und Neuordnung" der bisherigen Buchsammlung des Stadtrats, eine im Rathause untergebrachte hauptsächlich juristische Fachbibliothek mit bescheidenem Umfang und noch bescheidenerem Etat; die Bibliothek ist nicht öffentlich, dient ausschließlich kommunalen Zwecken und ist nur Stadträten und anderen Gemeindebeamten, ferner Rechtspraktikanten an städtischen Ämtern zugänglich. Die Stelle wurde bisher von einem bejahrten 1847 geborenen früheren Mittelschullehrer versehen; da nichts verlautet von einer Erhöhung des Etats noch einer größeren Zugänglichmachung, so bietet die Stelle einem strebsamen Bibliothekar nur geringe Wirkungsmöglichkeiten.

Weit wichtiger aber ist, daß dem zu Berufenden die „Organisation des gesamten Volksbibliothekswesens in München" zufallen soll, das nicht eben auf der Höhe steht, es ist ganz dezentralisiert, ermangelt einheitlicher Leitung und Verwaltung, die zahlreichen einzelnen kleineren Volksbibliotheken sind Schulen angegliedert und werden von Volksschullehrern neben- und ehrenamtlich versehen, vor allem fehlt eine zentral gelegene Lesehalle oder ein Volkshaus Jenaer Stils. Hier wäre also eine große und dankbare Aufgabe zu lösen, vorausgesetzt freilich, daß die Stadt ganz erheblich höhere Mittel als bisher für diese Zwecke flüssig macht.

Da nun die bisherige Stelle von einem Nichtfachmann geleitet war, so besteht die Möglichkeit, daß bei der Neuwahl die Tatsache der Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufes (an wissenschaftlichen und an Volksbibliotheken) erneut übersehen wird, und es läge doch im wohlverstandenen Interesse einer Großstadt vom Range Münchens, daß nicht Gesichtspunkte geltend gemacht werden, die fachlicher und sachlicher Beurteilung entrückt sind, vielmehr nach dem Vorgang anderer deutscher Städte diese für Münchens Volksbildungswesen wichtige, für bie Bayerns vielleicht richtunggebende Stelle ein Mann von bibliothekarischer Erfahrung oder eine auf dem Gebiet des Volksbildungswesens erprobte Kraft bester Qualität zur Anstellung gelangt. Vielleicht will sich der Stadtrat nach gar keiner Seite hin die Hände binden und die vielzitierte „Freie Bahn dem Tüchtigen" eröffnen: da wäre denn zu wünschen, daß hierbei mehr auf die Tatsache der Tüchtigkeit, d. h. Tauglichkeit, als auf die

„freie Bahn“ der Nachdruck gelegt würde. Der Stadtrat möge wissen, daß man in bibliothekarischen Kreisen seiner Entscheidung, in die einzugreifen niemand das Recht hat, mit Interesse entgegensieht, wird man doch daraus entnehmen können, wie hoch er die Bedeutung seines Volksbibliotheks- und Volksbildungswesens einzuschätzen gewillt ist. Der Bewerber soll in die Klasse X mit Vorrückungsmöglichkeit nach XI eingereiht werden, also den Anfangsposten höherer Beamten gleichstehen. Es wird nach geschehener Wahl in Kürze an dieser Stelle wieder berichtet werden.

Der als Hilfsarbeiter an die **Stadtbibliothek Dortmund** berufene Dr. van der Briele, früher Assistent an der Universitätsbibliothek Rostock, wurde zum Bibliothekar ernannt.

Berlin-Wilmersdorf, Städtische Zentralbücherei. Am 26. September wurde im Stadthause, Kaiserallee 1 (dem früheren Joachimsthalschen Gymnasium) die städtische Zentralbücherei eröffnet. Dem Stadtverordneten Prof. Dr. Helmke ist es zu verdanken, daß die Gründung einer größeren öffentlichen Bücherei, die auch wissenschaftlichen Ansprüchen zu genügen in der Lage ist und als solche den notwendigen Oberbau für die bestehenden städtischen Volksbüchereien bilden kann, seitens der Stadt in die Wege geleitet wurde. So ist teils durch Ankauf, teils durch Überweisung von Büchern aus den Bibliotheken der Wilmersdorfer höheren Schulen, sowie durch Schenkungen eine Sammlung zustande gekommen, die, vermehrt durch die Bestände der mit der Zentralbücherei vereinigten 3. städtischen Volksbücherei trotz mancher Lücken, die auf die z. Z. im Buchgewerbe herrschenden Verhältnisse zurückzuführen sind, wohl geeignet ist, einen brauchbaren Grundstock für eine allgemeine öffentliche Bibliothek zu bilden. Für die Organisation der Zentralbücherei waren die Einrichtungen der Charlottenburger Stadtbücherei Richtung gebend, deren Leiter Prof. Dr. Fritz die Auswahl der Bücher, sowie die Überwachung der bibliothekarischen Arbeiten übernahm. Zur Zeit zählt die Zentralbücherei rund 15000 Bände, von denen weit über die Hälfte wissenschaftliche Werke sind. Geöffnet ist die Bücherei werktäglich von 4—7 Uhr. Leseberechtigt sind alle Einwohner Wilmersdorfs, die das 18. Lebensjahr überschritten haben. Jüngeren Lesern bieten die daneben bestehenden 3 städtischen Volksbüchereien Gelegenheit zur Entnahme von Büchern. Für Benutzung der Zentralbücherei ist eine jährliche Gebühr von 5 M. zu zahlen, in den Volksbüchereien 1 M. Der im Stadthause vorhandene weiträumige Bibliotheksaal, der früher die wertvolle Bibliothek des nach Templin verlegten Joachimsthalschen Gymnasiums beherbergte, konnte den Zwecken der Zentralbücherei in vortrefflicher Weise angepaßt werden. Daran anschließen wird sich demnächst ein Lesesaal, der noch im Bau begriffen ist.

Hannover. Die neueingerichtete Volksbücherei in der Nordstadt ist am 3. November 1920 eröffnet worden. Sie liegt am Engelbostelerdamm Nr. 100 (Städtischer Kinderhort). Bücher werden dort Mittwochs und Sonnabends von 5½ bis 7½ Uhr abends gegen eine monatliche Gebühr von 50 Pfg. ausgeliehen. Die Bibliothekarin ist Fräulein Paula Crone.

Unter dem Titel **„Bibliotek, deras betydelse och skötsel“** (Die Bibliothek, ihre Bedeutung und Verwaltung) haben Fr. Hjelmquist und K. Tynell im Auftrage des Schwedischen Allgemeinen Bibliotheksvereins (Sveriges almänna biblioteksförening) einen kurzen, besonders auf die Verhältnisse kleinerer Bibliotheken bezogenen Leitfaden herausgegeben (Stockholm, P. A. Norstedt, 1920. 48 S.), der alle einschlägigen Fragen kurz und sachlich behandelt und über den Stand der in Schweden

geleisteten Arbeit vortrefflich unterrichtet. Gerade in Schweden ist in den letzten Jahren viel für die Förderung des volkstümlichen Bibliothekswesens getan worden, was man besonders auch an der Hand der von F. Hjelmqvist und K. Tynell seit 1916 herausgegebenen Zeitschrift Biblioteks-Bladet verfolgen kann.

Berichtigung. In dem Aufsatze von H. Jerrmann, Öffentliche Lesesäle, findet sich (S. 249) in einer Fußnote die Angabe, daß in der Stadtbibliothek Chemnitz 300 Tageszeitungen gehalten werden. Nach einer Mitteilung der dortigen Bibliotheksverwaltung liegen indes in den beiden unter einer Verwaltung stehenden Chemnitzer städtischen Bibliotheken insgesamt nur etwa 150 Periodica aus, darunter höchstens 30 Tageszeitungen.

Diplomprüfung. Bei der Wichtigkeit einer ausreichenden Fertigkeit im Stenographieren und Maschinenschreiben für unsere Bibliotheken, sowohl für die wissenschaftlichen Anstalten wie die Volksbüchereien, sei darauf hingewiesen, daß dieses Prüfungsfach fortan als völlig gleichwertig mit den andern Fächern angesehen werden wird. Der Nachweis der in der Prüfungsordnung verlangten Fähigkeit, 120 Silben zu stenographieren und 80 Reihen in der Stunde mit der Maschine zu schreiben, wird demgemäß unbedingt zu erbringen sein.

Bekanntmachung, betr. die Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst usw.

Die nächste Prüfung findet am 14. März 1921 und an den folgenden Tagen in der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin statt.

Gesuche um Zulassung sind nebst den erforderlichen Papieren (Prüfungsordnung vom 24. März 1916 § 5) spätestens am 14. Februar 1921 dem Vorsitzenden der Prüfungskommission, Berlin NW 7, Unter den Linden 38, einzureichen. In den Gesuchen ist auch anzugeben, auf welcher Art von Schreibmaschine der Bewerber eingeübt ist. Für die Prüfung im Maschinenschreiben können nur Maschinen der Systeme Adler und Smith Premier zur Verfügung gestellt werden; Bewerber, die eine andere Maschine benutzen wollen, haben sich diese auf ihre Kosten selbst zu beschaffen.

Berlin, den 2. Dezember 1920.

Der Vorsitzende der Prüfungskommission.

Nachdem die Zeitschrift „Die Bildungspflege" nach Abschluß des ersten Jahrgangs (September 1920) eingegangen ist, haben wir uns entschlossen, die dort verfolgten Bestrebungen in vollem Umfange mit dem bisher von den „Blättern für Volksbibliotheken" vertretenen Arbeitsprogramm zu verbinden. Herr Dr. E. Ackerknecht hat sich bereit finden lassen, seine reichen Erfahrungen auf dem Gebiete der gemeindlichen Bildungspflege in den Dienst der Sache zu stellen und wird von 1921 ab als Mitherausgeber der „Blätter" zeichnen, die von diesem Zeitpunkt ab unter dem Titel **„Bücherei und Bildungspflege"** erscheinen werden. Der Verlag sieht sich im Hinblick auf die außerordentliche im Buchgewerbe herrschende Verteuerung genötigt, den Preis der Zeitschrift auf 20 Mark für den Jahrgang zu erhöhen.

Namen- und Sachregister.

Bücherschau.

A. Wissenschaftliche Literatur.

B. Romane, Novellen, Erzählungen, Dramen usw.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

1920 **Mitteilungen** Nr. 1

der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen

Geschäftsstelle Berlin W 35, Genthiner Str. 13, I — E. V. — Sprechstunden Mittwochs 4½—5½ Uhr

Verantwortliche Schriftleitung: Gertrud Glaeser-Bernewitz, Berlin-Neukölln, Berliner Straße 11
Beilage zu den „Blättern für Volksbibliotheken" (Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig)
Diese Beilage ist einzeln nicht käuflich

Zur Angestelltenversicherungsfrage.

In letzter Zeit mehren sich die Anfragen, ob nach Ausscheiden aus der Pflichtversicherung für Angestellte eine freiwillige Weiterversicherung möglich und ratsam sei. — Die Aufbesserung der Gehälter und die Gewährung von Teuerungszulagen, die mitversichert werden, steigern die Jahreseinnahme bisweilen über die Höchstgrenze des versicherungspflichtigen Einkommens, das durch das Gesetz vom 28. August 1918 auf 7000 Mark erhöht ist. (Reichsgesetzbl. S. 1085.) Wer aber zu einem höheren Einkommen gelangt, ist, ebenso wie sein Arbeitgeber, nicht weiter zur Beitragsleistung verpflichtet. Der Arbeitnehmer, der es trotzdem will, muß den Betrag allein bezahlen; während sonst, wie bekannt, der Arbeitgeber die Hälfte des Betrages trägt. Nach der Höhe des Jahresarbeitsverdienstes sind 9 Gehaltsklassen (A—J) gebildet: Klasse A: Einkommen bis 550 M.; B: bis 850 M. usw. bis zur Klasse J von über 4000 bis 7000 M. Die monatlichen Beitragssätze betragen für die Gehaltsklassen A—J = 1,60 bis 26,60 M. (§ 16 und 172.) In den ersten 10 Jahren müssen mindestens jährlich 4 Monate Beiträge gezahlt werden. (§ 49.)

Wer nun wenigstens 6 Monate lang Pflichtbeiträge entrichtet hat, kann nach dem Ausscheiden aus der versicherungspflichtigen Beschäftigung die Versicherung freiwillig fortsetzen und zwar höchstens in der Gehaltsklasse, die dem Durchschnitt der letzten 6 Pflichtbeiträge entspricht oder am nächsten kommt. (§§ 15, 18.) Nach 120 monatlicher Beitragsleistung kann der Versicherte sich die bis dahin erworbene Anwartschaft durch Zahlung einer Anerkennungsgebühr von jährlich 3 M. erhalten; d. h.: sein Versicherungsanspruch schwebt und kann nicht verfallen, zu weiterer Beitragsleistung ist er aber dann nicht verpflichtet. (§§ 15 und 17.) Statt freiwillig weiter zu versichern, oder die erworbene Anwartschaft durch jährliche Zahlung aufrecht zu erhalten, können weibliche Versicherte auch die Gewährung einer Leibrente beantragen, die sich nach der Höhe der geleisteten Beiträge und dem Alter der Antragstellerin richtet. (§ 63.) (Fortsetzung folgt.) Margarete Friederichs.

Berliner Vereinsnachrichten.

Leider mußte Fräulein Friederichs krankheitshalber ihr Amt als 1. Stellenvermittlerin niederlegen. Dafür wurde Fräulein Charlotte v. Hesse (im Vorjahr 2. Stellenvermittlerin) gewählt. Diese wird regelmäßig jeden Donnerstag abend von 7—8 Uhr in ihrer Wohnung, Berlin W 30, Habsburger Str. 13 eine Sprechstunde abhalten. Außerdem ist sie wochentäglich von 8—3 Uhr im Verein zur Verbreitung guter volkstümlicher Schriften Berlin W 35, Lützowstraße 89/90, telephonisch zu erreichen (Kurfürst 9199). Den Neuanmeldungen der Stellensuchenden (auch für Praktikantinnen) sind ein selbstgeschriebener Lebenslauf, die wichtigsten Zeugnisabschriften und 2 Mk. in Briefmarken beizufügen.

Die Sprechstunde jeden Mittwoch ½5—½6 Uhr Genthiner Str. 13 bleibt für die Vereins- und Berufsauskunft nach wie vor bestehen.

Als erste der Großberliner Gemeinden hat Charlottenburg die Gehaltsreform durchgeführt und dabei die Bibliothekssekretärinnen (neugeschaffene Stellen) den Stadtsekretären gleichgestellt. Für unsere Kolleginnen gelten folgende Gehaltssätze:

Gruppe 2b 4 Bibliothekssekretärinnen:
Anfangsgehalt 7000 Mk. — Höchstgehalt 9700 Mk.
3 Alterszulagen je 400 Mk. } nach je 2 Jahren.
6 „ „ 250 „

Gruppe 3a 5 Bibliotheksassistentinnen:
Anfangsgehalt 6600 Mk. — Höchstgehalt 8700 Mk.
3 Alterszulagen je 300 Mk. } nach je 2 Jahren.
6 „ „ 200 „

Außerdem Teuerungszulagen in beiden Gruppen:

Für Verheiratete ohne Kinder und Ledige mit eigenem Hausstand	2400 Mk.
Für Ledige ohne eigenen Hausstand	1600 „

Künftige Voraussetzung der festen Anstellung:

Das Diplomexamen und in Gruppe 2b das vollendete 26., in 3a das vollendete 25. Lebensjahr.

Nach spätestens 12jähriger Dienstzeit erfolgt in beiden Gruppen ein Aufrücken in die nächsthöhere Klasse. Es wird grundsätzlich das gleiche Gehalt für beide Geschlechter gezahlt. Die Verleihung der Pensionsberechtigung steht in Aussicht.

Die Seniorin unseres Berufs, Fräulein Bona Peiser, feiert am 1. Januar 1920 ihr 25jähriges Amtsjubiläum als Leiterin der Öffentlichen Lesehalle der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur. Als erste Frau im Bibliotheksfach hat Fräulein Peiser bahnbrechend gewirkt, und es ist ganz besonders ihrer anerkannt hervorragenden Berufstüchtigkeit zu verdanken, daß sich den Frauen dieses Arbeitsfeld erschloß. Fräulein Peiser war die erste, die das Buch- und Leserkarten-Ausleihsystem in Deutschland einführte. Zahlreiche Schülerinnen verdanken ihr ihre Ausbildung und alle nahmen von dieser Lehrzeit einen Gewinn für das Leben mit. Aus den zwanglosen monatlichen Zusammenkünften, die sie im Frauenklub 1900 veranstaltete, entstand später unsere Berufsvereinigung. Die Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen wünscht ihr noch lange Jahre segensreicher Tätigkeit. Martha Schwenke.

Das preußische Diplomexamen bestanden im Herbst 1919 die Damen Elisabeth Bütow, Edith Busse, Ilse Kraemer, Käte Krebs, Hildegard Leuschner, Gräfin Maria v. Matuschka, Margarete Möller, Margarete Papajewsky, Lisbeth Pelz, Annemarie Schroeder und Charlotte Schulze.

Nachrichten aus der Bezirksgruppe des rheinisch-westfälischen Industriebezirks.

Fräulein Helene Schött legt zum 1. 1. 20 ihr Amt als 1. Vorsitzende und als auswärtiges Ausschußmitglied des Gesamtvorstandes nieder, da sie Düsseldorf verläßt. Die Vertretung übernimmt zunächst Fräulein Franziska Dobbelmann, Düsseldorf, Cleverstraße 90.

Der geplante Bibliotheks-Fortbildungskursus muß leider verschoben werden, da die Zahl der Teilnehmerinnen infolge der Eisenbahnverhältnisse zu klein würde.

Stellenvermittlerin für den rheinisch-westfälischen Industriebezirk: Fräulein Anne Walther, Düsseldorf, Cavalleriestraße 58, II.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

1920 **Mitteilungen** Nr. 2

der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen

E. V.

Geschäftsstelle Berlin W 35, Genthiner Str. 13, I

Sprechstunden Mittwochs 4½—5½ Uhr

Verantwortliche Schriftleitung: Gertrud Glaeser-Bernewitz, Berlin-Neukölln, Berliner Straße 11
Beilage zu den „Blättern für Volksbibliotheken" (Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig)
Diese Beilage ist einzeln nicht käuflich

Zur Angestelltenversicherungsfrage.

(Schluß.)

Die Leistung der Reichsversicherung für Angestellte besteht in Ruhegeld und Hinterbliebenenrente. Ruhegeld wird nach Vollendung des 65. Lebensjahres gezahlt oder auch schon früher im Falle dauernder Arbeitsunfähigkeit infolge körperlicher Gebrechen. Den vaterlosen Kindern der weiblichen Versicherten stehen bis zum 18. Jahre Waisenrenten zu und dem erwerbsunfähigen und bedürftigen Ehemann einer weiblichen Versicherten nach deren Tode Witwerrente. (§§ 29 und 30.)

Die Wartezeit beim Ruhegehalt dauert für weibliche Versicherte 60 Pflichtbeitragsmonate, sind nur weniger auf Grund der Versicherungs**pflicht** nachgewiesen, d. h., hatte der Versicherte die Beiträge freiwillig weiter gezahlt, 90 Beitragsmonate. (§ 48.) Ebenso verhält es sich bei den Hinterbliebenenrenten. Stirbt eine Versicherte nach Ablauf der Wartezeit von 60 Beitragsmonaten vor Eintritt in den Genuß des Ruhegeldes oder einer Leibrente und besteht kein Anspruch auf Hinterbliebenenrente, so wird auf Verlangen die Hälfte der eingezahlten Versicherungsbeiträge als Abfindung ausgezahlt. (§ 60.) Dasselbe geschieht im Falle einer Heirat nach Ablauf der Wartezeit. (§ 62.) Doch ist hier auch die schon erwähnte Gewährung einer Leibrente statt der einmaligen Abfindung durch Erstattung der Beiträge möglich. Das Ruhegeld beträgt nach Ablauf von 120 Beitragsmonaten ein Viertel der in dieser Zeit entrichteten Beiträge und ein Achtel der übrigen Beiträge; zwischen 60 und 120 Beitragsmonaten beträgt das Ruhegeld bei weiblichen Versicherten ein Viertel der Beiträge der ersten 60 Monate. (§§ 55 und 56.)

Ein sehr wesentlicher Punkt ist die Einleitung eines Heilverfahrens, wenn es sich darum handelt, von einem Versicherten eine drohende Berufsunfähigkeit abzuwenden, oder wenn zu erwarten ist, daß der Empfänger eines Ruhegeldes dadurch wieder berufsfähig gemacht wird. Die Krankenhilfe der Krankenkassen wird meist nicht über 26 Krankheitswochen gewährt, und darüber hinaus gibt es bei den Krankenkassen nur noch die Unterbringung eines von Krankheit Genesenden in einem Genesungsheim für höchstens 13 Wochen nach Einstellung der Krankenhilfe. Dem gegenüber ist das nach § 36 ermöglichte Heilverfahren, das übrigens auch in der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung (durch § 1269) vorgesehen ist, ein weitgehendes Hilfsmittel der Volkshygiene.

Was nun die Frage betrifft, ob eine Weiterversicherung bei dem Ausscheiden aus versicherungspflichtiger Tätigkeit anzuraten ist, so ist diese keineswegs einfach grundsätzlich zu bejahen oder zu verneinen. Es kann nur im einzelnen Falle je nach den Umständen entschieden werden. Nur einzelne allgemeine Gesichtspunkte lassen sich für die Beurteilung hervorheben. Wenn beim Ausscheiden aus versicherungspflichtiger Tätigkeit die Wartezeit für das Ruhegeld (60 Pflichtbeitragsmonate) noch nicht erreicht ist, ist eine Weiterversicherung bis zur Erreichung der alsdann für die Wartezeit notwendigen 90 Beitragsmonate anzuraten, wenn man nicht bis zu 120 Monaten zahlen will, um der alsdann eintretenden wesentlichen Vorteile bei dem zu gewährenden Ruhegelde teilhaftig zu werden. Ob im Falle der Verhei-

ratung Abfindung oder Leibrente gewählt werden soll, wird sich nach den jeweiligen Bedürfnissen der Versicherten richten müssen. In jungen Jahren kann die Leibrente nur sehr klein ausfallen, und kann eine einmalige Zahlung im Augenblick der Verheiratung leicht nutzbringender sein. Das ist aber nur im einzelnen Falle zu entscheiden.

Margarete Friederichs.

Vereinsnachrichten.

Auf unsere Aufforderung, Vorschläge für die Einteilung nach Bezirken und die Wahl der Vertrauensleute zu machen, sind wenig Antworten eingelaufen. Wir haben daher auf der Generalversammlung eine Einteilung vorgenommen und je 2 Vertrauensleute bestimmt, so daß etwa 20 bis 30 Mitglieder auf einen Bezirk entfallen, nur Posen und Elsaß-Lothringen bilden eine Ausnahme.

Von mehreren der gewählten Kolleginnen ist bisher noch keine Antwort eingetroffen, wir nehmen aber an, daß dies als Zustimmung gilt, und führen ihre Namen mit auf. Leider haben wir aber auch Absagen erhalten. Wir bitten daher die Mitglieder der Bezirke, in denen nur eine Vertrauensfrau genannt ist, selbst eine zweite zu bestimmen und ihre Wahl an unsere Schriftführerin Frl. Therese Krimmer, Berlin NW 21, Alt-Moabit 83, zu melden.

Es wurden gewählt:

für Ost- und Westpreußen:

Clara Anspach, Danzig, Lindenstr. 7;

für Provinz Sachsen und Brandenburg:

1. Clara Bohtz, Magdeburg, Friesenstr. 11,
2. Anne-Marie Pyrkosch, Frankfurt a. O., Anger 28/29;

für Rheinland und Westfalen (soweit nicht zur Bezirksgruppe gehörig), **Hessen-Nassau und Hessen-Darmstadt:**

Dieser zu große Bezirk muß geteilt werden. Vorschläge erbeten.

Lotta Steinhaus, Bielefeld, Am Sparenberg 14;

für Schlesien:

1. Charitas Schmula, Görlitz, Jochmann-Str. 2/3,
2. Elisabeth Rohnstock, Breslau, Alexanderstr. 40a II;

für Freistaat Sachsen
(außer Ortsgruppe Dresden, also fast ausschließlich Leipzig):

1. Hildegard Michaelis, Leipzig, Gustav-Freytag-Str. 34,
2. Sidonie Schnedermann, Leipzig-Leutzsch, Kirchstr. 3,
3. Lisbeth Hammer, Leipzig, Ferdinand-Rhode-Str. 37;

für Bremen, Lübeck, Schleswig-Holstein, Pommern und Mecklenburg:

1. Bennata Otten, Lübeck, Cronsforder Allee 21,
2. Maria v. Orth, Greifswald, Karlstr.;

für Baden, Württemberg und Bayern:

Elisabeth Falk, München, Türkenstr. 98;

für Thüringen, Mitteldeutsche Kleinstaaten und Hannover:

Anna Friedemann, Göttingen, Brühlstr. 14;

für Posen:

Alice Gutknecht, Bromberg, Hofstr. 9;

für Elsaß-Lothringen:

Jeanne Knoertzer, Colmar i. E., Vauban-Str. 11.

Wir bitten alle Mitglieder, uns zu unterstützen, indem sie alle Zusendungen der Vertrauensfrauen möglichst genau beachten und beantworten.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

1920 # Mitteilungen Nr. 3
der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen
Geschäftsstelle Berlin W 35, Genthiner Str. 13, I
E. V.
Sprechstunden Mittwochs 4½—5½ Uhr

Verantwortliche Schriftleitung: Gertrud Glaeser-Bernewitz, Berlin-Neukölln, Berliner Straße 11
Beilage zu den „Blättern für Volksbibliotheken" (Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig)
Diese Beilage ist einzeln nicht käuflich

Archivarischer Ausbildungslehrgang.

Die Zunahme der Zeitungsarchive bei Reichsministerien und Landesbehörden, Universitätsinstituten, Interessenvertretungen und erwerbswirtschaftlichen Unternehmungen hat die Nachfrage nach archivarischen Hilfskräften erheblich gesteigert. Die Gewinnung von geschulten Mitarbeitern ist jedoch zur Zeit kaum möglich, da weder eine bibliothekarische noch eine wirtschaftswissenschaftliche Berufsbildung als die Fachausbildung gelten kann, die die Eigenart der in Betracht kommenden Tätigkeit und die Vielseitigkeit der Ansprüche erfordert. Dieser Sachlage Rechnung tragend, hat beispielsweise das Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft an der Universität Kiel damit begonnen, die benötigten archivarischen Hilfskräfte im eigenen Betriebe für sich auszubilden. Fräulein Dr. Oske, die als leitende Archivarin des Instituts die theoretische und praktische Ausbildung der Archivgehilfinnen geleitet hat, und die außerdem auch für Studierende der Universität Kiel Übungen über Archivwesen abhielt, beabsichtigt im Sommerhalbjahr einen Ausbildungslehrgang für archivarische Hilfsarbeiterinnen in Berlin einzurichten, der in erster Reihe für bibliothekarisch arbeitende Frauen gedacht ist. Die Stunden sollen am späten Nachmittag liegen, so daß Berufsarbeiterinnen daran teilnehmen können.

Nähere Auskunft ist zu erhalten durch Fräulein Dr. Oske, Berlin W 15, Lietzenburger Straße 33.

Aus der Ortsgruppe Dresden.

In diesen Tagen waren 2 Jahre verflossen, seit ein großer Teil der Dresdner Bibliothekarinnen beschloß, sich zu einer Ortsgruppe zu vereinigen. Da im großen und ganzen die geschäftlichen Fragen vom Hauptverein aus erledigt zu werden pflegen, entsprang der Gedanke des Zusammenschlusses zum großen Teil dem Wunsche, sich gegenseitig kennen zu lernen, aneinander anzuschließen und besonders neu in Dresden angestellten Kolleginnen mit Rat und Tat kollegial zur Seite stehen zu können. Zu diesem Zweck nahmen wir uns vor, regelmäßig einmal im Monat zusammenzukommen. Bei diesen „Abenden" sollte Gelegenheit geboten werden zur Aussprache in bibliothekarischen Angelegenheiten aller Art. Bald sahen wir ein, daß den Versammlungen ein festes Programm zugrunde liegen müsse, und seit der Zeit ist es zum Hauptzweck unserer Ortsgruppe geworden, alle die Arbeiten, die in den meist karg bemessenen Mußestunden entstehen, einander mitzuteilen, uns darüber auszusprechen und auf diese Weise anregend und zum produktiven Schaffen aufmunternd zu wirken. Daß die kleinen Vorträge und Besprechungen, die auf diese Weise entstehen, nicht immer Meisterwerke sein können, wissen wir alle; aber auch alle, die einmal aus sich herausgetreten sind, wissen, daß es Freude macht, und nicht zuletzt auf den Vortragenden selbst ungeheuer fördernd wirkt, seine Gedanken klar formen zu müssen, und dann auch Rede und Gegenrede zu hören. Besonders die Kolleginnen

aus den Volksbibliotheken nehmen regelmäßig an den Besprechungen teil. Sie, deren Dienste sich auch auf die Stunden außerhalb des Dienstes erstreckt, wenn sie halbwegs auf dem Laufenden bleiben wollen, erkennen es an, wenn an unsern Abenden ein Schriftsteller oder irgend ein Buch eingehender behandelt wird.

Da mehrere von uns irgend ein Steckenpferd reiten, ist das Programm auch ein dementsprechend buntes gewesen. Eine genealogische Arbeit in Form eines kunstgerecht zusammen- und dargestellten Stammbaumes wurde uns mitsamt ihrer Entstehungsgeschichte vorgeführt; Gottfried Keller beschäftigte uns an einem Abend; Erwin Guido Kolbenheyer wurde behandelt, auch die Shakespeare-Bacon-Frage in einer Zusammenkunft wieder hervorgeholt. Eine Kollegin las uns einen selbstverfaßten Einakter vor. Fräulein Zschunke-Pirna war einmal unser Gast und regte durch ihren Vortrag „Die Frauenbewegung im Lichte der Soziologie" zu lebhafter Debatte an.

Dazwischen fielen Besprechungen einzelner Bücher. Eine äußerst eingehende Führung durch die Plauensche Bibliothek ließ auch das rein Bibliothekarische zu seinem Rechte kommen. In den Sommermonaten unternahmen wir einige Ausflüge, die allen Teilnehmern in schöner Erinnerung bleiben werden. Der Januar dieses Jahres hat uns einen nach Form und Inhalt gleich schönen Vortrag über „die erlösende Liebe in einigen Werken Selma Lagerlöfs" gebracht.

Versprochen sind uns weitere Vorträge über Fontane und Lassalle.

Der gute Wille zu einem ersprießlichen Zusammenarbeiten ist in großem Maße vorhanden, und so sehen wir trotz mancher Enttäuschungen getrost dem neuen Vereinsjahr entgegen.

Dresden, Februar 1920. Johanna Roth.

Vereinsnachrichten.

Alle Mitglieder, die den Jahresbeitrag für 1919/20 noch nicht gezahlt haben, werden gebeten, dies umgehend zu tun, da sonst das Einziehen durch Postauftrag erfolgen muß, was eine erhebliche Mehrbelastung der Schatzmeisterin bedeutet. Der Beitrag ist auf unser Postscheckkonto Berlin Nr. 47831 einzuzahlen. Er beträgt für auswärtige Mitglieder, die keiner Ortsgruppe angehören, 3 M. für ordentliche und 2 M. für außerordentliche Mitglieder, für Groß-Berliner 5 und 4 M. Dazu kommt laut Beschluß vom 4. 10. 19 ein freiwilliger Teuerungszuschlag

bei einem Jahreseinkommen von	3600—4200	M.	3 M.
" " " bis	4800	"	6 "
" " " "	5400	"	10 "
darüber			20 "

Höhere Beiträge werden mit Dank angenommen.

Unser Mitglied Fräulein Marie Nörenberg ist zum Bibliothekar an der Stadtbücherei (bisher V. B.) Charlottenburg ernannt worden. Fräulein N. ist seit 1908 an der gleichen Bibliothek, zuletzt als Bibliothekssekretärin, angestellt. Sie studierte die Staatswissenschaften.

Das preußische Diplomexamen März 1920 bestanden die Damen Helene Cohn, Irmgard Engelke, Hertha Grothe, Liselotte Retzlaff, Charlotte Rogall, Katharina Rohdich, Lotte Steinbrecher, Asta Thümmel.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

1920 **Mitteilungen** Nr. 4

der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen

Geschäftsstelle Berlin W 35, Genthiner Str. 13, I — E. V. — Sprechstunden Mittwochs $4^1/_2 - 5^1/_2$ Uhr

Verantwortliche Schriftleitung: Gertrud Glaeser-Bernewitz, Berlin-Neukölln, Berliner Straße 11
Beilage zu den „Blättern für Volksbibliotheken" (Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig)
Diese Beilage ist einzeln nicht käuflich

Reichsverband deutscher Bibliotheksbeamten.

Am 25. Juni 1920 ist in Halle a. S. der Reichsverband deutscher Bibliotheksbeamten gegründet worden. Es waren 29 Frauen und 8 Männer zugegen, unsere Vereinigung hatte 7 Deligierte aus Berlin und 3 aus den Ortsgruppen entsandt, auch von den übrigen Teilnehmerinnen gehörten viele unserer Vereinigung an.

Wir geben zunächst einen Auszug aus der Werbeschrift des Reichsverbandes.

1. Zweck des Verbandes:
   a) Vertretung von Anträgen bei Behörden und privaten Körperschaften auf direktem Wege oder durch gewerkschaftliche Verbände,
   b) Stellenvermittlung,
   c) Berufsberatung,
   d) Auskunftserteilung.

Als die wichtigste Aufgabe des Reichsverbandes deutscher Bibliotheksbeamten tritt die Regelung der Gehaltssätze und der Amtsbezeichnungen (Revision der Besoldungsordnungen) in den Vordergrund; die Gleichberechtigung von Männern und Frauen wird angestrebt. Jedoch auch mit anderen Forderungen, mit den Fragen der Berufsvorbildung, Umgestaltung der Fachprüfungen, Regelung der Arbeits- und Urlaubszeit (Maximalarbeitswoche und Minimalurlaubszeit), Annahme und Besoldung der Praktikanten (Volontäre), Beförderung, Vertretung des Standes in dem geplanten Reichsbibliotheksrat und im Reichswirtschaftsrat, wird der Verband sich befassen.

Zur Erreichung seiner Ziele wird der Verband beanspruchen, in Zukunft vor Veröffentlichung über gesetzliche Bestimmungen, die berufliche Angelegenheiten der Mitglieder betreffen, gehört zu werden.

2. Der Verband umfaßt als Mitglieder:
   a) Beamte, Angestellte und Anwärter der deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken, der Volks- und Bildungsbibliotheken sowohl staatlichen und kommunalen als auch privaten Charakters, soweit sie die Bibliotheksdiplomprüfung abgelegt haben,
   b) alle Beamte und Angestellte ohne Diplomprüfung, die den diplomierten Beamten gleichgeordnet sind, sofern sie eine gleichwertige Vorbildung und praktische Tätigkeit, die zusammen vier Jahre umfassen muß, aufweisen können,
   c) als außerordentliche Mitglieder Praktikanten.

Das vollständige Werbeblatt ist durch die Geschäftsstelle des Reichsverbandes zu beziehen. (Anschrift: H. Bibliothekssekretär Max Romanowski, Leipzig-Thonberg, Stötteritzer Straße 77, II).

Es ist uns nahegelegt worden, unsere Vereinigung aufzulösen und in den neuen Verband aufzugehen. Der Vorstand der Vereinigung behält sich die Stellung-

nahme zu dieser, für alle bibliothekarisch arbeitenden Frauen sehr wichtigen Frage vor, da einige wichtige Punkte noch der Klärung bedürfen.

In einer, im Herbst stattfindenden Generalversammlung unserer Vereinigung soll darüber abgestimmt werden, ob wir in den Reichsverband aufgehen oder als selbständige Frauenvereinigung bestehen bleiben sollen.

Besoldungsfragen.

Die Besoldungsordnung für Reich und Staat ist durchgeführt; daß sie einer Revision bedarf, ist leider sehr bald klar geworden. Das Reich, die Länder und einzelne Kommunen haben die Einordnungsfragen in ganz verschiedener Weise gelöst, es geht aber das Streben dahin, diese wichtigen Fragen einheitlich zu regeln: es ist die Hoffnung vorhanden, daß das Reich und Preußen sich einigen werden, und auch in den Städten besteht die Neigung, sich nach den preußischen Bestimmungen zu richten. Die jetzt herrschenden, willkürlichen Zustände sind ja unhaltbar, so wurden z. B. unsere Kolleginnen in Erfurt in die Gruppe der städtischen Laternenanzünder eingereiht.

Wir geben eine kurze Übersicht über die Einordnung. Zur näheren Orientierung seien empfohlen: 1. Das preußische Besoldungsgesetz für die unmittelbaren Staatsbeamten. Berlin, Heymann 1920, 4 M. 2. Besoldungsgesetz vom 30. April 1920 (für Reichsbeamte) Berlin, Schild u. Scholle 1920, 4 M.

I. Preußen. Es wurden eingeordnet:

1. Bibliotheks-Sekretärinnen in Gruppe 7.
2. Bibliotheks-Obersekretärinnen in Gruppe 8.

NB. Preußen zahlt den weibl. Beamten nur 90% des männl. Gehaltes, doch wird eine Gleichstellung angestrebt.

II. Das Reich. Es wurden eingeordnet:

1. Bibliotheks-Assistenten in Gruppe 5.

NB. Vermutlich sind mit dieser Bezeichnung die Beamten ohne Bibliotheks-Examen gemeint, in der Praxis gibt es diese Gruppe nicht.

2. Bibliotheks-Sekretäre in Gruppe 6.

NB. Das Reich unterscheidet nicht zwischen männl. u. weibl. Beamten.

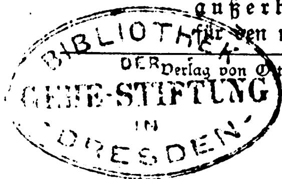
Für die Angestellten gilt der „Teiltarifvertrag für die Angestellten bei den Reichs- und den preußischen Staatsverwaltungen vom 4. Juni 1920" (Reichsdruckerei, Berlin 1920). Der Teiltarif ist zwischen den Gewerkschaften einerseits und der Reichsregierung und Preußischen Staatsregierung andrerseits abgeschlossen. Er schließt sich im allgemeinen an die Besoldungsordnung für Reich und Staat an, sieht aber eine andere Zählung der Vergütungsgruppen vor.

Es wurden eingeordnet:

1. Angestellte bei Büchereien und Archiven des Reichs mit Fachausbildung für den mittleren Bibliotheksdienst und gleichwertige Kräfte mit entsprechender Tätigkeit in Gruppe 4.
2. Dieselben in preußischen Anstalten in Gruppe 5.

NB. Eine Revision dieser ungleichen Einordnung ist im Gange.

3. Angestellte bei Büchereien, Archiven usw. Preußens mit Fachausbildung für den mittl. Bibl.-Dienst mit der Tätigkeit beamteter Bibliotheks-Obersekretäre in Gruppe 6.
4. Außerdem sind vorgesehen: für Angestellte ohne Fachausbildung mit mechanischer und einfacherer Tätigkeit Gruppe 1 und 2, für Angestellte nach mindestens 1jähriger Praktikantenzeit außerhalb der vorgeschriebenen Fachausbildung für den mittleren Bibliotheksdienst: Gruppe 3.



Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.


UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D00 028 619 U